l. ant. 278 m/3

A

<36613534020012

<36613534020012

Bayer. Staatsbibliothek

RÖMISCHE GESCHICHTE

VON

THEODOR MOMMSEN.

DRITTER BAND.

VON SULLAS TODE BIS ZUR SCHLACHT VON THAPSUS.

BERLIN,
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.
1856.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Carl Schultze in Berlin,
Neue Friedrichsstrasse 47.

OTTO JAHN

IN BONN

IN ALTER LIEBE UND TREUE.

I N H A L T.

FÜNFTES BUCH.

Die Begründung der Militärmonarchie.

KAPITEL I. Seite
Marcus Lepidus und Quintus Sertorius 3

KAPITEL II.
Die sullanische Restaurationsherrschaft 34

KAPITEL III.
Der Sturz der Oligarchie und die Herrschaft des Pompeius . . . 84

KAPITEL IV.
Pompeius und der Osten 108

KAPITEL V.
Der Parteienkampf während Pompeius Abwesenheit 149

KAPITEL VI.
Pompeius Rücktritt und die Coalition der Prätendenten 180

KAPITEL VII.
Die Unterwerfung des Westens 201

KAPITEL VIII.
Pompeius und Caesars Gesammtherrschaft 278

KAPITEL IX.
Crassus Tod. Der Bruch der Gesammtherrscher 311

KAPITEL X. Seite
Brundisium, Ilerda, Pharsalos und Thapsus 342

KAPITEL XI.
Die alte Republik und die neue Monarchie 428

KAPITEL XII.
Religion, Bildung, Litteratur und Kunst 525

FÜNFTES BUCH.

Die Begründung der Militärmonarchie.

Wie er sich sieht so um und um,
Kehrt es ihm fast den Kopf herum,
Wie er wollt' Worte zu allem finden?
Wie er möcht' so viel Schwall verbinden?
Wie er möcht' immer muthig bleiben
So fort und weiter fort zu schreiben?

Goethe.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

KAPITEL I.

Marcus Lepidus und Quintus Sertorius.

Die Oligarchie, die, als Sulla im J. 676 starb, unumschränkt den römischen Staat beherrschte, war durch Gewalt gegründet worden; sie bedurfte der Gewalt, um sich zu behaupten. Ihr entgegen stand nicht etwa eine einfache Partei mit klar ausgesprochenen Zwecken und unter bestimmt anerkannten Führern, sondern eine Masse der mannigfaltigsten Elemente, die wohl im Allgemeinen unter dem Namen der Popularpartei sich zusammenfafsten, aber doch in der That aus den verschiedenartigsten Gründen und in der verschiedenartigsten Absicht gegen die sullanische Ordnung des Gemeinwesens Opposition machten. Da waren die Männer des positiven Rechts, die Politik weder machten noch verstanden, denen aber Sullas willkürliches Schalten mit dem Leben und Eigenthum der Bürger ein Gräuel war. Noch bei Lebzeiten Sullas, während jede andere Opposition schwieg, lehnten die strengen Juristen gegen den Regenten sich auf und wurden zum Beispiel die cornelischen Gesetze, welche verschiedenen italischen Bürgerschaften das römische Bürgerrecht aberkannten, in gerichtlichen Entscheidungen als nichtig behandelt, ebenso das Bürgerrecht von den Gerichten erachtet als nicht aufgehoben durch die Kriegsgefangenschaft und den Verkauf in die Sclaverei während der Revolution. Da waren ferner die Ueberreste der alten liberalen Senatsminorität, welche in früheren Zeiten auf Concessionen an die Reformpartei und an die Italiker gedrungen hatte und jetzt in ähnlicher Weise geneigt war die starr oligarchische Verfassung Sullas durch Zugeständnisse an die Po-

pularen zu mildern. Da waren ferner die eigentlichen Popularen, die ehrlich gläubigen bornirten Radicalen, die für die Schlagwörter des Parteiprogramms Vermögen und Leben einsetzten, um nach dem Siege mit schmerzlichem Erstaunen zu erkennen, dafs sie nicht für eine Sache, sondern für eine Phrase gefochten hatten. Die tribunicische Gewalt, die Sulla zwar nicht aufgehoben, aber doch ihrer wesentlichsten Befugnisse entkleidet hatte, wirkte nur mit um so geheimnifsvollerem Zauber auf die Menge, weil das Institut ohne handgreiflichen praktischen Nutzen und in der That ein leeres Gespenst war — hat doch der Name des Volkstribuns noch über ein Jahrtausend später Rom revolutionirt. Da waren vor allem die zahlreichen und wichtigen Klassen, die die sullanische Restauration unbefriedigt gelassen oder geradezu in ihren politischen oder Privatinteressen verletzt hatte. Aus solchen Ursachen gehörte der Opposition an die dichte und wohlhabende Bevölkerung der Landschaft zwischen dem Po und den Alpen, die natürlich die Gewährung des latinischen Rechts im J. 665 (II, 230) nur als eine Abschlagszahlung auf das volle römische Bürgerrecht betrachtete und der Agitation einen willfährigen Boden gewährte. Defsgleichen die ebenfalls durch Anzahl und Reichthum einflufsreichen und durch ihre Zusammendrängung in der Hauptstadt noch besonders gefährlichen Freigelassenen, die es nicht verschmerzen konnten durch die Restauration wieder auf ihr früheres praktisch nichtiges Stimmrecht zurückgeführt worden zu sein. Defsgleichen ferner die hohe Finanz, die zwar vorsichtig sich still verhielt, aber ihren zähen Groll und ihre nicht minder zähe Macht nach wie vor sich bewahrte. Ebenso mifsvergnügt war die hauptstädtische Menge, die die wahre Freiheit im freien Brotkorn erkannte. Noch tiefere Erbitterung gährte in den von den sullanischen Confiscationen betroffenen Bürgerschaften, mochten sie nun, wie die Pompeianer, in beschränktem Besitz innerhalb desselben Mauerringes mit den sullanischen Colonisten und mit denselben in ewigem Hader leben, oder, wie zum Beispiel die Arretiner und Volaterraner, zwar noch im thatsächlichen Besitz ihrer Mark, aber unter dem Damoklesschwert der vom römischen Volke über sie verhängten Confiscation sich befinden, oder endlich, wie dies besonders in Etrurien der Fall war, als Bettler in ihren ehemaligen Wohnsitzen oder als Räuber in den Wäldern verkommen. Es war endlich in Gährung der ganze Familien- und Freigelassenenanhang derjenigen demokratischen Häupter, die in Folge der Restauration das Leben verloren hatten oder in allem Elend des Emigrantenthums

theils an den mauretanischen Küsten umherirrten, theils am Hofe und im Heere Mithradats verweilten; denn nach der von strenger Familiengeschlossenheit beherrschten politischen Gesinnung dieser Zeit galt es den Ihrigen als Ehrensache für die flüchtigen Angehörigen die Rückkehr in die Heimath, für die todten wenigstens Aufhebung der auf ihrem Andenken und auf ihren Kindern haftenden Makel auszuwirken. Vor allem die eigenen Kinder der Geächteten, die das Gesetz des Regenten zu politischen Parias herabgesetzt hatte (II, 326), hatten damit gleichsam von dem Gesetze selbst die Aufforderung empfangen, gegen die bestehende Ordnung sich zu empören. — Zu allen diesen oppositionellen Fractionen kam noch hinzu die ganze Masse der ruinirten Leute. All das vornehme und geringe Gesindel, dem im eleganten oder im banausischen Schlemmen Habe und Haltung darauf gegangen war: die adlichen Herren, an denen nichts mehr vornehm war als ihre Schulden; die sullanischen Lanzknechte, die der Machtspruch des Regenten wohl in Gutsbesitzer, aber nicht in Ackerbauer hatte umschaffen können und die nach der verprafsten ersten Erbschaft der Geächteten sich sehnten eine zweite ähnliche zu thun, — sie alle warteten nur auf die Entfaltung der Fahne, die zum Kampf gegen die bestehenden Verhältnisse einlud, mochte sonst was immer darauf geschrieben sein. Mit gleicher Nothwendigkeit schlossen alle aufstrebenden und der Popularität bedürftigen Talente der Opposition sich an, sowohl diejenigen, denen der streng geschlossene Optimatenkreis die Aufnahme oder doch das rasche Emporkommen verwehrte und die defshalb in die Phalanx gewaltsam sich einzudrängen und die Gesetze der oligarchischen Exclusivität und Anciennetät durch ihre Popularität zu brechen versuchten, als auch die gefährlicheren Männer, deren Ehrgeiz nach einem höheren Ziel strebte als die Geschicke der Welt innerhalb der collegialischen Umtriebe bestimmen zu helfen. Namentlich auf der Advokatentribüne, dem einzigen von Sulla offen gelassenen Boden gesetzlicher Opposition, ward schon bei Lebzeiten des Regenten von solchen Aspiranten mit den Waffen der formalen Jurisprudenz und der gewandten Rede lebhaft gegen die Restauration gestritten; und zum Beispiel der gewandte Sprecher Marcus Tullius Cicero (geb. 3. Jan. 648), eines Gutsbesitzers von Arpinum Sohn, machte durch seine halb vorsichtige, halb dreiste Opposition gegen den Machthaber sich rasch einen Namen. Dergleichen Bestrebungen hatten nicht viel zu bedeuten, wenn der Opponent nichts weiter begehrte als den curulischen Stuhl damit sich einzuhandeln und sodann als Befriedigter den Rest seiner Jahre auf

demselben zu versitzen. Wenn freilich einem populären Mann dieser Stuhl nicht genügen und Gaius Gracchus einen Nachfolger finden sollte, so war ein Kampf auf Tod und Leben unvermeidlich; indefs für jetzt wenigstens war dieser Platz noch unbesetzt. — Der Art war die Opposition, mit der das von Sulla eingesetzte oligarchische Regiment zu kämpfen hatte, nachdem dasselbe, früher als Sulla selbst gedacht haben mochte, durch seinen Tod auf sich selber angewiesen worden war. Die Aufgabe war an sich nicht leicht und ward noch erschwert durch die sonstigen socialen und politischen Uebelstände dieser Zeit, vor allem durch die ungemeine Schwierigkeit theils die Militärchefs in den Provinzen in Unterwürfigkeit gegen die höchste bürgerliche Obrigkeit zu erhalten, theils in der Hauptstadt die Massen des daselbst sich anhäufenden italischen und aufseritalischen Gesindels und der in Rom grofsentheils in factischer Freiheit lebenden Sclaven im Zaum zu halten, ohne Truppen zur Verfügung zu haben. Die Lage des Senats war wie die einer von allen Seiten ausgesetzten und bedrohten Festung und ernstliche Kämpfe konnten nicht ausbleiben. Aber auch die von Sulla geordneten Widerstandsmittel waren ansehnlich und nachhaltig und vor allen Dingen blieb, so lange die Opposition weder im Ziel noch im Weg einig und hauptlos in hundert Fractionen zerspellt war, die Regierung nothwendig im Vortheil. Dafs die Masse der Nation der Regierung, wie Sulla sie eingesetzt hatte, abgeneigt, ja ihr feindselig gesinnt war, liefs sich nicht verkennen; aber eben so offenbar war es der Regierung sehr wohl möglich, ihre feste Burg gegen die irre und wirre Masse noch auf lange hinaus zu behaupten. Nur freilich mufste sie auch sich behaupten wollen und wenigstens einen Funken jener Energie, die ihre Festung gebaut hatte, zu deren Vertheidigung heranbringen; denn freilich für eine Besatzung, die sich nicht wehren will, zieht der gröfste Schanzkünstler vergebens seine Mauern und Gräben.

Je mehr schliefslich alles ankam auf die Persönlichkeit der leitenden Männer auf beiden Seiten, desto übler war es, dafs es genau genommen auf beiden Seiten an Führern fehlte. Die Politik dieser Zeit ward durchaus beherrscht von dem Coteriewesen in seiner schlimmsten Gestalt. Wohl war dasselbe nichts Neues; der geschlossene Familien- und Sodalitäteneinflufs ist untrennbar von der aristokratischen Ordnung des Staats und war seit Jahrhunderten in Rom übermächtig. Aber allmächtig wurde derselbe doch erst in dieser Epoche, wie er denn auch erst in ihr (zuerst 690) durch gesetzliche Repressivmafsregeln weniger ge-

hemmt als constatirt ward. Alle Vornehmen, die popular Gesinnten nicht minder als die eigentliche Oligarchie, thaten sich in Hetärien zusammen; die Masse der Bürgerschaft, so weit sie überhaupt an den politischen Vorgängen regelmäfsig sich betheiligte, bildete gleichfalls nach den Stimmbezirken geschlossene und fast militärisch organisirte Vereine, die an den Vorstehern der Bezirke, den ‚Bezirkvertheilern' *(divisores tribuum)* ihre natürlichen Hauptleute und Mittelsmänner fanden. Feil war diesen politischen Clubs alles: die Stimme des Wählers vor allem, aber auch die des Rathmanns und des Richters, auch die Fäuste, die den Strafsenkrawall machten und die Rottenführer, die ihn lenkten — nur im Tarif unterschieden sich die Associationen der Vornehmen und der Geringen. Die Hetärie entschied die Wahlen, die Hetärie beschlofs die Anklagen, die Hetärie leitete die Vertheidigung; sie gewann den angesehenen Advokaten, sie accordirte im Nothfall wegen der Freisprechung mit einem der Speculanten, die den einträglichen Handel mit Richterstimmen im Grofsen betrieben. Die Hetärie beherrschte durch ihre geschlossenen Banden die Strafsen der Hauptstadt und damit nur zu oft den Staat. All diese Dinge geschahen nach einer gewissen Regel und so zu sagen öffentlich; das Hetärienwesen war besser geordnet und besorgt als irgend ein Zweig der Staatsverwaltung; wenn auch, wie es unter civilisirten Gaunern üblich ist, von dem verbrecherischen Treiben nach stillschweigendem Einverständnifs nicht geradezu gesprochen ward, so hatte doch Niemand dessen ein Hehl und angesehene Sachwalter scheuten sich nicht ihr Verhältnifs zu den Hetärien ihrer Clienten öffentlich und verständlich anzudeuten. Fand sich hier und da ein einzelner Mann, der diesem Treiben und nicht zugleich dem öffentlichen Leben sich entzog, so war er sicher, wie Marcus Cato, ein politischer Don Quixote. An die Stelle der Parteien und des Parteienkampfes traten die Clubs und deren Concurrenz, an die Stelle des Regiments die Intrigue. Ein mehr als zweideutiger Charakter, Publius Cethegus, einst einer der eifrigsten Marianer, später als Ueberläufer von Sulla zu Gnaden aufgenommen (II, 308), spielte in dem politischen Treiben dieser Zeit eine der einflufsreichsten Rollen, einzig als schlauer Zwischenträger und Vermittler zwischen den senatorischen Fractionen und als staatsmännischer Kenner aller Kabalengeheimnisse; zu Zeiten entschied über die Besetzung der wichtigsten Befehlshaberstellen das Wort seiner Mätresse Praecia. Eine solche Misere war eben nur möglich, wo keiner der politisch thätigen Männer sich über die Linie des Gewöhnlichen erhob; jedes aufserordentliche Talent hätte diese

Factionenwirthschaft wie Spinneweben weggefegt; aber eben an politischen und militärischen Capacitäten war der bitterste Mangel. Von dem älteren Geschlecht hatten die Bürgerkriege keinen einzigen angesehenen Mann übrig gelassen als den alten klugen redegewandten Lucius Philippus Consul 663, der, früher popular gesinnt und Führer der Capitalistenpartei gegen den Senat, dann mit den Marianern eng verknüpft, endlich zeitig genug um Dank und Lohn zu ernten übergetreten zu der siegenden Oligarchie, zwischen den Parteien durchgeschlüpft war. Unter den Männern der folgenden Generation waren die namhaftesten Häupter der reinen Aristokratie Quintus Metellus Pius Consul 674, Sullas Genosse in Gefahren und Siegen; Quintus Lutatius Catulus, Consul in Sullas Todesjahr 676, der Sohn des Siegers von Vercellae; und zwei jüngere Offiziere, die beiden Brüder Lucius und Marcus Lucullus, von denen jener in Asien, dieser in Italien mit Auszeichnung unter Sulla gefochten hatte; um zu schweigen von Optimaten wie Quintus Hortensius (640—704), der nur als Sachwalter etwas bedeutete, oder gar wie Decimus Junius Brutus (Consul 677), Mamercus Aemilius Lepidus Livianus (Consul 677) und andere solche Nullitäten, an denen der vollklingende aristokratische Name das gute Beste war. Aber auch jene vier Männer erhoben sich wenig über den Durchschnittswerth der vornehmen Adlichen dieser Zeit. Catulus war gleich seinem Vater ein feingebildeter Mann und ein ehrlicher Aristokrat, aber von mäfsigen Talenten uud namentlich kein Soldat. Metellus war nicht blofs ein persönlich achtbarer Charakter, sondern auch ein fähiger und erprobter Offizier und nicht einzig wegen seiner engen verwandtschaftlichen und collegialischen Beziehungen zu dem Regenten, sondern vor allem wegen seiner anerkannten Tüchtigkeit nach Niederlegung des Consulats im J. 675 nach Spanien gesandt worden, als dort die Lusitaner und die römischen Emigranten unter Quintus Sertorius abermals sich regten. Tüchtige Offiziere waren auch die beiden Lucullus, namentlich der ältere, der ein sehr achtbares militärisches Talent mit gründlicher litterarischer Bildung und schriftstellerischen Neigungen vereinigte und auch als Mensch ehrenwerth erschien. Allein als Staatsmänner waren doch selbst diese besseren Aristokraten nicht viel weniger schlaff und kurzsichtig als die Dutzendsenatoren der Zeit. Dem äusseren Feind gegenüber bewährten Metellus und die Luculler sich wohl als brauchbar und brav; aber keiner von ihnen bezeigte Lust und Geschick die eigentlich politischen Aufgaben zu lösen und das Staatsschiff durch die bewegte See der

Intriguen und Parteiungen als rechter Steuermann zu lenken. Ihre politische Weisheit beschränkte sich darauf aufrichtig zu glauben an die alleinseligmachende Oligarchie und die Demagogie wie jede sich emancipirende Einzelgewalt herzlich zu hassen und muthig zu verwünschen. Ihr kleiner Ehrgeiz nahm mit Wenigem vorlieb. Was von Metellus in Spanien erzählt wird, dafs er nicht blofs die wenig harmonische Leier der spanischen Gelegenheitspoeten sich gefallen, sondern sogar wo er hinkam sich gleich einem Gotte mit Weinspenden und Weihrauchduft empfangen und bei Tafel von niederschwebenden Victorien unter Theaterdonner das Haupt mit dem goldenen Siegeslorbeer sich kränzen liefs, ist nicht besser beglaubigt als die meisten geschichtlichen Anekdoten; aber nichts desto weniger spiegelt sich darin der heruntergekommene Ehrgeiz der Epigonengeschlechter. Selbst die Besseren waren befriedigt, wenn nicht Macht und Einflufs, sondern das Consulat und der Triumph und im Rath ein Ehrenplatz errungen war. Es ist nicht ungewöhnlich, dafs, wer solches erlangt hat, von der politischen Bühne zurücktritt und in fürstlichem Luxus untergeht. Waren doch selbst Männer wie Metellus und Lucius Lucullus schon als Feldherren nicht weniger bedacht auf die Erweiterung des römischen Gebietes als auf die der endlosen Wildprett-, Geflügel- und Dessertliste der römischen Gastronomie durch neue afrikanische und kleinasiatische Delicatessen; auch sie verdarben den besten Theil ihres Lebens in mehr oder minder geistreichem Müfsiggang. Das traditionelle Geschick und die individuelle Resignation, auf denen alles oligarchische Regiment beruht, waren der verfallenen und künstlich wieder hergestellten römischen Oligarchie dieser Zeit abhanden gekommen; der Aristokratie dieser Zeit galt durchgängig ihr Cliquengeist als Patriotismus, ihre Eitelkeit als Ehrgeiz, ihre Bornirtheit als Consequenz. Wäre die sullanische Verfassung der Obhut von Männern anvertraut worden, wie sie wohl im römischen Cardinalscollegium und im venezianischen Rath der Zehn gesessen haben, so ist es nicht zu sagen, ob die Opposition so rasch vermocht haben würde sie zu gefährden; mit solchen Vertheidigern war allerdings jeder Angriff eine ernste Gefahr.

Unter den Männern, die weder unbedingte Anfänger noch offene Gegner der sullanischen Verfassung waren, zog keiner mehr die Augen der Menge auf sich als der junge bei Sullas Tode neunundzwanzigjährige Gnaeus Pompeius (geb. 29. Sept. 648). Es war das ein Unglück für den Bewunderten wie für die Bewunderer; aber es war natürlich. Gesund an Leib und Seele, ein tüchtiger

Turner, der noch als Oberoffizier mit seinen Soldaten um die Wette sprang, lief und hob, ein kräftiger und gewandter Reiter und Fechter, ein kecker Freischaarenführer, war der Jüngling in einem Alter, das ihn noch von jedem Amt und vom Senat ausschloſs, Imperator und Triumphator geworden und hatte nächst Sulla den ersten Platz in der öffentlichen Meinung, ja von dem läſslichen halb anerkennenden halb ironischen Regenten selbst den Beinamen des Groſsen sich erworben. Zum Unglück entsprach seine geistige Begabung diesen unerhörten Erfolgen schlechterdings nicht. Er war kein böser und kein unfähiger, aber ein durchaus gewöhnlicher Mensch, das Ideal eines civilisirten Unteroffiziers. Ein einsichtiger, tapferer und erfahrener, durchaus ein vorzüglicher Soldat war er doch auch als Militär ohne eine Spur höherer Begabung; als Feldherr wie überhaupt ist es ihm eigen mit einer an Aengstlichkeit grenzenden Vorsicht zu Werke zu gehen und wo möglich den entscheidenden Schlag erst dann zu führen, wenn die ungeheuerste Ueberlegenheit über den Gegner hergestellt ist. Seine Bildung ist die Dutzendbildung der Zeit; obwohl durch und durch Soldat, versäumte er es dennoch nicht, als er nach Rhodos kam, die dortigen Redekünstler pflichtmäſsig zu bewundern und zu beschenken. Seine Rechtschaffenheit war die des reichen Mannes, der mit seinem beträchtlichen ererbten und erworbenen Vermögen verständig Haus hält; er verschmähte es nicht in der üblichen senatorischen Weise Geld zu machen, aber er war zu kalt und zu reich um deſswegen sich in besondere Gefahren zu begeben und hervorragende Schande sich aufzuladen. Die unter seinen Zeitgenossen im Schwange gehende Lasterhaftigkeit hat mehr als seine eigene Tugend ihm den — relativ allerdings wohl gerechtfertigten — Ruhm der Tüchtigkeit und Uneigennützigkeit verschafft. Sein ‚ehrliches Gesicht' ward fast sprichwörtlich und noch nach seinem Tode galt er als ein würdiger und sittlicher Mann; in der That zeigte er im Familienleben Anhänglichkeit an Frau und Kinder und es gereicht ihm zur Ehre, daſs er zuerst von der barbarischen Sitte abging die gefangenen feindlichen Könige und Feldherren nach ihrer Aufführung im Triumph hinrichten zu lassen. Aber das hielt ihn nicht ab, wenn sein Herr und Meister Sulla befahl, sich von der geliebten Frau zu scheiden, weil sie einem verfehmten Geschlecht angehörte, und auf desselben Gebieters Wink Männer, die ihm in schwerer Zeit hülfreich beigestanden hatten, mit groſser Seelenruhe vor seinen Augen hinrichten zu lassen (II, 319); er war nicht grausam, wie man ihm vor-

warf, aber, was vielleicht schlimmer ist, kalt und im Guten wie im Bösen ohne Leidenschaft. Im Schlachtgetümmel sah er dem Feinde das Weifse im Auge; im bürgerlichen Leben war er ein schüchterner Mann, dem bei der geringsten Veranlassung das Blut in die Wangen stieg und der nicht ohne Verlegenheit öffentlich sprach, überhaupt eckig, steif und ungelenk im Verkehr war. Bei all seinem hoffärtigen Eigensinn war er, wie ja in der Regel diejenigen es sind, die mit ihrer Selbstständigkeit renommiren, ein lenksames Werkzeug in der Hand derjenigen, die ihn zu nehmen verstanden, namentlich seiner Freigelassenen und Clienten, von denen er nicht fürchtete beherrscht zu werden. Zu nichts war er minder geschaffen als zum Staatsmann. Unklar über sein Ziel, ungewandt in der Wahl seiner Mittel, im Kleinen wie im Grofsen kurzsichtig und rathlos pflegte er seine Unschlüssigkeit und Unsicherheit unter feierlichem Schweigen zu verbergen und wenn er täuschen wollte, nur mit dem Glauben Andere zu täuschen sich selber zu betrügen. Durch seine militärische Stellung und seine landsmannschaftlichen Beziehungen fiel ihm fast ohne sein Zuthun eine ansehnliche ihm persönlich ergebene Partei zu, mit der sich die gröfsten Dinge hätten durchführen lassen; allein Pompeius war in jeder Beziehung unfähig eine Partei zu leiten und zusammenzuhalten und wenn sie dennoch zusammenhielt, so geschah dies gleichfalls ohne sein Zuthun durch das blofse Schwergewicht der Verhältnisse. Hierin wie in anderen Dingen erinnert er an Marius; aber Marius ist mit seinem bauerhaft rohen, sinnlich leidenschaftlichen Wesen doch noch minder unerträglich als dieser langweiligste und steifleinenste aller nachgemachten grofsen Männer. Seine politische Stellung war durchaus schief. Er war sullanischer Offizier und Anhänger der bestehenden Verfassung, und doch auch wieder in der Opposition gegen Sulla persönlich wie gegen das ganze senatorische Regiment. Das Geschlecht der Pompeier, das erst seit etwa sechzig Jahren in den Consularverzeichnissen genannt ward, galt in den Augen der Aristokratie noch keineswegs als voll; auch hatte der Vater dieses Pompeius gegen den Senat eine sehr gehässige halbe Opposition gemacht (II, 251. 297) und er selbst einst in den Reihen der Cinnaner gestanden (II, 308) — Erinnerungen, die wohl verschwiegen, aber nicht vergessen wurden. Die eminente Stellung, die Pompeius unter Sulla sich erwarb, entzweite ihn innerlich ebenso sehr mit der Aristokratie, wie sie ihn äufserlich mit derselben verflocht. Schwachköpfig wie er war, ward Pompeius auf der so bedenklich rasch und leicht erklom-

menen Ruhmeshöhe vom Schwindel ergriffen. Gleich als wolle er seine dürr prosaische Natur durch die Parallele mit der poetischsten aller Heldengestalten selber verhöhnen, fing er an sich mit Alexander dem Grofsen zu vergleichen und sich für einen einzigen Mann zu halten, dem es nicht gezieme blofs einer von den fünfhundert römischen Rathsherren zu sein. In der That war Niemand mehr geschaffen in ein aristokratisches Regiment als Glied sich einfügen zu lassen als er. Pompeius würdevolles Aeufsere, seine feierliche Förmlichkeit, seine persönliche Tapferkeit, sein ehrbares Privatleben, sein Mangel an aller Initiative hätten ihm, wäre er zweihundert Jahre früher geboren worden, neben Manius Curius und Quintus Maximus einen ehrenvollen Platz gewinnen mögen; zu der Wahlverwandtschaft, die zwischen Pompeius und der Masse der Bürgerschaft wie des Senats zu allen Zeiten bestand, hat diese echt optimatische und echt römische Mediocrität nicht am wenigsten beigetragen. Auch in seiner Zeit noch hätte es eine klare und ansehnliche Stellung für ihn gegeben, wofern er damit sich genügen liefs der Feldherr des Rathes zu sein, zu dem er von Haus aus bestimmt war. Es genügte ihm nicht, und so gerieth er in die verhängnifsvolle Lage, etwas anderes sein zu wollen als er sein konnte. Beständig trachtete er nach einer Sonderstellung im Staat, und wenn sie sich darbot, konnte er sich nicht entschliefsen sie einzunehmen; mit tiefer Erbitterung nahm er es auf, wenn Personen und Gesetze nicht unbedingt vor ihm sich beugten und doch trat er selbst mit nicht blofs affectirter Bescheidenheit überall auf als einer von vielen Gleichberechtigten und zitterte vor dem blofsen Gedanken etwas Verfassungswidriges zu beginnen. Also beständig in gründlicher Spannung mit und doch zugleich der gehorsame Diener der Oligarchie, beständig gepeinigt von einem Ehrgeiz, der vor seinem eigenen Ziele erschrickt, verflofs ihm in ewigem inneren Widerspruch freudelos sein vielbewegtes Leben.

Ebenso wenig als Pompeius kann Marcus Crassus zu den unbedingten Anhängern der Oligarchie gezählt werden. Er ist eine für diese Epoche ungemein charakteristische Figur. Wie Pompeius, dem er im Alter um wenige Jahre voranging, gehörte auch er zu dem Kreise der hohen römischen Aristokratie, hatte die gewöhnliche standesmäfsige Bildung erhalten und gleich Pompeius unter Sulla im italischen Kriege mit Auszeichnnng gefochten. An geistiger Begabung, litterarischer Bildung und militärischem Talent weit zurückstehend hinter vielen seines Gleichen, überflügelte er sie durch seine grenzenlose Rührigkeit und durch

die Beharrlichkeit, mit der er rang alles zu besitzen und alles zu bedeuten. Vor allen Dingen warf er sich in die Speculation. Güterkäufe während der Revolution begründeten sein Vermögen; aber er verschmähte keinen Erwerbszweig: er betrieb das Baugeschäft in der Hauptstadt ebenso grofsartig wie vorsichtig; er ging mit seinen Freigelassenen bei den mannigfaltigsten Unternehmungen in Compagnie; er machte in und aufser Rom, selbst oder durch seine Leute, den Banquier; er schofs seinen Collegen im Senat Geld vor und unternahm es für ihre Rechnung wie es fiel Arbeiten auszuführen oder Richtercollegien zu bestechen. Wählerisch im Profitmachen war er eben nicht. Schon bei den sullanischen Aechtungen war ihm eine Fälschung in den Listen nachgewiesen worden, wefshalb Sulla sich von da an in Staatsgeschäften seiner nicht weiter bedient hatte; die Erbschaft nahm er darum nicht weniger, weil die Testamentsurkunde, in der sein Name stand, notorisch gefälscht war; er hatte nichts dagegen, wenn seine Meier die kleinen Anlieger ihres Herrn von ihren Ländereien gewaltsam oder heimlich verdrängten. Uebrigens vermied er offene Collisionen mit der Criminaljustiz und lebte als echter Geldmann selbst bürgerlich und einfach. Auf diesem Wege ward Crassus binnen wenig Jahren aus einem Mann von gewöhnlichem senatorischen der Herr eines Vermögens, das nicht lange vor seinem Tode nach Bestreitung ungeheurer aufserordentlicher Ausgaben sich noch auf 170 Mill. Sesterzen (12 Mill. Thlr.) belief: er war der reichste Römer geworden und damit zugleich eine politische Gröfse. Wenn nach seiner Aeufserung Niemand sich reich nennen durfte, der nicht aus seinen Zinsen ein Kriegsheer zu unterhalten vermochte, so war, wer dies vermochte, kaum noch ein blofser Bürger. In der That war Crassus Blick auf ein höheres Ziel gerichtet als auf den Besitz der gefülltesten Geldkiste in Rom. Er liefs es sich keine Mühe verdriefsen seine Verbindungen auszudehnen. Jeden Bürger der Hauptstadt wufste er beim Namen zu grüfsen. Keinem Bittenden versagte er seinen Beistand vor Gericht. Zwar die Natur hatte nicht viel für ihn als Sprecher gethan: seine Rede war trocken, der Vortrag eintönig, er hörte schwer; aber sein zäher Sinn, den keine Langeweile abschreckte, wie kein Genufs ihn anzog, überwand die Hindernisse. Nie erschien er unvorbereitet, nie extemporirte er und so ward er ein allzeit gesuchter und allzeit fertiger Anwalt, dem es keinen Eintrag that, dafs ihm nicht leicht eine Sache zu schlecht war und dafs er nicht blofs durch sein Wort, sondern auch durch seine Verbindungen und vorkommenden

Falls durch sein Gold auf die Richter einzuwirken verstand. Der halbe Rath war ihm verschuldet; seine Gewohnheit, den ‚Freunden‘ Geld ohne Zinsen auf beliebige Rückforderung vorzuschiessen, machte eine Menge einflufsreicher Männer von ihm abhängig, um so mehr da er als echter Geschäftsmann keinen Unterschied unter den Parteien machte, überall Verbindungen unterhielt und bereitwillig jedem borgte, der zahlungsfähig oder sonst brauchbar war. Die verwegensten Parteiführer, die rücksichtslos nach allen Seiten hin ihre Angriffe richteten, hüteten sich gegen Crassus aufzutreten; man verglich ihn dem Stier der Heerde, den zu reizen für keinen räthlich war. Dafs ein solcher und so gestellter Mann nicht nach niedrigen Zielen streben konnte, leuchtet ein; und, anders als Pompeius, wufste Crassus genau wie ein Banquier, worauf und womit er politisch speculirte. Seit Rom stand, war daselbst das Capital eine politische Macht; die Zeit war von der Art, dafs dem Golde wie dem Eisen alles zugänglich schien. Wenn in der Revolutionszeit eine Capitalistenaristokratie daran hatte denken mögen die Oligarchie der Geschlechter zu stürzen, so durfte auch ein Mann wie Crassus die Blicke höher erheben als zu den Ruthenbündeln und dem gestickten Mantel der Triumphatoren. Augenblicklich war er Sullaner und Anhänger des Senats; allein er war viel zu sehr Finanzmann, um einer bestimmten politischen Partei sich zu eigen zu geben und etwas anderes zu verfolgen als seinen persönlichen Vortheil. Warum sollte Crassus, der reichste und der intriganteste Mann in Rom und kein scharrender Geizhals, sondern ein Speculant im gröfsten Mafsstab, nicht speculiren auch auf die Krone? Vielleicht vermochte er allein es nicht dies Ziel zu erreichen; aber er hatte ja schon manches grofsartige Gesellschaftsgeschäft gemacht; es war nicht unmöglich, dafs auch hiefür ein passender Theilnehmer sich darbot. Es gehört zur Signatur der Zeit, dafs ein mittelmäfsiger Redner und Offizier, ein Politiker, der seine Rührigkeit für Energie, seine Begehrlichkeit für Ehrgeiz hielt, der im Grunde nichts hatte als ein colossales Vermögen und das kaufmännische Talent Verbindungen anzuknüpfen — dafs ein solcher Mann, gestützt auf die Allmacht der Coterien und Intriguen, den ersten Feldherren und Staatsmännern der Zeit sich ebenbürtig achten und mit ihnen um den höchsten Preis ringen durfte, der dem politischen Ehrgeiz winkt.

In der eigentlichen Opposition, sowohl unter den liberalen Conservativen als unter den Popularen, hatten die Stürme der Revolution mit erschreckender Gründlichkeit aufgeräumt. Unter

jenen war der einzig übriggebliebene namhafte Mann Gaius Cotta (630 — c. 681), der Freund und Bundesgenosse des Drusus und deſswegen im J. 663 verbannt (II, 219), sodann durch Sullas Sieg zurückgeführt in die Heimath; er war ein kluger Mann und ein tüchtiger Anwalt, aber weder durch das Gewicht seiner Partei noch durch das seiner Persönlichkeit zu mehr berufen als zu einer achtbaren Nebenrolle. In der demokratischen Partei zog unter dem jungen Nachwuchs der zweiundzwanzigjährige Gaius Julius Caesar (geb. 12. Juli 654) von Freund und Feind die Blicke auf sich. Seine Verschwägerung mit Marius und Cinna — seines Vaters Schwester war Marius Gemahlin gewesen, er selbst mit Cinnas Tochter vermählt —; die muthige Weigerung des kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglings nach dem Befehl des Dictators gleich Pompeius seiner jungen Gemahlin den Scheidebrief zuzusenden; sein keckes Beharren auf dem ihm von Marius zugetheilten, von Sulla aber wieder aberkannten Priesteramt; seine Irrfahrten während der ihm drohenden und mühsam durch Fürbitte seiner Verwandten abgewandten Aechtung; seine Tapferkeit in den Gefechten vor Mytilene und in Kilikien, die dem zärtlich erzogenen und fast weibisch stutzerhaften Knaben Niemand zugetraut hatte; selbst die Warnungen Sullas vor dem ‚Knaben im Unterrock', in dem mehr als ein Marius stecke — alles dies waren eben so viele Empfehlungen in den Augen der demokratischen Partei. Indeſs an Caesar konnten doch nur Hoffnungen für die Zukunft sich knüpfen; die Demokratie brauchte Männer, die durch ihr Alter und ihre Stellung im Staat berufen waren der Zügel der Partei und des Staats sich zu bemächtigen. Allein die ehemaligen Führer waren alle gefallen oder geächtet. Der einzige angesehene Mann, der offen auftrat als Vertreter der unterdrückten Volksfreiheit, Marcus Aemilius Lepidus, war ein Lückenbüſser, ein Ueberläufer aus dem Lager der Sullaner, der aus mehr als zweideutigen Beweggründen die Farbe gewechselt hatte. Einst ein eifriger Optimat und stark betheiligt bei den über die Güter der Geächteten angestellten Auctionen hatte er als Statthalter von Sicilien die Provinz so arg geplündert, daſs ihm eine Anklage drohte, und, um dieser zu entgehen, sich in die Opposition geworfen. Es war ein Gewinn von zweifelhaftem Werthe. Zwar ein bekannter Name, ein vornehmer Mann, ein hitziger Redner auf dem Markt war damit der Opposition erworben, aber Lepidus war ein unbedeutender und unbesonnener Kopf, der weder im Rathe noch im Felde verdiente an der Spitze zu stehen. Nichts desto weniger hieſs die Oppo-

sition ihn willkommen; und dem neuen Demokratenführer gelang es nicht blofs seine Ankläger von der Fortsetzung des gegen ihn begonnenen Angriffs abzuschrecken, sondern auch seine Wahl zum Consul für 676 durchzusetzen, wobei übrigens aufser seinen in Sicilien erprefsten Schätzen auch Pompeius albernes Bestreben bei dieser Gelegenheit Sulla und den reinen Sullanern zu zeigen was er vermöge, ihm förderlich war. Da also, als Sulla starb, die Opposition an Lepidus wieder ein Haupt gefunden hatte und da dieser ihr Führer der höchste Beamte des Staats geworden war, so konnten baldige Bewegungen nicht wohl ausbleiben.

Schon früher aber als die Demokraten in der Hauptstadt hatten sich in Spanien die demokratischen Emigranten wieder geregt. Die Seele dieser Bewegung war Quintus Sertorius. Dieser vorzügliche Mann, geboren in Nursia im Sabinerland, war von Haus aus zart und selbst weich organisirt — die fast schwärmerische Liebe für seine Mutter Raia zeigt es — und zugleich von der ritterlichsten Tapferkeit, wie die aus dem kimbrischen, dem spanischen und dem italischen Krieg heimgebrachten ehrenvollen Narben bewiesen. Obwohl als Redner gänzlich ungeschult, erregte er durch den natürlichen Flufs und die treffende Sicherheit seiner Rede die Bewunderung der gelernten Sachwalter. Sein ungemeines militärisches und staatsmännisches Talent hatte er namentlich in dem von den Demokraten so über die Mafsen elend und kopflos geführten Revolutionskrieg Gelegenheit gefunden in glänzendem Contrast zu beweisen; anerkannter Mafsen war er der einzige demokratische Offizier, der den Krieg vorzubereiten und zu leiten verstand und der einzige demokratische Staatsmann, der dem gedankenlosen Treiben und Wüthen seiner Partei mit staatsmännischer Energie entgegentrat. Seine spanischen Soldaten nannten ihn den neuen Hannibal und nicht blofs defswegen, weil er gleich diesem im Krieg ein Auge eingebüfst hatte. Er erinnert in der That an den grofsen Phoenikier durch seine ebenso verschlagene als muthige Kriegführung, sein seltenes Talent den Krieg durch den Krieg zu organisiren, seine Gewandtheit fremde Nationen in sein Interesse zu ziehen und seinen Zwecken dienstbar zu machen, seine Besonnenheit im Glück und Unglück, seine erfinderische Raschheit in der Benutzung seiner Siege wie nach erlittenen Unfällen. Man darf zweifeln, ob irgend ein römischer Staatsmann der früheren oder der gegenwärtigen Zeit an allseitigem Talent mit Sertorius sich vergleichen läfst. Nachdem er vor Sullas Feldherren aus Spanien hatte weichen müssen (II, 319), hatte er

an den spanischen und afrikanischen Küsten ein unstetes Abenteurerleben geführt, bald im Bunde bald im Kriege mit den auch hier einheimischen kilikischen Piraten und den Chefs der schweifenden Stämme Libyens. Selbst hierhin verfolgte ihn die siegreiche römische Restauration. Als er Tingis (Tanger) belagerte, war dem Fürsten der Stadt zu Hülfe aus dem römischen Africa ein Corps unter Pacciaecus erschienen; aber Pacciaecus ward von Sertorius völlig geschlagen und Tingis genommen. Auf das weithin erschallende Gerücht von solchen Kriegsthaten des römischen Flüchtlings sandten die Lusitaner, die trotz ihrer angeblichen Unterwerfung unter die römische Oberhoheit thatsächlich ihre Unabhängigkeit behaupteten und jährlich mit den Statthaltern des jenseitigen Spaniens fochten, Botschaft an Sertorius nach Africa, um ihn zu sich einzuladen und ihm das Feldherrnamt über die lusitanische Miliz zu übertragen. Sertorius, der zwanzig Jahre zuvor unter Titus Didius in Spanien gedient hatte und die Hülfsquellen des Landes kannte, beschlofs der Einladung Folge zu leisten und schiffte mit Zurücklassung eines kleinen Postens an der mauretanischen Küste nach Spanien sich ein (um 674). Die Meerenge die Spanien und Africa scheidet, war besetzt durch ein römisches von Cotta geführtes Geschwader; sich durchzuschleichen war nicht möglich; so schlug Sertorius sich durch und gelangte glücklich zu den Lusitanern. Es waren nicht mehr als zwanzig lusitanische Gemeinden, die sich unter seine Befehle stellten und auch von ‚Römern' musterte er nur 2600 Mann, von denen ein guter Theil Uebergetretene aus dem Heer des Pacciaecus oder römisch bewaffnete Africaner waren. Sertorius erkannte es, dafs alles darauf ankam den losen Guerillaschwärmen einen festen Kern römisch organisirter und disciplinirter Truppen zu geben; er verstärkte zu diesem Ende seine mitgebrachte Schaar durch Aushebung von 4000 Fufssoldaten und 700 Reitern und rückte mit dieser einen Legion und den Schwärmen der spanischen Freiwilligen gegen die Römer vor. Am Baetis traf er auf den Statthalter des jenseitigen Spaniens Lucius Fufidius, der durch seine unbedingte und bei den Aechtungen erprobte Hingebung an Sulla vom Unteroffizier zum Proprätor aufgerückt war; hier ward er völlig geschlagen; 2000 Römer deckten die Wahlstatt. Eilige Boten beriefen den Statthalter der benachbarten Ebroprovinz Marcus Domitius Calvinus um dem weiteren Vordringen der Sertorianer ein Ziel zu setzen und bald erschien (675) auch der erprobte Feldherr Quintus Metellus, den Sulla sandte, um den unbrauchbaren Fufidius im südlichen Spanien

abzulösen. Aber es gelang doch nicht des Aufstandes Herr zu werden. In der Ebroprovinz wurde von Sertorius Unterfeldherrn, dem Quaestor Lucius Hirtuleius nicht bloſs Calvinus Heer vernichtet und er selbst getödtet, sondern auch Lucius Mallius, der Statthalter des jenseitigen Galliens, der seinem Collegen zu Hülfe mit drei Legionen die Pyrenäen überschritten, von demselben tapfern Führer vollständig geschlagen. Mühsam rettete Mallius sich mit weniger Mannschaft nach Ilerda (Lerida) und von da in seine Provinz, auf welchem Marsch er noch durch einen Ueberfall der aquitanischen Völkerschaften sein ganzes Gepäck einbüſste. Im jenseitigen Spanien drang zwar Metellus in das lusitanische Gebiet ein; allein es gelang Sertorius während der Belagerung von Longobriga (unweit der Tajomündung) eine Abtheilung unter Aquinus in einen Hinterhalt zu locken und dadurch Metellus selbst zur Aufhebung der Belagerung und zur Räumung des lusitanischen Gebietes zu zwingen. Sertorius folgte ihm, schlug am Anas (Guadiana) das Corps des Thorius und that dem feindlichen Oberfeldherrn selbst unsäglichen Abbruch im kleinen Kriege. Metellus, ein methodischer und etwas schwerfälliger Taktiker, war in Verzweiflung über diesen Gegner, der die Entscheidungsschlacht beharrlich verweigerte, aber Zufuhr und Communicationen ihm abschnitt und beständig ihn von allen Seiten umschwärmte. — Diese ungemeinen Erfolge, die Sertorius in beiden spanischen Provinzen erfocht, waren um so bedeutsamer, als sie nicht bloſs durch die Waffen errungen wurden und nicht bloſs militärischer Natur waren. Die Emigrirten als solche waren nicht furchtbar; auch an einzelnen Erfolgen der Lusitaner unter diesem oder jenem fremden Führer war wenig gelegen. Aber mit dem sichersten politischen und patriotischen Tact trat Sertorius, sowie er irgend es vermochte, statt als Condottier der gegen Rom empörten Lusitaner auf als römischer Feldherr und Statthalter von Spanien*. Er fing an aus den Häuptern der Emigration einen Senat zu bilden, der bis auf dreihundert Mitglieder steigen und in römischen Formen die Geschäfte leiten und die Beamten ernennen sollte. Er betrachtete sein Heer als ein römisches und besetzte die Offizierstellen ohne Ausnahme mit Römern. Den Spaniern gegenüber war er der Statthalter, der kraft seines Amtes Mannschaft und sonstige Unterstützung von ihnen ein-

* Wenigstens die Grundzüge dieser Organisationen müssen in die Jahre 674. 675. 676 fallen, wenn gleich die Ausführung ohne Zweifel zum guten Theil erst den späteren Jahren angehört.

mahnte; aber freilich ein Statthalter, der statt des gewohnten despotischen Regiments bemüht war die Provinzialen an Rom und persönlich an sich zu fesseln. Sein ritterliches Wesen machte ihm das Eingehen auf die spanische Weise leicht; nach der auch hier wie bei den Kelten und den Deutschen bestehenden kriegerischen Sitte der Gefolgschaft schworen Tausende der edelsten Spanier zu ihrem mit Begeisterung geliebten römischen Feldherrn treu bis zum Tode zu stehen, und Sertorius fand in diesen Spaniern zuverlässigere Waffengefährten als in seinen Landsleuten und Parteigenossen. Er verschmähte es nicht auch den Aberglauben der roheren spanischen Völkerschaften für sich nutzbar zu machen und seine kriegerischen Pläne als Befehle der Diana durch die weifse Hindin der Göttin sich zutragen zu lassen. Durchaus führte er ein gerechtes und gelindes Regiment. Seine Truppen mufsten, wenigstens so weit sein Auge und sein Arm reichten, die strengste Mannszucht halten; so mild er im Allgemeinen im Strafen war, so unerbittlich erwies er sich bei jedem von seinen Leuten auf befreundetem Gebiet verübten Frevel. Aber auch auf dauernde Erleichterung der Lage der Provinzialen war er bedacht; er setzte die Tribute herab und wies die Soldaten an sich für den Winter Baracken zu erbauen, wodurch die drückende Last der Einquartierung wegfiel und damit eine Quelle unsäglicher Uebelstände und Quälereien verstopft ward. Für die Kinder der vornehmen Spanier ward in Osca (Huesca) eine Academie errichtet, in der sie den in Rom gewöhnlichen höheren Jugendunterricht empfingen, römisch und griechisch reden und die Toga tragen lernten — eine merkwürdige Mafsregel, die keineswegs blofs den Zweck hatte von den Verbündeten die in Spanien nun einmal unvermeidlichen Geifseln in möglichst schonender Form zu nehmen, sondern vor allem eine Steigerung war des grofsen Gedankens des Gaius Gracchus und der demokratischen Partei die Provinzen allmählich zu romanisiren. Es war der erste Anfang dazu die Romanisirung nicht durch Ausrottung der alten Bewohner und Ersetzung derselben durch italische Emigranten zu bewerkstelligen, sondern durch die Latinisirung der Provinzialen selbst. Die Optimaten in Rom spotteten über den elenden Emigranten, den Ausreifser aus der italischen Armee, den letzten von der Räuberbande des Carbo; der dürftige Hohn fiel auf sie selber zurück. Man rechnete die Massen, die gegen Sertorius ins Feld geführt worden waren, mit Einschlufs des spanischen Landsturms auf 120000 Mann zu Fufs, 2000 Bogenschützen und Schleuderer und 6000 Reiter. Gegen diese ungeheure

2*

Uebermacht hatte Sertorius nicht blofs sich in einer Kette von glücklichen Gefechten und Siegen behauptet, sondern auch den gröfsten Theil Spaniens in seine Gewalt gebracht. In der jenseitigen Provinz war Metellus beschränkt auf die unmittelbar von seinen Truppen besetzten Gebietstheile; hier hatten alle Völkerschaften, die es konnten, Partei für Sertorius ergriffen. In der diesseitigen gab es nach den Siegen des Hirtuleius kein römisches Heer mehr. Sertorianische Emissäre durchstreiften das ganze gallische Gebiet; schon fingen auch hier die Völkerschaften an sich zu regen und zusammengerottete Haufen bedrohten die Alpenpässe. Die See endlich gehörte ebenso sehr den Insurgenten als der legitimen Regierung, da die Verbündeten jener, die Corsaren, in den spanischen Gewässern fast ebenso mächtig waren wie die römischen Kriegsschiffe. Auf dem Vorgebirge der Diana (Iviça gegenüber zwischen Valencia und Cartagena) richtete Sertorius ihnen eine feste Station ein, wo sie theils den römischen Schiffen auflauerten die den römischen Seestädten und dem Heer ihren Bedarf zuführten, theils den Insurgenten die Waaren abnahmen oder lieferten, theils ihren Verkehr mit Italien und Kleinasien vermittelten. Dafs diese allzeit fertigen Vermittler von der lohenden Brandstätte überall hin die Funken trugen, war in hohem Grade besorgnifserregend, zumal in einer Zeit, wo überall im römischen Staat so viel Brennstoff aufgehäuft war.

In diese Verhältnisse hinein traf Sullas plötzlicher Tod (676). So lange der Mann lebte, auf dessen Stimme ein geübtes und zuverlässiges Veteranenheer jeden Augenblick sich zu erheben bereit war, mochte die Oligarchie den fast, wie es schien, entschiedenen Verlust der spanischen Provinzen an die Emigranten, so wie die Wahl des Führers der Opposition daheim zum höchsten Beamten des Reichs allenfalls als vorübergehende Mifsgeschicke ertragen und, freilich in ihrer kurzsichtigen Art, aber doch nicht ganz mit Unrecht, darauf sich verlassen, dafs entweder die Opposition nicht wagen werde zum offenen Kampfe zu schreiten oder dafs, wenn sie es wage, der zweimalige Erretter der Oligarchie zum drittenmale dieselbe herstellen werde. Jetzt war der Stand der Dinge ein anderer geworden. Die demokratischen Heifssporne in der Hauptstadt, längst ungeduldig über das endlose Zögern und angefeuert durch die glänzenden Botschaften aus Spanien, drängten zum Losschlagen; Lepidus selbst ging darauf ein mit dem ganzen Eifer des Renegaten nnd mit der ihm persönlich eigenen Leichtfertigkeit. Einen Augenblick schien es, als solle

an der Fackel, die den Scheiterhaufen des Regenten entflammte, auch der Bürgerkrieg sich entzünden; indefs Pompeius Einflufs und die Stimmung der sullanischen Veteranen bestimmten die Opposition das Leichenbegängnifs des Regenten ruhig vorübergehen zu lassen. Allein nur um so offener traf man sodann die Einleitung zur abermaligen Revolution. Täglich hallte der Markt der Hauptstadt wieder von Anklagen gegen den ‚karrikirten Romulus‘ und seine Schergen. Der Umsturz der sullanischen Verfassung, die Wiedereinsetzung der Volkstribunen in den vorigen Stand, die Zurückführung der gesetzwidrig Verbannten, die Rückgabe der confiscirten Ländereien wurden von Lepidus und seinen Anhängern offen als das Ziel ihrer Bestrebungen bezeichnet. Mit den Geächteten wurden Verbindungen angeknüpft; Marcus Perpenna, in der cinnanischen Zeit Statthalter von Sicilien (II, 318), fand sich ein in der Hauptstadt. Die Söhne der sullanischen Hochverräther, auf denen die Restaurationsgesetze mit unerträglichem Drucke lasteten, und überhaupt die namhafteren marianisch gesinnten Männer wurden zum Beitritt aufgefordert; nicht wenige, wie der junge Lucius Cinna, schlossen sich an; andere folgten dem Beispiele Gaius Caesars, der zwar auf die Nachricht von Sullas Tode und Lepidus Plänen aus Asien heimgekehrt war, aber nachdem er den Charakter des Führers und der Bewegung genauer kennen gelernt hatte, vorsichtig sich zurückzog. Unter den expropriirten etrurischen Grundeigenthümern ward eine bald weit sich verzweigende Veschwörung gegen die neue Ordnung der Dinge angezettelt. In der Hauptstadt ward auf Lepidus Rechnung in den Weinhäusern und den Bordellen gezecht und geworben. Alles dies geschah unter den Augen der Regierung. — Der Consul Catulus und die verständigeren Optimaten drangen auf entschiedenes Einschreiten, allein die schlaffe Senatsmajorität konnte sich nicht entschliefsen den unvermeidlichen Kampf zn beginnen. Man begnügte sich die beiden Consuln eidlich zu verpflichten die Waffen nicht gegen einander zu kehren und sie zu veranlassen rasch in die ihnen angewiesenen Provinzen abzugehen. Es war nicht möglich kopfloser zu verfahren; um vor dem Strafsenlärm Ruhe zu haben gab man dem Empörer ein Heer. Lepidus verliefs die Hauptstadt, aber statt in das narbonensische Gallien sich zu begeben, wie er sollte, machte er unterwegs in Etrurien Halt* und rüstete daselbst zum Kampfe, höh-

* Vermuthlich geschah dies unter dem Vorwand, dafs die sullanische

nisch erklärend, dafs der geleistete Eid nur für das laufende Jahr ihn binde. Jetzt setzte der Senat die Orakelmaschine in Bewegung, um ihn zur Rückkehr zu bestimmen und übertrug ihm die Leitung der bevorstehenden Consulwahlen; allein Lepidus wich aus und während die Boten defswegen kamen und gingen und über Vergleichsvorschläge verhandelt ward, schwoll seine Mannschaft zu einem Heer an. Endlich im Anfang des Jahrs 677 erging an Lepidus der bestimmte Befehl des Senats ungesäumt zurückzukehren; trotzig weigerte sich der Proconsul und forderte seinerseits die Erneuerung der ehemaligen tribunicischen Gewalt und die Wiedereinsetzung der gewaltthätig Vertriebenen in ihr Bürgerrecht und ihr Eigenthum, überdies für sich die Wiederwahl zum Consul für das laufende Jahr, das heifst die Tyrannis in gesetzlicher Form. Damit war der Krieg erklärt. Die Senatspartei konnte aufser auf die sullanischen Veteranen, deren bürgerliche Existenz durch Lepidus bedroht ward, zählen auf das dem Catulus für seine Provinz bewilligte und noch in Italien stehende Heer. Auf die dringenden Mahnungen der Einsichtigeren, namentlich des Philippus, ward die Vertheidigung der Hauptstadt und die Abwehr der in Etrurien stehenden Hauptmacht der Demokratenpartei vom Senat dem Proconsul Catulus übertragen, während Gnaeus Pompeius mit einem andern Haufen ausrückte, um seinem ehemaligen Schützling das Pothal zu entreifsen, das dessen Unterbefehlshaber Marcus Brutus besetzt hielt. Während Pompeius rasch seinen Auftrag vollzog und den feindlichen Feldherrn eng in Mutina einschlofs, erschien Lepidus vor der Hauptstadt, um wie einst Marius sie mit stürmender Hand für die Revolution zu erobern. Das rechte Tiberufer gerieth ganz in seine Gewalt und er konnte sogar den Flufs überschreiten; auf dem Marsfelde, hart unter den Mauern der Stadt ward die entscheidende Schlacht geschlagen. Allein in derselben siegte Catulus; Lepidus mufste zurückweichen nach Etrurien, während eine andere Abtheilung unter Lepidus Sohn Scipio sich in die Festung Alba warf. Damit war der Aufstand im Wesentlichen zu Ende. Mutina ergab sich an Pompeius; Brutus wurde trotz des ihm zugestandenen sicheren Geleits nachträglich auf Befehl des Pompeius getödtet. Ebenso ward Alba nach langer Belagerung durch Hunger bezwungen und der Führer gleichfalls hingerichtet. Lepidus, durch Catulus und Pompeius von zwei Seiten gedrängt, lieferte am etrurischen Ge-

Verfassung dem Consul verbiete während seines Amtsjahres Italien zu verlassen.

stade noch ein Treffen, nur um den Rückzug sich zu erfechten und schiffte sodann in den Hafen Cosa nach Sardinien sich ein, von wo aus er der Hauptstadt die Zufuhr abzuschneiden und mit den spanischen Insurgenten in Verbindung zu treten hoffte. Allein der Statthalter der Insel leistete ihm kräftigen Widerstand und er selbst starb nicht lange nach seiner Landung an der Schwindsucht (677), womit in Sardinien der Krieg zu Ende war. Ein Theil seiner Soldaten verlief sich; der gewesene Prätor Marcus Perpenna begab sich mit starker Mannschaft und voller Kasse nach Ligurien und von da nach Spanien zu den Sertorianern.

Ueber Lepidus also hatte die Oligarchie gesiegt; dagegen sah sie sich durch die gefährliche Wendung des sertorianischen Krieges zu Zugeständnissen genöthigt, die den Buchstaben wie den Geist der sullanischen Verfassung verletzten. Es war schlechterdings nothwendig ein starkes Heer und einen fähigen Feldherrn nach Spanien zu senden; und Pompeius gab sehr deutlich zu verstehen, dafs er diesen Auftrag wünsche oder vielmehr fordere. Die Zumuthung war stark. Es war schon übel genug, dafs man diesen geheimen Gegner in dem Drange der lepidianischen Revolution wieder zu einem aufserordentlichen Commando hatte gelangen lassen; aber noch viel bedenklicher war es mit Beseitigung aller von Sulla aufgestellten Regeln der Beamtenhierarchie einem Manne, der noch kein Amt bekleidet hatte, eine der mächtigsten ordentlichen Provinzialstatthalterschaften in der Art zu übertragen, dafs an die Niederlegung derselben in der gesetzlichen Jahresfrist nicht zu denken war. Die Oligarchie hatte somit, auch abgesehen von der ihrem Feldherrn Metellus schuldigen Rücksicht, alle Ursache diesem neuen Versuch des ehrgeizigen Jünglings seine Sonderstellung zu verewigen allen Ernstes sich zu widersetzen; allein leicht war dies nicht. Zunächst fehlte es ihr durchaus an einem für den schwierigen spanischen Feldherrnposten geeigneten Mann. Keiner der Consuln des Jahres bezeigte Lust sich mit Sertorius zu messen und man musste es hinnehmen, was Lucius Philippus in voller Rathversammlung sagte, dafs unter allen angesehenen Senatoren nicht einer fähig und willig sei in einem ernsthaften Kriege zu commandiren. Vielleicht hätte man dennoch hierüber sich hinweggesetzt und nach Oligarchenart, da man keinen fähigen Candidaten hatte, die Stelle mit irgend einem Lückenbüfser ausgefüllt, wenn Pompeius den Befehl blofs gewünscht und nicht ihn an der Spitze einer Armee gefordert hätte. Catulus Weisungen das Herr zu entlassen hatte er bereits überhört; es war mindestens zweifelhaft, ob die des Senats eine bessere Auf-

nahme finden würden, und die Folgen eines Bruchs konnte Niemand berechnen — gar leicht konnte die Schale der Aristokratie emporschnellen, wenn in die entgegengesetzte das Schwert eines bekannten Generals fiel. So entschlofs sich die Majorität zur Nachgiebigkeit. Nicht vom Volke, das hier, wo es um die Bekleidung eines Privatmanns mit der höchsten Amtsgewalt sich handelte, verfassungsmässig hätte befragt werden müssen, sondern vom Senate empfing Pompeius die proconsularische Gewalt und den Oberbefehl im diesseitigen Spanien und ging, vierzig Tage nach dessen Empfang, im Sommer 677 über die Alpen.

Zunächst fand der neue Feldherr im Keltenland zu thun, wo zwar eine förmliche Insurrection nicht ausgebrochen, aber doch an mehreren Orten die Ruhe ernstlich gestört worden war; in Folge dessen Pompeius den Cantons der Volker-Arekomiker und der Helvier ihre Selbstständigkeit entzog und sie unter Massalia legte. Auch ward von ihm durch Anlegung einer neuen Alpenstrafse über den cottischen Berg (Mont Genèvre I, 400) eine kürzere Verbindung zwischen dem Pothal und dem Keltenlande hergestellt. Ueber diese Arbeit verflofs die gute Jahreszeit; erst spät im Herbst überschritt Pompeius die Pyrenäen. — Sertorius hatte inzwischen nicht gefeiert. Er hatte Hirtuleius in die jenseitige Provinz entsandt um Metellus in Schach zu halten und war selbst bemüht seinen vollständigen Sieg in der diesseitigen Provinz zu verfolgen und sich auf Pompeius Empfang vorzubereiten. Die einzelnen keltiberischen Städte, die hier noch zu Rom hielten, wurden angegriffen und eine nach der andern bezwungen; zuletzt schon mitten im Winter war das feste Contrebia (südöstlich von Saragossa) gefallen. Vergeblich hatten die bedrängten Städte Boten über Boten an Pompeius gesandt; er liefs sich durch keine Bitten aus seinem gewohnten Geleise langsamen Vorschreitens bringen. Mit Ausnahme der Seestädte, die durch die römische Flotte vertheidigt wurden, und der Districte der Indigeten und Laletaner im nordöstlichen Winkel Spaniens, wo Pompeius, als er endlich die Pyrenäen überschritten, sich festsetzte und seine ungeübten Truppen, um sie an die Strapazen zu gewöhnen, den Winter hindurch bivouakiren liefs, war am Ende des J. 677 das ganze diesseitige Spanien durch Vertrag oder Gewalt von Sertorius abhängig geworden und die Landschaft am oberen und mittleren Ebro blieb seitdem die festeste Stütze seiner Macht. Selbst die Besorgnifs, die das frische römische Heer und der gefeierte Name des Feldherrn in der Insurgentenarmee

hervorrief, hatte für dieselbe heilsame Folgen. Marcus Perpenna, der bis dahin als Sertorius im Range gleich auf ein selbstständiges Commando über die von ihm aus Ligurien mitgebrachte Mannschaft Anspruch gemacht hatte, wurde auf die Nachricht von Pompeius Eintreffen in Spanien von seinen Soldaten genöthigt sich unter die Befehle seines fähigeren Collegen zu stellen. Für den Feldzug des J. 678 verwandte Sertorius gegen Metellus wieder das Corps des Hirtuleius, während Perpenna mit einem starken Heer am unteren Laufe des Ebro sich aufstellte, um Pompeius, wenn er, Metellus die Hand zu reichen, in südlicher Richtung und, der Verpflegung seiner Truppen wegen an der Küste entlang, marschiren würde, den Uebergang über den Ebro zu wehren. Zu Perpennas Unterstützung diente zunächst das Corps des Gaius Herennius, sodann weiter landeinwärts Sertorius selbst, der am oberen Ebro vorläufig die Unterwerfung einzelner römisch gesinnter Districte nachholte und zugleich sich dort bereit hielt nach den Umständen Perpenna oder Hirtuleius zu Hülfe zu eilen. Auch diesmal war seine Absicht jeder Hauptschlacht auszuweichen und den Feind durch kleine Kämpfe und Abschneiden der Zufuhr aufzureiben. Indefs Pompeius erzwang nicht blofs gegen Perpenna den Uebergang über den Ebro, sondern schlug auch bei Valentia (Valencia) den Herennius vollständig aufs Haupt und bemächtigte sich dieser wichtigen Stadt. Es war Zeit, dafs Sertorius selber erschien und die Ueberlegenheit seiner Truppenzahl und seines Genies gegen die gröfsere Tüchtigkeit der römischen Soldaten in die Wagschale warf. Um die Stadt Lauro (am Xucar südlich von Valencia), die sich für Pompeius erklärt hatte und defshalb von Sertorius belagert ward, concentrirte der Kampf sich längere Zeit. Pompeius strengte sich aufs Aeufserste an sie zu entsetzen; allein nachdem vorher ihm mehrere Abtheilungen einzeln überfallen und zusammengehauen worden waren, sah sich der grofse Kriegsmann, eben da er die Sertorianer umzingelt zu haben meinte und schon die Belagerten eingeladen hatte dem Abfangen der Belagerungsarmee zuzuschauen, plötzlich vollständig ausmanövrirt und mufste, um nicht selber umzingelt zu werden, der Einnahme und Einäscherung der verbündeten Stadt und der Abführung der Einwohner nach Lusitanien von seinem Lager aus zuschauen — ein Ereignifs, das eine Reihe schwankend gewordener Städte im mittleren und östlichen Spanien wieder an Sertorius festzuhalten bestimmte. Glücklicher focht inzwischen Metellus. In einem heftigen Treffen bei Italica (unweit Sevilla), das Hirtuleius unvorsichtig gewagt hatte und in dem beide Feld-

herren persönlich ins Handgemenge kamen, Hirtuleius auch verwundet ward, schlug er diesen und zwang ihn das eigentlich römische Gebiet zu räumen und sich nach Lusitanien zu werfen. Dieser Sieg gestattete Metellus im nächsten Feldzug (679) den Marsch nach dem diesseitigen Spanien anzutreten, um in der Gegend von Valentia mit Pompeius sich zu vereinigen und mit ihm gemeinschaftlich der feindlichen Hauptarmee die Schlacht anzubieten. Zwar warf sich Hirtuleius mit einem eiligst zusammengerafften Heer bei Segovia ihm in den Weg; allein er ward nicht blofs geschlagen, sondern auch selbst mit seinem Bruder getödtet — ein unersetzlicher Verlust für die Sertorianer. Die Vereinigung der beiden römischen Feldherren war danach nicht länger zu hindern; aber während Metellus gegen Valentia heranzog, eilte Pompeius, um die Scharte von Lauro auszuwetzen und die gehofften Lorbeeren wo möglich allein zu gewinnen, dem feindlichen Hauptheer die Schlacht zu liefern. Mit Freuden ergriff Sertorius die Gelegenheit mit dem Feinde zu schlagen, bevor Metellus eintraf und Hirtuleius Tod ruchtbar ward. Am Flusse Sucro (Xucar) trafen die Heere aufeinander; nach heftigem Gefecht ward Pompeius auf dem rechten Flügel geschlagen und selbst schwer verwundet vom Schlachtfelde weggetragen; zwar siegte Afranius mit dem linken und nahm das Lager der Sertorianer, allein während der Plünderung von Sertorius überrascht ward auch er gezwungen zu weichen. Hätte Sertorius am folgenden Tage die Schlacht zu erneuern vermocht, Pompeius Heer wäre vielleicht vernichtet worden. Allein inzwischen war Metellus herangekommen, hatte das gegen ihn aufgestellte Corps des Perpenna niedergerannt und dessen Lager genommen; es war nicht möglich die Schlacht gegen beide Heere zugleich aufzunehmen. Die Vereinigung der beiden Armeen, die danach nicht länger zu verbergende Gewifsheit, dafs die hirtuleische Armee nicht mehr war, das plötzliche Stocken nach dem Sieg verbreiteten Schrecken unter den Sertorianern und wie es bei spanischen Heeren nicht selten vorkam, verlief in Folge dieses Umschwungs der Dinge sich der gröfste Theil der sertorianischen Soldaten. Indefs die Entmuthigung verflog so rasch wie sie gekommen war; die weifse Hindin, die die militärischen Plane des Feldherrn bei der Menge vertrat, war bald populärer als je; in kurzer Zeit trat in der gleichen Gegend, südlich von Saguntum (Murviedro), das fest an Rom hielt, Sertorius mit einer neuen Armee den Römern entgegen, während die sertorianischen Kaper den Römern die Zufuhr von der Seeseite erschwerten und bereits im römischen Lager der Mangel sich

bemerklich machte. Es kam abermals zur Schlacht in den Ebenen des Turiaflusses (Guadalaviar), und lange schwankte der Kampf. Pompeius mit der Reiterei ward von Sertorius geschlagen und sein tapferer Schwager und Quästor Gaius Memmius getödtet; dagegen überwand Metellus den Perpenna und schlug den gegen ihn gerichteten Angriff der feindlichen Hauptarmee siegreich zurück, wobei er selbst im tapfern Kampf eine Wunde empfing. Abermals zerstreute sich hierauf das sertorianische Heer. — Römischer Seits durfte man mit den Erfolgen dieses Feldzugs zufrieden sein. Das südliche und mittlere Spanien war in Folge der Vernichtung der birtuleischen Armee und der Schlachten am Xucar und Guadalaviar vom Feinde befreit und durch die Besetzung der keltiberischen Städte Segobriga (zwischen Toledo und Cuenca) und Bilbilis (bei Calatayud) durch Metellus dauernd gesichert. Der Kampf concentrirte sich fortan am oberen und mittleren Ebro, wo Calagurris, Osca, Ilerda und an der Küste Tarraco die Hauptwaffenplätze der Sertorianer wurden. Obwohl beide römische Feldherren sich wacker geschlagen hatten, so war es doch wesentlich nicht Pompeius, sondern Metellus, dem man das Errungene verdankte.

Einen Augenblick konnte man in Rom der Hoffnung sich hingeben dem Ziele nah zu sein. Die sertorianische Armee war verschwunden; die römischen Truppen drangen tief in das Binnenland ein und belagerten den Feldherrn selbst in der Festung Clunia am obern Duero. Allein während sie vergeblich diese Felsenburg umstanden, sammelten die Contingente der insurgirten Gemeinden sich abermals; Sertorius entschlüpfte aus der Festung und stand doch wieder als Feldherr an der Spitze einer Armee, als das ereignifsreiche Jahr 679 zu Ende ging. Abermals mufsten die Römer die Winterquartiere beziehen mit der trostlosen Aussicht auf die unendliche Erneuerung der sisypheischen Kriegsarbeit. Allein es war nicht möglich dieselben in dem von Freund und Feind entsetzlich verheerten unteren Ebrothal zu wählen; Pompeius nahm sie in dem Gebiet der Vaccaeer (um Valladolid), Metellus gar in Gallien. Verstärkt durch zwei frische aus Italien nachgesandte Legionen begannen die beiden Feldherren im Frühjahre 680 abermals ihre Operationen. Schlachten wurden eigentlich nicht mehr geliefert; Sertorius beschränkte sich durchaus auf den Guerilla- und Belagerungskrieg. Metellus unterwarf im südlichen Spanien die noch mit Sertorius haltenden Ortschaften und führte, um die Quelle der Aufstände zu verstopfen, überall die gesammte männliche Bevölkerung mit sich

fort. Einen schwereren Stand hatte Pompeius in der Ebroprovinz; Pallantia (Palencia oberhalb Valladolid), das er belagerte, ward von Sertorius entsetzt; ebenso ward er vor Calagurris (Calahorra am oberen Ebro) von Sertorius geschlagen und genöthigt diese Gegenden zu verlassen. obwohl sich Metellus zur Belagerung dieser Stadt mit ihm vereinigt hatte. In ähnlicher Weise ward, nachdem Metellus in seiner Provinz, Pompeius in Gallien überwintert hatte, der Feldzug 681 geführt; doch gewann Pompeius in diesem Jahr nachhaltigere Erfolge und bestimmte eine beträchtliche Anzahl Gemeinden von der Insurrection zurückzutreten.

Acht Jahre währte also der sertorianische Krieg und noch war weder hüben noch drüben ein Ende abzusehen. Unbeschreiblich litt unter demselben der Staat. Die Blüthe der italischen Jugend ging in den aufreibenden Strapazen des spanischen Krieges zu Grunde. Die öffentlichen Kassen entbehrten nicht blofs die spanischen Einnahmen, sondern hatten auch für die Besoldung und Verpflegung der spanischen Heere jährlich sehr ansehnliche Summen nach Spanien zu senden, die man kaum aufzubringen wufste. Dafs Spanien verödete und verarmte, und die so schön daselbst sich entfaltende römische Civilisation einen schweren Stofs erhielt, versteht sich von selbst, zumal bei einem so erbittert geführten und nur zu oft die Vernichtung ganzer Gemeinden veranlassenden Insurrectionskrieg. Selbst die Städte, die zu der in Rom herrschenden Partei hielten, hatten unsägliche Noth zu erdulden; die an der Küste gelegenen mufsten durch die römische Flotte mit dem Nothwendigen versehen werden und die Lage der treuen binnenländischen Gemeinden war beinahe verzweifelt. Fast nicht weniger litt die gallische Landschaft, theils durch die Requisitionen an Zuzug zu Fufs und zu Pferde, an Getreide und Geld, theils durch die drückende Last der Winterquartiere, die in Folge der Mifsernte 680 sich ins Unerträgliche steigerte; fast alle Gemeindekassen waren genöthigt zu den römischen Banquiers ihre Zuflucht zu nehmen und eine erdrückende Schuldenlast sich aufzubürden. Feldherren und Soldaten führten den Krieg mit Widerwillen. Die Feldherren waren getroffen auf einen an Talent weit überlegenen Gegner, auf einen langweilig zähen Widerstand, auf einen Krieg sehr ernsthafter Gefahren und schwer erfochtener wenig glänzender Erfolge; es ward behauptet, dafs Pompeius damit umgehe sich aus Spanien abberufen und irgend anderswo ein erwünschteres Commando sich übertragen zu lassen. Die Soldaten waren gleichfalls wenig erbaut von einem

Feldzug, in dem es nicht allein weiter nichts zu holen gab als harte Schläge und werthlose Beute, sondern auch ihr Sold ihnen höchst unregelmäfsig gezahlt ward; Pompeius berichtete im Winter 680/1 an den Senat, dafs seit zwei Jahren der Sold im Rückstand sei und das Heer sich aufzulösen drohe, wenn der Senat nicht Rath schaffe; worauf denn endlich die benöthigten Summen kamen. Einen ansehnlichen Theil dieser Uebelstände hätte die römische Regierung allerdings zu beseitigen vermocht, wenn sie es über sich hätte gewinnen können den spanischen Krieg mit minderer Schlaffheit, um nicht zu sagen mit besserem Willen zu führen. In der Hauptsache aber war es weder ihre Schuld noch die Schuld der Feldherren, dafs ein so überlegenes Genie, wie Sertorius war, auf einem für den Insurrections- und Corsarenkrieg so überaus günstigen Boden aller numerischen Ueberlegenheit zum Trotz den kleinen Krieg Jahre und Jahre fortzuführen vermochte. Ein Ende war hier so wenig abzusehen, dafs vielmehr die sertorianische Insurrection sich mit andern gleichzeitigen Aufständen verschlingen und dadurch ihre Gefährlichkeit steigern zu wollen schien. Eben damals ward auf allen Meeren mit den Flibustierflotten, ward in Italien mit den aufständischen Sclaven, in Makedonien mit den Völkerschaften an der unteren Donau, in Kleinasien abermals mit König Mithradates gefochten. Ob Sertorius mit den italischen und makedonischen Feinden Roms Verbindungen angeknüpft hat, läfst sich nicht bestimmt sagen, obwohl er allerdings mit den Marianern in Italien in beständigem Verkehr stand; mit den Piraten hatte er schon früher offenes Bündnifs gemacht und mit dem pontischen König, mit welchem er längst durch Vermittelung der an dessen Hof verweilenden römischen Emigranten Einverständnisse unterhalten hatte, schlofs er jetzt einen förmlichen Allianztractat, in dem Sertorius dem König die kleinasiatischen Clientelstaaten, nicht aber die römische Provinz Asia abtrat, überdies ihm einen zum Führer seiner Truppen geeigneten Offizier und eine Anzahl Soldaten zu senden versprach, der König dagegen ihm 40 Schiffe uud 3000 Talente (5 Mill. Thlr.) zu überweisen sich anheischig machte. Schon erinnerten die klugen Politiker in der Hauptstadt an die Zeit, als Italien sich durch Philippos und durch Hannibal von Osten und Westen aus bedroht sah; der neue Hannibal, meinte man, könne, nachdem er wie sein Vorfahr Spanien durch sich selbst bezwungen, eben wie dieser mit den Streitkräften Spaniens in Italien und gar leicht früher als Pompeius dort eintreffen, um, wie einst

der Phönikier, die Etrusker und Samniten gegen Rom unter die Waffen zu rufen.

Indefs dieser Vergleich war doch mehr witzig als richtig. Sertorius war bei weitem nicht stark genug um das Riesenunternehmen Hannibals zu erneuern; er war verloren, wenn er Spanien verliefs, an dessen Landes- und Volkseigenthümlichkeit all seine Erfolge hingen, und auch hier mehr und mehr genöthigt der Offensive zu entsagen. Sein bewundernswerthes Führergeschick konnte die Beschaffenheit seiner Truppen nicht ändern; der spanische Landsturm blieb, was er war, unzuverlässig wie die Welle und der Wind, bald in Massen bis zu 150000 Köpfen versammelt, bald wieder bis auf eine Handvoll Leute sich verlaufend; in gleicher Weise blieben die römischen Emigranten unbotmäfsig, hoffärtig und eigensinnig. Die Waffengattungen, die längeres Zusammenhalten der Corps erfordern, wie namentlich die Reiterei, waren natürlich im sertorianischen Heer sehr schwach vertreten. Seine fähigsten Offiziere und den Kern seiner Veteranen rieb der Krieg allmählich auf und auch die zuverlässigsten Gemeinden fingen an, ermüdet von der Plackerei durch die Römer und der Mifshandlung durch die sertorianischen Offiziere, Zeichen der Ungeduld und der schwankenden Treue zu geben. Es ist bemerkenswerth, dafs Sertorius, auch darin Hannibal gleich, niemals über die Hoffnungslosigkeit seiner Stellung sich getäuscht hat; er liefs keine Gelegenheit vorübergehen, um einen Vergleich herbeizuführen und war jeden Augenblick bereit gegen die Zusicherung in seiner Heimath friedlich leben zu dürfen, seinen Commandostab niederzulegen. Allein die politische Orthodoxie weifs nichts von Vergleich und Versöhnung. Sertorius durfte nicht rückwärts, nicht seitwärts; unvermeidlich mufste er weiter auf der einmal betretenen Bahn, wie sie auch schmaler und schwindelnder ward. Wie Hannibals wurden auch seine kriegerischen Erfolge nothwendig immer geringer; man fing an sein militärisches Talent in Zweifel zu ziehen: er sei nicht mehr der alte, hiefs es, er verbringe den Tag beim Schmaus oder beim Becher und verschleudere die Gelder wie die Stunden. Die Zahl der Ausreifser, der abfallenden Gemeinden mehrte sich. Bald kamen Pläne der römischen Emigranten gegen das Leben des Feldherrn bei diesem zur Anzeige; sie klangen glaublich genug, wo so manche Offiziere, namentlich Perpenna nur widerwillig sich unter den Oberbefehl des Sertorius gefügt hatten und seit langem von den römischen Statthaltern dem Mörder des feindlichen Oberfeldherrn Amnestie und ein hohes Blutgeld ausgelobt

war. Sertorius entzog auf diese Inzichten hin die Hut seiner Person den römischen Soldaten und gab sie erlesenen Spaniern. Gegen die Verdächtigen selbst schritt er mit furchtbarer, aber nothwendiger Strenge ein und verurtheilte, ohne wie sonst Rathmänner zuzuziehen, verschiedene Angeschuldigte zum Tode; den Freunden, hiefs es in den Kreisen der Mifsvergnügten, sei er gefährlicher als den Feinden. Bald ward eine zweite Verschwörung entdeckt, die ihren Sitz in seinem eigenen Stabe hatte; wer zur Anzeige gebracht ward, mufste flüchtig werden oder bluten, aber nicht alle wurden verrathen und die übrigen Verschworenen, unter ihnen vor allem Perpenna, fanden hierin nur einen neuen Antrieb sich zu eilen. In Osca ward auf Perpennas Veranstaltung dem Feldherrn ein glänzender Sieg berichtet, den seine Truppen erfochten. Bei der zur Feier dieses Sieges von Perpenna veranstalteten festlichen Mahlzeit erschien auch Sertorius, begleitet, wie er pflegte, von seinem spanischen Gefolge. Gegen den sonstigen Brauch im sertorianischen Hauptquartier ward das Fest bald zum Bacchanal; wüste Reden flogen über den Tisch und es schien, als wenn einige der Gäste Gelegenheit suchten einen Wortwechsel zu beginnen; Sertorius warf sich auf seinem Lager zurück und schien den Lärm überhören zu wollen. Da klirrte eine Trinkschale auf den Boden: Perpenna gab das verabredete Zeichen. Marcus Antonius, der neben Sertorius lag, führte den ersten Streich gegen ihn und da dieser sich umwandte und sich aufzurichten versuchte, stürzte er sich über ihn und hielt ihn nieder, bis die übrigen Tischgäste, sämmtlich Theilnehmer der Verschwörung, sich auf die Ringenden warfen und den wehrlosen an beiden Armen festgehaltenen Feldherrn erstachen (682). Mit ihm starben seine treuen Begleiter. So endigte einer der gröfsten, wo nicht der gröfste Mann, den Rom bisher hervorgebracht, ein Mann, der unter glücklicheren Umständen vielleicht der Regenerator seines Vaterlandes geworden sein würde, durch den Verrath der elenden Emigrantenbande, die er gegen die Heimath zu führen verdammt war. Die Geschichte liebt die Coriolane nicht; auch mit diesem hochherzigsten, genialsten, bedauernswerthesten unter allen hat sie keine Ausnahme gemacht.

Die Erbschaft des Gemordeten dachten die Mörder zu thun. Nach Sertorius Tode machte Perpenna als der höchste unter den römischen Offizieren der spanischen Armee Ansprüche auf den Oberbefehl. Man fügte sich, aber mifstrauend und widerstrebend. Wie man auch gegen Sertorius bei seinen Lebzeiten gemurrt hatte, der Tod setzte den Helden wieder in sein Recht ein und

gewaltig brauste der Unwille der Soldaten auf, als bei der Publication seines Testaments unter den Namen der Erben auch der des Perpenna verlesen ward. Ein Theil der Soldaten, namentlich die lusitanischen, verliefen sich und auch die zurückgebliebenen beschlich die Ahnung, dafs mit Sertorius Tode der Geist und das Glück von ihnen gewichen sei. Bei der ersten Begegnung mit Pompeius wurden denn auch die elend geführten und muthlosen Insurgentenhaufen vollständig zersprengt und unter anderen Offizieren auch Perpenna gefangen eingebracht. Durch die Auslieferung der Correspondenz des Sertorius, die zahlreiche angesehene Männer in Italien compromittirt haben würde, suchte der Elende sich das Leben zu erkaufen; indefs Pompeius befahl die Papiere ungelesen zu verbrennen und überantwortete ihn so wie die übrigen Insurgentenchefs dem Scharfrichter. Die entkommenen Emigranten verliefen sich und gingen gröfstentheils in die mauretanischen Wüsten oder zu den Piraten. Einem Theil derselben eröffnete bald darauf das plotische Gesetz, das namentlich der junge Caesar eifrig unterstützte, die Rückkehr in die Heimath; diejenigen aber von ihnen, die an dem Morde des Sertorius theilgenommen hatten, starben mit Ausnahme eines einzigen sämmtlich eines gewaltsamen Todes. Osca und überhaupt die meisten Städte, die im diesseitigen Spanien noch zu Sertorius gehalten hatten, öffneten dem Pompeius jetzt freiwillig ihre Thore; nur Uxama (Osma), Clunia und Calagurris mufsten mit den Waffen bezwungen werden. Die beiden Provinzen wurden neu geordnet; in der jenseitigen erhöhte Metellus den schuldigsten Gemeinden die Jahrestribute; in der diesseitigen schaltete Pompeius lohnend und strafend, wie zum Beispiel Calagurris seine Selbstständigkeit verlor und unter Osca gelegt ward. Einen Haufen sertorianischer Soldaten, der in den Pyrenäen sich zusammengefunden hatte, bewog Pompeius zur Unterwerfung und siedelte ihn nordwärts der Pyrenäen bei Lugudunum (St. Bertrand im Dep. Haute-Garonne) als die Gemeinde der ‚Zusammengelaufenen' (*convenae)* an. Auf der Pafshöhe der Pyrenäen wurden die römischen Siegeszeichen errichtet; am Ende des Jahres 683 zogen Metellus und Pompeius mit ihren Heeren durch die Strafsen der Hauptstadt, um den Dank der Nation für die Besiegung der Spanier dem Vater Jovis auf dem Capitol darzubringen. Noch über das Grab hinaus schien Sullas Glück mit seiner Schöpfung zu sein und dieselbe besser zu schirmen als die zu ihrer Hut bestellten unfähigen und schlaffen Wächter. Die Opposition im Staat hatte durch die Unfähig-

keit und Vorschnelligkeit ihres Führers, die Emigration durch inneren Zwist sich selber gesprengt. Die Niederlagen derselben, obwohl weit mehr das Werk eigener Verkehrtheit und Zerfahrenheit als der Anstrengungen ihrer Gegner, waren doch ebenso viele Siege der Oligarchie. Noch einmal waren die curulischen Stühle befestigt.

KAPITEL II.

Die sullanische Restaurationsherrschaft.

Als nach Unterdrückung der den Staat in seiner Existenz bedrohenden cinnanischen Revolution es der restaurirten Senatsregierung möglich ward der inneren und äufseren Sicherheit des Reiches wiederum die erforderliche Aufmerksamkeit zu widmen, zeigten sich der Angelegenheiten genug, deren Lösung nicht verschoben werden konnte, ohne die wichtigsten Interessen zu verletzen und gegenwärtige Unbequemlichkeiten zu künftigen Gefahren anwachsen zu lassen. Abgesehen von der sehr ernsten Verwickelung der spanischen Angelegenheiten war es schlechterdings nothwendig, theils die Barbaren in Thrakien und den Donauländern, die Sulla bei seinem Marsch durch Makedonien nur oberflächlich hatte züchtigen können (II, 287), nachhaltig zu Paaren zu treiben und die verwirrten Verhältnisse an der Nordgrenze der griechischen Halbinsel militärisch zu reguliren, theils den überall, namentlich aber in den östlichen Gewässern herrschenden Flibustierbanden gründlich das Handwerk zu legen, theils endlich in die unklaren kleinasiatischen Verhältnisse eine bessere Ordnung zu bringen. Der Friede, den Sulla im J. 670 mit König Mithradates von Pontos abgeschlossen hatte (II, 286) und von dem der Vertrag mit Murena 673 (II, 320) wesentlich eine Wiederholung war, trug durchaus den Stempel eines nothdürftig für den Augenblick hergestellten Provisoriums; und das Verhältnifs der Römer zu König Tigranes von Armenien, mit dem sie doch factisch Krieg geführt hatten, war in diesem Frieden ganz unberührt geblieben. Mit Recht hatte Tigranes

darin die stillschweigende Erlaubnifs gefunden sich in den Besitz der römischen Clientelstaaten Kappadokien, Kilikien, Syrien zu setzen, und demgemäfs gehandelt. Wenn dieselben nicht als preisgegeben erscheinen sollten, war es nothwendig in Güte oder Gewalt mit dem neuen Grofskönig Asiens sich abzufinden. — Betrachten wir, nachdem in dem vorhergehenden Kapitel die mit dem demokratischen Treiben zusammenhängende Bewegung in Italien und Spanien und deren Ueberwältigung durch die senatorische Regierung dargestellt wurde, in diesem das äufsere Regiment, wie die von Sulla eingesetzte Behörde es geführt oder auch nicht geführt hat.

Man erkennt noch Sullas kräftige Hand in den energischen Mafsregeln, die in der letzten Zeit seiner Regentschaft der Senat ungefähr gleichzeitig gegen die Sertorianer, gegen die Dalmater und Thraker und gegen die kilikischen Piraten verfügte. — Die Expedition nach der griechisch-illyrischen Halbinsel hatte den Zweck theils die barbarischen Stämme botmäfsig oder doch zahm zu machen, die das ganze Binnenland vom schwarzen bis zum adriatischen Meere durchstreiften und unter denen namentlich die Besser (im grofsen Balkan), wie man damals sagte, selbst unter den Räubern als Räuber verrufen waren, theils die namentlich im dalmatinischen Littoral sich bergenden Corsaren zu vernichten. Wie gewöhnlich ging der Angriff gleichzeitig von Dalmatien und von Makedonien aus, in welcher letzteren Provinz ein Heer von fünf Legionen hiezu gesammelt ward. In Dalmatien führte der gewesene Prätor Gaius Cosconius den Befehl, der das Land nach allen Richtungen durchzog und die Festung Salonae nach zweijähriger Belagerung erstürmte. In Makedonien versuchte der Proconsul Appius Claudius (676—678) zunächst sich an der makedonisch-thrakischen Grenze der Berglandschaften am linken Ufer des Karasu zu bemeistern. Von beiden Seiten ward der Krieg mit arger Wildheit geführt; die Thraker zerstörten die eroberten Ortschaften und metzelten die Gefangenen nieder und die Römer vergalten Gleiches mit Gleichem. Ernstliche Erfolge aber wurden nicht erreicht; die beschwerlichen Märsche und die beständigen Gefechte mit den zahlreichen und tapfern Gebirgsbewohnern decimirten nutzlos die Armee; der Feldherr selbst erkrankte und starb. Sein Nachfolger Gaius Scribonius Curio (679—681) wurde durch mancherlei Hindernisse, namentlich auch durch einen nicht unbedeutenden Militäraufstand bewogen die schwierige Expedition gegen die Thraker fallen zu lassen und dafür sich nach der makedonischen Nordgrenze zu wenden, wo er die schwächeren Dar-

daner (in Serbien) unterwarf und bis an die Donau gelangte. Erst der tapfere und fähige Marcus Lucullus (682. 683) rückte wieder gegen Osten vor, schlug die Besser in ihren Bergen, nahm ihre Hauptstadt Uscudama oder Philippopolis (Adrianopel) und zwang sie der römischen Oberhoheit sich zu fügen. Der König der Odrysen Sadalas und die griechischen Städte an der Ostküste nördlich und südlich vom Balkangebirge: Istropolis, Tomoi, Kallatis, Odessos (bei Varna), Mesembria und andere, wurden abhängig von den Römern; Thrakien, von dem die Römer bisher kaum mehr inne gehabt hatten als die attalischen Besitzungen auf dem Chersones, ward jetzt ein freilich wenig botmäfsiger Theil der Provinz Makedonien.

Aber weit nachtheiliger als die immer doch auf einen geringen Theil des Reiches sich beschränkenden Raubzüge der Thraker und Dardaner war für den Staat wie für die Einzelnen die Piraterie, die immer weiter um sich griff und immer fester sich organisirte. Der Seeverkehr war auf dem ganzen Mittelmeer in ihrer Gewalt. Italien konnte weder seine Producte aus- noch das Getreide aus den Provinzen einführen; dort hungerten die Leute, hier stockte wegen Mangel an Absatz die Bestellung der Getreidefelder. Keine Geldsendung, kein Reisender war mehr sicher; die Staatskasse erlitt die empfindlichsten Verluste; eine grofse Anzahl angesehener Römer wurde von den Corsaren aufgebracht und mufste mit schweren Summen sich ranzioniren, wenn es nicht gar den Piraten beliebte an einzelnen derselben das Blutgericht zu vollstrecken, das dann auch wohl mit wildem Humor gewürzt ward. Die Kaufleute, ja die nach dem Osten bestimmten römischen Truppenabtheilungen fingen an ihre Fahrten vorwiegend in die ungünstige Jahreszeit zu verlegen und die Winterstürme weniger zu scheuen als die Piratenschiffe, die freilich selbst in dieser Jahreszeit doch nicht ganz vom Meere verschwanden. Aber wie empfindlich die Sperrung der See war, sie war eher zu ertragen als die Heimsuchung der griechischen und kleinasiatischen Inseln und Küsten. Ganz wie später in der Normannenzeit liefen die Corsarengeschwader bei den Seestädten an und zwangen sie entweder mit grofsen Summen sich loszukaufen oder belagerten und stürmten sie mit gewaffneter Hand. Wenn unter Sullas Augen nach geschlossenem Frieden mit Mithradates Samothrake, Klazomenae, Samos, Iassos von den Piraten ausgeraubt wurden (670), so kann man sich denken, wie es dann ging, wenn weder eine römische Flotte noch ein römisches Heer in der Nähe stand. All die alten reichen Tempel

an den griechischen und kleinasiatischen Küsten wurden nach der Reihe geplündert; allein aus Samothrake soll ein Schatz von 1000 Talenten (1700000 Thlr.) weggeführt worden sein. Apollon, heifst es bei einem römischen Dichter dieser Zeit, ist durch die Piraten so arm geworden, dafs er, wenn die Schwalbe bei ihm auf Besuch ist, aus all seinen Schätzen auch nicht ein Quentchen Gold mehr ihr vorzeigen kann. Man rechnete über vierhundert von den Piraten eingenommene oder gebrandschatzte Ortschaften, darunter Städte wie Knidos, Samos, Kolophon; aus nicht wenigen früher blühenden Insel- und Küstenplätzen wanderte die gesammte Bevölkerung aus, um nicht von den Piraten fortgeschleppt zu werden. Nicht einmal im Binnenland mehr war man vor denselben sicher; es kam vor, dafs sie ein bis zwei Tagemärsche von der Küste gelegene Ortschaften überfielen. Die entsetzliche Verschuldung, der späterhin alle Gemeinden im griechischen Osten erliegen, stammt grofsentheils aus diesen verhängnifsvollen Zeiten. Das Corsarenwesen hatte seinen Charakter gänzlich verändert. Es waren nicht mehr dreiste Schnapphähne, die in den kretischen Gewässern zwischen Kyrene und dem Peloponnes — in der Flibustiersprache dem ‚goldenen Meer' — von dem grofsen Zug des italisch-orientalischen Sclaven- und Luxushandels ihren Tribut nahmen; auch nicht mehr bewaffnete Sclavenfänger, die ‚Krieg, Handel und Piraterie' ebenmäfsig neben einander betrieben; es war ein Corsarenstaat mit einem eigenthümlichen Gemeingeist, mit einer festen sehr respectablen Organisation, mit einer eigenen Heimath und den Anfängen einer Symmachie, ohne Zweifel auch mit bestimmten politischen Zwecken. Die Flibustier nannten sich Kiliker; in der That fanden auf ihren Schiffen die Verzweifelten und Abenteurer aller Nationen sich zusammen: die entlassenen Söldner von den kretischen Werbeplätzen, die Bürger der vernichteten Ortschaften Italiens, Spaniens und Asiens, die Soldaten und Offiziere aus Fimbrias und Sertorius Heeren, überhaupt die verdorbenen Leute aller Nationen, die gehetzten Flüchtlinge aller überwundenen Parteien, alles was elend und verwegen war — und wo war nicht Jammer und Frevel in dieser unseligen Zeit? Es war keine zusammengelaufene Diebesbande mehr, sondern ein geschlossener Soldatenstaat, in dem die Freimaurerei der Aechtung und des Verbrechens an die Stelle der Nationalität trat und innerhalb dessen das Verbrechen wie so oft vor sich selbst sich rettete in den hochherzigsten Gemeinsinn. In einer zuchtlosen Zeit, wo Feigheit und Unbotmäfsigkeit alle Bande der gesellschaftlichen Ord-

nung erschlafft hatten, mochten die legitimen Gemeinwesen sich ein Muster nehmen an diesem Bastardstaat der Noth und Gewalt, in den allein das unverbrüchliche Zusammenstehen, der kameradschaftliche Sinn, die Achtung vor dem gegebenen Treuwort und den selbstgewählten Häuptern, die Tapferkeit und die Gewandtheit sich geflüchtet zu haben schienen. Wenn auf der Fahne dieses Staats die Rache an der bürgerlichen Gesellschaft geschrieben war, die, mit Recht oder mit Unrecht, seine Mitglieder von sich ausgestofsen hatte, so liefs sich darüber streiten, ob diese Devise viel schlechter war als die der italischen Oligarchie und des orientalischen Sultanismus, die im Zuge schienen die Welt unter sich zu theilen. Die Corsaren wenigstens fühlten jedem legitimen Staate sich ebenbürtig; von ihrem Räuberstolz, ihrer Räuberpracht und ihrem Räuberhumor zeugt noch manche echte Flibustiergeschichte toller Lustigkeit und ritterlicher Banditenweise; sie meinten, und rühmten sich dessen, in einem gerechten Krieg mit der ganzen Welt zu leben; was sie darin gewannen, das hiefs ihnen nicht Raubgut, sondern Kriegsbeute; und wenn dem ergriffenen Flibustier in jedem römischen Hafen das Kreuz gewifs war, so nahmen auch sie es als ein Recht in Anspruch jeden ihrer Gefangenen hinrichten zu dürfen. Ihre militärisch-politische Organisation war namentlich seit dem mithradatischen Krieg fest geschlossen. Ihre Schiffe, gröfstentheils ‚Mauskähne‘, das heifst kleine offene schnellsegelnde Barken, nur zum kleineren Theil Zwei- und Dreidecker, waren jetzt regelmäfsig in Geschwader vereinigt und fuhren unter Admiralen, deren Barken in Gold und Purpur zu glänzen pflegten. Dem bedrohten Kameraden, mochte er auch völlig unbekannt sein, weigerte kein Piratencapitän den erbetenen Beistand; der mit einem derselben abgeschlossene Vertrag ward von der ganzen Gesellschaft unweigerlich anerkannt, aber auch jede einem zugefügte Unbill von allen geahndet. Ihre rechte Heimath war das Meer, von den Säulen des Herkules bis in die syrischen und aegyptischen Gewässer; die Zufluchtsstätten, deren sie daneben für sich und ihre schwimmenden Häuser auf dem Festlande bedurften, gewährten ihnen bereitwillig die mauretanischen und dalmatischen Gestade, die Insel Kreta, vor allem die an Vorsprüngen und Schlupfwinkeln reiche, die Hauptstrafse des Seehandels jener Zeit beherrschende und so gut wie herrenlose Südküste Kleinasiens. Der lykische Städtebund daselbst und die pamphylischen Gemeinden hatten wenig zu bedeuten; die seit 652 in Kilikien bestehende römische Station reichte zur Beherrschung der weitläuftigen Küste

bei weitem nicht aus; die syrische Herrschaft über Kilikien war immer nur nominell gewesen und seit kurzem gar ersetzt worden durch die armenische, deren Inhaber als ächter Grofskönig um das Meer gar nicht sich kümmerte und dasselbe bereitwillig den Kilikern zur Plünderung preisgab. So war es kein Wunder, wenn die Corsaren hier gediehen wie nirgends sonst. Nicht blofs besafsen sie hier überall am Ufer Signalplätze und Stationen, sondern auch weiter landeinwärts in den abgelegensten Verstecken des unwegsamen und gebirgigen lykischen, pamphylischen, kilikischen Binnenlandes hatten sie sich ihre Felsschlösser erbaut, in denen, während sie selbst zur See fuhren, sie ihre Weiber, Kinder und Schätze bargen, auch wohl in gefährlichen Zeiten selbst dort eine Zufluchtstätte fanden. Namentlich gab es solche Corsarenschlösser in grofser Zahl in dem rauhen Kilikien, dessen Waldungen zugleich den Piraten das vortrefflichste Holz zum Schiffbau lieferten und wo defshalb ihre hauptsächlichsten Schiffbaustätten und Arsenale sich befanden. Es war nicht zu verwundern, dafs an diesen geordneten Militärstaat sich eine feste Clientel von Seestädten anschlofs, die mit den Piraten wie mit einer befreundeten Macht auf Grund bestimmter Verträge Handelsverkehr eröffneten und der Aufforderung der römischen Statthalter Schiffe gegen sie zu stellen nicht nachkamen; wie denn zum Beispiel die nicht unbeträchtliche Stadt Side in Pamphylien den Piraten gestattete auf ihren Werften Schiffe zu bauen und die gefangenen Freien auf ihrem Marktplatz feilzubieten. — Eine solche Seeräuberschaft war eine politische Macht; und als politische Macht gab sie sich und ward sie genommen, seit zuerst der syrische König Tryphon sie als solche benutzt und seine Herrschaft auf sie gestützt hatte (II, 61). Wir finden die Piraten als Verbündete des Königs Mithradates von Pontos so wie der römischen demokratischen Emigration; wir finden sie Schlachten liefern gegen die Flotten Sullas in den östlichen wie in den westlichen Gewässern. Wir finden einzelne Piratenfürsten, die über eine Kette von ansehnlichen Küstenplätzen gebieten. Es läfst sich nicht sagen, wie weit die innere politische Entwickelung dieses schwimmenden Staates bereits gediehen war; aber unleugbar liegt in diesen Bildungen der Keim eines Seekönigthums, das bereits sich ansässig zu machen beginnt und aus dem unter günstigen Verhältnissen wohl ein dauernder Staat sich hätte entwickeln mögen.

Es ist hiemit ausgesprochen und ward zum Theil schon bereits früher (II, 60) bezeichnet, wie die Römer auf ‚ihrem Meere' die Ordnung hielten oder vielmehr nicht hielten. Roms Schutz-

herrschaft über die Aemter bestand wesentlich in der militairischen Vormundschaft; für die in der Hand der Römer vereinigte Vertheidigung zur See und zu Lande zahlten oder zinsten den Römern die Provinzialen. Aber wohl niemals hat ein Vormund seinen Mündel unverschämter betrogen als die römische Oligarchie die unterthänigen Gemeinden. Statt dafs Rom eine allgemeine Reichsflotte aufgestellt und die Seepolizei centralisirt hätte, liefs der Senat die einheitliche Oberleitung des Seepolizeiwesens, ohne die eben hier gar nichts auszurichten war, gänzlich fallen und überliefs es jedem einzelnen Statthalter und jedem einzelnen Clientelstaat sich der Piraten zu erwehren, wie jeder wollte und konnte. Statt dafs Rom, wie es sich anheischig gemacht, das Flottenwesen mit seinem und der formell souverain gebliebenen Clientelstaaten Gut und Blut ausschliefslich bestritten hätte, liefs man die italische Kriegsmarine eingehen und lernte sich behelfen mit den von den einzelnen Kaufstädten requirirten Schiffen oder noch häufiger mit den überall organisirten Strandwachen, wo dann in beiden Fällen alle Kosten und Beschwerden die Unterthanen trafen. Die Provinzialen mochten sich glücklich schätzen, wenn der römische Statthalter die für die Küstenvertheidigung ausgeschriebenen Requisitionen nur wirklich zu diesem Zwecke verwandte und nicht für sich unterschlug, oder wenn sie nicht, wie sehr häufig geschah, angewiesen wurden für einen von den Seeräubern gefangenen vornehmen Römer die Ranzion zu bezahlen. Was etwa Verständiges begonnen ward, wie die Besetzung Kilikiens 652, verkümmerte sicher in der Ausführung. Wer von den Römern dieser Zeit nicht gänzlich in den duseligen Vorstellungen von nationaler Gröfse befangen war, der hätte wünschen müssen von der Rednerbühne auf dem Markte die Schiffsschnäbel herabreifsen zu dürfen, um wenigstens nicht stets durch sie an die in besserer Zeit erfochtenen Seesiege sich gemahnt zu finden. — Indefs that doch Sulla, der in dem Kriege gegen Mithradates wahrlich hinreichend sich hatte überzeugen können, welche Gefahren die Vernachlässigung des Flottenwesens mit sich bringe, verschiedene Schritte um dem Uebel ernstlich zu steuern. Der Auftrag zwar, welchen er den von ihm in Asien eingesetzten Statthaltern zurückgelassen, in den Seestädten eine Flotte gegen die Seeräuber auszurüsten, hatte wenig gefruchtet, da Murena es vorzog Krieg mit Mithradates anzufangen und der Statthalter von Kilikien Gnaeus Dolabella sich ganz unfähig erwies. Defshalb beschlofs im J. 675 der Senat einen der Consuln nach Kilikien zu senden; das Loos traf den tüchtigen Publius Servilius. Er schlug in einem blutigen Treffen die Flotte der Piraten und

wandte sich darauf zur Zerstörung derjenigen Städte an der kleinasiatischen Südküste, die ihnen als Ankerplätze und Entrepots dienten. Die Festungen des mächtigen Seefürsten Zeniketes: Olympos, Korykos, Phaselis im östlichen Lykien, Attaleia in Pamphylien wurden gebrochen und in den Flammen der Burg Olympos fand der Fürst selbst den Tod. Hierauf wandte sich Servilius gegen die Isaurer, welche im nordwestlichen Winkel des rauhen Kilikiens am nördlichen Abhang des Tauros ein mit prachtvollen Eichenwäldern bedecktes Labyrinth von steilen Bergrücken, zerklüfteten Felsen und tiefgeschnittenen Thälern bewohnten — eine Gegend, die noch heute von den Erinnerungen an die alte Räuberzeit erfüllt ist. Um diese isaurischen Felsennester, die letzten und sichersten Zufluchtsstätten der Flibustier, zu bezwingen, führte Servilius die erste römische Armee über den Tauros und brach die feindlichen Festungen Oroanda und vor allem Isaura selbst, das Ideal einer Räuberstadt, auf der Höhe eines schwer zugänglichen Bergzuges gelegen und die weite Ebene von Ikonion vollständig überschauend und beherrschend. Der dreijährige Feldzug (676—678), aus dem Publius Servilius für sich und seine Nachkommen den Beinamen des Isaurikers heimbrachte, war nicht ohne Frucht; eine grofse Anzahl von Corsaren und Corsarenschiffen geriethen durch denselben in die Gewalt der Römer; Lykien, Pamphylien, Westkilikien wurden arg verheert, die Gebiete der zerstörten Städte eingezogen und die Provinz Kilikien mit ihnen erweitert. Allein es lag in der Natur der Sache, dafs die Piraterie doch damit keineswegs unterdrückt war, sondern nur sich zunächst nach andern Gegenden, namentlich nach der ältesten Herberge der Corsaren des Mittelmeers (II, 60), nach Kreta zog. Nur umfassend und einheitlich durchgeführte Repressivmafsregeln oder vielmehr nur die Einrichtung einer stehenden Seepolizei konnten hier durchgreifende Abhülfe gewähren.

In vielfacher Beziehung mit diesem Seekrieg standen die Verhältnisse des kleinasiatischen Festlandes. Die Spannung, die hier zwischen Rom und den Königen von Pontos und Armenien bestand, liefs nicht nach, sondern steigerte sich mehr und mehr. Auf der einen Seite griff König Tigranes von Armenien in der rücksichtslosesten Weise erobernd um sich. Die Parther, deren Staat in dieser Zeit auch durch innere Unruhen im tiefsten Verfall darniederlag, wurden in andauernden Fehden weiter und weiter in das innere Asien zurückgedrängt. Von den Landschaften zwischen Armenien, Mesopotamien und Iran wurden Korduene (nördliches Kurdistan) und das atropatenische Medien

(Aderbidjan) aus parthischen in armenische Lehnkönigreiche verwandelt und das Reich von Ninive (Mosul) oder Adiabene wenigstens vorübergehend gleichfalls gezwungen in die armenische Clientel einzutreten. Auch in Mesopotamien, namentlich in und um Nisibis, ward die armenische Herrschaft begründet; nur die südliche grofsentheils wüste Hälfte scheint nicht in festem Besitz des neuen Grofskönigs gewesen und namentlich Seleukeia am Tigris ihm nicht unterthänig geworden zu sein. Das Reich von Edessa oder Osroene übergab er einem Stamme der schweifenden Araber, den er aus dem südlichen Mesopotamien hieher verpflanzte und hier ansässig machte, um durch ihn den Euphratübergang und die grofse Handelsstrafse zu beherrschen*. Aber Tigranes beschränkte seine Eroberungen keineswegs auf das östliche Ufer des Euphrat. Vor allem Kappadokien war das Ziel seiner Angriffe und erlitt, wehrlos wie es war, vernichtende Schläge von dem übermächtigen Nachbar. Die östlichste Landschaft Melitene rifs Tigranes von Kappadokien ab und vereinigte sie mit der gegenüberliegenden armenischen Provinz Sophene, wodurch er den Euphratübergang mit der grofsen kleinasiatisch-armenischen Handelsstrafse in seine Gewalt bekam. Nach Sullas Tode rückten sodann seine Heere in das eigentliche Kappadokien ein und führten die Bewohner der Hauptstadt Mazaka (später Kaesareia) und elf anderer griechisch geordneter Städte weg nach Armenien. Nicht mehr Umstände machte der Grofskönig mit dem in voller Auflösung begriffenen Seleukidenreiche. Hier herrschte im Süden von der ägyptischen Grenze bis nach Stratons Thurm (Kaesareia) der Judenfürst Alexandros Janneas, der im Kampfe mit den syrischen, ägyptischen und arabischen Nach-

* Das Reich von Edessa, dessen Gründung die einheimischen Chroniken um 620 setzen (II, 57), kam erst einige Zeit nach seiner Entstehung unter die arabische Dynastie der Abgaros und Mannos, die wir später daselbst finden. Offenbar hängt dies zusammen mit der Ansiedlung vieler Araber durch Tigranes den Grofsen in der Gegend von Edessa, Kallirrhoe, Karrhae (Plin. *h. n.* 5, 20, 85. 21, 86. 6, 28, 142); wovon auch Plutarch (*Luc.* 21) berichtet, dafs Tigranes, die Sitten der Zeltaraber umwandelnd, sie seinem Reiche näher ansiedelte, um durch sie des Handels sich zu bemächtigen. Vermuthlich ist dies so zu verstehen, dafs die Beduinen, die gewohnt waren, durch ihr Gebiet Handelsstrafsen zu eröffnen und auf diesen feste Durchgangszölle zu erheben (Strabon 16, 748), dem Grofskönig als eine Art von Zollcontroleuren dienen und an der Euphratpassage für ihn und für sich Zölle erheben sollten. Diese osroenischen Araber *(Orei Arabes)*, wie sie Plinius nennt, müssen auch die Araber am Berg Amanos sein, die Afranius überwand (Plut. *Pomp.* 39).

barn und mit den Reichsstädten seine Herrschaft Schritt vor Schritt erweiterte und befestigte. Die gröſseren Städte Syriens, Gaza, Stratons Thurm, Ptolemais, Beroea versuchten sich bald als freie Gemeinden, bald unter sogenannten Tyrannen auf eigene Hand zu behaupten; vor allen die Hauptstadt Antiochia war so gut wie selbstständig. Damaskos und die Libanosthäler hatten sich dem nabataeischen Fürsten Aretas von Petra unterworfen. In Kilikien endlich herrschten die Seeräuber oder die Römer. Und um diese in tausend Splitter zerschellende Krone fuhren die Seleukidenprinzen, als gälte es das Königthum allen zum Spott und zum Aergerniſs zu machen, beharrlich fort unter einander zu hadern, ja, während alles von diesem gleich dem Hause des Laios zu ewigem Zwiste verfluchten Geschlechte abtrünnig ward, sogar Ansprüche auf den durch den erblosen Abgang König Alexanders II. erledigten Thron von Aegypten zu erheben. So fand König Tigranes hier leichtes Spiel. Das östliche Kilikien ward ohne Schwierigkeit von ihm unterworfen und die Bürgerschaften von Soloi und anderen Städten eben wie die kappadokischen nach Armenien abgeführt. Ebenso wurde die obere syrische Landschaft mit Ausnahme der tapfer vertheidigten Stadt Seleukeia an der Mündung des Orontes und der gröſste Theil von Phoenike mit den Waffen bezwungen; um 680 ward Ptolemais von den Armeniern eingenommen und schon war der Judenstaat ernstlich bedroht. Die alte Hauptstadt der Seleukiden Antiochia ward eine der Residenzen des Groſskönigs; schon von dem Jahre 671, dem nächsten nach dem Frieden zwischen Sulla und Mithradates, an wird Tigranes in den syrischen Jahrbüchern als der Landesherr bezeichnet und erscheint Kilikien und Syrien als eine armenische Satrapie unter dem Statthalter des Groſskönigs Magadates. Die Zeit der Könige von Ninive, der Salmanassar und Sanherib, schien sich zu erneuern: wieder lastete der orientalische Despotismus schwer auf der handeltreibenden Bevölkerung der syrischen Küste wie einst auf Tyros und Sidon; wieder warfen binnenländische Groſsstaaten sich auf die Landschaften am Mittelmeer; wieder standen asiatische Heere von angeblich einer halben Million Streiter an den kilikischen und syrischen Küsten. Wie einst Salmanassar und Nebukadnezar die Juden nach Babylon geführt hatten, so muſsten jetzt aus allen Grenzlandschaften des neuen Reiches, aus Korduene, Adiabene, Assyrien, Kilikien, Kappadokien die Einwohner, namentlich die griechischen oder halbgriechischen Stadtbürger, mit ihrer gesammten Habe bei Strafe der Confiscation alles dessen, was sie

zurücklassen würden, sich zusammensiedeln in der neuen Residenz, einer von jenen mehr die Nichtigkeit der Völker als die Gröfse der Herrscher verkündigenden Riesenstädten, wie sie in den Euphratlandschaften bei jedem Wechsel des Oberkönigthums auf das Machtwort des neuen Grofssultans aus der Erde springen. Die neue ‚Tigranesstadt', Tigranokerta, in der südlichsten Landschaft Armeniens unweit der mesopotamischen Grenze gelegen *, ward eine Stadt wie Ninive und Babylon, mit Mauern von funfzig Ellen Höhe und den zum Sultanismus nun einmal mit gehörigen Palast- Garten- und Parkanlagen. Auch sonst verleugnete der neue Grofskönig sich nicht; wie überhaupt in der ewigen Kindheit des Ostens die kindlichen Vorstellungen von den Königen mit wirklichen Kronen auf dem Haupte den Völkern niemals ausgegangen sind, so erschien auch Tigranes, wo er öffentlich sich zeigte, in Pracht und Tracht eines Nachfolgers des Dareios und Xerxes, mit dem purpurnen Kaftan, dem halb weifsen halb purpurnen Untergewand, den langen faltigen Beinkleidern, dem hohen Turban und der königlichen Stirnbinde; wo er ging und stand, von vier ‚Königen' in Sclavenart begleitet und bedient. — Bescheidener trat König Mithradates auf. Er enthielt sich in Kleinasien der Uebergriffe und begnügte sich, was kein Tractat ihm verbot, seine Herrschaft am schwarzen Meere fester zu begründen und die Landschaften, die das bosporanische jetzt unter seiner Oberhoheit von seinem Sohn Machares beherrschte Königreich von dem pontischen trennten, allmählich in bestimmtere Abhängigkeit zu bringen. Zugleich wandte er alle Anstrengung darauf seine Flotte und sein Heer in Stand zu setzen und namentlich das letztere nach römischem Muster zu bewaffnen und zu organisiren, wobei die römischen Emigranten, die in grofser Zahl an seinem Hofe verweilten, ihm wesentliche Dienste leisteten. — Die Römer ihrerseits verhielten gegen Tigranes wie gegen Mithradates sich passiv und griffen überhaupt so wenig wie irgend möglich in die orientalischen Angelegenheiten ein. Sie erkannten zwar den armenischen Herrscher nicht als König von Syrien an; aber sie thaten doch auch nichts um ihn zurückzudrängen und die Seleukiden wieder herzustellen, wie nahe immer der Krieg, den sie 676 nothgedrungen in Kilikien gegen die Piraten begannen, ihnen das Einschreiten in Syrien legte. Selbst

* Die Stadt lag nicht bei Diarbekr, sondern zwischen Diarbekr und dem Wansee, dem letzteren näher, an dem Nikephorios (Jezidchaneh Su), einem der nördlichen Zuflüsse des Tigris.

die Gelegenheit, Aegypten, Kypros und Bithynien auf friedlichem Wege zu erwerben, schien nicht eben sehr willkommen sich ihnen darzubieten. Zwar als König Nikomedes III. Philopator von Bithynien im J. 679 starb nud als der letzte seines Stammes — denn sein mit der Nysa erzeugter Sohn war oder hiefs unächt — sein Reich im Testament den Römern vermachte, nahmen sie diese mit der römischen Provinz grenzende Landschaft in Besitz. Allein die auf gleiche Weise möglich gewordene weit wichtigere Erwerbung von Aegypten und Kypros unterblieb. Hier war der von Sulla nach dem Tode des Ptolemaeos Soter II. Lathyros eingesetzte Sohn König Alexanders I. Alexandros II. wenige Tage nach seiner Thronbesteigung bei einem Auflauf in der Hauptstadt getödtet worden (673) und mit ihm die legitime Descendenz des Ptolemaeos Lagos Sohns zu Ende gegangen; und auch er hatte in seinem Testament* zum Erben die römische Gemeinde eingesetzt. Die Echtheit dieses Documents ward zwar bestritten; allein diese erkannte der Senat an, indem er auf Grund desselben die in Tyros für Rechnung des verstorbenen Königs niedergelegten Summen erhob. Nichtsdestoweniger gestattete er zwei notorisch illegitimen Söhnen des Königs Lathyros, dem einen, Ptolemaeos XI., der neue Dionysos oder der Flötenbläser genannt, Aegypten, dem andern, Ptolemaeos dem Kyprier, Kypros thatsächlich in Besitz zu nehmen; sie wurden vom Senat nicht ausdrücklich anerkannt, aber doch auch keine bestimmte Forderung auf Herausgabe der Reiche an sie gerichtet. Abgesehen davon, dafs die einflufsreichen Coteriehäupter von

* Die streitige Frage, ob dies angebliche oder wirkliche Testament von Alexander I. († 666) oder Alexander II. († 673) herrühre, wird gewöhnlich für die erste Alternative entschieden. Allein die Gründe sind unzulänglich; denn Cicero (*de l. agr.* 1, 4, 12. 15, 38. 16, 41) sagt nicht, dafs Aegypten im J. 666, sondern dafs es in oder nach diesem Jahr an Rom gefallen sei; und wenn man daraus, dafs Alexander I. im Ausland, Alexander II. in Alexandrien umkam, gefolgert hat, dafs die in Tyros lagernden Schätze dem ersteren gehört haben werden, so ist übersehen, dafs Alexander II. neunzehn Tage nach seiner Ankunft in Aegypten getödtet ward (Letronne *inscr. de l'Egypte* 2, 20), wo seine Kasse noch sehr wohl in Tyros sein konnte. Entscheidend ist dagegen der Umstand, dafs der zweite Alexander der letzte ächte Spröfsling der Lagiden war, da bei den ähnlichen Erwerbungen von Asia, Kyrene und Bithynien Rom stets von dem letzten Sprofs der berechtigten Herrscherfamilie eingesetzt worden ist. Ein unbedingtes Recht über das Reich wie über Privatgut zu testiren scheint auch dem alten Staatsrecht fremd gewesen zu sein. — Ob das Testament ächt oder falsch war, ist nicht auszumachen und auch ziemlich gleichgültig; besondere Gründe eine Fälschung anzunehmen liegen nicht vor.

diesen gleichsam auf Bittbesitz herrschenden Königen eine feste und ansehnliche Rente bezogen, ward dieser unklare Zustand hauptsächlich dadurch verewigt, daſs der Senat weder es über sich vermochte auf den wichtigen Erwerb zu verzichten noch nach Aegypten, das durch seine Lage jedem dort befehligenden General die thatsächliche Unabhängigkeit gab, ein römisches Heer und einen römischen Feldherrn zu entsenden räthlich fand.

Wer diese Verhältniſse erwägt, muſs zugestehen, daſs es den Römern nicht bloſs an Kriegsgründen nicht fehlte, sondern daſs sie, wenn sie den Verlust Kappadokiens und Syriens ohne Kriegserklärung hinnahmen, damit nicht bloſs ihre Schutzbefohlenen, sondern die wichtigsten Grundlagen ihrer eigenen Machtstellung preisgaben. Es war schon bedenklich, wenn sie in den griechischen Ansiedlungen und Reichen am Euphrat und Tigris die Vorwerke ihrer Herrschaft opferten; aber wenn sie die Asiaten am Mittelmeer sich festsetzen lieſsen, welches die politische Basis ihres Reiches war, so war dies der Anfang des Endes. Wenn dennoch die römische Regierung hier nicht einschritt, so war dies kein Beweis von Friedensliebe, sondern das Bekenntniſs, daſs die Oligarchie durch die sullanische Restauration wohl oligarchischer, aber weder klüger noch energischer geworden war. Aber auch auf der andern Seite wollte man den Krieg nicht. Tigranes hatte keine Ursache ihn zu wünschen, wenn Rom ihm auch ohne Krieg all seine Bundesgenossen preisgab. Mithradates, der denn doch nicht bloſs Sultan war und Gelegenheit gehabt hatte im Glück und Unglück Erfahrungen über Freunde und Feinde zu machen, wuſste sehr wohl, daſs er in einem zweiten römischen Krieg sehr wahrscheinlich ebenso allein stehen würde wie in dem ersten und daſs er nichts Klügeres thun konnte als sich ruhig zu verhalten und sein Reich im Innern zu stärken. Daſs es ihm mit seinen friedlichen Erklärungen Ernst war, hatte er in dem Zusammentreffen mit Murena hinreichend bewiesen (II, 320) und überhaupt hütete er sich sorgfältig den Römern Veranlassung zum Bruch zu geben. Allein wie schon der erste mithradatische Krieg sich entsponnen hatte, ohne daſs eine der Parteien ihn wollte, so entwickelten auch jetzt aus den entgegengesetzten Interessen sich gegenseitiges Miſstrauen, aus diesem gegenseitige Vertheidigungsmaſsregeln und es führten diese endlich durch ihr eigenes Schwergewicht zum offenen Bruch. Das seit langem die römische Politik beherrschende Miſstrauen in die eigene Schlagfertigkeit und Kampfbereitschaft, welchas bei dem Mangel stehender Armeen und dem wenig musterhaften collegialischen Regiment

wohl erklärlich ist, machte es gleichsam zu einem Axiom der römischen Politik jeden Krieg nicht bloſs bis zur Ueberwältigung, sondern bis zur Vernichtung des Gegners zu führen; man war insofern mit dem Frieden Sullas von Haus aus in Rom so wenig zufrieden wie einst mit den Bedingungen, die Scipio Africanus den Karthagern gewährt hatte. Die vielfach geäuſserte Besorgniſs, daſs ein zweiter Angriff des pontischen Königs bevorstehe, ward einigermaſsen gerechtfertigt durch die ungemeine Aehnlichkeit der gegenwärtigen Verhältnisse mit denen vor zwölf Jahren. Wieder traf ein gefährlicher innerer Krieg zusammen mit ernstlichen Rüstungen im Pontos; wieder überschwemmten die Thraker Makedonien und bedeckten die Corsarenflotten das ganze Mittelmeer; wieder kamen und gingen die Emissäre wie einst zwischen Mithradates und den Italikern so jetzt zwischen den römischen Emigranten in Spanien und denen am Hofe von Sinope. Schon im Anfang des J. 677 ward es im Senat ausgesprochen, daſs der König nur auf die Gelegenheit warte während des italischen Bürgerkriegs das römische Asien zu überfallen; die römischen Armeen in Asia und Kilikien wurden verstärkt um möglichen Ereignissen zu begegnen. Auch Mithradates verfolgte mit steigender Besorgniſs die Entwickelung der römischen Politik. Er muſste es fühlen, daſs ein Krieg der Römer gegen Tigranes, wie sehr auch der schwächliche Senat davor sich scheuen möge, doch auf die Länge kaum vermeidlich sei und er nicht umhin können werde sich an demselben zu betheiligen. Der Versuch das immer noch mangelnde schriftliche Friedensinstrument von dem römischen Senat zu erlangen war in die Wirren der lepidianischen Revolution gefallen und ohne Erfolg geblieben; Mithradates fand darin ein Anzeichen der bevorstehenden Erneuerung des Kampfes und die Einleitung dazu in der Expedition gegen die Seeräuber, die mittelbar doch auch die Könige des Ostens betraf, deren Verbündete sie waren. Noch bedenklicher waren die schwebenden Ansprüche Roms auf Aegypten und Kypros; es ist bezeichnend, daſs der pontische König den beiden Ptolemaeern, denen der Senat fortfuhr die Anerkennung zu weigern, seine beiden Töchter Mithradatis und Nyssa verlobte. Die Emigranten drängten zum Losschlagen; Sertorius Stellung in Spanien, die zu erkunden Mithradates unter passenden Vorwänden Boten in das pompeianische Hauptquartier abordnete und die in der That eben um diese Zeit imposant war, eröffnete dem König die Aussicht, nicht wie in dem ersten Krieg gegen die beiden römischen Parteien, sondern mit der einen gegen die andere

zu fechten. Ein günstigerer Moment konnte kaum gehofft werden und am Ende war es immer besser den Krieg zu erklären als ihn sich erklären zu lasen. Den Ausschlag endlich gab die Einziehung Bithyniens durch die Römer, welche, da Paphlagonien kaum zu rechnen war, die Römer zu unmittelbaren Nachbarn des pontischen Reiches machte. Der König that den entscheidenden Schritt und erklärte im Winter 679/80 den Römern den Krieg.

Gern hätte Mithradates die schwere Arbeit nicht allein unternommen. Sein nächster und natürlicher Bundesgenosse war der Groſskönig Tigranes; allein der kurzsichtige Mann lehnte den Antrag seines Schwiegervaters ab. So blieben nur die Insurgenten und die Piraten. Mithradates lieſs es sich angelegen sein mit beiden durch starke nach Spanien und nach Kreta entsandte Geschwader sich in Verbindung zu setzen. Mit Sertorius ward ein förmlicher Vertrag abgeschlossen (S. 29), durch den Rom an den König Bithynien, Paphlagonien, Galatien und Kappadokien abtrat — freilich lauter Abtretungen, die erst der legitimen römischen Regierung entrissen werden muſsten. Wichtiger war die Unterstützung, die der spanische Feldherr durch Sendung römischer Offiziere zur Führung seiner Heere und Flotten dem König gewährte. Die thätigsten unter den Emigranten im Osten, Lucius Magius und Lucius Fannius wurden von Sertorius zu seinen Vertretern am Hofe von Sinope bestellt. Auch mit den Piraten wurden Verbindungen angeknüpft; sie stellten in groſser Anzahl im pontischen Reich sich ein und namentlich durch ihre Hülfe scheint es dem König gelungen zu sein eine durch die Zahl wie durch die Tüchtigkeit der Schiffe imponirende Seemacht zu bilden. Die Hauptstütze blieben die eigenen Streitkräfte, mit denen der König, bevor die Römer in Asien eintreffen würden, sich ihrer Besitzungen daselbst bemächtigen zu können hoffte, zumal da in der Provinz Asia die Wiederherstellung der gracchischen Bodenzehnten, in Bithynien der Widerwille gegen das neue römische Regiment, in Kilikien und Pamphylien der von dem kürzlich beendigten verheerenden Krieg zurückgebliebene Brandstoff einer pontischen Invasion günstige Aussichten eröffnete. An Vorräthen fehlte es nicht; in den königlichen Speichern lagen 2 Millionen Medimnen Getreide. Flotte und Mannschaft waren zahlreich und wohlgeübt, namentlich die bastarnischen Soldknechte eine auserlesene auch italischen Soldaten gewachsene Schaar. Auch diesmal war es der König, der die Offensive begann. Ein Corps unter Diophantos rückte in Kappadokien ein, um die Festungen daselbst zu besetzen und den Römern den Weg in das pontische

Reich zu verlegen; der von Sertorius gesandte Führer, der Proprätor Marcus Marius ging in Gemeinschaft mit dem pontischen Offizier Eumachos nach Phrygien, um die römische Provinz und das Taurusgebirg zu insurgiren; die Hauptarmee, über 100000 Mann, nebst 16000 Reitern und 100 Sichelwagen, geführt von Taxiles und Hermokrates unter der persönlichen Oberleitung des Königs, und die von Aristonikos befehligte Kriegsflotte von 400 Segeln bewegten sich die kleinasiatischen Nordküste entlang um Paphlagonien und Bithynien zu besetzen. — Römischer Seits ward zur Führung des Krieges in erster Reihe der Consul des J. 680 Lucius Lucullus ausersehen, der als Statthalter von Asien und Kilikien an die Spitze der in Kleinasien stehenden vier Legionen und einer fünften von ihm aus Italien mitgebrachten gestellt und angewiesen ward mit dieser auf 30000 Mann zu Fufs und 1600 Reiter sich belaufenden Armee durch Phrygien in das pontische Reich einzudringen. Sein College Marcus Cotta ging mit der Flotte und einem anderen römischen Corps nach der Propontis um Asien und Bithynien zu decken. Endlich wurde eine allgemeine Armirung der Küsten, namentlich der von der pontischen Flotte zunächst bedrohten thrakischen, angeordnet und die Säuberung der sämmtlichen Meere und Küsten von den Piraten und ihren pontischen Genossen aufserordentlicher Weise einem einzigen Beamten übertragen, wofür die Wahl auf den Prätor Marcus Antonius fiel, den Sohn des Mannes, der dreifsig Jahre zuvor zuerst die kilikischen Corsaren gezüchtigt hatte (II, 127). Aufserdem stellte der Senat dem Lucullus eine Summe von 72 Mill. Sesterzen (5 Mill. Thlr.) zur Verfügung, um davon eine Flotte zu erbauen; was Lucullus indefs ablehnte. Aus allem sieht man, dafs die Römer in der Vernachlässigung des Seewesens den Kern des Uebels erkannten und hierin wenigstens so weit Ernst machten, als Decrete reichten.

So begann im J. 680 der Krieg auf allen Punkten. Es war ein Unglück für Mithradates, dafs eben im Moment seiner Kriegserklärung der Wendepunkt im sertorianischen Kriege eintrat, wodurch von vorn herein eine seiner hauptsächlichsten Hoffnungen ihm zu Grunde ging und es der römischen Regierung möglich ward ihre ganze Macht auf den See- und den kleinasiatischen Krieg zu verwenden. Schon war auf dem Continent durch die unvermeidliche Zögerung der römischen Kriegsvorbereitungen dem Feinde ein nicht unbeträchtlicher Vorsprung gegeben worden. Dem sertorianischen Proprätor, der in der römischen Provinz vorangestellt ward, öffneten eine beträchtliche Anzahl klein-

asiatischer Städte die Thore und metzelten wie im J. 666 die unter ihnen lebenden römischen Familien nieder; die Pisider, Isaurer, Kiliker ergriffen gegen Rom die Waffen. Die Gefahr war so dringend, dafs tüchtige Männer versuchten auf ihre eigene Hand wenigstens vorläufig ihr zu wehren — so verliefs auf die Kunde von diesen Ereignissen der junge Gaius Caesar Rhodos, wo er seiner Studien wegen sich aufhielt, und warf sich mit einer rasch zusammengerafften Schaar den Insurgenten entgegen. Viel freilich konnten solche Freicorps nicht ausrichten. Wenn nicht der tapfere Vierfürst des um Pessinus ansässigen Keltenstamms der Tolistobojer, Deiotarus die Partei der Römer ergriffen und glücklich gegen die pontischen Feldherren gefochten hätte, so hätte Lucullus damit beginnen müssen das Binnenland der römischen Provinz dem Feind wieder abzunehmen. Auch so aber verlor er mit der Beruhigung der Landschaft und mit der Zurückdrängung des Feindes eine kostbare Zeit, die durch die geringen Erfolge, welche seine Reiterei dabei erfocht, nichts weniger als vergütet ward. Ungünstiger noch als in Phrygien gestalteten sich die Dinge für die Römer an der Nordküste Kleinasiens. Hier hatte die grofse Armee und die Flotte der Pontiker sich Bithyniens vollständig bemeistert und die weit schwächeren Römer genöthigt mit ihrer Mannschaft und ihren Schiffen in den Mauern und dem Hafen von Kalchedon Schutz zu suchen, wo Mithradates sie blokirt hielt. Indefs war diese Einschliefsung insofern ein günstiges Ereignifs für die Römer, als es ihnen weit gelegener war bei Kalchedon als in dem fernen und unwegsamen pontischen Land die Waffenentscheidung aufzusuchen. Wie natürlich beschlofs Lucullus statt nach dem Pontos sich nach Bithynien zu wenden und im Verein mit Cotta den König anzugreifen; allein Cotta, um vorher noch auf eigene Hand eine Grofsthat auszuführen, liefs seinen Flottenführer Publius Rutilius Nudus einen Ausfall machen, der nicht blofs mit einer blutigen Niederlage der Römer endigte, sondern auch den Pontikern es möglich machte den Hafen anzugreifen, die Kette, die denselben sperrte, zu sprengen und sämmtliche daselbst befindliche römische Kriegsschiffe, gegen siebzig an der Zahl, zu verbrennen. Auf die Nachricht von diesen Unfällen, die Lucullus am Flufs Sangarios erhielt, beschleunigte derselbe seinen Marsch, zur grofsen Unzufriedenheit seiner Soldaten, welche nach ihrer Meinung Cotta nichts anging und die weit lieber ein unvertheidigtes Land geplündert als ihre Kameraden siegen gelehrt hätten. Bei Lucullus Eintreffen hob der König die Belagerung von Kalchedon auf, aber er ging nicht nach Pon-

tos zu, sondern wandte sich südwärts in die altrömische Provinz, wo er an der Propontis und am Hellespont sich ausbreitete, Lampsakos besetzte und die grofse und reiche Stadt Kyzikos zu belagern begann. Immer fester verrannte er sich also in die Sackgasse, die er eingeschlagen hatte. Die kyzikenische Bürgerschaft, obwohl sie in der unglücklichen Doppelschlacht von Kalchedon an Schiffen und an Mannschaft starke Einbufse erlitten hatte, leistete dennoch den entschlossensten Widerstand; wie in wenigen anderen Griechenstädten regte hier sich noch die alte hellenische Tüchtigkeit und Gewandtheit. Kyzikos lag auf einer Insel unmittelbar dem Festland gegenüber und durch eine Brücke mit diesem verbunden. Die Belagerer bemächtigten sich sowohl des Höhenzugs auf dem Festland, der an der Brücke endigt, und der hier gelegenen Vorstadt, als auch auf der Insel selbst der berühmten dindymenischen Höhen, und auf der Festland- wie auf der Inselseite boten die griechischen Ingenieure des Königs alle ihre Kunst auf den Sturm möglich zu machen. Allein die Bresche, die endlich zu machen gelang, wurde während der Nacht wieder von den Belagerten geschlossen und die Anstrengungen der königlichen Armee blieben ebenso fruchtlos wie die barbarische Drohung des Königs die gefangenen Kyzikener vor den Mauern tödten zu lassen, wenn die Bürgerschaft noch länger die Uebergabe verweigere. Die Kyzikener setzten die Vertheidigung mit Muth und Glück fort; es fehlte nicht viel, so hätten sie im Laufe der Belagerung den König selbst gefangen genommen. Inzwischen hatte Lucullus sich einer sehr festen Position im Rücken der pontischen Armee bemächtigt, die ihm zwar nicht gestattete der bedrängten Stadt unmittelbar zu Hülfe zu kommen, aber wohl dem Feinde alle Zufuhr zu Lande abzuschneiden. So stand die ungeheure mit dem Trofs auf 300000 Köpfe geschätzte mithradatische Armee weder im Stande zu schlagen noch zu marschiren, fest eingekeilt zwischen der unbezwinglichen Stadt und dem unbeweglich stehenden römischen Heer, und für allen ihren Bedarf einzig angewiesen auf die See, die zum Glück die pontische Flotte ausschliefslich beherrschte. Aber die schlechte Jahreszeit brach herein; ein Unwetter zerstörte einen grofsen Theil der Belagerungsbauten; der Mangel an Lebensmitteln und vor allem an Pferdefutter fing an unerträglich zu werden. Die Lastthiere und der Trofs wurden unter Bedeckung des gröfsten Theils der pontischen Reiterei weggesandt mit dem Auftrag um jeden Preis sich durchzuschleichen oder durchzuschlagen; am Flufs Rhyndakos östlich von Kyzikos holte Lucullus sie ein und hieb den ganzen

Haufen zusammen. Eine andere Reiterabtheilung unter Metrophanes und Lucius Fannius mufste nach langer Irrfahrt im westlichen Kleinasien wieder in das Lager vor Kyzikos zurückkehren. Hunger und Seuchen räumten unter den pontischen Schaaren fürchterlich auf. Als der Frühling herankam (681), verdoppelten die Belagerten ihre Anstrengungen und nahmen die auf dem Dindymon angelegten Schanzen; es blieb nichts übrig als die Belagerung aufzuheben und mit Hülfe der Flotte zu retten was zu retten war. Die Flotte nahm den König an Bord und ging nach dem Hellespont, wobei sie theils bei der Abfahrt, theils unterwegs durch Stürme beträchtliche Einbufse erlitt. Unter Zurücklassung des Gepäcks so wie der Kranken und Verwundeten, die von den erbitterten Kyzikenern sämmtlich niedergemacht wurden, brachen die Trümmer des Landheers, geführt von Hermaeos und Marius, nach Lampsakos auf, von dessen Mauern geschützt sie hofften sich einschiffen zu können. Unterwegs fügte ihnen Lucullus beim Uebergang über die Flüsse Aesepos und Granikos sehr ansehnlichen Verlust zu; doch erreichten sie ihr Ziel: die pontischen Schiffe entführten die Ueberreste der grofsen Armee und die lampsakenische Bürgerschaft selbst aus dem Bereiche der Römer. — Lucullus folgerechte und bedächtige Kriegführung hatte nicht blofs die Fehler seines Collegen wieder gut gemacht, sondern auch, ohne eine Hauptschlacht zu liefern, den Kern der feindlichen Armee — angeblich 200000 Soldaten — aufgerieben. Hätte er noch die Flotte gehabt, die im Hafen von Kalchedon verbrannt war, so würde er die ganze feindliche Armee vernichtet haben; so blieb das Zerstörungswerk unvollendet und er mufste sogar es leiden, dafs trotz der Katastrophe von Kyzikos die pontische Flotte in der Propontis sich aufstellte, Perinthos und Byzantion auf der europäischen Küste von ihr blokirt, Priapos auf der asiatischen ausgeraubt, das königliche Hauptquartier nach dem bithynischen Hafen Nikomedeia gelegt ward. Ja ein erlesenes Geschwader von fünfzig Segeln, das 10000 erlesene Leute, darunter Marcus Marius und den Kern der römischen Emigranten trug, segelte sogar hinaus in das aegaeische Meer; es ging die Rede, dafs es bestimmt sei in Italien zu landen um dort aufs Neue den Bürgerkrieg zu entfachen. Indefs fingen die Schiffe, die Lucullus nach dem Unfall von Kalchedon von den asiatischen Gemeinden eingefordert hatte, an sich einzustellen und es konnte ein Geschwader gebildet werden, um die in das aegaeische Meer abgegangenen feindlichen Schiffe aufzusuchen. Lucullus selbst, als Flottenführer erprobt (II, 285), übernahm

das Commando desselben. Vor dem Achaeerhafen in den Gewässern zwischen der troischen Küste und der Insel Tenedos wurden dreizehn feindliche auf der Fahrt nach Lemnos begriffene Fünfruderer unter Isidoros überfallen und versenkt. Bei der kleinen Insel Neae zwischen Lemnos und Skyros sodann, an welchem wenig besuchten Punkte die pontische Flottille von 32 Segeln auf den Strand gezogen lag, fand sie Lucullus, griff sie zur See mit den Schiffen, auf der Insel durch rasch gelandete Truppen an und bemächtigte sich des ganzen Geschwaders. Hier fanden Marcus Marius und die tüchtigsten der römischen Emigrirten entweder im Kampfe oder nachher durch das Henkerbeil den Tod. Die ganze aegaeische Flotte der Feinde war von Lucullus vernichtet. Den Krieg in Bithynien hatten inzwischen mit dem durch Nachsendungen aus Italien verstärkten Landheer und einem in Asien zusammengezogenen Geschwader Cotta und die Legaten Lucults Voconius, Barba und Gaius Valerius Triarius fortgesetzt. Barba nahm im Binnenland Prusias am Olymp und Nikaea, Triarius an der Küste Apameia (sonst Myrleia) und Prusias am Meer (sonst Kios). Man vereinigte sich endlich zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen gegen Mithradates selbst in Nikomedeia; aber der König, ohne nur den Kampf zu versuchen, entwich auf seine Schiffe und fuhr heimwärts. Auch dies gelang ihm nur, weil der mit der Blokirung des Hafens von Nikomedeia beauftragte römische Flottenführer Voconius zu spät eintraf. Unterwegs ward zwar das wichtige Herakleia an den König verrathen und von ihm besetzt; aber ein Sturm in diesen Gewässern versenkte über sechzig seiner Schiffe und zerstreute die übrigen; fast allein gelangte der König nach Sinope. Die Offensive Mithradats endigte mit einer vollständigen und durchaus nicht, am wenigsten aber für den obersten Leiter rühmlichen Niederlage der pontischen Land- und Seemacht.

Lucullus ging jetzt seinerseits zum Angriff vor. Triarius übernahm den Befehl über die Flotte mit dem Auftrag vor allem den Hellespont zu sperren und den aus Kreta und Spanien rückkehrenden pontischen Schiffen aufzupassen, Cotta die Belagerung von Herakleia; das schwierige Verpflegungsgeschäft ward den treuen und thätigen Galaterfürsten und dem König Ariobarzanes von Kappadokien übertragen. So rückte im Herbst 681 Lucullus ein in die gesegnete und seit langem von keinem Feinde betretene pontische Landschaft. Mithradates, jetzt entschlossen zur strengsten Defensive, wich, ohne eine Schlacht zu liefern, zurück von Sinope nach Amisos, von Amisos nach Kabeira (später Neo-

kaesareia, jetzt Niksar) am Lykos, einem Nebenfluſs des Iris; er begnügte sich den Feind immer tiefer landeinwärts zu ziehen und ihm die Zufuhren und Verbindungen zu bedrohen. Rasch folgte Lucullus; Sinope blieb ihm seitwärts liegen; die alte scipionische Grenze, der Halys ward überschritten, die blühenden Städte Amisos, Eupatoria (am Iris), Themiskyra (am Thermodon) umstellt, bis endlich der Winter den Märschen, aber nicht den Einschlieſsungen der Städte ein Ende machte. Die Soldaten Lucullis murrten über das unaufhaltsame Vordringen, das ihnen nicht gestattete die Früchte ihrer Anstrengungen zu ernten, und über die weitläuftigen und in der rauhen Jahreszeit beschwerlichen Blokaden. Allein es war Lucullus Art nicht auf dergleichen Klagen zu hören; im Frühjahr 682 ging es sofort weiter gegen Kabeira unter Zurücklassung zweier Legionen vor Amisos unter Lucius Murena. Der König hatte während des Winters einen Versuch gemacht den Groſskönig von Armenien zum Eintritt in den Kampf zu bestimmen; er blieb wie der frühere vergeblich oder führte doch nur zu leeren Verheiſsungen. Noch weniger bezeigten die Parther Lust bei der verlorenen Sache sich zu betheiligen. Indeſs fand sich, besonders durch Werbungen im Skythenland, wieder eine ansehnliche Armee unter Diophantos und Taxiles bei Kabeira beisammen, die an Reiterei der römischen entschieden überlegen war. Das römische Heer, das nur noch drei Legionen zählte, sah sich genöthigt das Blachfeld möglichst zu vermeiden und gelangte nicht ohne Mühe und Verlust auf schwierigen Nebenpfaden bis nach Kabeira. Bei dieser Stadt lagerten die beiden Armeen längere Zeit einander gegenüber. Gestritten ward hauptsächlich um die Zufuhr, die auf beiden Seiten knapp war; Mithradates bildete deſswegen aus dem Kern seiner Reiterei und einer Abtheilung erlesener Fuſssoldaten unter Diophantos und Taxiles ein fliegendes Corps, das bestimmt war zwischen dem Lykos und dem Halys zu streifen und die aus Kappadokien kommenden römischen Transporte von Lebensmitteln aufzufangen. Allein der Unterbefehlshaber Lucullis Marcus Fabius Hadrianus, der einen solchen Zug escortirte, schlug nicht bloſs die ihm auflauernde Schaar in dem Engpaſs, wo sie ihn zu überfallen gedachte, vollständig aufs Haupt, sondern auch, nachdem er Verstärkung aus dem Lager erhalten hatte, die Armee des Diophantos und Taxiles selbst, so daſs dieselbe völlig sich auflöste. Es war für den König ein unersetzlicher Verlust, daſs seine Reiterei, auf die er allein vertraute, ihm hier zu Grunde gegangen war; so wie er durch die ersten vom Schlachtfeld nach Kabeira gelangen-

den Flüchtlinge — bezeichnend genug die geschlagenen Generale selbst — die Hiobspost, früher noch als Lucullus die Nachricht von dem Sieg, erhalten hatte, beschlofs er sofortigen weiteren Rückzug. Aber der gefafste Entschluss des Königs verbreitete sich mit Blitzesschnelle unter seiner nächsten Umgebung; und wie die Soldaten die Vertrauten des Königs eiligst einpacken sahen, wurden auch sie von panischem Schreck ergriffen. Niemand wollte bei dem Aufbruch der letzte sein; Vornehme und Geringe liefen durch einander wie gescheuchtes Wild; keine Autorität, nicht einmal die des Königs ward noch beachtet und der König selbst fortgerissen in dem wilden Getümmel. Die Verwirrung gewahrend griff Lucullus an und fast ohne Widerstand zu leisten liefsen die pontischen Schaaren sich niedermetzeln. Hätten die Legionen Mannszucht zu halten und ihre Beutegier zu mäfsigen vermocht, so wäre kaum ein Mann ihnen entronnen und der König ohne Zweifel selbst gefangen worden. Mit Noth entkam Mithradates mit wenigen Begleitern durch die Berge nach Komana (unweit Tokat und der Irisquelle), von wo ihn aber bald eine römische Schaar unter Marcus Pompeius wieder aufscheuchte und ihn verfolgte, bis er, von nicht mehr als 2000 Reitern begleitet, bei Talaura in Kleinarmenien die Grenze seines Reiches überschritt, um in dem Reiche des Grofskönigs eine Zufluchtstätte zu finden, aber auch nicht mehr (Ende 682). Tigranes liefs seinem flüchtigen Schwiegervater zwar königliche Ehre erzeigen, aber er lud ihn nicht einmal an seinen Hof, sondern hielt ihn in der abgelegenen Grenzlandschaft, wo er sich befand, in einer Art von anständiger Haft. Ganz Pontos und Kleinarmenien war in den Händen der Römer; die Frauen des königlichen Harems, die königlichen Schwestern, seine zahlreichen Gemahlinnen und Kebse liefs der König, da sie zu flüchten nicht möglich war, durch einen seiner Verschnittenen in Pharnakeia (Kerasunt) sämmtlich tödten. Bis nach Trapezus hinauf unterwarf sich das platte Land ohne Widerstand dem Sieger. Auch die Befehlshaber der königlichen Schatzhäuser ergaben sich nach kürzerem oder längerem Zaudern und lieferten ihre Kassenvorräthe aus. Hartnäckiger waren die Städte. Zwar die wenigen im Binnenland, Kabeira, Amaseia, Eupatoria, waren bald in der Gewalt der Römer; aber die gröfseren Seestädte, Amisos und Sinope im Pontos, Amastris in Paphlagonien, Tios und das pontische Herakleia in Bithynien wehrten sich wie Verzweifelte, theils begeistert durch die Anhänglichkeit an den König und die von ihm geschirmte freie hellenische Stadtverfassung, theils terrorisirt

durch die Schaaren der vom König herbeigerufenen Corsaren. Sinope und Herakleia liefsen sogar Schiffe gegen die Römer auslaufen und das sinopische Geschwader bemächtigte sich selbst einer römischen Flottille, die von der taurischen Halbinsel für Lucullus Heer Getreide brachte. Herakleia unterlag erst nach zweijähriger Belagerung, nachdem die römische Flotte der Stadt den Verkehr mit den griechischen Städten auf der taurischen Halbinsel abgeschnitten hatte und in den Reihen der Besatzung Verrätherei ausgebrochen war. Als Amisos aufs Aeufserste gebracht war, zündete die Besatzung die Stadt an und rettete sich unter dem Schutze der Flammen auf ihre Schiffe. In Sinope, wo der kecke Piratencapitän Seleukos und der königliche Verschnittene Bakchides die Vertheidigung leiteten, plünderte die Besatzung die Häuser, bevor sie abzog, und steckte die Schiffe, die sie nicht mitnehmen konnte, in Brand; es sollen hier, obwohl der gröfste Theil der Vertheidiger sich hatte einschiffen können, doch noch 8000 Corsaren von Lucullus getödtet worden sein. Zwei volle Jahre nach der Schlacht von Kabeira und darüber (682—684) währten diese Städtebelagerungen, die Lucullus grofsentheils durch seine Unterbefehlshaber betrieb, während er selbst die Verhältnisse der Provinz Asia ordnete, die eine gründliche Reform erheischten und erhielten. Wie geschichtlich merkwürdig auch jener hartnäckige Widerstand der pontischen Kaufstädte gegen die siegreichen Römer ist, so kam doch zunächst wenig dabei heraus; die Sache des Königs Mithradates war darum nicht minder verloren. Der Grofskönig hatte offenbar für jetzt wenigstens durchaus nicht die Absicht ihn in sein Reich zurückzuführen. Die römische Emigration in Asien hatte durch die Vernichtung der aegaeischen Flotte ihre Besten eingebüfst; von den Uebriggebliebenen hatten nicht wenige, wie zum Beispiel die thäthigen Führer Lucius Magius und Lucius Fannius, ihren Frieden mit Lucullus gemacht und mit dem Tode des Sertorius, der in dem Jahre der Schlacht von Kabeira umkam, schwand die letzte Hoffnung der Emigration. Die eigene Macht Mithradats war vollständig zerschmettert und eine nach der andern brachen ihre letzten Stützen zusammen: auch seine von Kreta und Spanien heimkehrenden Geschwader, siebzig Segel stark, wurden von Triarius bei der Insel Tenedos angegriffen und vernichtet; auch der Statthalter des bosporanischen Reiches, des Königs eigener Sohn Machares fiel von ihm ab und schlofs als selbstständiger Fürst des taurischen Chersones auf eigene Hand mit den Römern Frieden und Freundschaft (684). Der König selbst safs nach nicht allzu rühm-

licher Gegenwehr in einem entlegenen armenischen Bergschlofs, ein Flüchtling aus seinem Reich und fast ein Gefangener seines Schwiegersohns. Mochten die Corsarenschaaren noch auf Kreta sich behaupten und was aus Amisos und Sinope entkommen war, an die schwer zugängliche Ostküste des schwarzen Meeres zu den Sanegen und Lazen sich retten: Lucullus geschickte Kriegführung und seine verständige Mäfsigung, die es nicht verschmähte den gerechten Beschwerden der Provinzialen abzuhelfen und die reumüthigen Emigranten als Offiziere in seinem Heere anzustellen, hatte mit mäfsigen Opfern Kleinasien vom Feinde befreit und das pontische Reich vernichtet, so dafs dasselbe aus einem römischen Clientelstaat in eine römische Provinz verwandelt werden konnte. Eine Commission des Senats ward erwartet, um in Gemeinschaft mit dem Oberfeldherrn die neue Provinzialorganisation festzustellen.

Aber noch waren die Verhältnisse mit Armenien nicht geschlichtet. Dafs eine Kriegserklärung der Römer gegen Tigranes an sich gerechtfertigt, ja geboten war, wurde früher gezeigt. Lucullus, der die Verhältnisse aus gröfserer Nähe und mit höherem Sinn betrachtete als das Senatorencollegium in Rom, erkannte deutlich die Nothwendigkeit Armenien in seine Schranken zurückzuweisen und die verlorene Herrschaft Roms über das Mittelmeer wieder herzustellen. Er zeigte in der Leitung der asiatischen Angelegenheiten sich als keinen unwürdigen Nachfolger seines Lehrmeisters und Freundes Sulla; Philhellene wie wenige Römer seiner Zeit, war er nicht unempfänglich für die Verpflichtung, die Rom mit der Erbschaft Alexanders übernommen hatte: Schild und Schwert der Griechen im Osten zu sein. Persönliche Beweggründe, der Wunsch auch jenseit des Euphrat Lorbeeren zu ernten, die Empfindlichkeit darüber, dafs der Grofskönig in einem Schreiben an ihn den Imperatorentitel weggelassen, können freilich Lucullus mit bestimmt haben: allein es ist ungerecht kleinliche und egoistische Motive da anzunehmen, wo zur Erklärung der Handlungen die pflichtmäfsigen vollkommen ausreichen. Indefs von dem ängstlichen, lässigen, schlecht unterrichteten und vor allen Dingen von ewiger Finanznoth bedrängten römischen Regierungscollegium liefs sich nimmermehr erwarten, dafs es zu einer so weitschichtigen und kostspieligen Expedition, ohne unmittelbar dazu genöthigt zu sein, die Initiative ergreifen werde. Veranlafst durch die günstige Wendung des pontischen Krieges waren die legitimen Repräsentanten der Seleukidendynastie, Antiochos der Asiate genannt und dessen Bruder, um 682

nach Rom gegangen, um römische Intervention in Syrien und nebenbei auch die Anerkennung ihrer Erbansprüche auf Aegypten zu erlangen. Die letztere Anforderung konnte freilich nicht gewährt werden; aber der Augenblick wie die Veranlassung liessen sich nicht günstiger finden um den längst nothwendigen Krieg gegen Tigranes zu beginnen. Allein der Senat hatte die Prinzen wohl als die rechtmäfsigen Könige Syriens anerkannt, aber sich nicht entschliefsen können die bewaffnete Intervention zu verfügen. Wenn die günstige Gelegenheit benutzt und gegen Armenien Ernst gemacht werden sollte, so konnte dies nur dadurch geschehen, dafs Lucullus sich entschlofs den Krieg dem Senat über den Kopf zu nehmen; auch er sah sich eben wie Sulla in die Nothwendigkeit versetzt, was er im offenbarsten Interesse der bestehenden Regierung that, nicht mit ihr, sondern ihr zum Trotz ins Werk zu setzen. Erleichtert ward ihm der Entschlufs durch die seit langem bestehenden unklar zwischen Krieg und Frieden schwankenden Verhältnisse Roms zu Armenien, durch welche die Eigenmächtigkeit seines Verfahrens einigermafsen bedeckt ward. An formellen Kriegsgründen war kein Mangel; die kappadokischen und syrischen Zustände boten Anlässe genug und es hatten auch schon bei der Verfolgung des pontischen Königs römische Truppen das Gebiet des Grofskönigs verletzt. Da indefs Lucullus Auftrag nur ging auf Führung des Krieges gegen Mithradates, so zog er es vor einen seiner Offiziere Appius Claudius an den Grofskönig nach Antiochien zu senden, um Mithradates Auslieferung zu fordern, was denn freilich zum Kriege führen mufste. Der Entschlufs war ernst, zumal bei der Beschaffenheit der römischen Armee. Es war unvermeidlich während des Feldzugs in Armenien das ausgedehnte pontische Gebiet stark besetzt zu halten, da sonst dem in Armenien stehenden Heer die Verbindung mit der Heimath verloren ging und überdiefs ein Einfall Mithradats in sein ehemaliges Reich leicht vorherzusehen war. Offenbar reichte die Armee, an deren Spitze Lucullus den mithradatischen Krieg beendigt hatte, von beiläufig 30000 Mann für diese verdoppelte Aufgabe nicht aus. Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde der Feldherr von seiner Regierung die Nachsendung einer zweiten Armee erbeten und erhalten haben; allein da Lucullus den Krieg der Regierung über den Kopf nehmen wollte und gewissermafsen mufste, sah er sich genöthigt hierauf zu verzichten und, ob er gleich selbst die gefangenen thrakischen Söldner des pontischen Königs seinen Truppen einreihte, dennoch mit nicht mehr als zwei Legionen oder höchstens 15000 Mann den Krieg am rech-

ten Ufer des Euphrat zu führen. Schon dies war bedenklich; indefs die Geringfügigkeit der Zahl mochte durch die erprobte Tapferkeit der durchaus aus Veteranen bestehenden Armee einigermafsen ersetzt werden. Weit schlimmer war die Stimmung der Soldaten, auf die Lucullus in seiner hochadlichen Art viel zu wenig Rücksicht nahm. Lucullus war ein tüchtiger General und — nach aristokratischem Mafsstab — ein rechtschaffener und wohlwollender Mann, aber nichts weniger als beliebt bei seinen Soldaten. Er war unpopulär als entschiedener Anhänger der Oligarchie, unpopulär, weil er in Kleinasien der gräulichen Wucherei der römischen Capitalisten nachdrücklich gesteuert hatte, unpopulär wegen der Arbeiten und Strapazen, die er dem Soldaten zumuthete, unpopulär, weil er von seinen Soldaten strenge Mannszucht forderte und die Plünderung der griechischen Städte durch seine Leute möglichst verhinderte, daneben aber doch für sich selber manchen Wagen und manches Kameel mit den Schätzen des Ostens beladen liefs, unpopulär wegen seiner feinen, vornehmen, hellenisirenden, durchaus nicht kameradschaftlichen und, wo immer möglich, zu bequemem Wohlleben sich hinneigenden Weise. Nicht eine Spur des Zaubers war in ihm, der zwischen dem Feldherrn und dem Soldaten ein persönliches Band schlingt. Hiezu kam endlich, dafs ein grofser Theil seiner besten Soldaten alle Ursache hatte sich über die mafslose Verlängerung ihrer Dienstzeit zu beschweren. Seine beiden besten Legionen waren eben diejenigen, die Flaccus und Fimbria 668 nach dem Osten geführt hatten (II, 282); ungeachtet ihnen nach dreizehnjährigem Dienst vor kurzem nach der Schlacht von Kabeira der Abschied zugesichert worden war, führte sie nichts desto weniger Lucullus jetzt über den Euphrat, einem neuen unabsehbaren Krieg entgegen — es schien, als wolle man die Sieger von Kabeira schlimmer behandeln als die Geschlagenen von Cannae (I, 429. 472). Es war in der That mehr als verwegen, wenn mit so schwachen und so gestimmten Truppen ein Feldherr auf eigene Faust und streng genommen verfassungswidrig eine Expedition begann gegen ein fernes und unbekanntes Land voll reifsender Ströme und schneebedeckter Berge, das schon durch seine gewaltige Ausdehnung jeden leichtsinnig unternommenen Angriff gefährlich machte. Vielfach und nicht ohne Grund wurde defshalb Lucullus Verfahren in Rom getadelt; nur hätte man dabei nicht verschweigen sollen, dafs zunächst die Verkehrtheit der Regierung dieses verwegene Vorgehen des Feldherrn veranlafste und dasselbe wo nicht rechtfertigte, doch entschuldbar machte.

Schon die Sendung des Appius Claudius hatte neben der Aufgabe den Krieg diplomatisch zu motiviren den Zweck gehabt die Fürsten und Städte zunächst Syriens gegen den Grofskönig unter die Waffen zu bringen; im Frühling 685 begann der förmliche Angriff. Während des Winters hatte der König von Kappadokien im Stillen für Transportschiffe gesorgt; auf diesen ward der Euphrat überschritten und der Marsch durch die Landschaft Sophene gerades Weges, ohne mit Belagerung der kleineren Ortschaften Zeit zu verlieren, gerichtet auf Tigranokerta, wohin kurz zuvor auch der Grofskönig aus Syrien zurückgekehrt war, nachdem er die Verfolgung seiner Eroberungspläne am Mittelmeer wegen der Verwickelung mit den Römern vorläufig vertagt hatte. Eben entwarf er einen Einfall in das römische Kleinasien von Kilikien und Lykaonien aus und überlegte bei sich, ob die Römer Asien sofort räumen oder vorher noch, etwa bei Ephesos, sich ihm zur Schlacht stellen würden, als ihn der Bote mit der Nachricht von dem Anmarsche Luculls unterbrach. Er liefs ihn aufknüpfen, aber lange liefs die lästige Wirklichkeit sich nicht verkennen; wo er denn seine Hauptstadt verliefs und sich in das innere Armenien begab, um dort, was bis jetzt nicht geschehen war, gegen die Römer zu rüsten. Inzwischen sollte Mithrobarzanes mit den eben zur Verfügung stehenden Truppen in Verbindung mit den schleunigst aufgebotenen benachbarten Beduinenstämmen die Römer beschäftigen. Allein das Corps des Mithrobarzanes ward schon von dem römischen Vortrab, die Araber von einem Detachement unter Sextilius zersprengt; und während die sich in den nordöstlich von Tigranokerta gelegenen Bergen (um Bitlis) sammelnde armenische Hauptmacht durch eine vorgeschobene römische Abtheilung in einer wohlgewählten Stellung unter glücklichen Gefechten aufgehalten ward, betrieb Lucullus eifrig die Belagerung von Tigranokerta. Der nie versiegende Pfeilregen, mit dem die Besatzung das römische Heer überschüttete, und die Anzündung der Belagerungsmaschinen durch Naphtha weihten hier die Römer ein in die neuen Gefahren der iranischen Kriege und der tapfere Commandant Mankaeos behauptete die Stadt, bis endlich die grofse königliche Entsatzarmee aus allen Theilen des weiten Reiches und den angrenzenden den armenischen Werbern offenstehenden Landschaften versammelt und durch die nordöstlichen Pässe zum Entsatz der Hauptstadt herangerückt war. Der in den Kriegen Mithradats erprobte Führer Taxiles rieth die Schlacht zu vermeiden und die kleine römische Schaar durch die Reiterei zu umstellen und auszuhungern. Allein als der König

den römischen Feldherrn, der sich entschlossen hatte die Schlacht zu liefern ohne darum die Belagerung aufzuheben, mit nicht viel mehr als 10000 Mann gegen die zwanzigfache Uebermacht ausrücken und keck den Fluſs überschreiten sah, der beide Heere trennte; als er auf der einen Seite diese kleine Schaar überblickte, ‚zur Gesandtschaft zu viel, zum Heere zu wenig', auf der andern seine ungeheuren Heerhaufen, in denen die Völker vom schwarzen und vom kaspischen See mit denen vom Mittelmeer und vom persischen Golf sich begegneten, deren gefürchtete eisenbedeckte Lanzenreiter allein zahlreicher waren als Lucullus ganzes Heer und in denen es auch an römisch gerüstetem Fuſsvolk nicht mangelte: da entschloſs er sich ungesäumt die vom Feinde begehrte Schlacht zu liefern. Während aber die Armenier noch sich dazu ordneten, erkannte Lucullus scharfes Auge, daſs sie es versäumt hatten eine Höhe zu besetzen, die ihre ganze Reiterstellung beherrschte; er eilte sie mit zwei Cohorten einzunehmen, während seine schwache Reiterei durch einen Flankenangriff die Aufmerksamkeit der Feinde von dieser Bewegung ablenkte, und so wie er oben angekommen war, führte er seinen kleinen Haufen der feindlichen Reiterei in den Rücken. Sie ward völlig zersprengt und warf sich auf die noch nicht völlig geordnete Infanterie, die davonlief ohne auch nur zum Schlagen zu kommen. Das Bulletin des Siegers, daſs 100000 Armenier und 5 Römer gefallen seien und der König Turban und Stirnbinde von sich geworfen habe, um unerkannt mit wenigen Reitern zu entkommen, ist im Stile seines Meisters Sulla abgefaſst; allein nichts desto weniger bleibt der am 6. October 685 vor Tigranokerta erfochtene Sieg einer der glänzendsten Sterne in der ruhmvollen Kriegsgeschichte Roms; und er war nicht minder erfolgreich als glänzend. Alle den Parthern oder den Syrern entrissenen Landschaften waren durch diesen Sieg strategisch den Armeniern verloren und gingen gröſstentheils ohne Weiteres über in den Besitz des Siegers. Die neu erbaute Hauptstadt des Groſsreiches selber machte den Anfang. Die in ihr so zahlreichen griechischen Zwangsansiedler empörten sich gegen die Besatzung und öffneten dem römischen Heere die Pforten der Stadt, die den Soldaten zur Plünderung preisgegeben ward. Aus Kilikien und Syrien hatte der armenische Satrap Magadates bereits alle Truppen herausgezogen um die Entsatzarmee vor Tigranokerta zu verstärken. Lucullus rückte in die nördlichste Landschaft Syriens Kommagene ein und erstürmte die Hauptstadt Samosata; in das eigentliche Syrien gelangte er nicht, doch langten von den Dynasten und Gemeinden bis zum rothen

Meer hinab, von Hellenen, Syrern, Juden, Arabern Gesandte an um den Römern als den neuen Oberherren zu huldigen. Selbst der Fürst von Korduene, der östlich von Tigranokerta gelegenen Landschaft, unterwarf sich; wogegen freilich in Nisibis und damit in Mesopotamien der Bruder des Groſskönigs Guras sich behauptete. Durchaus trat Lucullus auf als Schirmherr der hellenischen Fürsten und Bürgerschaften; in Kommagene setzte er einen Prinzen des seleukidischen Hauses Antiochos auf den Thron; Antiochos den Asiaten, der nach dem Abzug der Armenier nach Antiochia zurückgekehrt war, erkannte er an als König von Syrien; die gezwungenen Ansiedler von Tigranokarta entlieſs er wieder in ihre Heimathen. Die unermeſslichen Vorräthe und Schätze des Groſskönigs — an Getreide wurden 30 Millionen Medimnen, an Geld allein in Tigranokerta 8000 Talente (14 Mill. Thlr.) erbeutet — machten es Lucullus möglich die Kosten des Krieges zu bestreiten, ohne die Staatskasse in Anspruch zu nehmen, und jedem seiner Soldaten auſser reichlichster Verpflegung noch eine Verehrung von 800 Denaren (229 Thlr.) zu machen.

Der Groſskönig war tief gedemüthigt. Er war ein schwächlicher Charakter, übermüthig im Glück, im Unglück verzagt; wahrscheinlich würde zwischen ihm und Lucullus ein Abkommen zu Stande gekommen sein, das der Groſskönig mit ansehnlichen Opfern zu erkaufen, der römische Feldherr unter leidlichen Bedingungen zu gewähren beide alle Ursache hatten, wenn der alte Mithradates nicht gewesen wäre. Dieser hatte nicht Theil genommen an den Kämpfen um Tigranokerta. Durch die zwischen dem Groſskönig und den Römern eingetretene Spannung nach zwanzigmonatlicher Haft um die Mitte des J. 684 befreit, war er mit 10000 armenischen Reitern in sein ehemaliges Reich abgesandt worden, um hier die Communicationen des Feindes zu bedrohen; allein noch ehe er hier etwas ausrichten konnte, ward er zurückgerufen, als die gesammte Macht des Groſskönigs aufgeboten ward um die Hauptstadt zu entsetzen. Bei seinem Eintreffen kamen ihm schon die vom Schlachtfeld flüchtenden Haufen entgegen und vom Groſskönig bis zum gemeinen Soldaten herab schien allen alles verloren. Wenn Tigranes jetzt Frieden machte, so schwand für Mithradates nicht bloſs die letzte Möglichkeit der Wiedereinsetzung in sein Reich, sondern seine Auslieferung war ohne Zweifel die erste Bedingung des Friedens; und sicher würde Tigranes gegen ihn nicht anders gehandelt haben als wie Bocchus einst gegen Jugurtha handelte. Seine ganze Persönlichkeit setzte der König ein, um diese Wendung zu verhindern

und zur Fortführung des Krieges, bei der er nichts zu verlieren und alles zu gewinnen hatte, den armenischen Hof zu bestimmen; und flüchtig und entthront wie Mithradates war, war sein Einflufs an demselben nicht gering. Noch war er ein stattlicher und gewaltiger Mann, der, obwohl schon über sechzig Jahre alt, sich in voller Rüstung auf das Pferd schwang und im Handgemenge gleich dem Besten seinen Mann stand. Seinen Geist schienen die Jahre und die Schicksale gestählt zu haben: während er in früheren Zeiten seine Heerführer aussandte und selbst an dem Kriege nicht unmittelbar Theil nahm, finden wir fortan als Greis ihn in der Schlacht selber führen und selber fechten. Ihm, der während seines funfzigjährigen Regiments so viele unerhörte Glückswechsel erlebt hatte, schien die Sache des Grofskönigs durch die Niederlage von Tigranokerta noch keineswegs verloren, vielmehr Lucullus Stellung sehr schwierig und, wenn es jetzt nicht zum Frieden kam und der Krieg in zweckmäfsiger Weise fortgeführt ward, sogar in hohem Mafse gefährdet. Der vielerfahrene Greis, der fast wie ein Vater dem Grofskönig gegenüberstand und jetzt persönlich auf denselben zu wirken vermochte, bezwang den schwachen Mann durch seine Energie und bestimmte ihn nicht nur sich für die Fortsetzung des Krieges zu entscheiden, sondern auch dessen politische und militärische Leitung ihm selber anzuvertrauen. Aus einem Kabinetskrieg sollte der Krieg jetzt ein national-asiatischer werden, die Könige und die Völker Asiens zu demselben sich vereinigen gegen die übermächtigen und übermüthigen Occidentalen. Es wurden die gröfsten Anstrengungen gemacht die Armenier und die Parther mit einander zu versöhnen und sie zum gemeinschaftlichen Kampfe gegen Rom zu bestimmen. Auf Mithradates Betrieb erbot sich Tigranes dem Arsakiden Phraates dem Gott (reg. seit 684) die von den Armeniern eroberten Landschaften Mesopotamien, Adiabene, die ‚grofsen Thäler' zurückzugeben und mit ihm Freundschaft und Bündnifs zu machen. Allein nach allem, was vorgefallen war, konnte die Zurückweisung dieses Anerbietens nicht befremden; Phraates zog es vor die Euphratgrenze durch einen Vertrag nicht mit den Armeniern, sondern mit den Römern sich zu sichern und zuzusehen, wie sich der verhafste Nachbar und der unbequeme Fremdling unter einander aufrieben. Mit gröfserem Erfolg als an die Könige wandte Mithradates sich an die Völker des Ostens. Es hielt nicht schwer den Krieg darzustellen als einen nationalen des Orients gegen den Occident, denn er war es; gar wohl konnte er auch zum Religionskrieg gemacht und die Rede verbreitet

werden, dafs das Ziel des lucullischen Heeres der Tempel der Anaitis oder der sogenannten syrischen Diana in Ekbatana sei, das gefeiertste und das reichste Heiligthum der ganzen Euphratslandschaft*. Schaarenweise drängten sich von nah und fern die Asiaten unter die Banner der Könige, welche sie aufriefen den Osten und seine Götter vor den gottlosen Fremdlingen zu schirmen. Allein die Thatsachen hatten gezeigt, dafs das blofse Zusammentreiben ungeheurer Heerhaufen nicht allein fruchtlos war, sondern durch die Einfügung in dieselben selbst die wirklich marschir- und schlagfähigen Schaaren unbrauchbar gemacht und in den allgemeinen Ruin mit verwickelt wurden. Mithradates suchte vor allem die Waffe auszubilden, die zugleich die schwächste der Occidentalen und die stärkste der Asiaten war, die Reiterei: in der von ihm neu gebildeten Armee war die Hälfte der Mannschaft beritten. Für den Dienst zu Fufs las er aus der Masse der aufgebotenen oder freiwillig sich meldenden Rekruten die dienstfähigen Leute sorgfältig aus und liefs diese durch seine pontischen Offiziere dressiren. Das ansehnliche Heer, das bald wieder unter den Fahnen des Grofskönigs sich zusammenfand, war aber nicht bestimmt auf der ersten besten Wahlstatt mit den römischen Veteranen sich zu messen, sondern sich auf die Vertheidigung und auf den kleinen Krieg zu beschränken. Schon den letzten Krieg in seinem Reiche hatte Mithradates stetig zurückweichend und die Schlacht vermeidend geführt; auch diesmal wurde eine ähnliche Taktik angenommen und zum Kriegsschauplatz das eigentliche Armenien bestimmt, das Erbland des Tigranes und vom Feinde noch vollkommen unberührt, das sich durch seine physische Beschaffenheit wie durch den Patriotismus seiner Bewohner vortrefflich für diese Kriegsweise eignete. — Das Jahr 686 fand Lucullus in einer schwierigen und täglich bedenklicher sich gestaltenden Lage. Trotz seiner glänzenden Siege war man in Rom durchaus nicht mit ihm zufrieden. Der Senat empfand die Eigenmächtigkeit seines Verfahrens; die von ihm empfindlich verletzte Capitalistenpartei setzte alle Mittel der Intrigue und Bestechung in Bewegung um seine Abberufung durchzusetzen. Täglich erscholl der Markt der Hauptstadt von gerech-

* Cicero (*de imp. Pomp.* 9, 13) kann schwerlich einen andern Tempel gemeint haben als diesen, gegen den die Raubzüge der syrischen wie der parthischen Könige regelmäfsig sich richteten (Strabo 16, 744; Polyb. 31, 11; 1. Makkab. 6 u. a. m.); am wenigsten darf an den Tempel von Komana oder überhaupt irgend ein Heiligthum im pontischen Reiche gedacht werden.

ten und ungerechten Beschwerden über den tollkühnen, den habsüchtigen, den unrömischen, den hochverrätherischen Feldherrn. Schon gab der Senat den Klagen über die Vereinigung einer so grenzenlosen Macht, zweier ordentlicher Statthalterschaften und eines wichtigen aufserordentlichen Commandos, in solcher Hand in so weit nach, dafs er die Provinz Asia einem der Prätoren, die Provinz Kilikien nebst drei neu ausgehobenen Legionen dem Consul Quintus Marcius Rex bestimmte und den Feldherrn auf das Commando gegen Mithradates und Tigranes beschränkte. — Gefährlicher noch als die in Rom gegen den Feldherrn sich erhebenden Anklagen selbst war der Wiederhall, den sie in den Quartieren am Iris und am Tigris fanden, wo mehrere der Offiziere, darunter der eigene Schwager des Feldherrn Publius Clodius in dem gleichen Sinne die Soldaten bearbeiteten. Das ohne Zweifel absichtlich ausgesprengte Gerücht, dafs Lucullus jetzt mit dem pontisch-armenischen Krieg noch eine Expedition gegen die Parther zu verbinden gedenke, nährte die Erbitterung der Truppen. Der siegreiche Feldherr selbst fuhr fort, während ihn also die schwierige Stimmung der Regierung wie der Soldaten mit Abberufung und Meuterei bedrohte, dem verzweifelten Spieler gleich seinen Einsatz und sein Wagen zu steigern. Zwar gegen die Parther zog er nicht; aber als Tigranes sich weder bereit zeigte Frieden zu machen noch dem Wunsche der Römer zu schlagen abermals entgegenkam, entschlofs sich Lucullus von Tigranokerta durch die schwierige Berglandschaft am östlichen Ufer des Wansees in das Thal des östlichen Euphrat (oder des Arsanias, jetzt Murad Tschai) und aus diesem in das des Araxes vorzudringen, wo, am nördlichen Abhang des Ararat, die Hauptstadt des eigentlichen Armeniens Artaxata mit dem Erbschlofs und dem Harem des Königs lag. Er hoffte den König durch die Bedrohung seiner angestammten Residenz zu bestimmen ihm unterwegs oder vor Artaxata eine zweite Schlacht zu liefern. Unumgänglich nothwendig war es freilich bei Tigranokerta eine Abtheilung zurückzulassen, während doch das Marschheer unmöglich noch weiter vermindert werden konnte: es blieb nichts übrig als die Stellung im Pontos zu schwächen und von dort Truppen nach Tigranokerta zu berufen. Die Hauptschwierigkeit aber war die für militärische Unternehmungen so unbequeme Kürze des armenischen Sommers. Auf der armenischen Hochebene, die 5000 Fufs und mehr über der Meeresfläche liegt, sprofst bei Erzerum das Korn erst Anfang Juni und mit der Ernte im September stellt auch schon der Winter sich ein; in

höchstens vier Monaten also mufste Artaxata erreicht und die Campagne beendigt sein. — Im Mittsommer 686 brach Lucullus von Tigranokerta auf und gelangte, ohne Zweifel durch das Thal des Karasu, eines in südöstlicher Richtung dem östlichen Euphratarm zuströmenden Flusses, das einzige, das die Ebenen Mesopotamiens mit der Hochebene des innern Armeniens verbindet, auf das Plateau von Musch und an den Euphrat. Der Marsch ging, unter beständigen sehr lästigen Scharmützeln mit der feindlichen Reiterei, namentlich den berittenen Bogenschützen, langsam, aber ohne wesentliches Hindernifs von Statten und auch der Euphratübergang, den die armenische Reiterei ernstlich vertheidigte, ward durch ein glückliches Gefecht erzwungen; die armenische Infanterie zeigte sich, aber es glückte nicht sie in das Gefecht zu verwickeln. So gelangte die Armee auf die eigentliche Hochebene Armeniens und marschirte weiter hinein in das unbekannte Land. Man hatte keinen eigentlichen Unfall erlitten; aber die blofse unabwendbare Verzögerung des Marsches durch die Terrainschwierigkeiten und die feindlichen Reiter war an sich schon ein sehr empfindlicher Nachtheil. Lange bevor man Artaxata erreicht hatte, brach der Winter herein; und wie die italischen Soldaten Schnee und Eis um sich sahen, rifs der allzu straff gespannte Bogen der militärischen Zucht. Es kam zu einer förmlichen Meuterei; dem Feldherrn blieb nichts übrig als den Rückzug anzuordnen, den er dann mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit bewerkstelligte. Glücklich angekommen in der Ebene, wo die Jahreszeit noch weitere Unternehmungen gestattete, überschritt Lucullus den Tigris und warf sich mit dem Hauptheil seines Heeres auf die Hauptstadt des armenischen Mesopotamiens Nisibis. Der Grofskönig, gewitzigt durch die vor Tigranokerta gemachte Erfahrung, überliefs die Stadt sich selbst, Sie ward trotz ihrer tapfern Vertheidigung in einer finstern Regennacht von den Belagerern erstürmt und Lucullus Heer fand daselbst nicht minder reiche Beute und nicht minder bequeme Winterquartiere wie das Jahr vorher in Tigranokerta. Allein inzwischen fiel die ganze Gewalt der feindlichen Offensive auf die schwachen in Pontos und bei Tigranokerta zurückgebliebenen römischen Corps. Hier zwang Tigranes den römischen Befehlshaber Lucius Fannius — derselbe, der früher zwischen Sertorius und Mithradates den Vermittler gemacht hatte (S. 48. 57) — sich in eine Festung zu werfen und hielt ihn darin belagert. Dort rückte Mithradates ein mit 4000 armenischen und 4000 eigenen Reitern und rief als Befreier und Rächer die Nation auf gegen den Landesfeind. Alles fiel ihm zu;

die zerstreuten römischen Soldaten wurden überall aufgehoben und getödtet; als der römische Commandant in Pontos Hadrianus (S. 54) seine Truppen gegen ihn führte, machten die ehemaligen Söldner des Königs und die zahlreichen als Sclaven dem Heere folgenden Pontiker gemeinschaftliche Sache mit dem Feind. Zwei Tage nach einander währte der ungleiche Kampf; nur dafs der König nach zwei empfangenen Wunden vom Schlachtfeld weggetragen werden mufste, machte es dem römischen Befehlshaber möglich die Schlacht abzubrechen und mit dem kleinen Rest seiner Leute sich nach Kabeira zu werfen. Ein anderer von Lucullus Unterbefehlshabern, der zufällig in diese Gegend kam, der entschlossene Triarius sammelte indefs ein neues Heer und lieferte dem König ein glückliches Gefecht; allein er war viel zu schwach um ihn wieder vom pontischen Boden zu vertreiben und mufste es geschehen lassen, dafs der König Winterquartiere in Komana nahm.

So kam das Frühjahr 687 heran. Die Vereinigung der Armee in Nisibis, die Mufse der Winterquartiere, die häufige Abwesenheit des Feldherrn hatten die Unbotmäfsigkeit der Truppen inzwischen noch gesteigert; sie verlangten nicht blofs ungestüm zurückgeführt zu werden, sondern es war bereits ziemlich offenbar, dafs sie, wenn der Feldherr sich weigerte sie heimzuführen, von selbst aufbrechen würden. Die Vorräthe waren knapp; Fannius und Triarius sandten in ihrer bedrängten Lage die dringendsten Bitten um Hülfeleistung an den Oberfeldherrn. Schweren Herzens entschlofs sich Lucullus der Nothwendigkeit zu weichen, Nisibis und Tigranokerta aufzugeben und, auf all die glänzenden Hoffnungen seiner armenischen Expedition verzichtend, zurückzukehren auf das rechte Ufer des Euphrat. Fannius wurde befreit; im Pontos aber war es schon zu spät. Triarius, nicht stark genug um mit Mithradates zu schlagen, hatte bei Gaziura (Turksal am Iris westlich von Tokat) eine feste Stellung genommen, während das Gepäck bei Dadasa zurückblieb. Als indefs Mithradates den letzteren Ort belagerte, zwangen die römischen Soldaten, um ihre Habseligkeiten besorgt, den Führer seine gesicherte Stellung zu verlassen und zwischen Gaziura und Ziela (Zilleh) auf den skotischen Anhöhen dem König eine Schlacht zu liefern. Was Triarius vorhergesehen hatte, trat ein: trotz der tapfersten Gegenwehr durchbrach der Flügel, den der König persönlich führte, die römische Linie und drängte das Fufsvolk in eine lehmige Schlucht zusammen, in der es weder vor- noch seitwärts rücken konnte und erbarmungslos niedergehauen ward. Zwar ward durch einen römischen Centurio, der dafür sein Leben opferte, der

König auf den Tod verwundet; aber die Niederlage war darum nicht minder vollständig. Das römische Lager ward genommen; der Kern des Fufsvolks, fast alle Stabs- und Unteroffiziere bedeckten den Boden; die Leichen blieben unbegraben auf dem Schlachtfeld liegen, und als Lucullus auf dem rechten Euphratufer ankam, erfuhr er nicht von den Seinigen, sondern durch die Berichte der Eingebornen die Niederlage. — Hand in Hand mit dieser Niederlage ging der Ausbruch der Militärverschwörung. Eben jetzt traf aus Rom die Nachricht ein, dafs das Volk beschlossen habe den Soldaten, deren gesetzmäfsige Dienstzeit abgelaufen sei, das heifst den Fimbrianern den Abschied zu bewilligen und einem der Consuln des laufenden Jahres den Oberbefehl in Bithynien und Pontos zu übertragen; schon war der Nachfolger Lucullus, der Consul Manius Acilius Glabrio in Kleinasien gelandet. Die Verabschiedung der tapfersten und unruhigsten Legionen und die Abberufung des Oberfeldherrn in Verbindung mit dem Eindruck der Niederlage von Ziela lösten in dem Heer alle Bande der Autorität auf, eben da der Feldherr ihrer am nothwendigsten bedurfte. Bei Talaura in Kleinarmenien stand er den pontischen Truppen gegenüber, an deren Spitze Tigranes Schwiegersohn, Mithradates von Medien den Römern bereits ein glückliches Reitergefecht geliefert hatte; ebendahin war von Armenien her die Hauptmacht des Grofskönigs im Anmarsch. Lucullus sandte an den neuen Statthalter von Kilikien Quintus Marcius, der auf dem Marsch nach seiner Provinz so eben mit drei Legionen in Lykaonien angelangt war, um von ihm Hülfe zu erhalten; derselbe erklärte, dafs seine Soldaten sich weigerten nach Armenien zu marschiren. Er sandte an Glabrio mit dem Ersuchen den ihm vom Volke übertragenen Oberbefehl zu übernehmen; derselbe bezeigte noch weniger Lust dieser jetzt so schwierig und gefährlich gewordenen Aufgabe sich zu unterziehen. Lucullus, genöthigt den Oberbefehl zu behalten, befahl, um nicht bei Talaura zugleich gegen die Armenier und die Pontiker schlagen zu müssen, den Aufbruch gegen das anrückende armenische Heer. Die Soldaten kamen dem Marschbefehl nach; allein da angelangt, wo die Strafsen nach Armenien und nach Kappadokien sich schieden, schlug die Masse des Heeres die letztere ein und begab sich in die Provinz Asia. Hier angelangt begehrten die Fimbrianer ihren augenblicklichen Abschied; die inständige Bitte des Oberfeldherrn und der übrigen Corps vermochte sie zwar hievon abzustehen; allein sie beharrten dabei, wenn der Winter herankäme, ohne dafs ihnen ein Feind gegenüberstände, sich auflösen zu wollen; was denn

auch geschah. Mithradates besetzte nicht blofs abermals fast sein ganzes Königreich, sondern seine Reiter streiften durch ganz Kappadokien und bis nach Bithynien; gleich vergeblich bat König Ariobarzanes bei Quintus Marcius, bei Lucullus und bei Glabrio um Hülfe. Es war ein seltsamer, fast unglaublicher Ausgang des in so glorreicher Weise geführten Krieges. Wenn man blofs auf die militärischen Leistungen sieht, so hat kaum ein anderer römischer General mit so geringen Mitteln so viel gethan wie Lucullus; das Talent und das Glück Sullas schienen auf diesen seinen Schüler sich vererbt zu haben. Dafs unter den obwaltenden Verhältnissen das römische Heer aus Armenien intact nach Kleinasien zurückkam, ist ein militärisches Wunderwerk, das, soweit wir urtheilen können, den xenophontischen Rückzug weit übertrifft und wohl zunächst aus der Solidität des römischen und der Untüchtigkeit des orientalischen Kriegswesens sich erklärt, aber doch unter allen Umständen dem Leiter dieses Zuges einen ehrenvollen Namen unter den militärischen Capacitäten ersten Ranges sichert. Wenn Lucullus Name gewöhnlich nicht unter diesen genannt wird, so liegt die Ursache allem Anschein nach nur darin, dafs theils kein militärisch auch nur leidlicher Bericht über seine Feldzüge auf uns gekommen ist, theils überall und vor allem im Kriege, zunächst nichts gilt als das schliefsliche Resultat, und dies freilich kam einer vollständigen Niederlage gleich. Durch die letzte unglückliche Wendung der Dinge, hauptsächlich durch die Meuterei der Soldaten waren alle Erfolge eines achtjährigen Krieges wieder verloren worden; man stand im Winter 687/8 genau wieder an demselben Fleck wie im Winter 679/80.

Nicht bessere Resultate als der Continentalkrieg lieferte der Seekrieg gegen die Piraten, der mit demselben zugleich begann und beständig in der engsten Verbindung stand. Es ward bereits erzählt (S. 49), dafs der Senat im J. 680 den verständigen Beschlufs fafste die Säuberung der Meere von den Corsaren einem einzigen höchstcommandirenden Admiral, dem Prätor Marcus Antonius zu übertragen. Allein gleich von vorn herein hatte man sich in der Wahl des Führers durchaus vergriffen, oder vielmehr diejenigen, welche diese an sich zweckmäfsige Mafsregel durchgesetzt hatten, berechneten nicht, dafs im Senat alle Personenfragen durch Cethegus Einflufs (S. 7) und ähnliche Coterierücksichten entschieden wurden. Man hatte ferner versäumt den gewählten Admiral in einer seiner umfassenden Aufgabe angemessenen Weise mit Geld und Waffen auszustatten, so dafs er durch

seine ungeheuren Requisitionen den befreundeten Provinzialen fast ebenso lästig fiel wie die Corsaren. Die Erfolge waren entsprechend. In den campanischen Gewässern brachte die Flotte des Antonius zwar eine Anzahl Piratenschiffe auf; aber die Kretenser, die mit den Piraten Freundschaft und Bündnifs gemacht hatten, wiesen seine Forderung von dieser Gemeinschaft abzulassen schroff zurück. Es kam zum Gefecht und die Ketten, die Antonius vorsorglich auf seinen Schiffen in Vorrath gelegt hatte um die gefangenen Flibustier damit zu fesseln, dienten dazu den Quästor und die übrigen römischen Gefangenen an die Masten der eroberten römischen Schiffe zu schliefsen, als die kydoniatischen Feldherren Lasthenes und Panares aus dem bei ihrer Insel den Römern gelieferten Seetreffen triumphirend zurückkehrten. Antonius, nachdem er mit seiner leichtsinnigen Kriegführung ungeheure Summen vergeudet und nicht das Geringste ausgerichtet hatte, starb im J. 683 auf Kreta. Theils der schlechte Erfolg seiner Expedition, theils die Kostbarkeit des Flottenbaus, theils der Widerwille der Oligarchie gegen jede umfassendere Beamtencompetenz bewirkten, dafs man nach der factischen Beendigung dieser Unternehmung durch Antonius Tod keinen Oberadmiral wieder ernannte und auf die alte Weise zurückkam jeden Statthalter in seiner Provinz für die Unterdrückung der Piraterie sorgen zu lassen; wie denn zum Beispiel die von Lucullus hergestellte Flotte (S. 52) hiefür im aegaeischen Meer thätig war. Indefs mit den Kretern blieb noch abzurechnen; eine Schmach wie die vor Kydonia erlittene schien doch selbst diesem gesunkenen Geschlecht nur durch die Kriegserklärung beantwortet werden zu können. Dennoch hätten die kretischen Gesandten, die im Jahre 684 in Rom mit der Bitte erschienen die Gefangenen zurücknehmen und das alte Bündnifs wieder herstellen zu wollen, fast einen günstigen Senatsbeschlufs erlangt; was die ganze Corporation eine Schande nannte, das verkaufte bereitwillig für klingenden Preis der einzelne Senator. Erst nachdem ein förmlicher Senatsbeschlufs die Anlehen der kretischen Gesandten bei den römischen Banquiers klaglos gestellt, das heifst nachdem der Senat sich selber in die Unmöglichkeit versetzt hatte sich bestechen zu lassen, beschlofs derselbe, dafs die kretischen Gemeinden aufser den römischen Ueberläufern die Urheber des vor Kydonia verübten Frevels, die Führer Lasthenes und Panares den Römern zu geeigneter Bestrafung zu übergeben, ferner sämmtliche Schiffe und Boote von vier oder mehr Rudern auszuliefern, 400 Geifseln zu stellen und eine Bufse von

4000 Talenten (6,900000 Thlr.) zu zahlen hätten, wofern sie den Krieg zu vermeiden wünschten. Als die Gesandten sich zur Eingehung solcher Bedingungen nicht bevollmächtigt erklärten, wurde einer der Consuln des nächsten Jahres bestimmt nach Ablauf seines Amtsjahres nach Kreta abzugehen um dort entweder das Geforderte in Empfang zu nehmen oder den Krieg zu beginnen. Demgemäfs erschien im J. 686 der Proconsul Quintus Metellus in den kretischen Gewässern. Die Gemeinden der Insel, voran die gröfseren Städte Gortyna, Knossos, Kydonia, waren entschlossen lieber mit den Waffen sich zu vertheidigen als jenen übermäfsigen Forderungen sich zu fügen. Die Kretenser waren ein ruchloses und entartetes Volk (II, 60), mit deren öffentlicher und privater Existenz der Seeraub so innig verwachsen war wie der Landraub mit dem Gemeinwesen der Aetoler; allein sie glichen den Aetolern wie überhaupt in vielen Stücken so auch in der Tapferkeit, und es sind denn auch diese beiden griechischen Gemeinden die einzigen, die den Kampf um die Unabhängigkeit muthig und ehrenhaft geführt haben. Bei Kydonia, wo Metellus seine drei Legionen ans Land setzte, stand eine kretische Armee von 24000 Mann unter Lasthenes und Panares bereit ihn zu empfangen; es kam zu einer Schlacht im offenen Felde, in der der Sieg nach hartem Kampf den Römern blieb. Allein die Städte trotzten dem römischen Feldherrn nichts desto weniger hinter ihren Mauern; Metellus mufste sich entschliefsen eine nach der andern zu belagern. Zuerst ward Kydonia, wohin die Trümmer der geschlagenen Armee sich geworfen hatten, nach langer Belagerung von Panares gegen das Versprechen freien Abzuges für sich selber übergeben. Allein Lasthenes, der aus der Stadt entwichen war, mufste zum zweiten Mal in Knossos belagert werden, und da auch diese Festung im Begriff war zu fallen, vernichtete er seine Schätze und entschlüpfte abermals dorthin, wo, wie in Lyktos, Eleutherna und anderswo, die Vertheidigung noch fortgesetzt ward. Zwei Jahre (686. 687) vergingen, bevor Metellus der ganzen Insel Herr und damit der letzte Fleck freier griechischer Erde in die Gewalt der übermächtigen Römer gekommen war; die kretischen Gemeinden, wie sie zuerst von allen griechischen die freie Stadtverfassung und die Seeherrschaft bei sich entwickelt hatten, sollten auch die letzten von allen jenen einst das Mittelmeer erfüllenden griechischen Seestaaten sein, die der römischen Continentalmacht erlagen. Alle Rechtsbedingungen waren erfüllt um wiederum einen der üblichen nichtigen Triumphe zu feiern; das Geschlecht der Meteller konnte seinen makedonischen, numi-

dischen, dalmatischen, baliarischen Häusern mit gleichem Recht den neuen Zweig der Kretasieger beifügen und es gab in Rom einen stolzen Namen mehr. In der That hatte die Macht der Römer auf dem Mittelmeer nie tiefer, die der Corsaren nie höher gestanden als in diesen Jahren. Wohl mochten die Kiliker und Kreter der Meere, die in dieser Zeit bis 1000 Schiffe gezählt haben sollen, des Isaurikers wie des Kretikers und ihrer nichtigen Siege spotten. Wie nachdrücklich die Seeräuber in den mithradatischen Krieg eingriffen und wie die hartnäckige Gegenwehr der pontischen Seestädte ihre besten Kräfte aus dem Corsarenstaat zog, ward bereits erzählt. Aber derselbe machte auch auf eigene Hand fast nicht minder grofsartige Geschäfte. Fast unter den Augen der Flotte Luculls überfiel im J. 685 der Pirat Athenodoros die Insel Delos, zerstörte deren vielgefeierte Heiligthümer und Tempe und führte die ganze Bevölkerung fort in die Sclaverei. Die Insel Lipara bei Sicilien zahlte den Piraten jährlich einen festenl Tribut, um von ähnlichen Ueberfällen verschont zu bleiben. Ein anderer Piratenchef Herakleon zerstörte im J. 682 das in Sicilien gegen ihn ausgerüstete Geschwader und wagte es mit nicht mehr als vier offenen Böten in den Hafen von Syrakus einzufahren. Zwei Jahre später stieg sein College Pyrganion in demselben Hafen sogar an das Land, setzte daselbst sich fest und schickte von dort aus Streifpartien in die Insel, bis ihn der römische Statthalter endlich zwang sich wieder einzuschiffen. Das war man am Ende nach gerade gewohnt, dafs alle Provinzen Geschwader ausrüsteten und Strandwachen aufstellten oder doch für beides steuerten; und dennoch die Corsaren so regelmäfsig erschienen um die Provinzen auszuplündern wie die römischen Statthalter. Aber selbst den geweihten Boden Italiens respectirten jetzt die unverschämten Frevler nicht mehr: von Kroton führten sie den Tempelschatz der lakinischen Hera mit sich fort; sie landeten in Brundisium, Misenum, Caieta, in den etruskischen Häfen, ja in Ostia selbst; sie brachten die vornehmsten römischen Offiziere als Gefangene auf, unter anderm den Flottenführer der kilikischen Armee und zwei Prätoren mit ihrem ganzen Gefolge, mit den gefürchteten Beilen und Ruthen selbst und allen Abzeichen ihrer Würde; sie entführten aus einer Villa bei Misenum die eigene Schwester des zur Vernichtung der Piraten ausgesandten römischen Oberadmirals Antonius; sie vernichteten im Hafen von Ostia die gegen sie ausgerüstete und von einem Consul befehligte römische Kriegsflotte. Der latinische Bauersmann, der Reisende auf der appischen Strafse, der vornehme Badegast in dem

irdischen Paradiese von Baiae waren ihrer Habe und ihres Lebens fürder keinen Augenblick sicher; aller Handel und aller Verkehr stockte; die entsetzlichste Theurung herrschte in Italien und namentlich in der von überseeischem Korn lebenden Hauptstadt. Die Mitwelt wie die Geschichte sind freigebig mit Klagen über unerträglichen Nothstand; hier dürfte die Bezeichnung passen.

Es ist bisher geschildert worden, wie der von Sulla restaurirte Senat die Grenzbewachung in Makedonien, die Disciplin über die Clientelkönige Kleinasiens, wie er endlich die Seepolizei geübt hat; die Resultate waren nirgends erfreulich. Nicht bessere Erfolge erzielte die Regierung in einer anderen vielleicht noch dringenderen Angelegenheit, der Ueberwachung des prnvinzialen und namentlich des italischen Proletariats. Der Krebsschaden des Sclavenproletariats zehrte an dem Marke aller Staaten des Alterthums und um so mehr, je mächtiger sie emporgeblüht waren; denn Macht und Reichthum des Staats führten unter den bestehenden Verhältnissen regelmäfsig zu einer unverhältnifsmäfsigen Vermehrung der Sclavenmenge. Natürlich litt denn auch Rom darunter schwerer als irgend ein anderer Staat des Alterthums. Schon die Regierung des sechsten Jahrhunderts hatte gegen die Banden entlaufener Hirten- und Feldsclaven Truppen schicken müssen. Die unter den italischen Speculanten mehr und mehr um sich greifende Plantagenwirthschaft hatte das gefährliche Uebel ins Unendliche gesteigert; in der Zeit der gracchischen und der marianischen Krise und mit denselben in engem Zusammenhang hatten Sclavenaufstände an zahlreichen Puncten des römischen Reiches stattgehabt, in Sicilien sogar zu zwei blutigen Kriegen (619—622 und 652—654) sich entwickelt (II, 72—74. 128—131). Aber das Decennium der Restaurationsherrschaft nach Sullas Tode ward die goldene Zeit wie für die Flibustier zur See so für die gleichartigen Banden auf dem Festland, vor allem in der bisher noch verhältnifsmäfsig leidlich geordneten italischen Halbinsel. Von einem Landfrieden konnte dort kaum mehr die Rede sein. In der Hauptstadt und den minder bevölkerten Landschaften Italiens waren Räubereien alltäglich, Mordthaten häufig. Gegen Menschenraub an fremden Sclaven wie an freien Leuten erging — vielleicht in dieser Epoche — ein besonderer Volkschlufs; gegen gewaltsame Besitzentziehung von Grundstücken ward um diese Zeit eine eigene summarische Klage neu eingeführt. Diese Verbrechen mufsten besonders defswegen gefährlich erscheinen, weil sie zwar gewöhnlich begangen wur-

den von dem Proletariat, aber auch die vornehme Classe wenigstens durch Connivenz in grofsem Umfang dabei betheiligt war. Namentlich der Menschen- und der Güterraub wurde sehr häufig durch die Aufseher der grofsen Güter veranlafst und durch die daselbst vereinigten häufig bewaffneten Sclavenschaaren ins Werk gesetzt; und gar mancher hochangesehene Mann verschmähte nicht, was einer seiner diensteifrigen Sclavenaufseher so für ihn erwarb wie Mephisto für Faust die Linden Philemons. Wie die Dinge standen, zeigt die verschärfte Bestrafung der durch bewaffnete Banden verübten Eigenthumsfrevel, welche einer der besseren Optimaten, Marcus Lucullus um das J. 676 verfügte*, mit der ausgesprochenen Absicht die Eigenthümer der grofsen Sclavenheerden durch die Gefahr sich dieselben aberkannt zu sehen zu nachdrücklicherer Beaufsichtigung derselben anzuhalten. Wo also für Rechnung der vornehmen Welt geplündert und gemordet ward, lag es diesen Sclaven- und Proletariermassen nahe das gleiche Geschäft für eigene Rechnung zu betreiben; es genügte ein Funke um den furchtbaren Brennstoff in Flammen zu setzen und das Proletariat in eine Insurrectionsarmee zu verwandeln. Diese Veranlassung fand sich bald. — Die Fechterspiele, die unter den Volkslustbarkeiten in Italien jetzt den ersten Rang behaupteten, hatten die Errichtung zahlreicher Anstalten namentlich in und um Capua herbeigeführt, worin diejenigen Sclaven theils aufbewahrt, theils eingeschult wurden, die bestimmt waren zur Belustigung der souveränen Menge zu tödten oder zu sterben — natürlich grofsentheils tapfere kriegsgefangene Leute, die es nicht vergessen hatten einst gegen die Römer im Felde gestanden zu haben. Eine Anzahl solcher verzweifelter Menschen brach aus einer der capuanischen Fechterschulen aus (681) und warf sich auf den Vesuv. An ihrer Spitze standen zwei keltische Männer, die mit ihren Sclavennamen Krixos uud Oenomaos genannt werden, und der Thraker Spartokos oder wie die Römer ihn nennen Spartacus. Spartacus, vielleicht ein Spröfsling des edlen in der thrakischen Heimath wie in Pantikapaeon sogar zu königlichen Ehren gelangten Geschlechts der Spartokiden, hatte zuerst unter den thrakischen Hülfstruppen im römischen Heer gedient, war dann desertirt und als Räuber in die Berge gegangen, endlich wieder

* Aus diesen Bestimmungen entwickelte sich der Begriff des Raubes als eines besonderen Verbrechens, während das ältere Recht den Raub unter dem Diebstahl mit begriff.

eingefangen und für die Kampfspiele bestimmt worden. Die Streifereien dieser kleinen anfänglich nur vierundsiebzig Köpfe zählenden, aber rasch durch Zulauf aus der Umgegend anschwellenden Schaar wurden den Bewohnern der reichen campanischen Landschaft bald so lästig, dafs dieselben, nachdem sie vergeblich versucht hatten sich selber ihrer zu erwehren, gegen sie Hülfe von Rom erbaten. Es erschien eine schleunig zusammengeraffte Abtheilung von 3000 Mann unter Führung des Clodius Glaber und besetzte die Aufgänge zum Vesuv, um die Sclavenschaar auszuhungern. Aber die Räuber wagten es trotz ihrer geringen Zahl und ihrer mangelhaften Bewaffnung über jähe Abhänge von dem Berg herabzusteigen und die römischen Posten anzugreifen: als die elende Miliz den kleinen Haufen verzweifelter Männer unvermuthet auf sich eindringen sah, gab sie Fersengeld und verlief sich nach allen Seiten. Dieser erste Erfolg verschaffte den Räubern Waffen und steigenden Zulauf. Wenn gleich auch jetzt noch ein grofser Theil von ihnen nichts führte als zugespitzte Knittel, so lagerten sie doch schon fast wie ein Kriegsheer in der Ebene, als eine neue und stärkere Abtheilung der römischen Landwehr, zwei Legionen unter dem Prätor Publius Varinius, von Rom her in Campanien einrückte. Varinius hatte einen schwierigen Stand. Seine Truppen, genöthigt dem Feind gegenüber zu bivouakiren, wurden durch die feuchte Herbstwitterung und die dadurch erzeugten Krankheiten arg mitgenommen; und schlimmer noch als die Epidemien lichteten Feigheit und Unbotmäfsigkeit die Reihen der römischen Milizen. Gleich zu Anfang lief eine seiner Abtheilungen vollständig auseinander, so dafs die Flüchtigen nicht etwa auf das Hauptcorps zurück, sondern geradeswegs nach Hause gingen. Als sodann der Befehl zum Sturm auf die feindlichen Verschanzungen gegeben ward, weigerte sich der gröfste Theil der Milizen ihm Folge zu leisten. Nichtsdestoweniger brach Varinius mit denen, die Stand hielten, gegen die Räuberschaar auf; allein er fand sie nicht mehr, wo er sie suchte. In tiefster Stille war sie aufgebrochen und hatte sich südwärts gegen Picentia (Vicenza bei Amalfi) gewendet, wo Varinius sie zwar einholte, aber es doch nicht wehren konnte, dafs sie über den Silarus zurückwich in das innere Lucanien, das gelobte Land der Hirten und der Räuber. Auch dorthin folgte Varinius. Hier endlich stellte der verachtete Feind sich zum Treffen. Alle Verhältnisse, unter denen der Kampf stattfand, waren zum Nachtheil der Römer; die Soldaten, so ungestüm sie kurz zuvor die Schlacht gefordert hatten, schlu-

gen dennoch sich schlecht; Varinius ward völlig besiegt, sein Pferd und die Insignien seiner Amtswürde geriethen mit dem römischen Lager selbst in Feindeshand. Massenweise strömten die süditalischen Sclaven, namentlich die tapferen halbwilden Hirten, unter die Fahne der so unverhofft erschienenen Erlöser; nach den mäfsigsten Angaben schwoll die Zahl der bewaffneten Insurgenten auf 40000 Mann. Campanien, so eben geräumt, ward rasch wieder eingenommen, das daselbst unter dem Quästor des Varinius Gaius Thoranius zurückgebliebene römische Corps zersprengt und aufgerieben. Im ganzen Süden und Südwesten Italiens war das offene Land in den Händen der siegreichen Räuberhauptleute; selbst ansehnliche Städte, wie Consentia im bruttischen Land, Thurii und Metapont in Lucanien, Nola und Nuceria in Campanien, wurden von ihnen erstürmt und erlitten alle Gräuel, die siegreiche Barbaren über wehrlose Civilisirte, entfesselte Sclaven über ihre gewesenen Herren zu bringen vermögen. Dafs ein Kampf wie dieser überhaupt rechtlos und mehr eine Metzelei als ein Krieg war, versteht sich leider von selbst: die Herren schlugen den gefangenen Sclaven von Rechtswegen ans Kreuz; diese machten natürlich gleichfalls ihre Gefangenen nieder oder zwangen gar in noch höhnischerer Vergeltung die kriegsgefangenen Römer im Fechtspiel einander selber zu morden; wie dies später mit dreihundert derselben bei der Leichenfeier eines im Kampfe gefallenen Räuberhauptmannes geschah. In Rom war man mit Recht in Besorgnifs über den immer weiter um sich greifenden verheerenden Brand. Es ward beschlossen das nächste Jahr (682) beide Consuln gegen die furchtbaren Bandenchefs auszusenden. In der That gelang es dem Prätor Quintus Arrius, einem Unterfeldherrn des Consuls Lucius Gellius, den keltischen Haufen, der unter Krixos von der Masse des Räuberheers sich gesondert hatte und auf eigene Hand brandschatzte, in Apulien am Garganus zu fassen und zu vernichten. Aber um so glänzendere Siege erfocht Spartacus im Apennin und im nördlichen Italien, wo der Consul Gnaeus Lentulus, während er die Räuber zu umzingeln und aufzuheben vermeinte, sodann sein College Gellius und der so eben noch siegreiche Prätor Arrius, endlich bei Mutina der Statthalter des diesseitigen Gallien Gaius Cassius (Consul 681) und der Prätor Gnaeus Manlius einer nach dem andern seinen Streichen erlagen. Die kaum bewaffneten Sclavenrotten waren das Schrecken der Legionen; die Kette der Niederlagen erinnerte an die ersten Jahre des hannibalischen Krieges. Was hätte kommen mögen, wenn

nicht entlaufene Fechtersclaven, sondern die Volkskönige aus den Bergen der Auvergne oder des Balkan an der Spitze der siegreichen Schaaren gestanden hätten, ist nicht zu sagen; wie die Bewegung einmal war, blieb sie trotz ihrer glänzenden Siege ein Räuberaufstand und unterlag weniger den Anstrengungen ihrer Gegner als der eigenen Zwietracht und Planlosigkeit. Die Einigkeit gegen den gemeinschaftlichen Feind, die in den früheren sicilischen Sclavenkriegen in so bemerkenswerther Weise hervorgetreten war, ward in diesem italischen vermifst; wovon wohl die Ursache darin zu suchen ist, dafs die sicilischen Sclaven in dem gemeinsamen Syrohellenismus einen gleichsam nationalen Einigungspunct fanden, die italischen dagegen in die beiden Massen der Hellenobarbaren und der Keltogermanen sich schieden. Die Spaltung zwischen dem Kelten Krixos und dem Thraker Spartacus — Oenomaos war gleich in einem der ersten Gefechte gefallen — und ähnlicher Hader lähmte die Benutzung der errungenen Erfolge und gewährte den Römern manchen wichtigen Sieg. Aber noch weit nachtheiliger als die keltisch-germanische Unbotmäfsigkeit wirkte auf das Unternehmen der Mangel eines festen Planes und Zieles. Wohl stand Spartacus, nach dem Wenigen zu schliefsen, was wir von dem seltenen Mann erfahren, hierin über seiner Partei. Er verrieth neben seinem strategischen ein nicht gemeines Organisationstalent, wie denn gleich von Haus aus die Gerechtigkeit, mit der er seiner Schaar vorstand und die Beute vertheilte, wenigstens ebenso sehr wie seine Tapferkeit die Augen der Masse auf ihn gelenkt hatte. Um dem empfindlichen Mangel an Reiterei und an Waffen abzuhelfen, versuchte er mit Hülfe der in Unteritalien aufgegriffenen Pferdeheerden sich eine Cavallerie zu schulen und zu discipliniren und so wie er den Hafen von Thurii in die Hände bekam, von dort aus Eisen und Kupfer, ohne Zweifel durch Vermittelung der Piraten, sich zu verschaffen. Aber in den Hauptsachen vermochte auch er nicht die wilden Horden, die er anführte, auf feste Endziele hinzulenken. Gern hätte er den tollen Bacchanalien der Grausamkeit gewehrt, die die Räuber in den eingenommenen Städten sich gestatteten, und die die hauptsächliche Ursache waren, wefshalb keine italische Stadt freiwillig mit den Insurgenten gemeinschaftliche Sache machte; aber der Gehorsam, den der Räuberhauptmann im Kampfe fand, hörte mit dem Siege auf und seine Vorstellungen und Bitten waren vergeblich. Nach den im Apennin 682 erfochtenen Siegen stand dem Sieger nach jeder Richtung hin der Weg offen. Spartacus selbst soll be-

absichtigt haben die Alpen zu überschreiten, um sich und den Seinigen die Wege in ihre keltische oder thrakische Heimath zu öffnen; wenn der Bericht gegründet ist, so zeigt er, wie wenig der Sieger seine Erfolge und seine Macht überschätzte. Da die Mannschaft sich weigerte dem reichen Italien so rasch den Rücken zu wenden, schlug Spartacus den Weg nach Rom ein und soll daran gedacht haben die Hauptstadt zu blokiren. Indefs auch diesem zwar verzweifelten, aber doch planmäfsigen Beginnen zeigten die Schaaren sich abgeneigt; sie zwangen ihren Führer, da er Feldherr sein wollte, Räuberhauptmann zu bleiben und ziellos weiter in Italien auf Plünderung umherzuziehen. Rom mochte sich glücklich preisen, dafs es also kam; auch so aber war guter Rath theuer. Es fehlte an geübten Soldaten wie an erprobten Offizieren; Quintus Metellus und Gnaeus Pompeius waren in Spanien, Marcus Lucullus in Thrakien, Lucius Lucullus in Kleinasien beschäftigt und zur Verfügung standen nur rohe Milizen und höchstens mittelmäfsige Offiziere. Man bekleidete mit dem aufserordentlichen Oberbefehl in Italien den Prätor Marcus Crassus, der zwar kein namhafter Feldherr war, aber doch unter Sulla mit Ehren gefochten und wenigstens Charakter hatte, und stellte ihm eine wenn nicht durch ihre Qualität, doch durch ihre Zahl imponirende Armee von acht Legionen zur Verfügung. Der neue Oberfeldherr begann damit die erste Abtheilung, die wieder mit Wegwerfung ihrer Waffen vor den Räubern davonlief, nach der ganzen Strenge der Kriegsgesetze zu behandeln und den zehnten Mann davon hinrichten zu lassen; worauf in der That die Legionen sich wieder etwas mehr zusammennahmen. Spartacus, in dem nächsten Gefecht besiegt, zog sich zurück und suchte durch Lucanien nach Rhegion zu gelangen. Eben damals beherrschten die Piraten nicht blofs die sicilischen Gewässer, sondern selbst den Hafen von Syrakus (S. 72); mit Hülfe ihrer Böte gedachte Spartacus ein Corps nach Sicilien zu werfen, wo die Sclaven nur auf einen Anstofs warteten, um zum dritten Mal loszuschlagen. Der Marsch nach Rhegion gelang; allein die Corsaren, vielleicht geschreckt durch die von dem Prätor Gaius Verres eingerichteten sicilischen Strandwachen, vielleicht auch von den Römern bestochen, nahmen den mit Spartacus bedungenen Lohn, ohne ihm die Gegenleistung dafür zu gewähren. Crassus inzwischen war dem Räuberheer bis etwa an die Krathismündung gefolgt und liefs, ähnlich wie Scipio vor Numantia, seine Soldaten, da sie nicht schlugen wie sie sollten, einen festungsähnlich verschanzten Wall in der Länge von sieben deutschen Meilen aufführen, der die

bruttische Halbinsel von dem übrigen Italien absperrte* und dem von Rhegion rückkehrenden Insurgentenheer den Weg verlegte und die Zufuhr abschnitt. Indefs in einer dunklen Winternacht durchbrach Spartacus die feindlichen Linien und stand im Frühjahr 683** wieder in Lucanien. Das mühsame Werk war also vergebens gewesen. Crassus fing an an der Lösung seiner Aufgabe zu verzweifeln und forderte vom Senat, dafs er die in Makedonien unter Marcus Lucullus, im diesseitigen Spanien unter Gnaeus Pompeius stehenden Heere zu seiner Unterstützung nach Italien berufe. Es bedurfte indefs dieses äufsersten Nothschrittes nicht; die Uneinigkeit und der Uebermuth der Räuberhaufen genügten um ihre Erfolge wieder zu vereiteln. Abermals lösten sich die Kelten und Germanen von dem Bunde, dessen Haupt und Seele der Thraker war, um unter Führern ihrer eigenen Nation, Gannicus und Castus sich vereinzelt den Römern ans Messer zu liefern. Einmal, am lucanischen See, rettete sie Spartacus rechtzeitiges Erscheinen; sie schlugen nun zwar wohl ihr Lager nahe bei dem seinigen, aber dennoch gelang es Crassus Spartacus durch die Reiterei zu beschäftigen und indessen die keltischen Haufen zu umstellen und zum Sonderkampf zu zwingen, in welchem sie sämmtlich, man sagt 12300 Streiter, tapfer kämpfend fielen, alle auf dem Platze und mit den Wunden nach vorn. Spartacus versuchte darauf sich mit seiner Abtheilung in die Berge um Petelia (bei Strongoli in Calabrien) zu werfen und schlug nachdrücklich die römische Vorhut, die dem Weichenden folgte. Allein dieser Sieg gereichte mehr dem Sieger als dem Besiegten zum Nachtheil. Berauscht von dem Erfolg weigerten sich die Räuber weiter zurückzuweichen und nöthigten ihren Feldherrn sie durch Lucanien nach Apulien dem letzten entscheidenden Kampf entgegen zu führen. Vor der Schlacht stiefs Spartacus sein Rofs nieder; wie er im Glück und im Unglück treu bei den Seinen ausgeharrt hatte, so zeigte er ihnen jetzt durch die That, dafs es ihm wie allen hier gehe um Sieg oder Tod. Auch in der Schlacht stritt er mit dem Muth des Löwen:

* Da die Linie 7 deutsche Meilen (Sallust *hist.* 4, 34 Kritz; Plutarch *Crass.* 10) lang war, so ging sie wohl nicht von Squillace nach Pizzo, sondern nördlicher, etwa bei Castrovillari und Cassano über die hier in gerader Linie etwa 6 deutsche Meilen breite Halbinsel.

** Dafs Crassus noch 682 den Oberbefehl übernahm, ergiebt sich aus der Beseitigung der Consuln (Plutarch *Crass.* 10); dafs der Winter 682/3 den beiden Heeren am bruttischen Wall verstrich, aus der ‚Schneenacht' (Plut. a. a. O.).

zwei Centurionen fielen von seiner Hand; verwundet und in die Knie gesunken noch führte er den Speer gegen die andringenden Feinde; der grofse Räuberhauptmann und mit ihm die besten seiner Gesellen starben den Tod freier Männer und ehrlicher Soldaten (683). Nach dem theuer erkauften Siege ward von den Truppen, die ihn erfochten, und von denen des Pompeius, die inzwischen nach Ueberwindung der Sertorianer aus Spanien eingetroffen waren, durch ganz Apulien und Lucanien eine Menschenhatze angestellt, wie sie noch nicht dagewesen war und überall die letzten Funken des gewaltigen Brandes zertreten. Die schmachvoll verlorenen Adler waren also wieder gewonnen — allein nach dem Sieg über die Kelten brachte man deren fünf ein. Obwohl in den südlichen Landschaften, wo zum Beispiel das Städtchen Tempsa 683 von einer Räuberschaar eingenommen ward, und in dem durch Sullas Expropriationen schwer betroffenen Etrurien ein rechter Landfriede noch keineswegs sich einfand, galt doch derselbe officiell als in Italien wiederhergestellt; und wenigstens zeugten längs der Strafse von Capua nach Rom die sechstausend Kreuze, die gefangene Sclaven trugen, von der neu begründeten Ordnung und dem abermaligen Siege des anerkannten Rechts über das rebellirende lebendige Eigen.

Blicken wir zurück auf die Ereignisse, die das Decennium der sullanischen Restauration erfüllen. Eine gewaltige den Lebensnerv der Nation nothwendig berührende Gefahr hatte nirgends weder im Innern noch im Aeufsern sich hervorgethan; weder in der Insurrection des Lepidus noch in den Emigrantenhaufen und Guerillaschaaren des Sertorius noch in den thrakisch-makedonischen und kleinasiatischen Kriegen noch in den Piraten- und Sclavenaufständen lag eine solche enthalten; und dennoch hatte der Staat fast in all diesen Kämpfen um seine Existenz gefochten. Die Ursache war, dafs die Aufgaben, so lange sie noch mit Leichtigkeit lösbar waren, überall ungelöst blieben; die Vernachlässigung der einfachsten Vorsichtsmafsregeln erzeugte die entsetzlichsten Mifsstände und Unglücksfälle und schuf abhängige Klassen und machtlose Reiche in ebenbürtige Gegner um. Die Demokratie zwar und die Sclaveninsurrection hatte man besiegt; aber wie die Siege waren, ward durch sie der Sieger weder innerlich gehoben noch äufserlich gekräftigt. Es war keine Ehre, dafs die beiden gefeiertsten Generale der Regierungspartei in einem achtjährigen mit mehr Niederlagen als Siegen bezeichneten Kampfe des Insurgentenchefs Sertorius und seiner spanischen Guerillas nicht Herr geworden waren, dafs erst der Mordstahl sei-

ner Freunde den sertorianischen Krieg zu Gunsten der legitimen Regierung entschieden hatte. Die Sclaven nun gar war es viel weniger eine Ehre besiegt, als eine Schande ihnen jahrelang in gleichem Kampfe gegenüber gestanden zu haben. Wenig mehr als ein Jahrhundert war seit dem hannibalischen Kriege verflossen; es mufste dem ehrbaren Römer das Blut in die Wangen treiben, wenn er den furchtbar raschen Rückschritt der Nation seit jener grofsen Zeit erwog. Damals standen die italischen Sclaven wie die Mauern gegen Hannibals Veteranen; jetzt stäubte die italische Landwehr vor den Knitteln ihrer entlaufenen Knechte wie Spreu aus einander. Damals machte jeder einfache Oberst im Fall der Noth den Feldherrn und focht wo nicht immer mit Glück, doch immer mit Ehren; jetzt hielt es hart unter all den vornehmen Offizieren nur einen Führer von gewöhnlicher Brauchbarkeit zu finden. Damals nahm die Regierung lieber den letzten Bauer vom Pflug, als dafs sie darauf verzichtet hätte Griechenland und Spanien zu erobern; jetzt war man drauf und dran beide längst erworbene Gebiete wieder preiszugeben, nur um daheim der aufständischen Knechte sich erwehren zu können. Auch Spartacus hatte so gut wie Hannibal vom Po bis an die sicilische Meerenge Italien mit Heeresmacht durchzogen, beide Consuln geschlagen und Rom mit der Blokade bedroht; wozu es gegen das damalige Rom des gröfsten Feldherrn des Alterthums bedurft hatte, das vermochte gegen das jetzige ein kecker Räuberhauptmann. War es ein Wunder, dafs solchen Siegen über Insurgenten und Räuberhauptleute kein frisches Leben entkeimte? — Ein noch minder erfreuliches Ergebnifs aber hatten die äufseren Kriege herausgestellt. Zwar der thrakisch-makedonische hatte, wenn auch kein dem ansehnlichen Aufwand von Menschen und Geld entsprechendes, doch auch kein positiv ungünstiges Resultat gegeben. Dagegen in dem kleinasiatischen und in dem Piratenkrieg hätte die Regierung vollständigen Bankerott gemacht. Jener schlofs ab mit dem Verlust der gesammten in acht blutigen Feldzügen gemachten Eroberungen, dieser mit der vollständigen Verdrängung der Römer von ‚ihrem Meer'. Einst hatte Rom im Vollgefühl der Unwiderstehlichkeit seiner Landmacht dies Uebergewicht auch auf das zweite Element übertragen; jetzt war der gewaltige Staat zur See ohnmächtig und wie es schien im Begriff auch wenigstens über den asiatischen Continent die Herrschaft einzubüfsen. Die materiellen Wohlthaten des staatlichen Daseins: Sicherheit der Grenzen, ungestörter friedlicher Verkehr, Rechtsschutz, geordnete Verwaltung fingen an alle mit einander den sämmtlichen im rö-

mischen Staat vereinigten Nationen zu verschwinden; die segnenden Götter alle schienen zum Olymp emporgestiegen zu sein und die jammervolle Erde den amtlich berufenen oder freiwilligen Plünderern und Peinigern überlassen zu haben. Dieser Verfall des Staats ward nicht etwa blofs von dem, der politische Rechte und Bürgersinn hatte, als ein öffentliches Unglück empfunden, sondern die Proletariatsinsurrection und die an die Zeiten der neapolitanischen Ferdinande erinnernde Räuber- und Piratenwirthschaft trugen das Gefühl davon in das entlegenste Thal, in die niedrigste Hütte Italiens, liefsen es jeden, der Handel und Verkehr trieb, der nur einen Scheffel Weizen kaufte, als persönlichen Nothstand empfinden. — Wenn nach den Urhebern dieses heillosen und beispiellosen Jammers gefragt ward, so war es nicht schwer mit gutem Recht gar Viele defshalb anzuklagen. Die Sclavenwirthe, deren Herz im Geldbeutel safs, die unbotmäfsigen Soldaten, die bald feigen, bald unfähigen, bald tollkühnen Generale, die meist am falschen Ende hetzenden Demagogen des Marktes trugen ihren Theil der Schuld, oder vielmehr, wer trug an derselben nicht mit? Die grofse Majorität der Bürgerschaft taugte nichts und jeder morsche Baustein half mit zu dem Ruin des ganzen Gebäudes; es büfste die ganze Nation, was die ganze Nation verschuldete. Es war ungerecht, wenn man die Regierung als den letzten greifbaren Ausdruck des Staats für alle heilbaren und unheilbaren Krankheiten desselben verantwortlich machte; aber es war doch so viel wahr, dafs die Regierung in furchtbar schwerer Weise mittrug an dem allgemeinen Verschulden. Instinctmäfsig ward es empfunden, dafs die Ursache des Nothstandes nicht in dem Verhalten Einzelner liege. In dem kleinasiatischen Kriege namentlich hatte kein einzelner der regierenden Herren sich in hervorragender Weise verfehlt, Lucullus sogar militärisch wenigstens tadellos, ja glorreich sich geführt; nur um so deutlicher ward es defshalb erkannt, dafs die Schuld des Mifslingens in dem System und in der Regierung als solcher, hier zunächst in dem schlaffen Preisgeben Kappadokiens und Syriens durch den Senat lag. Ebenso hatte in der Seepolizei der Senat den einmal gefafsten richtigen Gedanken einer allgemeinen Piratenjagd erst in der Ausführung verdorben und dann ihn gänzlich fallen lassen, um zu dem thörichten System zurückzukehren, das gegen die Rosse des Meeres Legionen sandte. Nach diesem System wurden die Expeditionen des Servilius und des Marcius nach Kilikien, des Metellus nach Kreta unternommen; nach diesem liefs Triarius die Insel Delos zum Schutz vor den Piraten

mit einer Mauer umziehen. Man wird durch diese Versuche der Seeherrschaft sich zu versichern an den persischen Grofskönig erinnert, der das Meer mit Ruthen peitschen liefs, um es sich unterthänig zu machen. Wohl hatte die Nation guten Grund ihren Bankerott der Restaurationsregierung zur Last zu legen. Immer schon war mit der Wiederherstellung der Oligarchie ein ähnliches Mifsregiment gekommen, nach dem Sturz der Gracchen wie nach dem des Marius und Saturninus; aber so gewaltsam und zugleich doch auch so schlaff, so verdorben und verderblich war dasselbe nie zuvor aufgetreten. Wenn eine Regierung so wie diese nicht regieren kann, hört sie auf legitim zu sein und es hat wer die Macht, auch das Recht sie zu stürzen. Zwar ist es leider wahr, dafs eine unfähige und verbrecherische Regierung lange Zeit das Wohl und die Ehre des Landes mit Füfsen zu treten vermag, bevor die Männer sich finden, welche die furchtbaren Waffen, die sie selber gegen sich geschmiedet, regieren und aus der sittlichen Empörung der Tüchtigen und dem Nothstande der Vielen die in solchem Fall legitime Revolution heraufbeschwören können und wollen. Aber wenn das Spiel mit dem Glücke der Völker ein lustiges sein mag und wohl lange Zeit hindurch ungestört gespielt werden kann, so ist es doch auch ein tückisches, das zu seiner Zeit die Spieler verschlingt; und Niemand schilt dann die Axt, wenn sie dem Baum, der solche Früchte trägt, sich an die Wurzel legt. Für die römische Oligarchie war diese Zeit jetzt gekommen. Der pontisch-armenische Krieg und die Piratenangelegenheit wurden die nächsten Ursachen zum Umsturz der sullanischen Verfassung und zur Einsetzung einer revolutionären Militärdictatur.

KAPITEL III.

Der Sturz der Oligarchie und die Herrschaft des Pompeius.

Noch stand die sullanische Verfassung unerschüttert. Der Sturm, den Lepidus und Sertorius gegen sie gewagt hatten, war mit Erfolg zurückgeschlagen worden. Das halb fertige Gebäude in dem energischen Geiste seines Urhebers auszubauen hatte die Regierung freilich versäumt. Es zeichnet sie, dafs sie die von Sulla zur Vertheilung bestimmten, aber noch nicht von ihm selbst parzelirten Ländereien weder auftheilte noch auch den Anspruch auf dieselben geradezu aufgab, sondern die früheren Eigenthümer ohne Regulirung des Titels vorläufig im Besitze duldete, auch wohl manche noch unvertheilte Strecke sullanischen Domaniallandes gar von einzelnen Personen nach dem alten durch die gracchischen Reformen rechtlich und factisch beseitigten Occupationssystem willkürlich in Besitz nehmen liefs (II, 331). Was den Optimaten unter den sullanischen Bestimmungen gleichgültig oder unbequem war, wurde ohne Bedenken ignorirt oder cassirt; so die gegen ganze Gemeinden ausgesprochene Aberkennung des Staatsbürgerrechts; so das Verbot der Zusammenschlagung der neuen Bauerstellen; so manche der von Sulla einzelnen Gemeinden ertheilten Freibriefe, natürlich ohne dafs die für diese Exemtionen gezahlten Summen den Gemeinden zurückgegeben wurden. Aber diese Verletzungen der Ordnungen Sullas durch die Regierung selbst, obwohl auch sie dazu beitrugen die Fundamente seines Gebäudes zu erschüttern, arbeiteten doch nur mittelbar der Gegenpartei in die Hände. Die sempronischen Gesetze waren und blieben abgeschafft.

Wohl fehlte es nicht an Männern, die die Wiederherstellung der gracchischen Verfassung im Sinn trugen, und nicht an Entwürfen, um das, was Lepidus und Sertorius im Wege der Revolution versucht hatten, stückweise auf dem Wege verfassungsmäfsiger Reformen zu erreichen. Die Erneuerung der Getreidespenden, die Wiederherstellung der tribunicischen Gewalt in ihrem alten Umfang, die Beseitigung der senatorischen Gerichte hörten nie auf die Gegenstände popularer Agitation zu bilden. Zuerst gab die Regierung in der Wiederherstellung der Getreidevertheilungen nach, die in Folge der hohen hauptsächlich durch die Piraterie hervorgerufenen Kornpreise von der Bürgerschaft immer ungestümer gefordert ward. Bereits 679 wurden, nachdem es wegen der Brottheuerung in Rom zu einem heftigen Strassenauflauf gekommen war, aufserordentliche Getreidekäufe in Sicilien für Rechnung der Regierung veranstaltet, um der Noth abzuhelfen. Aber schon im J. 681 gewährte der Senat eine beschränkte Erneuerung des sempronischen Getreidegesetzes. Die Consuln Marcus Terentius Lucullus und Gaius Cassius Varus brachten einen Vorschlag ein, wonach nicht wie nach dem sempronischen Gesetz alle, sondern nur eine bestimmte Zahl — es scheint 40000 — der ärmeren Bürger die früheren Spenden, wie sie Gracchus bestimmt hatte, fünf Scheffel monatlich für den Preis von $6\frac{1}{3}$ Assen ($3\frac{1}{2}$ Gr.) empfangen sollten — eine Bestimmung, aus der dem Aerar ein jährlicher Nettoverlust von mindestens 3 Mill. Thlrn. erwuchs.* — Nachdrücklicheren Widerstand leistete die Regierung in dem Streit um die tribunicische Gewalt und um die Geschwornenstellen. Jenen eröffnete schon 678, unmittelbar nach der Niederlage des Lepidus, der Volkstribun Lucius Sicinius, vielleicht ein Nachkomme des gleichnamigen Mannes, der mehr als vierhundert Jahre zuvor zuerst dieses Amt be-

* Dafs das Gesetz den Demokraten nicht genügte, sagt Sallust (*hist.* 3, 82, 19 Kritz). Da nun das Monatkorn der römischen Bürgerschaft wenig mehr als 33000 Medimnen = 198000 röm. Scheffel betrug (Cic. *Verr.* 3, 30, 72), hienach also etwa 40000 Bürger Getreide empfingen, während doch die Zahl der in der Hauptstadt domicilirten römischen Bürger unzweifelhaft viel beträchtlieher war, so dürfte die wesentliche Beschränkung, die das Gesetz von 681 dem sempronischen hinzufügte, in der oben angegebenen Weise zu fassen sein. Dafs man daneben über das zu geringe Quantum klagte, wie Sallust (a. a. O.) andeutet, verträgt sich damit recht wohl. Die Verlustsumme ist danach berechnet, dafs das Getreide mindestens den doppelten Werth hatte (II, 99); wenn die Piraterie oder andere Ursachen die Preise in die Höhe trieben, mufste der Schaden sich noch weit beträchtlicher herausstellen.

kleidet hatte; allein er scheiterte an dem Widerstand, den der rührige Consul Gaius Curio ihm entgegensetzte. Im J. 680 nahm Lucius Quinctius die Agitation wieder auf, liefs sich aber durch die Autorität des Consuls Lucius Lucullus bestimmen von seinem Vorhaben abzustehen. Mit gröfserem Eifer trat das Jahr darauf in seine Fufsstapfen Gaius Licinius Macer, der — bezeichnend für die Zeit — in das öffentliche Leben seine litterarischen Studien hineintrug und, wie er es in der Chronik gelesen, der Bürgerschaft anrieth die Conscription zu verweigern. — Auch über die schlechte Handhabung der Rechtspflege durch die senatorischen Geschwornen wurden bald nur zu wohl begründete Beschwerden laut. Die Verurtheilung eines einigermafsen einflufsreichen Mannes war kaum mehr zu erlangen. Nicht blofs empfand der College mit dem Collegen, der gewesene oder künftige Angeklagte mit dem gegenwärtigen armen Sünder billiges Mitleid; auch die Käuflichkeit der Geschwornenstimmen war kaum noch eine Ausnahme. Mehrere Senatoren waren gerichtlich dieses Verbrechens überwiesen worden; auf andere gleich schuldige wies man mit Fingern; die angesehensten Optimaten, wie Quintus Catulus, räumten in offener Senatssitzung es ein, dafs die Beschwerden vollkommen gegründet seien; einzelne besonders eclatante Fälle zwangen den Senat mehrmals, zum Beispiel im J. 680, über Mafsregeln gegen die Feilheit der Geschwornen zu deliberiren, natürlich nur so lange, bis der erste Lärm sich gelegt hatte und man die Sache unter das Eis gleiten lassen konnte. Die Folgen dieser elenden Rechtspflege zeigten sich namentlich in einem System der Plünderung und Peinigung der Provinzialen, womit verglichen selbst die bisherigen Frevel als erträglich und gemässigt erschienen. Das Stehlen und Rauben war gewissermafsen durch Gewohnheit legitim geworden und die Erpressungscommission konnte als eine Anstalt gelten, um die aus den Vogteien heimkehrenden Senatoren zu Gunsten ihrer daheimgebliebenen Collegen zu besteuern. Aber als ein angesehener Sikeliote, weil er dem Statthalter nicht hatte zu einem Verbrechen die Hand bieten wollen, dafür von diesem abwesend zum Tode verurtheilt ward; als selbst römische Bürger, wenn sie nicht Ritter oder Senatoren waren, in der Provinz nicht mehr sicher waren vor den Ruthen und Beilen des römischen Vogts nnd die älteste Errungenschaft der römischen Demokratie, die Sicherheit des Leibes und Lebens von der herrschenden Oligarchie anfing mit Füssen getreten zu werden: da hatte auch das Publicum auf dem römischen Markte ein Ohr für die Klagen über seine Vögte

in den Provinzen und über die ungerechten Richter, die solche Unthaten moralisch mit verschuldeten. Die Opposition unterliefs es natürlich nicht auf dem fast allein ihr übrig gebliebenen Terrain, dem gerichtlichen ihre Gegner anzugreifen. So zog der junge Gaius Caesar, der auch, so weit sein Alter es gestattete, sich bei der Agitation um die Wiederherstellung der tribunicischen Gewalt eifrig betheiligte, im J. 677 einen der angesehensten sullanischen Parteimänner, den Consular Gnaeus Dolabella und im folgenden Jahr einen andern sullanischen Offizier Gaius Antonius vor Gericht; so Marcus Cicero 684 den Gaius Verres, eine der elendesten unter den Creaturen Sullas und eine der schlimmsten Geifseln der Provinzialen. Wieder und wieder wurden die Bilder jener finstern Zeit der Aechtungen, die entsetzlichen Leiden der Provinzialen, der schmachvolle Stand der römischen Criminalrechtspflege mit allem Pomp italienischer Rhetorik, mit aller Bitterkeit italienischen Spottes vor der versammelten Menge entfaltet und der gewaltige Todte so wie seine lebenden Schergen ihrem Zorn und Hohn unnachsichtlich preisgegeben. Die Wiederherstellung der vollen tribunicischen Gewalt, an deren Bestehen die Freiheit, die Macht und das Glück der Volksgemeinde wie durch uralt heiligen Zauber geknüpft schien, die Wiedereinführung der ,strengen' Gerichte der Ritterschaft, die Erneuerung der von Sulla beseitigten Censur zur Reinigung der höchsten Staatsbehörde von den faulen und schädlichen Elementen wurden täglich mit lautem Ruf von den Rednern der Volkspartei gefordert.

Indefs mit alle dem kam man nicht weiter. Es gab Scandal und Lärm genug, aber ein eigentlicher Erfolg ward dadurch, dafs man die Regierung nach und über Verdienst prostituirte, doch noch keineswegs erreicht. Die materielle Macht lag immer noch, so lange militärische Einmischung fern blieb, in den Händen der hauptstädtischen Bürgerschaft; und dies ,Volk', das in den Gassen Roms sich drängte und auf dem Markt Beamte und Gesetze machte, war eben um nichts besser als der regierende Senat. Zwar mufste die Regierung mit der Menge sich abfinden, wo deren eigenes nächstes Interesse in Frage kam; dies ist die Ursache der Erneuerung des sempronischen Korngesetzes. Allein daran war nicht zu denken, dafs diese Bürgerschaft um einer Idee oder gar um einer zweckmäfsigen Reform willen Ernst gemacht hätte. Mit Recht ward auf die Römer dieser Zeit angewandt, was Demosthenes von seinen Athenern sagte: dafs die Leute gar eifrig thäten, so lange sie um die Rednerbühne ständen und die Vor-

schläge zu Reformen vernähmen; aber wenn sie nach Hause gekommen seien, denke keiner weiter an das, was er auf dem Markte gehört habe. Wie auch jene demokratischen Agitatoren die Flammen schürten, es half eben nichts, da der Brennstoff fehlte. Die Regierung wufste dies und liefs in den wichtigen Principienfragen sich keinerlei Zugeständnifs entreifsen; höchstens dafs sie sich dazu verstand um 682 einem Theil der mit Lepidus landflüchtig gewordenen Leute die Amnestie zuzugestehen. Was von Concessionen erfolgte, ging nicht so sehr aus dem Drängen der Demokratie hervor, als aus den Vermittlungsversuchen der gemäfsigten Aristokratie. Allein von den beiden Gesetzen, die der einzige noch übrige Führer dieser Fraction Gaius Cotta in seinem Consulat 679 durchsetzte, wurde das die Gerichte betreffende schon im nächsten Jahre wieder beseitigt, und auch das zweite, welches die sullanische Bestimmung aufhob, dafs die Bekleidung des Tribunats zur Uebernahme anderer Magistraturen unfähig mache, die übrigen Beschränkungen aber bestehen liefs, erregte wie jede halbe Mafsregel nur den Unwillen beider Parteien. Die Partei der reformistisch gesinnten Conservativen, die durch Cottas bald nachher (um 681) erfolgten frühen Tod ihr namhaftestes Haupt verlor, sank mehr und mehr in sich selbst zusammen, erdrückt zwischen den immer schroffer hervortretenden Extremen. Von diesen aber blieb die Partei der Regierung, schlecht und schlaff wie sie war, der gleich schlechten und gleich schlaffen Opposition gegenüber nothwendig im Vortheil.

Aber dies der Regierung so günstige Verhältnifs änderte sich, als die Differenzen zwischen ihr und denjenigen ihrer Parteigänger sich schärfer entwickelten, deren Hoffnungen über den Ehrensitz in der Curie und das aristokratische Landhaus hinaus zu höheren Zielen sich erhoben. In erster Linie stand hier Gnaeus Pompeius. Wohl war er Sullaner; aber es ist früher gezeigt worden (S. 11), wie wenig er unter seiner eigenen Partei sich zurechtfand, wie von der Nobilität, als deren Schild und Schwert er officiell angesehen ward, ihn doch seine Herkunft, seine Vergangenheit, seine Hoffnungen immer wieder schieden. Der schon klaffende Rifs hatte während der spanischen Feldzüge (677—683) des Feldherrn sich unheilbar erweitert. Unwillig und halb gezwungen hatte die Regierung ihn ihrem rechten Vertreter Quintus Metellus als Collegen beigesellt; und wieder er beschuldigte, wohl nicht ohne Grund, den Senat durch die sei es liederliche, sei es böswillige Vernachlässigung der spanischen Armeen deren Niederlagen verschuldet und das Schicksal der Expedition

aufs Spiel gesetzt zu haben. Nun kam er zurück als Sieger über die offenen wie über die heimlichen Feinde, an der Spitze eines krieggewohnten und ihm ganz ergebenen Heeres, für seine Soldaten Landanweisungen begehrend, für sich Triumph und Consulat. Die letzteren Forderungen verstiefsen gegen das Gesetz. Pompeius, obwohl mehrmals schon aufserordentlicher Weise mit der höchsten Amtsgewalt bekleidet, hatte noch kein ordentliches Amt, nicht einmal die Quästur verwaltet und war noch immer nicht Mitglied des Raths; und Consul durfte nur werden, wer die Staffel der geringeren ordentlichen Aemter durchmessen, triumphiren nur, wer die ordentliche höchste Gewalt bekleidet hatte. Der Senat war gesetzlich befugt ihn, wenn er um das Consulat sich bewarb, auf die Bewerbung um die Quästur zu verweisen, wenn er den Triumph erbat, ihn an den grofsen Scipio zu erinnern, der unter ganz gleichen Verhältnissen auf den Triumph über das eroberte Spanien verzichtet hatte. Nicht minder hing Pompeius hinsichtlich der seinen Soldaten versprochenen Domänen ab von dem guten Willen des Senats. Indefs wenn auch der Senat, wie es bei seiner Schwächlichkeit auch im Grollen wohl denkbar war, hierin nachgab und dem siegreichen Feldherrn für den gegen die Demokratenchefs geleisteten Schergendienst den Triumph, das Consulat, die Landanweisungen zugestand, so war doch eine ehrenvolle Annullirung in rathsherrlicher Indolenz unter der langen Reihe der friedlichen senatorischen Imperatoren das günstigste Loos, das die Oligarchie dem sechsunddreifsigjährigen Feldherrn darzubieten über sich gewinnen konnte. Das, wonach sein Herz eigentlich verlangte, das Commando im mithradatischen Krieg freiwillig vom Senat bewilligt zu erhalten, konnte er nimmer erwarten; die im Osten reichlich und bequem zu pflückenden Lorbeeren blieben auf jeden Fall der reinen Aristokratie reservirt. Sah sich also der gefeierte General gedrängt von der herrschenden Oligarchie abzufallen, so blieb ihm nur die Wahl entweder auf eigene Hand als Gewalthaber aufzutreten oder mit der demokratischen Partei gemeinschaftliche Sache zu machen. Es kann hier unerörtert bleiben, ob er im Stande war die Prätendentenrolle auf eigene Hand durchzuführen oder ob er in diesem Fall geendet haben würde, wie so eben Lepidus und Sertorius geendet hatten; sein ganzes Naturell machte einen solchen kecken und entschiedenen Entschlufs ihm ein- für allemal unmöglich. Dagegen der Demokratie sich in die Arme zu werfen hinderte ihn nichts; ein eigenes Interesse an dem Fortbestand der sullanischen Verfassung hatte

er nicht, sondern konnte seine persönlichen Zwecke auch innerhalb einer mehr demokratischen ebenso gut, wo nicht besser verfolgen. Dagegen fand er alles was er brauchte bei der demokratischen Partei. Die thätigen und gewandten Führer derselben waren bereit und fähig dem unbehülflichen und etwas hölzernen Helden die mühselige politische Leitung abzunehmen, und doch viel zu gering um dem gefeierten Feldherrn die erste Rolle und namentlich die militärische Oberleitung streitig machen zu können oder auch nur zu wollen. Selbst der weitaus bedeutendste von ihnen, Gaius Caesar war nichts als ein junger Mensch, dem mehr noch als seine feurige demokratische Beredsamkeit seine dreisten Fahrten und eleganten Schulden einen Namen gemacht hatten und der sich sehr geehrt fühlen mufste, wenn der weltberühmte Imperator ihm gestattete sein politischer Adjutant zu sein. Die Popularität, auf welche Menschen wie Pompeius, von gröfseren Ansprüchen als Fähigkeiten, mehr Werth zu legen pflegen als sie gern sich selber gestehen, mufste im höchsten Mafs dem jungen General zu Theil werden, dessen Uebertritt der fast verlorenen Sache der Demokratie den Sieg gab. Der von ihm für sich und seine Soldaten geforderte Siegeslohn fand damit sich von selbst. Ueberhaupt schien, wenn die Oligarchie gestürzt ward, bei dem gänzlichen Mangel anderer ansehnlicher Oppositionshäupter es nur von Pompeius abzuhängen sich seine weitere Stellung selber zu bestimmen. Daran aber konnte kaum gezweifelt werden, dafs der Uebertritt des Feldherrn der so eben siegreich aus Spanien heimkehrenden und noch in Italien geschlossen zusammenstehenden Armee zur Oppositionspartei den Sturz der bestehenden Ordnung zur Folge haben müsse. Regierung und Opposition waren gleich machtlos; so wie die letztere nicht mehr blofs mit Declamationen focht, sondern das Schwert eines siegreichen Feldherrn bereit war ihren Forderungen Nachdruck zu geben, war die Regierung, vielleicht sogar ohne Kampf, überwunden.

So sah man von beiden Seiten sich gedrängt zur Coalition. An persönlichen Abneigungen mochte es dort wie hier nicht fehlen; der siegreiche Feldherr konnte die Strafsenredner unmöglich lieben, diese noch weniger den Henker des Carbo und Brutus mit Freuden als ihr Haupt begrüfsen; indefs die politische Nothwendigkeit überwog, wenigstens für den Augenblick, jedes sittliche Bedenken. Aber die Demokraten und Pompeius schlossen ihren Bund nicht allein. Auch Marcus Crassus war in einer ähnlichen Lage wie Pompeius. — Obwohl Sullaner wie

dieser, war doch auch seine Politik ganz wie die des Pompeius vor allem eine persönliche und durchaus nicht die der herrschenden Oligarchie; und auch er stand jetzt in Italien an der Spitze einer starken und siegreichen Armee, mit welcher er so eben den Sclavenaufstand niedergeschlagen hatte. Es blieb ihm die Wahl entweder gegen die Coalition mit der Oligarchie sich zu verbünden oder in die Coalition einzutreten; er wählte den letzteren und damit ohne Zweifel den sichreren Weg. Bei seinem colossalen Vermögen und seinem Einflufs auf die hauptstädtischen Clubs war er überhaupt ein schätzbarer Bundesgenosse; unter den obwaltenden Umständen aber war es ein unberechenbarer Gewinn, wenn das einzige Heer, mit welchem der Senat den Truppen des Pompeius hätte begegnen könuen, der angreifenden Macht sich beigesellte. Die Demokraten überdies, denen bei der Allianz mit dem übermächtigen Feldherrn nicht wohl zu Muthe sein mochte, sahen nicht ungern in Marcus Crassus ihm ein Gegengewicht und vielleicht einen künftigen Rivalen zur Seite gestellt. — So kam im Sommer des J. 683 die erste Coalition zu Stande zwischen der Demokratie einer- und den beiden sullanischen Generalen Gnaeus Pompeius und Marcus Crassus andererseits. Beide machten das Parteiprogramm der Demokratie zu dem ihrigen; es ward ihnen dafür zunächst das Consulat auf das kommende Jahr, Pompeius überdies der Triumph und die begehrten Landloose für seine Soldaten, Crassus als dem Ueberwinder des Spartacus wenigstens die Ehre des feierlichen Einzugs in die Hauptstadt zugesichert. — Den beiden italischen Armeen, der hohen Finanz und der Demokratie, die also zum Sturz der sullanischen Verfassung verbündet anftraten, hatte der Senat nichts gegenüberzustellen. Wäre Quintus Metellus Pius ein zweiter Sulla gewesen, so hätte er das zweite spanische Heer zum Schutz der bestehenden Verfassung gegen Pompeius und Crassus geführt; allein derselbe, durchaus nicht begehrend sich in einen Bürgerkrieg zu verwickeln, hatte sofort nach Ueberschreitung der Alpen seine Soldaten entlassen. So blieb der Oligarchie nichts übrig als in das Unvermeidliche sich zu fügen. Der Rath bewilligte die für Consulat und Triumph erforderlichen Dispensationen; Pompeius und Crassus wurden, ohne Widerstand zu finden, zu Consuln für das J. 684 gewählt, während ihre Heere, angeblich in Erwartung des Triumphs, vor der Stadt lagerten. Noch vor dem Antritt seines Amtes bekannte sodann Pompeius in einer von dem Volkstribun Marcus Lollius Palicanus abgehaltenen Volksversammlung sich öffentlich und förmlich zu dem de-

mokratischen Programm. Die Verfassungsänderung war damit im Princip entschieden.

Alles Ernstes ging man nun an die Beseitigung der sullanischen Institutionen. Vor allen Dingen erhielt das tribunicische Amt wieder seine frühere Geltung. Pompeius selbst als Consul brachte das Gesetz ein, das den Volkstribunen ihre althergebrachten Befugnisse, namentlich auch die legislatorische Initiative zurückgab — freilich eine seltsame Gabe aus der Hand des Mannes, der mehr als irgend ein Lebender dazu gethan hatte die alte Verfassung zu zertrümmern. — Hinsichtlich der Geschwornenstellen wurde die Bestimmung Sullas, dafs das Verzeichnifs der Senatoren als Geschwornenliste dienen solle, zwar abgeschafft; allein es kam doch keineswegs zu einer einfachen Wiederherstellung der gracchischen Rittergerichte. Künftig, so bestimmte das neue aurelische Gesetz, sollten die Geschwornencollegien zu einem Drittheil aus Senatoren bestehen, zu zwei Drittheilen aus Männern vom Rittercensus, von welchen letzteren wieder die Hälfte die Districtvorsteherschaft oder das sogenannte Kassentribunat bekleidet haben mufste. Es war diese letzte Neuerung eine weitere den Demokraten gemachte Concession, indem hienach wenigstens der dritte Theil der Criminalgeschwornen, ähnlich wie die Civilgeschwornen des Gerichtshofs der hundert Männer, mittelbar hervorging aus den Wahlen der Districte. Wenn dagegen der Senat nicht gänzlich aus den Gerichten verdrängt ward, so ist die Ursache davon wahrscheinlich theils in Crassus Beziehungen zum Senat zu suchen, theils in dem Beitritt der senatorischen Mittelpartei zu der Coalition, mit dem es auch wohl zusammenhängt, dafs der Bruder ihres kürzlich verstorbenen Führers, der Prätor Lucius Cotta dies Gesetz einbrachte. — Nicht weniger wichtig war die Beseitigung der für Asien von Sulla festgesetzten Steuerordnung (II, 333), welche vermuthlich ebenfalls in dies Jahr fällt; der damalige Statthalter Asiens Lucius Lucullus ward angewiesen das von Gaius Gracchus eingeführte Verpachtungssystem wieder herzustellen und damit der hohen Finanz ihre frühere Stellung zurückgegeben. — Endlich zur Erneuerung der Censur bedurfte es eines neuen Gesetzes nicht, da dies Amt nicht förmlich abgeschafft worden war, sondern nur der Anordnung der Wahlen, welche denn auch die neuen Consuln kurz nach Antritt ihres Amtes anberaumten. Sie fielen, in offenbarer Verhöhnung des Senats, auf die beiden Consuln des J. 682 Gnaeus Lentulus Clodianus und Lucius Gellius, die wegen ihrer elenden Kriegführung gegen Spartacus (S. 72) durch den Senat vom Com-

mando entfernt worden waren. Es begreift sich, dafs diese Männer alle Mittel, die ihr wichtiges und ernstes Amt ihnen an die Hand gab, in Bewegung setzten um den neuen Machthabern zu huldigen und den Senat zu ärgern. Mindestens der achte Theil des Senats, vierundsechzig Senatoren, eine bis dahin unerhörte Zahl wurden von der Liste gestrichen, darunter der einst von Gaius Caesar ohne Erfolg angeklagte Gaius Antonius (S. 87) und der Consul des J. 683 Publius Lentulus Sura, vermuthlich auch nicht wenige der verhafstesten Creaturen Sullas.

So war man mit dem J. 684 wieder im Wesentlichen zurückgekommen auf die Institutionen der Zeit vor der sullanischen Restauration. Wieder ward die hauptstädtische Menge aus der Staatskasse, das heifst von den Provinzen gespeist; wieder gab die tribunicische Gewalt jedem Demagogen den gesetzlichen Freibrief die staatlichen Ordnungen zu verkehren; wieder erhob der Geldadel neben der Regierung als Inhaber der Steuerpachtungen und der gerichtlichen Controle über die Statthalter so mächtig wie nur je zuvor sein Haupt; wieder zitterte der Senat vor dem Verdict der Geschwornen des Ritterstandes und vor der censorischen Rüge. Das System Sullas, das auf die politische Vernichtung der kaufmännischen Aristokratie und der Demagogie die Alleinherrschaft der Nobilität begründet hatte, war damit vollständig über den Haufen geworfen. Abgesehen von einzelnen untergeordneten Bestimmungen, deren Abschaffung erst später nachgeholt wurde, wie zum Beispiel der Zurückgabe des Selbstergänzungsrechts an die Priestercollegien (II, 335), blieb von Sullas allgemeinen Ordnungen hienach nichts übrig als theils die Concessionen, die er selbst der Opposition zu machen nothwendig gefunden hatte, wie namentlich die Anerkennung des römischen Bürgerrechts der sämmtlichen Italiker, theils Verfügungen ohne schroffe Parteitendenz, an denen defshalb auch die verständigen Demokraten nichts auszusetzen fanden, wie unter anderm die Beschränkungen der Freigelassenen und die materiellen Aenderungen im Criminalrecht. — Weit bedenklicher als diese principiellen waren die persönlichen Fragen, die die Staatsumwälzung von 684 nach sich zog. Begreiflicher Weise liefsen die Demokraten sich nicht genügen mit der allgemeinen Anerkennung ihres Programms, sondern auch sie forderten jetzt eine Restauration in ihrem Sinn: Wiederherstellung des Andenkens ihrer Todten, Bestrafung der Mörder, Rückberufung der Geächteten aus der Verbannung, Aufhebung der auf ihren Kindern lastenden politischen Zurücksetzung, Rückgabe der von Sulla eingezogenen

Güter, Schadensersatz aus dem Vermögen der Erben und Gehülfen des Dictators. Es waren das allerdings die logischen Consequenzen, die aus einem reinen Sieg der Demokratie sich ergaben; allein der Sieg der Coalition von 683 war doch weit entfernt ein solcher zu sein. Die Demokratie gab dazu den Namen und das Programm, die übergetretenen Offiziere aber, vor allem Pompeius, die Macht und die Vollendung; und nun- und nimmermehr konnten diese zu Mafsregeln ihre Zustimmung geben, die nicht blofs die bestehenden Verhältnisse bis in ihre Grundfesten erschüttert, sondern auch schliefslich sich gegen sie selbst gewandt haben würden — war es doch noch im frischen Andenken, welcher Männer Blut Pompeius vergossen, wie Crassus zu seinem ungeheuren Vermögen den Grund gelegt hatte. So ist es wohl erklärlich, aber auch zugleich bezeichnend für die Schwäche der Demokraten, dafs die Coalition von 683 nicht das Geringste that um den Demokraten Rache oder auch nur Rehabilitation zu gewähren. Die nachträgliche Einforderung aller der für erstandene confiscirte Güter noch rückständigen oder auch von Sulla den Käufern erlassenen Kaufgelder, welche der Censor Lentulus in einem besonderen Gesetz feststellte, kann kaum als Ausnahme bezeichnet werden; denn wenn auch nicht wenige Sullaner dadurch in ihren persönlichen Interessen empfindlich verletzt wurden, so war doch die Mafsregel selbst wesentlich eine Bestätigung der von Sulla vorgenommenen Confiscationen.

Sullas Werk also war zerstört; aber die Zukunft des Staates war damit vielmehr in Frage als festgestellt. Die Coalition, einzig zusammengehalten durch den gemeinschaftlichen Zweck das Restaurationswerk zu beseitigen, löste sich, als dieser erreicht war, wenn nicht dem Namen, doch der Sache nach von selber auf; Pompeius, Crassus, die Demokratie verfolgten fortan wieder jedes besondere und sehr häufig einander zuwiderlaufende Zwecke. Vorläufig war es immer noch der Senat, der officiell dem Staate vorstand; das Regiment, wie er lange vor Sulla es besessen hatte, blieb ihm auch jetzt nach der Zerstörung der von Sulla aufgeführten Bollwerke. Es lag der demokratischen Faction allerdings nahe genug nach diesem grofsen Erfolg zu weiteren Angriffen fortzuschreiten, und nach der Wiederherstellung der gracchischen Verfassung nun zu versuchen auch einen neuen Gracchus auf den Schild zu heben. Allein dieser Gedanke trat den Demokraten für den Augenblick zurück vor einer dringenden Gefahr, durch welche sie nicht minder als die Aristokratie sich bedroht sahen. Die Heere des Pompeius und Crassus lagerten immer

noch vor den Thoren der Stadt. Jener hatte zwar zugesagt nach dem Triumph (31. December 683) seine Soldaten zu verabschieden; allein zunächst war es unterblieben, um unter dem Druck, den das spanische Heer vor der Hauptstadt auf diese und den Senat ausübte, die Staatsumwälzung ungestört zu vollenden, was denn in gleicher Weise auch auf die Armee des Crassus Anwendung fand. Diese Ursache bestand jetzt nicht mehr; aber dennoch unterblieb die Auflösung der Heere. Die Dinge schienen sich dahin wenden zu wollen, dafs einer der beiden mit der Demokratie alliirten Feldherren die Militärdictatur ergreifen und Oligarchen und Demokraten in dieselben Fesseln schlagen werde. Indefs von Anfang an hatte Crassus in der Coalition eine untergeordnete Rolle gespielt; er hatte sich antragen müssen und verdankte selbst seine Wahl zum Consulat hauptsächlich Pompeius stolzer Verwendung. Weitaus der Stärkere war Pompeius und offenbar er der Herr der Situation; wenn er zugriff, so schien er werden zu müssen als was ihn der Instinct der Menge schon jetzt bezeichnete: der unumschränkte Gebieter des mächtigsten Staates der civilisirten Welt. Schon drängte sich die ganze Masse der Servilen um den künftigen Monarchen. Schon suchten die schwächeren Gegner eine letzte Hülfe in einer neuen Coalition; Crassus, voll alter und neuer Eifersucht auf den jüngeren so durchaus ihn überflügelnden Rivalen, näherte sich dem Senat und versuchte durch beispiellose Spenden die hauptstädtische Menge an sich zu fesseln — als ob die durch Crassus selbst mit gebrochene Oligarchie und die ewig undankbare Menge gegen die Veteranen der spanischen Armee irgend welchen Schutz zu gewähren vermocht hätten. Einen Augenblick schien es, als würde es vor den Thoren der Hauptstadt zwischen den Heeren des Pompeius und Crassus zur Schlacht kommen. Auch der Demokratie lag eben wie dem Senat und Crassus alles daran, dafs Pompeius nicht die Dictatur ergriff; aber mit richtigerer Einsicht in ihre eigene Schwäche und in den Charakter des mächtigen Gegners versuchten ihre Führer den Weg der Güte. Pompeius fehlte keine Bedingung um nach der Krone zu greifen, als die erste von allen: der eigene königliche Muth. Wir haben den Mann früher geschildert, mit seinem Streben zugleich loyaler Republikaner und Herr von Rom zu sein, mit seiner Unklarheit und Willenlosigkeit, mit seiner unter dem Pochen auf selbstständige Entschlüsse sich verbergenden Lenksamkeit. Es war dies die erste grofse Probe, auf die das Verhängnifs ihn stellte; er hat sie nicht bestanden. Der Vorwand, unter dem Pompeius die Entlassung der Armee verweigerte, war, dafs er

Crassus miſstraue und darum nicht mit der Entlassung der Soldaten den Anfang machen könne. Die Demokraten bestimmten den Crassus hierin entgegenkommende Schritte zu thun, dem Collegen öffentlich zum Frieden die Hand zu bieten; öffentlich und geheim bestürmten sie ihn, daſs er zu dem zwiefachen Verdienst, den Feind besiegt und die Parteien versöhnt zu haben, noch das dritte und gröſste fügen möge dem Vaterland den inneren Frieden zu erhalten und das drohende Schreckbild des Bürgerkrieges zu bannen. Was nur immer auf einen eitlen, ungewandten, unsicheren Mann zu wirken vermag, alle Schmeichelkünste der Diplomatie, aller theatralische Apparat patriotischer Begeisterung wurde in Bewegung gesetzt um das ersehnte Ziel zu erreichen; was aber die Hauptsache war, die Dinge hatten sich so gestaltet, daſs Pompeius nur die Wahl blieb entweder geradezu als Tyrann von Rom aufoder zurückzutreten. So gab er endlich nach und willigte in die Entlassung der Heere. Das Commando im mithradatischen Krieg, das zu erlangen er ohne Zweifel hoffte, als er sich für 684 zum Consul hatte wählen lassen, konnte er jetzt nicht wünschen, da mit dem Feldzuge von 683 Lucullus denselben in der That beendigt zu haben schien; die vom Senat in Gemäſsheit des sempronischen Gesetzes ihm angewiesene Consularprovinz anzunehmen hielt er unter seiner Würde und Crassus folgte darin seinem Beispiel. So zog Pompeius, als er nach Entlassung seiner Soldaten am letzten Tage des J. 684 sein Consulat niederlegte, sich zunächst ganz von den öffentlichen Geschäften zurück und erklärte fortan als einfacher Bürger in stiller Muſse leben zu wollen. Er hatte sich so gestellt, daſs er nach der Krone greifen muſste, und da er dies doch nicht wollte, ihm keine Rolle übrig blieb als die nichtige eines resignirenden Throncandidaten.

Der Rücktritt des Mannes, dem nach der Lage der Sachen die erste Stelle zukam, vom politischen Schauplatz führte zunächst ungefähr dieselbe Parteistellung wieder herbei, wie wir sie in der gracchischen und marianischen Epoche fanden. Die Verfassung war im oppositionellen Geiste geordnet, aber der Senat führte das Regiment; die Opposition versuchte nicht geradezu es an sich zu reiſsen, da es ihr an einem diesem Unternehmen gewachsenen Führer mangelte, aber hemmte und ärgerte die Regierung auf Schritt und Tritt. Zwischen beiden erhob sich zu neuem Ansehen die Capitalistenpartei, welche bisher mit der Demokratie gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, die aber zu sich hinüberzuziehen und an ihr ein Gegengewicht gegen die Demokratie zu gewinnen die Oligarchen bemüht waren. Also von beiden

Seiten umworben säumten die Geldherren nicht ihre vortheilhafte Lage sich zu Nutze zu machen und zunächst der Regierung sich wieder zu nähern. Schon die Beziehungen des Senats zu Crassus und seiner Clientel gehören in diesen Zusammenhang; hauptsächlich aber scheint ein besseres Verhältnifs zwischen dem Senat und der Geldaristokratie dadurch hergestellt zu sein, dafs dieser dem tüchtigsten unter den senatorischen Offizieren Lucius Lucullus auf Andringen der von Lucullus schwer gekränkten Capitalisten im J. 686 die Verwaltung der für diese so wichtigen Provinz Asia abnahm (S. 65). Auch das Zugeständnifs reservirter Sitze im Theater, das dem Ritterstand jetzt (687) zu Theil ward, ist von politischer Bedeutung: ähnlich wie der Senat hundertundzwanzig Jahre zuvor durch die Anweisung besonderer Sitzplätze sich offiziell als bevorrechteten Stand angekündigt hatte (I, 605), ward hiemit die Ritterschaft als zweite privilegirte Klasse förmlich anerkannt. — Während aber die hauptstädtischen Factionen also mit einander des gewohnten Haders pflegten, bei dem denn doch nimmermehr eine eigentliche Entscheidung herauskommen konnte, gingen im Osten die Ereignisse ihren verhängnifsvollen Gang, wie wir ihn früher geschildert haben, und sie waren es, die den zögernden Verlauf der hauptstädtischen Politik zur Krise drängten. Der Land- wie der Seekrieg hatte dort die ungünstigste Wendung genommen. Im Anfang des J. 687 war die pontische Armee der Römer aufgerieben, die armenische in voller Auflösung auf dem Rückzug, alle Eroberungen verloren, das Meer ausschliefslich in der Gewalt der Piraten, die Kornpreise in Italien dadurch so in die Höhe getrieben, dafs man eine förmliche Hungersnoth befürchtete. Wohl hatten, wir wir sahen, diesen Nothstand zum Theil die Fehler der Feldherren, namentlich die völlige Unfähigkeit des Admirals Marcus Antonius und die Verwegenheit des sonst tüchtigen Lucius Lucullus, verschuldet; wohl auch die Demokratie durch ihre Wühlereien zu der Auflösung des armenischen Heeres wesentlich beigetragen. Aber natürlich ward die Regierung jetzt für alles, was sie und was Andere verdorben hatten, in Bausch und Bogen verantwortlich gemacht und die grollende hungrige Menge verlangte nur eine Gelegenheit um mit dem Senat abzurechnen.

Es war eine entscheidende Krise. Die Oligarchie, wie man sie auch herabwürdigen und entwaffnen mochte, stand dennoch aufrecht, so lange die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten in ihren Händen blieb. Erst wenn die Gegner diese, das heifst namentlich die Oberleitung der militärischen Angelegen-

Bayerische Staatsbibliothek München

heiten sich selber zueigneten, war das Senatsregiment gestürzt; und jetzt war dies möglich. Wenn jetzt Vorschläge über eine andere und bessere Führung des Land- und Seekrieges an die Comitien gebracht wurden, so war bei der Stimmung der Bürgerschaft der Senat voraussichtlich nicht im Stande deren Durchsetzung zu verhindern; und eine Intervention der Bürgerschaft in diesen höchsten Verwaltungsfragen war thatsächlich die Absetzung des Senats und die Uebertragung der Leitung des Staats an die Führer der Opposition. Wieder einmal brachte die Verkettung der Dinge die Entscheidung in die Hände des Pompeius. Seit mehr als zwei Jahren lebte der gefeierte Feldherr als Privatmann in der Hauptstadt. Seine Stimme ward im Rathhaus wie auf dem Markte selten vernommen; dort war er nicht gern gesehen und ohne Einflufs, hier scheute er sich vor dem stürmischen Treiben der Parteien. Wenn er aber sich zeigte, geschah es mit dem vollständigen Hofstaat seiner vornehmen und geringen Clienten, und eben seine feierliche Zurückgezogenheit imponirte der Menge. Wenn er, an dem noch der volle Glanz seiner ungemeinen Erfolge unvermindert haftete, jetzt sich erbot nach dem Osten abzugehen, so ward er ohne Zweifel mit aller von ihm selbst geforderten militärischen und politischen Machtvollkommenheit von der Bürgerschaft bereitwillig bekleidet. Für die Oligarchie, die in der populären Militärdictatur ihren sicheren Ruin, in Pompeius selbst seit der Coalition von 683 ihren verhafstesten Feind sah, war dies ein vernichtender Schlag; aber auch der demokratischen Partei konnte dabei nicht wohl zu Muthe sein. So wünschenswerth es ihr an sich auch sein mufste dem Regiment des Senats ein Ende zu machen, so war es doch, wenn es in dieser Weise geschah, weit wenigrr ein Sieg ihrer Partei als ein persönlicher ihres übermächtigen militärischen Verbündeten. Leicht konnte in diesem der demokratischen Partei ein weit gefährlicherer Gegner aufstehen, als der Senat war. Die wenige Jahre zuvor durch die Entlassung der spanischen Armee und Pompeius Rücktritt glücklich vermiedene Gefahr kehrte in verstärktem Mafse wieder, wenn Pompeius jetzt an die Spitze der Armeen des Ostens trat.

Diesmal indefs griff Pompeius zu oder liefs es wenigstens geschehen, dafs Andere für ihn zugriffen. Es wurden im J. 687 zwei Gesetzvorschläge eingebracht, von denen der eine aufser der längst von der Demokratie geforderten Entlassung der ausgedienten Soldaten der asiatischen Armee die Abberufuug des Oberfeldherrn derselben Lucius Lucullus und dessen Ersetzung

durch einen der Consuln des laufenden Jahres Gaius Piso oder Manius Glabrio verfügte, der zweite den sieben Jahre zuvor zur Reinigung der Meere von den Piraten vom Senat selbst aufgestellten Plan wieder aufnahm und erweiterte. Ein einziger vom Senat aus den Consularen zu bezeichnender Feldherr sollte bestellt werden, um zur See auf dem gesammten mittelländischen Meer von den Säulen des Hercules bis an die pontische und syrische Küste ausschliefslich, zu Lande über sämmtliche Küsten bis zehn deutsche Meilen landeinwärts mit den betreffenden römischen Statthaltern concurrirend, den Oberbefehl zu übernehmen. Auf drei Jahre hinaus war demselben das Amt gesichert. Ihn umgab ein Generalstab, wie Rom noch keinen gesehen hatte, von fünfundzwanzig Unterbefehlshabern senatorischen Standes, alle mit prätorischen Insignien und prätorischer Gewalt bekleidet, und von zwei Unterschatzmeistern mit quästorischen Befugnissen, sie alle erlesen durch den ausschliefslichen Willen des höchstcommandirenden Feldherrn. Es ward demselben gestattet bis zu 120000 Mann Fufsvolk, 4000 Reitern, 500 Kriegsschiffen aufzustellen und zu dem Ende über die Mittel der Provinzen und Clientelstaaten unbeschränkt zu verfügen; überdies wurden die vorhandenen Kriegsschiffe und eine ansehnliche Truppenzahl sofort ihm überwiesen. Die Kassen des Staats in der Hauptstadt wie in den Provinzen so wie die der abhängigen Gemeinden sollten ihm unbeschränkt zu Gebot stehen und trotz der peinlichen Finanznoth sofort aus der Staatskasse ihm eine Summe von 9 Mill. Thlr. (144 Mill. Sest.) ausgezahlt werden. — Es leuchtet ein, dafs durch diese Gesetzentwürfe, namentlich durch den die Expedition gegen die Piraten betreffenden, das Regiment des Senats über den Haufen fiel. Die Oberleitung der Militärangelegenheiten hatte ihm zugestanden, seit es einen römischen Freistaat gab. Wohl waren die von der Bürgerschaft ernannten ordentlichen höchsten Beamten von selbst die rechten Feldherren der Gemeinde und bedurften auch die aufserordentlichen Beamten, um Feldherren sein zu können, wenigstens nach strengem Recht der Bestätigung durch die Bürgerschaft; aber auf die Besetzung der einzelnen Commandos stand ihr verfassungsmäfsig kein Einflufs zu und nur entweder auf Antrag des Senats oder doch auf Antrag eines an sich zum Feldherrnamt berechtigten Beamten hatten bisher die Comitien in die Besetzung der Commandos sich so gemischt, dafs sie nicht blofs über die allgemeine, sondern auch über die specielle Competenz entschieden. Selbst in dem bedenklichsten der bisher vorgekommenen Fälle, in der Ueber-

tragung des africanischen Commandos auf Gaius Marius 647 (II, 145) war nur ein verfassungsmäfsig zum Feldherrnamt überhaupt berechtigter Beamter durch den Schlufs der Bürgerschaft mit einer bestimmten Expedition beauftragt und selbst dabei noch der früher gefafste Beschlufs des Senats respectirt worden. Aber jetzt stattete die Bürgerschaft in directem Widerspruch mit dem Senat einen beliebigen Privatmann nicht blofs mit der aufserordentlichen höchsten Amtsgewalt aus, sondern auch mit einer bestimmt von ihr normirten Competenz. Dafs der Senat diesen Mann aus der Reihe der Consulare auszuwählen hatte, war eine Milderung nur in der Form. Die Auswahl war dem Senat nur defshalb übertragen, weil es eben eine Wahl nicht war und der stürmisch aufgeregten Menge gegenüber der Senat den Oberbefehl der Meere und Küsten schlechterdings keinem Andern übertragen konnte als einzig dem Pompeius. Aber bedenklicher noch als diese principielle Negirung der Senatsherrschaft war die thatsächliche Aufhebung derselben durch die Einrichtung eines Amtes von fast unbeschränkter militärischer und finanzieller Competenz. Während das Feldherrnamt sonst auf eine einjährige Frist, auf eine bestimmte Provinz, auf streng zugemessene militärische und finanzielle Hülfsmittel beschränkt war, war dem neuen aufserordentlichen Amt von vorn herein eine dreijährige Dauer gesichert, die natürlich weitere Verlängerung nicht ausschlofs, war demselben der gröfste Theil der sämmtlichen Provinzen, ja sogar Italien selbst, das sonst von militärischer Amtsgewalt frei war, untergeordnet, waren ihm die Soldaten, Schiffe, Kassen des Staats fast unbeschränkt zur Verfügung gestellt. Der eben erwähnte uralte Fundamentalsatz des republikanisch-römischen Staatsrechts, dafs die höchste militärische und bürgerliche Amtsgewalt nicht ohne Mitwirkung der Bürgerschaft vergeben werden könne, ward ferner zu Gunsten des neuen Oberfeldherrn gebrochen: indem das Gesetz den fünfundzwanzig Adjutanten, die er sich ernennen würde, im Voraus prätorischen Rang und prätorische Befugnisse verlieh*, wurde das höchste Amt des republikanischen Rom einem neu geschaffenen untergeordnet, für

* Die stellvertretende Amtsgewalt *pro consule*, *pro praetore*, *pro quaestore* konnte nach römischem Staatsrecht in dreifacher Weise erworben werden: durch Verfügung der Bürgerschaft, des Senats oder des Beamten selbst. Die Bürgerschaft griff dazu in manchen Fällen, wo die nominelle Bekleidung mit dem Amte auf Schwierigkeiten stiefs; namentlich wenn die Amtsfrist über ihre gesetzliche Grenze hinaus erstreckt werden sollte, aber auch sonst nicht selten, z. B. bei der Sendung des älteren Scipio

das den Namen zu finden der Zukunft überlassen blieb, das aber der Sache nach schon jetzt die Monarchie in sich enthielt. Es war eine ungeheure Umwälzung, die in diesem Gesetzvorschlag anfing sich zu realisiren.

Die durchgreifende Energie dieser Mafsregeln kann befremden, da sie von einem Manne herrühren, der so eben noch von seiner Halbheit und Schwäche so auffallende Beweise geliefert hatte. Indefs es ist doch wohl erklärlich, dafs Pompeius diesmal entschlossener verfuhr als während seines Consulats. Handelte es sich doch nicht darum sofort als Monarch aufzutreten, sondern die Monarchie zunächst nur vorzubereiten durch eine militärische Ausnahmsmafsregel, die, wie revolutionär sie ihrem Wesen nach war, doch noch in den Formen der bestehenden Verfassung vollzogen werden konnte und die zunächst Pompeius dem alten Ziel seiner Wünsche, dem Commando gegen Mithradates und Tigranes, entgegenführte. Aber auch gewichtige Zweckmäfsigkeitsgründe sprachen für die Emancipation der Militärgewalt von dem Senat. Pompeius konnte nicht vergessen haben, dafs ein nach ganz gleichen Grundsätzen angelegter Plan zur Unterdrückung der Piraterie wenige Jahre zuvor an der verkehrten Ausführung durch den Senat gescheitert, dafs der Ausgang des spanischen Krieges durch die Vernachlässigung der Heere von Seiten des Senats und dessen unverständige Finanzwirthschaft aufs Höchste gefährdet worden war; er konnte nicht übersehen, wie die grofse

nach Spanien oder in unserem Fall bei der des Pompeius gegen die Piraten. — Das Erstreckungsrecht ging nachher gewohnheitmäfsig auf den Senat über (I, 201). Derselbe scheint in späterer Zeit auch das Recht in Anspruch genommen zu haben vom Volke ernannte Quaestoren mit prätorischer Amtsgewalt auszustatten, welche *quaestores pro praetore* zuerst 647 (Sallust *Iug*. 103), sodann in den neuen Provinzen Kyrene und Kypros begegnen. Der Fall, dafs ein Nichtbeamter vom Senat mit proconsularischer Gewalt ausgestattet ward, wie Pompeius 677 (S. 23), steht ganz einzeln und ist Usurpation. — Endlich der höchste Beamte ist kraft seines Mandirungsrechts befugt, wenn er seinen Amtsbezirk verläfst, einen seiner Leute zu seinem Stellvertreter oder wenn er keinen Quästor hat, einen Stellvertreter desselben zu ernennen; insofern begegnen *legati pro praetore* und *legati pro quaestore* schon früh, jene nachweislich schon im jugurthinischen Krieg (Sallust Jug. 36. 37. 38), diese wohl zuerst auf den Münzen des Sura, des Unterbefehlshabers des Consuls von Makedonien 665—667, der auf makedonischen Tetradrachmen *leg. pro q.* genannt wird. Das aber ist nach älterem Staatsrecht unmöglich, dafs der höchste Beamte, während er selbst sein Amt verwaltet, zugleich einen seiner Untergebenen mit höchster Amtsgewalt ausstattet; und insofern sind die *legati pro praetore* des Proconsuls Pompeius eine Neuerung und schon denen gleichartig, die in der Kaiserzeit eine so grofse Rolle spielen.

Majorität der Aristokratie gegen ihn, den abtrünnigen Sullaner gesinnt war und welchem Schicksal er entgegenging, wenn er als Feldherr der Regierung mit der gewöhnlichen Competenz sich nach dem Osten senden liefs. Begreiflich ist es daher, dafs der Feldherr als die erste Bedingung der Uebernahme des Commandos eine vom Senat unabhängige Stellung bezeichnete und dafs die Bürgerschaft bereitwillig darauf einging. Es ist ferner in hohem Grade wahrscheinlich, dafs Pompeius diesmal durch seine Umgebungen, die über sein Zurückweichen vor zwei Jahren vermuthlich nicht wenig ungehalten waren, zu rascherem Handeln fortgerissen ward. Die Gesetzvorschläge über Lucullus Abberufung und die Expedition gegen die Piraten wurden eingebracht von dem Volkstribun Aulus Gabinius, einem ökonomisch und sittlich ruinirten Mann, aber einem gewandten Unterhändler, einem dreisten Redner und tapferen Soldaten. So wenig ernsthaft auch Pompeius Betheurungen gemeint waren, dafs er den Oberbefehl in dem Seeräuberkriege durchaus nicht wünsche und nur nach häuslicher Ruhe sich sehne, so ist doch davon wahrscheinlich so viel wahr, dafs der kecke und bewegliche Client, der mit Pompeius und dessen engerem Kreise im vertraulichen Verkehr stand und die Verhältnisse und die Menschen vollkommen durchschaute, seinem kurzsichtigen und unbehülflichen Patron die Entscheidung zum guten Theil über den Kopf nahm. — Die Demokratie, wie unzufrieden ihre Führer im Stillen mit diesem Streiche sein mochten, konnte doch nicht wohl öffentlich gegen den Gesetzvorschlag auftreten. Die Durchbringung desselben hätte sie allem Anschein nach auf keinen Fall zu hindern vermocht, wohl aber mit Pompeius offen gebrochen und dadurch ihn genöthigt, entweder der Oligarchie sich zu nähern oder gar beiden Parteien gegenüber seine persönliche Politik rücksichtslos zu verfolgen. Es blieb den Demokraten nichts übrig als ihre Allianz mit Pompeius, wie hohl sie immer war, auch jetzt noch festzuhalten, und diese Gelegenheit zu ergreifen um den Senat endlich einmal definitiv zu stürzen und aus der Opposition in das Regiment überzugehen, das Weitere aber der Zukunft und des Pompeius wohlbekannter Charakterschwäche zu überlassen. So unterstützten denn auch ihre Führer, der Prätor Lucius Quinctius, derselbe der sieben Jahre zuvor für die Wiederherstellung der tribunicischen Gewalt thätig gewesen war (S. 87), und der gewesene Quästor Gaius Caesar die gabinischen Gesetzvorschläge. — Die privilegirten Klassen waren aufser sich, nicht blofs die Nobilität, sondern ebenso die kaufmännische Aristo-

kratie, die auch ihre Sonderrechte durch eine so gründliche Staatsumwälzung bedroht fühlte und wieder einmal ihren rechten Patron in dem Senat erkannte. Als der Tribun Gabinius nach Einbringung seiner Anträge in der Curie sich zeigte, fehlte nicht viel, dafs ihn die Väter der Stadt mit eigenen Händen erwürgt hätten, ohne in ihrem Eifer zu erwägen, wie höchst unvortheilhaft diese Methode zu argumentiren für sie ablaufen mufste. Der Tribun entkam auf den Markt und rief die Menge auf das Rathhaus zu stürmen. Die rechtzeitige Aufhebung der Sitzung entzog den Senat dem drohenden Sturm; der Consul Piso aber, der Vorkämpfer der Oligarchie, der zufällig der Menge in die Hände gerieth, wäre sicher ein Opfer der Volkswuth geworden, wenn nicht Gabinius darüber zugekommen wäre und, um nicht durch unzeitige Frevelthaten seinen gewissen Erfolg auf das Spiel zu stellen, den Consul befreit hätte. Inzwischen blieb die Erbitterung der Menge unvermindert und fand stets neue Nahrung in den hohen Getreidepreisen und den zahlreichen zum Theil ganz tollen Gerüchten, zum Beispiel dafs Lucius Lucullus die ihm zur Kriegführung überwiesenen Gelder theils in Rom zinsbar belegt, theils mit denselben den Prätor Quinctius der Sache des Volkes abwendig zu machen versucht habe; dafs der Senat dem ‚zweiten Romulus', wie man Pompeius nannte, das Schicksal des ersten* zu bereiten gedenke und dergleichen mehr. Darüber kam der Tag der Abstimmung heran. Kopf an Kopf gedrängt stand die Menge auf dem Markte; bis an die Dächer hinauf waren alle Gebäude, von wo aus die Rednerbühne gesehen werden konnte, mit Menschen bedeckt. Sämmtliche Collegen des Gabinius hatten dem Senat die Intercession zugesagt; aber den brausenden Wogen der Massen gegenüber schwiegen sie alle bis auf den einzigen Lucius Trebellius, der es sich und dem Senat geschworen hatte lieber zu sterben als zu weichen. Als dieser intercedirte, unterbrach Gabinius sogleich die Abstimmung über seine Gesetzvorschläge und beantragte bei dem versammelten Volke: mit seinem widerstrebenden Collegen zu verfahren, wie einst auf Tiberius Gracchus Antrag mit dem Octavius verfahren war (II, 82), das heifst ihn sofort seines Amtes zu entsetzen. Es ward abgestimmt und die Verlesung der Stimmtafeln begann; die ersten siebzehn Bezirke, die zur Verlesung kamen, erklärten sich für den Antrag und die nächste bejahende Stimme gab demselben die Majorität.

* Der Sage nach ward König Romulus von den Senatoren in Stücke zerrissen.

Da zog Trebellius, seines Eides vergessend, die Intercession kleinmüthig zurück. Vergeblich bemühte sich darauf der Tribun Otho wenigstens zu bewirken, dafs statt eines Feldherren zwei — die alten Zweiherren der Flotte — gewählt werden möchten; vergeblich strengte der hochbejahrte Quintus Catulus, der geachtetste Mann im Senat, seine letzten Kräfte dafür an, dafs die Unterfeldherren nicht vom Oberfeldherrn ernannt, sondern vom Volke gewählt werden möchten. Otho konnte in dem Toben der Menge nicht einmal sich Gehör verschaffen; dem Catulus verschaffte es Gabinius wohlberechnete Courtoisie und in ehrerbietigem Schweigen horchte die Menge den Worten des Greises; aber verloren waren sie darum nicht minder. Die Vorschläge wurden nicht blofs mit allen Clauseln unverändert zum Gesetz erhoben, sondern auch, was Pompeius noch im Einzelnen nachträglich begehrte, augenblicklich und vollständig bewilligt.

Mit hochgespannten Hoffnungen sah man die beiden Feldherren Pompeius und Glabrio nach ihren Bestimmungsorten abgehen. Die Kornpreise waren nach dem Durchgehen der gabinischen Gesetze sogleich auf die gewöhnlichen Sätze zurückgegangen; ein Beweis, welche Hoffnungen an die grofsartige Expedition und ihren ruhmvollen Führer sich knüpften. Sie wurden, wie später erzählt werden wird, nicht blofs erfüllt, sondern übertroffen; in drei Monaten war die Säuberung der Meere vollendet. Seit dem hannibalischen Kriege war die römische Regierung nicht mit solcher Energie nach aufsen hin aufgetreten; gegenüber der schlaffen und unfähigen Verwaltung der Oligarchie hatte die demokratisch-militärische Opposition auf das Glänzendste ihren Beruf dargethan die Zügel des Staates zu fassen und zu lenken. Die ebenso unpatriotischen wie ungeschickten Versuche des Consuls Piso den Mafsregeln des Pompeius gegen die Corsaren im narbonensischen Gallien kleinliche Hindernisse in den Weg zu legen steigerten nur noch mehr die Erbitterung der Bürgerschaft gegen die Oligarchie und ihren Enthusiasmus für Pompeius; nur dessen persönliche Dazwischenkunft verhinderte es, dafs die Volksversammlung nicht den Consul kurzweg seines Amtes entsetzte. — Inzwischen war auf dem asiatischen Festland die Verwirrung nur noch ärger geworden. Glabrio, der an Lucullus Stelle den Oberbefehl gegen Mithradates und Tigranes übernehmen sollte, war in Vorderasien sitzen geblieben und hatte zwar durch verschiedene Proclamationen die Soldaten gegen Lucullus aufgestiftet, aber den Oberbefehl nicht übernommen, so dafs thatsächlich Lucullus denselben noch immer führte. Gegen Mithradates war natürlich nichts geschehen; die

pontischen Reiter plünderten ungescheut und ungestraft in Bithynien und Kappadokien. Durch den Piratenkrieg war auch Pompeius veranlafst worden sich mit seinem Heer nach Kleinasien zu begeben; nichts lag näher als ihm den Oberbefehl in dem pontisch-armenischen Kriege zu übertragen, dem er selbst seit langem nachtrachtete. Allein die demokratische Partei in Rom theilte begreiflicher Weise die Wünsche ihres Generals nicht und hütete sich wohl hierin die Initiative zu ergreifen. Es ist sehr wahrscheinlich, dafs sie es gewesen war, die Gabinius bestimmt hatte den mithradatischen und den Piratenkrieg nicht beide zugleich an Pompeius, sondern den ersteren an Glabrio zu übertragen; auf keinen Fall konnte sie jetzt die Ausnahmestellung des schon allzu mächtigen Feldherrn steigern und verewigen wollen. Auch Pompeius selbst verhielt nach seiner Gewohnheit sich passiv und vielleicht wäre er in der That nach Vollziehung des ihm gewordenen Auftrags heimgekehrt, wenn nicht ein allen Parteien unerwarteter Zwischenfall eingetreten wäre. Ein gewisser Gaius Manilius, ein ganz nichtiger und unbedeutender Mensch, hatte als Volkstribun es durch seine ungeschickten Gesetzvorschläge zugleich mit der Aristokratie und der Demokratie verdorben. In der Hoffnung sich unter des mächtigen Feldherrn Flügeln zu bergen, wenn er diesem verschaffe, was er, wie Jedem bekannt war, sehnlichst wünschte, aber doch zu fordern sich nicht getraute, stellte er bei der Bürgerschaft den Antrag die Statthalter Glabrio aus Bithynien und Pontus, Marcius Rex aus Kilikien abzuberufen und diese Aemter so wie die Führung des Krieges im Osten, wie es scheint ohne fest bestimmte Zeitgrenze und jedenfalls mit der freiesten Befugnifs Frieden und Bündnifs zu schliefsen, dem Proconsul der Meere und Küsten neben seinem bisherigen Amte zu übertragen (Anfang 688). Es zeigte hier sich einmal recht deutlich, wie zerrüttet die römische Verfassungsmaschine war, seit die Legislation theils der Initiative nach jedem noch so geringen Demagogen und der Beschlufsfassung nach der unmündigen Menge in die Hände gegeben, theils auf die wichtigsten Verwaltungsfragen erstreckt war. Der manilische Vorschlag war keiner der politischen Parteien genehm; dennoch fand er kaum irgendwo ernstlichen Widerstand. Die demokratischen Führer konnten aus denselben Gründen, die sie gezwungen hatten das gabinische Gesetz sich gefallen zu lassen, es nicht wagen sich dem manilischen ernstlich zu widersetzen; sie verschlossen ihren Unwillen und ihre Besorgnisse in sich und redeten öffentlich für den Feldherrn der Demokratie. Die gemäfsigten Optimaten erklärten sich für den ma-

nilischen Antrag, weil nach dem gabinischen Gesetz der Widerstand auf jeden Fall vergeblich war und weiterblickende Männer schon damals erkannten, dafs es für den Senat die richtige Politik sei sich Pompeius möglichst zu nähern und bei dem vorauszusehenden Bruch zwischen ihm und den Demokraten mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Die Männer des Schaukelsystems endlich segneten den Tag, wo auch sie eine Meinung zu haben scheinen und entschieden auftreten konnten, ohne es mit einer der Parteien zu verderben — es ist bezeichnend, dafs mit der Vertheidigung des manilischen Antrags Marcus Cicero zuerst die politische Rednerbühne betrat. Einzig die strengen Optimaten, Quintus Catulus an der Spitze, zeigten wenigstens ihre Farbe und sprachen gegen den Vorschlag. Natürlich wurde derselbe mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Majorität zum Gesetz erhoben. Pompeius erhielt dadurch zu seiner früheren ausgedehnten Machtfülle noch die Verwaltung der wichtigsten kleinasiatischen Provinzen, so dafs es innerhalb der weiten römischen Grenze kaum noch einen Fleck Landes gab, der ihm nicht gehorcht hätte, und die Führung eines Krieges, von dem man, wie von Alexanders Heerfahrt, wohl sagen konnte, wo und wann er begann, aber nicht, wo und wann er enden möge. Niemals noch, seit Rom stand, war solche Gewalt in den Händen eines einzigen Mannes vereinigt gewesen.

Die gabinisch-manilischen Anträge beendigten den Kampf zwischen dem Senat und der Popularpartei, den vor siebenundsechzig Jahren die sempronischen Gesetze begonnen hatten. Wie die sempronischen Gesetze die Revolutionspartei zuerst als politische Opposition constituirten, so ging dieselbe mit den gabinisch-manilischen über von der Opposition in das Regiment. Wie es ein grofsartiger Moment gewesen war, als mit der vergeblichen Intercession des Octavius der erste Bruch in die bestehende Verfassung geschah, so war es nicht minder ein bedeutungsvoller Augenblick, als mit dem Rücktritt des Trebellius das letzte Bollwerk des senatorischen Regiments zusammenbrach. Wohl ward auf beiden Seiten dies empfunden; selbst die schlaffen Senatorenseelen zuckten auf in diesem Todeskampf; aber es lief doch der Verfassungskampf in gar anderer und gar viel kümmerlicherer Weise zu Ende als er begonnen hatte. Ein in jedem Sinne adlicher Jüngling hatte die Revolution eröffnet; sie ward beschlossen durch kecke Intriganten und Demagogen des niedrigsten Schlages. Wenn andererseits die Optimaten mit gemessenem Widerstand, mit einer selbst auf den verlorenen Posten ernst aushar-

renden Vertheidigung begonnen hatten, so endigten sie mit der Initiative zum Faustrecht, mit grofswortiger Schwäche und jämmerlichem Eidbruch. Es war nun erreicht, was einst als ein kecker Traum erschienen war: der Senat hatte aufgehört zu regieren. Aber wenn die einzelnen alten Männer, die noch der ersten Stürme der Revolution, der Worte der Gracchen sich erinnerten, jene Zeit und diese mit einander verglichen, so fanden sie alles inzwischen verändert, Landschaft und Bürgerschaft, Staatsrecht und Kriegszucht, Leben und Sitte; und wohl mochte schmerzlich lächeln, wer die Ideale der Gracchenzeit mit ihrer Realisirung verglich. Indefs solche Betrachtungen gehörten der Vergangenheit an. Für jetzt und wohl auch für die Zukunft war der Sturz der Aristokratie eine vollendete Thatsache. Die Oligarchen glichen einer vollständig aufgelösten Armee, deren versprengte Haufen wohl noch eine andere Heeresmasse verstärken, aber selbst nirgends mehr das Feld halten noch auf eigene Rechnung ein Gefecht wagen konnten. Aber indem der alte Kampf zu Ende lief, bereitete zugleich ein neuer sich vor: der Kampf der beiden bisher zum Sturz der aristokratischen Staatsverfassung verbündeten Mächte, der bürgerlich demokratischen Opposition und der immer übermächtiger aufstrebenden Militärgewalt. Pompeius exceptionelle Machtstellung war schon nach dem gabinischen, um wie viel mehr nach dem manilischen Gesetz mit einer republicanischen Staatsordnung unvereinbar. Er war, wie schon damals die Gegner mit gutem Grund sagten, durch das gabinische Gesetz nicht zum Admiral, sondern zum Reichsregenten bestellt worden; nicht mit Unrecht heifst er einem mit den östlichen Verhältnissen vertrauten Griechen ‚König der Könige'. Wenn er dereinst, siegreich und mit erhöhtem Ruhm, mit gefüllten Kassen, mit schlagfertigen und ergebenen Truppen zurückgekehrt aus dem Osten, nach der Krone die Hand ausstreckte — wer wollte dann ihm in den Arm fallen? Sollte etwa gegen den ersten Feldherrn seiner Zeit und seine erprobten Legionen der Consular Quintus Catulus die Senatoren aufbieten? oder der designirte Aedil Gaius Caesar die städtische Menge, deren Augen er so eben an seinen dreihundertzwanzig silbergerüsteten Fechterpaaren geweidet hatte? Bald werde man, rief Catulus, abermals auf die Felsen des Capitols flüchten müssen, um die Freiheit zu retten. Es war nicht die Schuld des Propheten, wenn der Sturm nicht, wie er meinte, von Osten kam, sondern das Schicksal, buchstäblicher als er selbst es ahnte seine Worte erfüllend, das vernichtende Unwetter wenige Jahre später aus dem Keltenland heranführte.

KAPITEL IV.

Pompeius und der Osten.

Wir haben früher gesehen, wie trostlos im Osten die Angelegenheiten Roms zn Lande und zur See standen, als im Anfang des J. 687 Pompeius zunächst die Führung des Krieges gegen die Piraten mit beinahe unumschränkter Machtvollkommenheit übernahm. Er begann damit das ungeheure ihm überwiesene Gebiet in dreizehn Bezirke zu theilen, von denen jeder einem seiner Unterfeldherren überwiesen ward um daselbst Schiffe und Mannschaften zu rüsten, die Küsten abzusuchen und die Piratenböte aufzubringen oder einem der Collegen ins Garn zu jagen. Er selbst ging mit dem besten Theil der vorhandenen Kriegsschiffe, unter denen auch diesmal die rhodischen sich auszeichneten, früh im Jahr in See und reinigte zunächst die sicilischen, africanischen und sardischen Gewässer, um vor allem die Getreidezufuhr aus diesen Provinzen nach Italien wieder in Gang zu bringen. Für die Säuberung der spanischen und gallischen Küsten sorgten inzwischen die Unterfeldherren. Es war bei dieser Gelegenheit, dafs der Consul Gaius Piso von Rom aus die Enrolirungen zu hemmen versuchte, welche Pompeius Legat Marcus Pomponius kraft des gabinischen Gesetzes in der Provinz Narbo veranstaltete — ein unkluges Beginnen, dem zu steuern und zugleich die gerechte Erbitterung der Menge gegen den Consul in den gesetzlichen Schranken zu halten Pompeius vorübergehend wieder in Rom erschien (S. 104). Nach vierzig Tagen war im westlichen Becken des Mittelmeers die Schiffahrt überall frei. Sofort ging Pompeius mit seinen sechzig besten Fahrzeugen ab in das öst-

liche Meer, namentlich nach dem Ur- und Hauptsitz der Piraterie, den kilikischen Gewässern. Auf die Kunde von dem Herannahen der römischen Flotte verschwanden nicht bloſs die Piratenkähne überall von der offenen See, sondern selbst die starken lykischen Festen Antikragos und Kragos ergaben sich, ohne ernstlichen Widerstand zu leisten. Mehr noch Pompeius wohlberechnete Milde als die Furcht vor seinen Waffen öffnete ihm die Thore dieser schwer zugänglichen Seeburgen; denn während seine Vorgänger jeden gefangenen Seeräuber ans Kreuz hatten heften lassen, gab er ohne Bedenken allen Quartier und behandelte namentlich die auf den genommenen Piratenböten vorgefundenen gemeinen Ruderer mit ungewohnter Nachsicht. Nur die kühnen kilikischen Seekönige wagten einen Versuch wenigstens ihre eigenen Gewässer mit den Waffen gegen die Römer zu behaupten: nachdem sie ihre Kinder und Frauen und ihre reichen Schätze in die Bergschlösser des Taurus geflüchtet hatten, erwarteten sie die römische Flotte an der Westgrenze Kilikiens, auf der Höhe von Korakesion. Aber Pompeius wohlbemannte und mit allem Kriegszeug wohlversehene Schiffe erfochten hier einen vollständigen Sieg. Ohne weiteres Hindernifs stieg er sodann an das Land und begann die Bergschlösser der Corsaren zu stürmen und zu brechen, während er fortfuhr ihnen selbst als Preis der Unterwerfung Freiheit und Leben zu bieten. Bald gab die groſse Menge es auf in ihren Burgen und Bergen einen hoffnungslosen Krieg fortzusetzen und bequemte sich zur Ergebung. Neunundvierzig Tage, nachdem Pompeius in der östlichen See erschienen, war Kilikien unterworfen und der Krieg zu Ende. Die rasche Ueberwältigung der Piraterie war eine groſse Erleichterung, aber keine groſsartige That: mit den Hülfsmitteln des römischen Staates, die in verschwenderischem Maſs waren aufgeboten worden, konnten die Corsaren so wenig sich messen als die vereinigten Diebesbanden einer groſsen Stadt mit einer wohlorganisirten Polizei. Es war naiv eine solche Razzia als einen Sieg zu feiern. Aber verglichen mit dem langjährigen Bestehen und der grenzenlosen Ausdehnung des täglich weiter um sich greifenden Uebels ist es erklärlich, daſs die überraschende Schnelligkeit der Ueberwältigung der gefürchteten Piraten auf das Publicum den gewaltigsten Eindruck machte; um so mehr, da dies die erste Probe des in einer Hand centralisirten Regiments war und die Parteien gespannt darauf harrten, ob es verstehen werde besser als das collegialische zu regieren. Gegen 400 Schiffe und Böte, darunter 90 eigentliche Kriegsfahrzeuge, wur-

den von Pompeius theils genommen, theils ihm ausgeliefert; im Ganzen sollen an 1300 Piratenfahrzeuge zu Grunde gerichtet und aufserdem die reichgefüllten Arsenale und Zeughäuser der Flibustier in Flammen aufgegangen sein. Von den Seeräubern waren gegen 10000 umgekommen, über 20000 dem Sieger lebend in die Hände gefallen, wogegen Publius Clodius, der Flottenführer der in Kilikien stehenden römischen Armee, und eine Menge anderer von den Piraten weggeführter, zum Theil daheim längst todtgeglaubter Individuen durch Pompeius ihre Freiheit wieder erlangten. Im Sommer 687, drei Monate nach dem Beginn des Feldzugs, gingen Handel und Wandel wieder ihren gewohnten Gang und anstatt der befürchteten Hungersnoth herrschte in Italien Ueberflufs.

Ein verdriefsliches Zwischenspiel auf der Insel Kreta trübte indefs einigermafsen diesen erfreulichen Erfolg der römischen Waffen. Dort stand schon im zweiten Jahre Quintus Metellus, beschäftigt die im Wesentlichen bereits bewirkte Unterwerfung der Insel zu vollenden (S. 71), als Pompeius in den östlichen Gewässern erschien. Eine Collision lag nahe, denn nach dem gabinischen Gesetz erstreckte sich Pompeius Commando concurrirend mit dem des Metellus auf die ganze langgestreckte, aber nirgends über zwanzig deutsche Meilen breite Insel; doch war Pompeius so rücksichtsvoll sie keinem seiner Unterbefehlshaber zu überweisen. Allein die noch widerstrebenden kretischen Gemeinden, die ihre früher unterworfenen Landsleute von Metellus mit der grausamsten Strenge zur Verantwortung hatten ziehen sehen und dagegen die milden Bedingungen vernahmen, welche Pompeius den ihm sich ergebenden Ortschaften des südlichen Kleinasiens zu stellen pflegte, zogen es vor ihre Gesammtunterwerfung an Pompeius einzugeben, der sie auch in Pamphylien, wo er eben sich befand, von ihren Gesandten entgegennahm und ihnen seinen Legaten Lucius Octavius mitgab, um Metellus den Abschlufs der Verträge anzuzeigen und die Städte zu übernehmen. Collegialisch war dies Verfahren freilich nicht; allein das formelle Recht war durchaus auf Seiten des Pompeius und Metellus im offenbarsten Unrecht, wenn er, den Vertrag der Städte mit Pompeius vollständig ignorirend, dieselben als feindliche zu behandeln fortfuhr. Vergeblich protestirte Octavius; vergeblich berief er, da er selbst ohne Truppen gekommen war, aus Africa den dort stehenden Unterfeldherrn des Pompeius Lucius Sisenna herbei: Metellus, ohne weder um Octavius noch um Sisenna sich zu kümmern, belagerte Eleutherna und nahm Lappa mit Sturm,

wo Octavius selbst gefangen genommen und beschimpft entlassen, die mit ihm gefangenen Kreter aber dem Henker überliefert wurden. So kam es zu förmlichen Gefechten zwischen Sisennas Truppen, an deren Spitze nach dieses Führers Tode sich Octavius stellte, und denen des Metellus; selbst als jene nach Achaia zurückcommandirt worden waren, setzte Octavius in Gemeinschaft mit dem Kreter Aristion den Krieg fort und Hierapytna, wo beide sich hielten, ward von Metellus erst nach der hartnäckigsten Gegenwehr bezwungen. Diese Auftritte waren in der That nichts anderes als der förmliche Bürgerkrieg, den der eifrige Optimat Metellus gegen den Oberfeldherrn der Demokratie auf eigene Hand begann; und es zeugt von der unbeschreiblichen Zerrüttung der römischen Staatsverhältnisse, dafs derselbe dennoch zu nichts weiterem führte als zu einer bittern Correspondenz zwischen den beiden Generalen, die ein paar Jahre darauf wieder friedlich und sogar ‚freundschaftlich' neben einander im Senate safsen.

Pompeius stand während dieser Vorgänge in Kilikien; für das nächste Jahr, wie es schien, einen Feldzug vorbereitend gegen die Kretenser oder vielmehr gegen Metellus, in der That des Winkes harrend, der ihn zum Eingreifen in die gründlich verwirrten Angelegenheiten des kleinasiatischen Continents berief. Was von Lucullus Heer nach den erlittenen Verlusten und der Verabschiedung der fimbrianischen Legionen noch übrig war, stand unthätig am obern Halys in der Landschaft der Trokmer an der Grenze des pontischen Gebietes. Den Oberbefehl führte einstweilen immer noch Lucullus, da sein ernannter Nachfolger Glabrio fortfuhr in Vorderasien zu säumen. Ebenso unthätig lagerten in Kilikien die drei von Quintus Marcius Rex befehligten Legionen. Das pontische Gebiet war wieder ganz in der Gewalt des Königs Mithradates, der die einzelnen Männer und Gemeinden, die den Römern sich angeschlossen hatten, wie z. B. die Stadt Eupatoria, mit grausamer Strenge ihren Abfall büfsen liefs; zu einer ernstlichen Offensive gegen die Römer schritten die Könige des Ostens nicht, sei es dafs sie überhaupt nicht in ihrem Plan lag, sei es, was auch behauptet wurde, dafs Pompeius Landung in Kilikien die Könige Mithradates und Tigranes von weiterem Vorgehen abschreckte. Rascher als Pompeius selbst es gehofft haben mochte, verwirklichte das manilische Gesetz seine im Stillen genährten Hoffnungen: Glabrio und Rex wurden abberufen und die Statthalterschaften Pontus-Bithynien und Kilikien mit den darin stehenden Truppen so wie die Führung des pon-

tisch-armenischen Krieges nebst der Befugnifs über Krieg, Frieden und Bündnifs mit den Dynasten des Ostens nach eigenem Gutdünken zu bestimmen auf Pompeius übertragen. Ueber der Aussicht auf so reiche Ehren und Spolien vergafs Pompeius gern die Züchtigung eines übellaunigen und seine sparsamen Lorbeerblätter neidisch hütenden Optimaten, gab den Zug gegen Kreta und die fernere Verfolgung der Corsaren auf und bestimmte auch seine Flotte zur Unterstützung des Angriffs, den er gegen die Könige von Pontus und Armenien entwarf. Doch verlor er über diesen Landkrieg die immer wieder aufs Neue ihr Haupt erhebende Piraterie keineswegs völlig aus den Augen. Ehe er Asien verliefs (691), liefs er daselbst noch eine Flotte gegen die Corsaren in Stand setzen; auf seinen Antrag ward das Jahr darauf für Italien eine ähnliche Mafsregel beschlossen und vom Senat dazu die nöthige Summe verwilligt. Man fuhr fort die Küsten mit Reiterbesatzungen und kleineren Geschwadern zu decken; und wenn man auch, wie schon die später zu erwähnenden Expeditionen gegen Kypros 696 und gegen Aegypten 699 beweisen, der Piraterie niemals völlig Herr ward, so hat dieselbe doch nach der Expedition des Pompeius unter allen Wechselfällen und politischen Krisen Roms niemals wieder so ihr Haupt emporheben und so völlig die Römer von der See verdrängen können, wie es unter dem Regiment der verrotteten Oligarchie geschehen war.

Die wenigen Monate, die noch übrig waren, bevor der kleinasiatische Feldzug von Pompeius begonnen werden konnte, wurden von dem neuen Oberfeldherrn mit angestrengter Thätigkeit zu diplomatischen und militärischen Vorbereitungen benutzt. Es gingen Gesandte an Mithradates, mehr um zu kundschaften als um eine ernstliche Vermittelung zu versuchen. Am pontischen Hofe hoffte man, dafs der König der Parther Phraates durch die letzten bedeutenden Erfolge, die die Verbündeten über Rom davongetragen hatten, sich zum Eintritt in das pontisch-armenischen Bündnifs bestimmen lassen werde; dem entgegenzuwirken gingen auch römische Boten an den Hof von Ktesiphon. Die inneren Wirren, die das armenische Herrscherhaus zerrissen, kamen den Römern hier zu Hülfe. Des Grofskönigs Tigranes gleichnamiger Sohn hatte sich gegen seinen Vater empört, sei es dafs er den Tod des Greises nicht erwarten mochte, sei es dafs der Argwohn desselben, der schon mehreren seiner Brüder das Leben gekostet hatte, ihn die einzige Möglichkeit der Rettung in der offenen Empörung sehen liefs. Vom Vater überwunden hatte er mit einer Anzahl vornehmer Armenier sich an den Hof des

Arsakiden geflüchtet und intriguirte dort gegen den Vater. Es war zum Theil sein Werk, dafs Phraates den Lohn für den Beitritt, der ihm von beiden Seiten geboten ward, den gesicherten Besitz Mesopotamiens, lieber aus der Hand der Römer nahm und den mit Lucullus hinsichtlich der Euphratgrenze abgeschlossenen Vertrag (S. 63) mit Pompeius erneuerte, ja sogar darauf einging mit den Römern gemeinschaftlich gegen Armenien zu operiren. Noch gröfseren Schaden als durch diesen Bruch zwischen den Alliirten und den Parthern that der jüngere Tigranes den Verbündeten dadurch, dafs unter ihnen selbst über seinen Aufstand eine Spaltung entstand. Der Grofskönig nährte im Geheimen den Argwohn, dafs der Schwiegervater bei der Schilderhebung seines Enkels — die Mutter des jüngeren Tigranes Kleopatra war die Tochter Mithradats — die Hand im Spiel gehabt haben möge, und wenn es auch darüber nicht zum offenen Bruch kam, so war doch das gute Einverständnifs der beiden Monarchen eben in dem Augenblick gestört, wo sie desselben am dringendsten bedurften. — Zugleich betrieb Pompeius die Rüstungen mit Energie. Die asiatischen Bundes- und Clientelgemeinden wurden gemahnt den vertragsmäfsigen Zuzug zu leisten. Oeffentliche Anschläge forderten die entlassenen Veteranen der Legionen Fimbrias auf als Freiwillige wieder unter die Fahnen zurückzutreten, und durch grofse Versprechungen und den Namen des Pompeius liefs ein ansehnlicher Theil derselben in der That sich bestimmen dem Rufe zu folgen. Die gesammte Streitmacht, die unter Pompeius Befehlen vereinigt war, mochte mit Ausschlufs der Hülfsvölker sich auf etwa 40—50000 Mann belaufen.*

Im Frühjahr 688 begab sich Pompeius nach Galatien um den Oberbefehl über die Truppen Lucullus zu übernehmen und mit ihnen in das pontische Gebiet einzurücken, wohin die kilikischen Legionen angewiesen waren zu folgen. In Danala, einer Ortschaft der Trokmer, trafen die beiden Feldherren zusammen; die Versöhnung aber, die die beiderseitigen Freunde gehofft hatten, ward nicht erreicht. Die einleitenden Höflichkeiten gingen bald über in bittere Erörterungen und diese in heftigen Wortwechsel; man schied verstimmter als man gekommen war. Da

* Pompeius vertheilte unter seine Soldaten und Offiziere als Ehrengeschenk 384 Mill. Sesterzen (=16000 Talente, App. *Mithr.* 116); da die Offiziere 100 Mill. empfingen (Plin. *h. n.* 37, 2, 16), von den gemeinen Soldaten aber jeder 6000 Sesterzen (Plin., App.), so zählte das Heer noch bei dem Triumph etwa 40000 Mann.

Lucullus fortfuhr, gleich als wäre er noch im Amte, Ehrengeschenke zu machen und Ländereien zu vertheilen, so erklärte Pompeius alle nach seinem Eintreffen von seinem Amtsvorgänger vollzogenen Handlungen für nichtig. Formell war er in seinem Recht; sittlichen Tact in der Behandlung eines verdienten und mehr als genug gekränkten Gegners durfte man bei ihm nicht suchen. — So wie es die Jahreszeit erlaubte, überschritten die römischen Truppen abermals die pontische Grenze. Gegen sie stand hier mit 30000 Mann zu Fufs und 3000 Reitern König Mithradates. Im Stich gelassen von seinem Verbündeten und von Rom angegriffen mit verstärkter Macht und Energie machte er einen Versuch Frieden zu erwirken; allein von unbedingter Unterwerfung, die Pompeius forderte, wollte er nichts hören — was konnte der unglücklichste Feldzug ihm Schlimmeres bringen? Um sein Heer, gröfstentheils Schützen und Reiter, nicht dem furchtbaren Stofs der römischen Linieninfanterie preiszugeben, wich er langsam vor dem Feinde zurück und nöthigte die Römer ihm auf seinen Kreuz- und Quermärschen zu folgen, wobei er, wo Gelegenheit dazu war, mit seiner überlegenen Reiterei der feindlichen Stand hielt und den Römern durch die Erschwerung der Verpflegung nicht geringe Drangsale bereitete. Ungeduldig gab endlich Pompeius es auf die pontische Armee zu begleiten und zog es vor statt dem König zu folgen das Land zu unterwerfen; er rückte an den oberen Euphrat, überschritt ihn und betrat die östlichen Provinzen des pontischen Reiches. Aber auch Mithradates folgte dem Feind auf das linke Euphratufer und in der anaitischen oder akilisenischen Landschaft angelangt, verlegte er den Römern den Weg bei der festen und mit Wasser wohl versehenen Burg Dasteira, von wo aus er mit seinen leichten Truppen das Blachfeld beherrschte. Pompeius, der die kilikischen Legionen noch immer nicht an sich gezogen hatte, war nicht stark genug um hier sich zu behaupten, sondern mufste, über den Euphrat zurückgehend, in dem waldigen von Felsschluchten und Tiefthälern vielfach durchschnittenen Terrain des pontischen Armenien vor den Reitern und Bogenschützen des Königs Schutz suchen, bis die Truppen aus Kilikien eintrafen und die Wiederaufnahme der Offensive möglich machten. Pompeius, der nun mit Uebermacht auftrat, umschlofs das Lager des Königs mit einer Postenkette von fast vier deutschen Meilen Länge und hielt ihn hier förmlich blokirt, während die römischen Detachements die Gegend weit umher durchstreiften. Die Noth im pontischen Lager war grofs; schon mufste die Bespannung niedergestofsen werden; endlich nach fünfund-

vierzigtägigem Verweilen liefs der König seine Kranken und Verwundeten, da er sie weder retten konnte noch dem Feind in die Hände fallen lassen wollte, durch die eigenen Leute niedermachen und brach zur Nachtzeit in möglichster Stille auf gegen Osten. Vorsichtig folgte Pompeius durch das unbekannte Land; allein da der Marsch sich der Grenze näherte, die Mithradates und Tigranes Gebiete von einander schied, und der Feldherr erkannte, dafs Mithradates nicht innerhalb seines Gebietes den Kampf zur Entscheidung zu bringen, sondern den Feind in die grenzenlosen Fernen des Ostens sich nachzuziehen gedenke, entschlofs er sich zu kühnerem Auftreten. Die beiden Heere lagerten hart aneinander. Während der Mittagrast brach Pompeius auf, ohne dafs der Feind es bemerkte, umging ihn und besetzte die vorwärts liegenden und den vom Feinde zu passirenden Engpafs beherrschenden Anhöhen am südlichen Ufer des Flusses Lykos (Jeschil Irmak) unweit des heutigen Enderes, da wo später Nikopolis erbaut ward. Den folgenden Morgen brach die pontische Armee in gewohnter Weise auf und, den Feind wie bisher hinter sich vermuthend, schlug sie nach zurückgelegtem Tagemarsch ihr Lager eben in dem Thale, dessen Höhenring die Römer besetzt hatten. Plötzlich erscholl in der Stille der Nacht rings im Kreise um sie der gefürchtete Schlachtruf der Legionen und regneten von allen Seiten die Geschosse in die pontischen Heerhaufen, in denen Soldaten und Trofs, Wagen, Pferde, Kameele sich durch einander schoben und in deren dichtem Knäuel trotz der Dunkelheit kein Geschofs fehlging. Als die Römer sich verschossen hatten, stürmten sie von den Höhen herab auf die jetzt in dem Scheine des inzwischen aufgegangenen Mondes sichtbar gewordenen und fast wehrlos ihnen preisgegebenen Schaaren und was nicht von dem Eisen der Feinde fiel, ward in dem fürchterlichen Gedränge unter den Hufen und Rädern zermalmt. Es war das letzte Schlachtfeld, auf welchem der greise König mit den Römern gestritten hat. Mit drei Begleitern, zweien seiner Reiter und einer Kebse, die in Männertracht ihm zu folgen und tapfer zu streiten gewohnt war, entrann er von demselben zu der Feste Sinoria, wo der gröfste Theil seiner Schätze aufbewahrt wurde. Hier fand sich ein Theil seiner Getreuen zu ihm; er theilte seinen Schatz, in dem 6000 Talente Goldes (9 Mill. Thlr.) sich befanden, unter sie aus, versah sie und sich mit Gift und eilte mit dem ihm gebliebenen Haufen den Euphrat hinauf, um mit seinem Verbündeten, dem Grofskönig von Armenien sich zu vereinigen.

In Armenien war inzwischen eine unerwartete Wendung

eingetreten. Der Partherkönig, dem Drängen der Römer und vor allem dem des landflüchtigen armenischen Prinzen nachgebend, war mit gewaffneter Hand in das Reich des Tigranes eingefallen und hatte denselben gezwungen sich in die unzugänglichen Gebirge zurückzuziehen, worauf die Invasionsarmee die Belagerung der Hauptstadt Artaxata begann. Allein da dieselbe sich in die Länge zog, entfernte sich König Phraates mit dem gröfsten Theil seiner Truppen, worauf Tigranes das zurückgebliebene parthische Corps und die von seinem Sohn geführten armenischen Emigranten überwältigte und in dem ganzen Reiche seine Herrschaft wieder herstellte. Begreiflicher Weise indefs war unter diesen Umständen der König wenig geneigt mit den aufs Neue siegreichen Römern zu schlagen, am wenigsten sich für Mithradates aufzuopfern, dem er minder traute als je, seit ihm die Meldung zugekommen war, dafs sein rebellischer Sohn beabsichtige sich zu seinem Grofsvater zu begeben. So begann er mit den Römern Unterhandlungen über einen Sonderfrieden; aber er wartete den Abschlufs des Vertrages nicht ab, um das Bündnifs, das ihn an Mithradates fesselte, zu zerreifsen. An der armenischen Grenze angelangt mufste dieser vernehmen, dafs der Grofskönig Tigranes einen Preis von 100 Talenten (150000 Thlr.) auf seinen Kopf gesetzt, seine Gesandten gefangen genommen und sie den Römern ausgeliefert habe. Auch diese Hoffnung also war dem König Mithradates vereitelt; sein Reich war in den Händen des Feindes, seine Bundesgenossen im Begriff mit demselben sich zu vergleichen; es war nicht möglich den Krieg fortzusetzen; er mufste sich glücklich schätzen, wenn es ihm gelang sich an die Ost- und Nordgestade des schwarzen Meeres zu retten, vielleicht seinen abtrünnigen und mit den Römern in Verbindung getretenen Sohn Machares (S. 56) wieder aus dem bosporanischen Reiche zu verdrängen und an der Maeotis für neue Entwürfe einen neuen Boden zu finden. So schlug er sich nordwärts. Als der König auf der Flucht, die alte Grenze Kleinasiens, den Phasis, überschritten hatte, stellte Pompeius vorläufig seine Verfolgung ein; statt aber in das Quellgebiet des Euphrat zurückzukehren, wandte er sich seitwärts in das Gebiet des Araxes, um mit Tigranes ein Ende zu machen. Fast ohne Widerstand zu finden gelangte er in die Gegend von Artaxata (unweit Eriwan) und schlug drei deutsche Meilen von der Stadt sein Lager. Daselbst fand der Sohn des Grofskönigs sich zu ihm, der nach dem Sturze des Vaters das armenische Diadem aus der Hand der Römer zu empfangen hoffte und darum den Abschlufs des Vertrages zwischen seinem Vater und den Rö-

mern in jeder Weise zu hindern bemüht war. Der Grofskönig, um so mehr entschlossen den Frieden um jeden Preis zu erkaufen, erschien gleichfalls selbst im römischen Lager. Zu Pferd und ohne Purpurgewand, aber geschmückt mit der königlichen Stirnbinde und dem königlichen Turban hielt er an der Lagerpforte und gab hier auf Geheifs der Lictoren, wie die römische Lagerordnung es erheischte, sein Rofs und sein Schwert ab, also vor den römischen Feldherrn geführt, warf er nach Barbarenart sich ihm zu Füfsen und legte zum Zeichen der unbedingten Unterwerfung Diadem und Tiara in seine Hände. Pompeius, hoch erfreut über den mühelosen Sieg, hob den gedemüthigten König der Könige auf, schmückte ihn wieder mit den Abzeichen seiner Würde und dictirte den Frieden. Aufser einer Zahlung von 9 Mill. Thlr. (6000 Talente) an die Kriegskasse und einem Geschenk an die Soldaten, wovon auf jeden einzelnen 50 Denare (14 Thlr.) kamen, trat der König alle gemachten Eroberungen wieder ab, nicht blofs die phönikischen, syrischen, kilikischen, kappadokischen Besitzungen, sondern auch am rechten Ufer des Euphrat Sophene und Korduene; er ward wieder beschränkt auf das eigentliche Armenien und mit seinem Grofskönigthum war es von selber vorbei. Klugheit und Glück hatten sich vereinigt, um es Pompeius möglich zu machen die beiden mächtigen Könige von Pontus und Armenien in einem einzigen Feldzug zu unterwerfen. Am Anfang des J. 688 stand kein römischer Soldat jenseit der Grenze der altrömischen Besitzungen; am Schlusse desselben irrte König Mithradates landflüchtig und ohne Heer in den Schluchten des Kaukasus und safs sein Verbündeter auf dem armenischen Thron nicht mehr als König der Könige, sondern als römischer Lehnsfürst. Das gesammte kleinasiatische Gebiet westlich vom Euphrat gehorchte den Römern unbedingt; die siegreiche Armee nahm ihre Winterquartiere östlich von diesem Strom auf armenischem Boden, in der Landschaft vom obern Euphrat bis an den Kurflufs, aus welchem damals zuerst die Italiker ihre Rosse tränkten.

Aber das neue Gebiet, das die Römer hier betraten, erweckte ihnen neue Kämpfe. Unwillig sahen die tapferen Völkerschaften des mittleren und östlichen Kaukasus die fernen Occidentalen auf ihrem Gebiete lagern. Es wohnten dort in der fruchtbaren und wasserreichen Hochebene des heutigen Georgien die Iberer, eine tapfere, wohlgeordnete, ackerbauende Nation, deren Geschlechtergaue unter ihren Aeltesten das Land nach Feldgemeinschaft bestellten, ohne Sondereigenthum der einzelnen Bauern.

Heer und Volk waren eins; an der Spitze des Volkes standen theils die Herrengeschlechter, daraus immer der Aelteste der ganzen iberischen Nation als König, der Nächstälteste als Richter und Heerführer vorstand, theils eigene priesterliche Familien, denen vornämlich oblag die Kunde der mit anderen Völkern geschlossenen Verträge zu bewahren und über deren Einhaltung zu wachen. Die Masse der Unfreien galten als Leibeigene des Königs. Auf einer weit niedrigeren Culturstufe standen ihre östlichen Nachbarn, die Albaner oder Alaner, die am untern Kur bis zum kaspischen Meere hinab safsen. Vorwiegend ein Hirtenvolk weideten sie, zu Fufs oder zu Pferde, ihre zahlreichen Heerden auf den üppigen Wiesen des heutigen Schirwan; ihre wenigen Ackerfelder wurden noch mit dem alten Holzpflug ohne eiserne Schar bestellt. Münze war unbekannt und über hundert ward nicht gezählt. Jeder ihrer Stämme, deren sechsundzwanzig waren, hatte seinen eigenen Häuptling und sprach seinen besonderen Dialekt. An Zahl den Iberern weit überlegen vermochten sich die Albaner an Tapferkeit durchaus nicht mit denselben zu messen. Die Fechtart beider Nationen war übrigens im Ganzen die gleiche: sie stritten vorwiegend mit Pfeilen und leichten Wurfspiefsen, die sie häufig nach Indianerart aus Waldverstecken hinter Baumstämmen hervor oder von den Baumwipfeln herab auf den Feind entsendeten; die Albaner hatten auch zahlreiche zum Theil nach medisch-armenischer Art mit schweren Kürassen und Schienen gepanzerte Reiter. Beide Nationen lebten auf ihren Aeckern und Triften in vollkommener seit unvordenklicher Zeit bewahrter Unabhängigkeit. Den Kaukasus scheint gleichsam die Natur selbst zwischen Europa und Asien als Damm gegen die Völkerfluthen aufgerichtet zu haben: an ihm hatten die Waffen des Kyros wie die Alexanders ihre Grenze gefunden und jetzt schickte die tapfere Besatzung dieser Scheidewand sich an auch gegen die Römer sie zu vertheidigen. Aufgeschreckt durch die Kunde, dafs der römische Oberfeldherr im nächsten Frühjahr das Gebirge zu überschreiten und den pontischen König jenseit des Kaukasus zu verfolgen beabsichtige — denn Mithradates, vernahm man, überwinterte in Dioskurias (Iskuria zwischen Suchum Kale und Anaklia) am schwarzen Meer —, überschritten zuerst die Albaner unter dem Fürsten Oroizes noch im Mittwinter 688/9 den Kur und warfen sich auf das der Verpflegung wegen in drei gröfsere Corps unter Quintus Metellus Celer, Lucius Flaccus und Pompeius selbst auseinander gelegte Heer. Aber Celer, den der Hauptangriff traf, hielt tapfer Stand und Pompeius selbst verfolgte,

nachdem er sich des gegen ihn geschickten Haufens entledigt, die auf allen Punkten geschlagenen Barbaren bis an den Kur. Als das Frühjahr herankam und Pompeius im Begriff war die Verfolgung des Mithradates wieder aufzunehmen, ward ihm berichtet, dafs der König der Iberer Artokes es mit seinen Versicherungen des Friedens und der Freundschaft nicht ehrlich meine, sondern insgeheim rüste um die Römer zu überfallen. Sofort rückte er vor die beiden kaum eine halbe deutsche Meile von einander entfernten Festungen Harmozika (Horumziche oder Armazi) und Seusamora (Tsumar), welche wenig oberhalb des heutigen Tiflis die beiden Flufsthäler des Kur und seines Nebenflusses Aragua und damit die einzigen von Armenien nach Iberien führenden Pässe beherrschen. Artokes, ehe er dessen sich versah vom Feinde überrascht, brannte eiligst die Kurbrücke ab und wich unterhandelnd in das innere Land zurück. Pompeius besetzte die Festungen und folgte den Iberern auf das andere Ufer des Kur, wodurch er sie zu sofortiger Unterwerfung zu bestimmen hoffte. Artokes aber wich weiter und weiter in das innere Land zurück, und als er endlich am Flufs Peloros Halt machte, geschah es nicht um sich zu ergeben, sondern um zu schlagen. Allein dem Anprall der Legionen standen doch die iberischen Schützen keinen Augenblick und da Artokes auch den Peloros von den Römern überschritten sah, fügte er sich endlich den Bedingungen, die der Sieger stellte, und sandte seine Kinder als Geifseln. Pompeius konnte jetzt seinen früheren Plan wieder aufnehmen durch den Sarapanapafs aus dem Gebiet des Kur in das des Phasis und von da am Flusse hinab marschirend an das schwarze Meer zu gelangen, wo an der kolchischen Küste die Flotte unter Servilius bereits seiner harrte. Dieser Marsch durch unbekannte und meistentheils feindliche Nationen ward unter grofsen Drangsalen vollendet; immer mehr aber zeigte es sich, wie schwierig der Weg, wie unsicher und nichtig das Ziel war, dem zu Liebe man Heer und Flotte an den mährchenreichen kolchischen Strand geführt hatte. Wenn es gelang mit Heer und Flotte von der Phasismündung aus die Krim zu erreichen, durch kriegerische und arme Barbarenstämme, auf unwirthlichen und unbekannten Gewässern, längs einer Küste, wo an einzelnen Stellen die Gebirge lothrecht in die See hinabfallen und es schlechterdings nothwendig gewesen wäre die Schiffe zu besteigen; wenn es gelang diesen Zug zu vollenden, der vielleicht schwieriger war als die Heerfahrten Alexanders und Hannibal, — was ward im besten Falle damit erzielt, was irgend den Mühen und Gefahren entsprach? Wohl

war der Krieg nicht geendigt, so lange der alte König noch unter den Lebenden war; aber wer bürgte dafür, dafs es wirklich gelang das königliche Wild zu fangen, um dessen willen diese beispiellose Jagd angestellt werden sollte? war es nicht besser, selbst auf die Gefahr hin, dafs Mithradates noch einmal die Kriegsfackel nach Kleinasien schleudere, von einer Verfolgung abzustehen, die so wenig Gewinn und so viel Gefahren verhiefs? Wohl drängten zahlreiche Stimmen im Heer, noch zahlreichere in der Hauptstadt den Feldherrn die Verfolgung unablässig und um jeden Preis fortzusetzen; aber es waren Stimmen theils tolldreister Hitzköpfe, theils derjenigen perfiden Freunde, die den mächtigen Feldherrn gern um jeden Preis von der Hauptstadt fern gehalten und ihn im Osten in unabsehbare Unternehmungen sich hätten verwickeln sehen. Pompeius war ein zu erfahrener und zu bedächtiger Offizier, um in einer so unverständigen Expedition seinen Ruhm und sein Heer auf das Spiel zu setzen; ein Aufstand der Albaner im Rücken des Heeres gab den Vorwand her um die weitere Verfolgung des Königs aufzugeben und die Rückkehr anzuordnen. Die Flotte erhielt den Auftrag in dem schwarzen Meer zu kreuzen, die kleinasiatische Nordküste gegen jeden feindlichen Einfall zu decken, den kimmerischen Bosporus aber streng zu blokiren unter Androhung der Lebensstrafe für jeden Kauffahrer, der die Blokade brechen würde. Die Landtruppen führte Pompeius nicht ohne grofse Beschwerden durch das kolchische und armenische Gebiet an den unteren Lauf des Kur und drang, den Strom überschreitend, in die albanische Ebene ein. Mehrere Tage mufste das römische Heer in der glühenden Hitze durch das wasserarme Blachland marschiren, ohne auf den Feind zu treffen; erst am linken Ufer des Abas (wahrscheinlich der sonst Alazonios, jetzt Alasan genannte Flufs) stellte unter Führung des Koses, Bruders des Königs Oroizes sich die Streitmacht der Albaner den Römern entgegen; sie soll mit Einschlufs des von den transkaukasischen Steppenbewohnern eingetroffenen Zuzugs 60000 Mann zu Fufs und 12000 Reiter gezählt haben. Dennoch hätte sie schwerlich den Kampf gewagt, wenn sie nicht gemeint hätte blofs mit der römischen Reiterei fechten zu sollen; aber die Reiter waren nur vorangestellt und wie diese sich zurückzogen, zeigten sich dahinter verborgen die römischen Infanteriemassen. Nach kurzem Kampfe war das Heer der Barbaren in die Wälder versprengt, die Pompeius zu umstellen und anzuzünden befahl. Die Albaner bequemten sich hierauf Frieden zu machen und dem Beispiel der mächtigeren Völker folgend, schlössen alle zwischen dem Kur

und dem kaspischen Meer sitzenden Stämme mit dem römischen Feldherrn Vertrag ab. Die Albaner, Iberer und überhaupt die südlich am und unter dem Kaukasus ansässigen Völkerschaften traten also wenigstens für den Augenblick in ein abhängiges Verhältnifs zu Rom. Wenn dagegen auch die Völker zwischen dem Phasis und der Maeotis, Kolcher, Soaner, Heniocher, Jazygen, Achaeer, sogar die fernen Bastarner dem langen Verzeichnifs der von Pompeius unterworfenen Nationen eingereiht wurden, so nahm man dabei offenbar es mit dem Begriff der Unterwerfung nicht allzu genau. Der Kaukasus bewährte sich abermals in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung; wie die persische und die hellenische fand auch die römische Eroberung an ihm ihre Grenze.

So blieb denn König Mithradates sich selbst und dem Verhängnifs überlassen. Wie einst sein Ahnherr, der Gründer des pontischen Staates, sein künftiges Reich zuerst betreten hatte auf der Flucht vor den Häschern des Antigonos und nur von sechs Reitern begleitet, so hatte nun der Enkel die Grenzen seines Reiches wieder überschreiten und seine und seiner Väter Eroberungen mit dem Rücken ansehen müssen. Aber die Würfel des Verhängnisses hatten keinem öfter und launenhafter die höchsten Gewinne und die gewaltigsten Verluste zugeworfen als dem alten Sultan von Sinope und rasch und unberechenbar wechseln die Geschicke im Osten. Wohl mochte Mithradates jetzt am Abend seines Lebens jeden neuen Wechselfall mit dem Gedanken hinnehmen, dafs er doch nur wieder einen neuen Umschwung vorbereite und das einzig Stetige der ewige Wandel der Geschicke sei. War doch die römische Herrschaft den Orientalen im tiefsten Grunde ihres Wesens unerträglich und Mithradates selbst im Guten wie im Bösen der rechte Fürst des Ostens; bei der Schlaffheit des Regiments, wie der römische Senat es über die Provinzen übte, und bei dem gährenden und zum Bürgerkriege reifenden Hader der politischen Parteien in Rom konnte Mithradates, wenn er es verstand seine Zeit abzuwarten, gar wohl noch einmal eine Wiederherstellung seiner Herrschaft bewirken. Darum blieb er den Römern gefährlich, so lange er lebte, weil er hoffte und plante, so lange Leben in ihm war, als landflüchtiger Greis nicht minder wie da er mit seinen Hunderttausenden ausgezogen war, um Hellas und Makedonien den Römern zu entreifsen. Der rastlose alte Mann gelangte im J. 689 von Dioskurias unter unsäglichen Beschwerden theils zu Lande, theils zur See in das Reich von Pantikapaeon, stürzte hier durch sein Ansehen und sein starkes

Gefolge seinen abtrünnigen Sohn Machares vom Thron und zwang ihn sich selber den Tod zu geben. Von hier aus versuchte er noch einmal mit den Römern zu unterhandeln; er bat ihm sein väterliches Reich zurückzugeben und erklärte sich bereit die Oberhoheit Roms anzuerkennen und als Lehnsfürst Zins zu entrichten. Allein Pompeius weigerte sich dem König eine Stellung zu gewähren, in der er das alte Spiel aufs Neue begonnen haben würde, und bestand darauf, dafs er sich persönlich unterwerfen müsse. Mithradates aber dachte nicht daran sich dem Feinde in die Hände zu liefern, sondern entwarf neue und immer ausschweifendere Pläne. Mit Anspannung aller der Mittel, die seine geretteten Schätze und der Rest seiner Staaten ihm darboten, rüstete er ein neues zum Theil aus Sclaven bestehendes Heer von 36000 Mann, das er nach römischer Art bewaffnete und einübte, und eine Kriegsflotte; dem Gerücht zufolge beabsichtigte er durch Thrakien, Makedonien und Pannonien westwärts zu ziehen, die Skythen in den sarmatischen Steppen, die Kelten an der Donau als Bundesgenossen mit sich fortzureifsen und mit dieser Völkerlawine sich auf Italien zu stürzen. Man hat dies wohl grofsartig gefunden und den Kriegsplan des pontischen Königs mit dem Heereszug Hannibals verglichen; aber derselbe Entwurf, der in einem genialen Geiste genial ist, wird absurd in einem verkehrten. Diese beabsichtigte Invasion der Orientalen in Italien war einfach eine Lächerlichkeit und nichts als die Ausgeburt einer ohnmächtig phantasirenden Verzweiflung. Durch die vorsichtige Kaltblütigkeit ihres Führers blieben die Römer davor bewahrt dem abenteuerlichen Gegner abenteuernd zu folgen und in der fernen Krim einen Angriff abzuwehren, dem, wenn er nicht in sich selber erstickte, immer noch früh genug am Fufse der Alpen begegnet ward. Aber während Pompeius, ohne weiter um den König sich zu bekümmern, das gewonnene Gebiet zu ordnen beschäftigt war, scheiterten jene weitaussehenden Entwürfe ohne sein Zuthun und erfüllten sich im entlegenen Norden die Geschicke des greisen Königs. Die unverhältnifsmäfsigen Rüstungen hatten unter den Bosporanern, denen man die Häuser einrifs, die Ochsen vom Pflug spannte und niederstiefs, um Balken und Flechsen zum Maschinenbau zu gewinnen, die heftigste Gährung hervorgerufen. Auch die Soldaten gingen unlustig an die hoffnungslose italische Expedition. Stets war Mithradates umgeben gewesen von Argwohn und Verrath; er hatte die Gabe nicht Liebe und Treue bei den Seinigen zu erwecken. Wie er in früheren Jahren seinen ausgezeichneten Feldherrn Archelaos genö-

thigt hatte im römischen Lager Schutz zu suchen, wie während der Feldzüge Luculls seine vertrautesten Offiziere Diokles, Phoenix, sogar die Chefs der römischen Emigranten zum Feind übergegangen waren, so folgte jetzt, wo sein Stern erblich und der alte kranke verbitterte Sultan keinem mehr als seinen Verschnittenen zugänglich war, noch rascher Abfall auf Abfall. Der Commandant der Festung Phanagoria (auf der asiatischen Küste Kertsch gegenüber) Kastor erhob zuerst die Fahne des Aufstandes; er proclamirte die Freiheit der Stadt und lieferte die in der Festung befindlichen Söhne Mithradats in die Hände der Römer. Während unter den bosporanischen Städten der Aufstand sich ausbreitete, Chersonesos (unweit Sebastopol), Theudosia (Kaffa) und andere sich den Phanagoriten anschlossen, liefs der König seinem Argwohn und seiner Grausamkeit den Lauf. Auf die Anzeige verächtlicher Eunuchen hin wurden seine Vertrautesten an das Kreuz geschlagen; die eigenen Söhne des Königs waren ihres Lebens am wenigsten sicher. Derjenige von ihnen, der des Vaters Liebling und wahrscheinlich von ihm zum Nachfolger bestimmt war, Pharnakes entschlofs sich und trat an die Spitze der Insurgenten. Die Häscher, welche kamen um ihn zu verhaften, die gegen ihn ausgesandten Truppen gingen zu ihm über; das Corps der italischen Ueberläufer, vielleicht der tüchtigste unter den mithradatischen Heerhaufen und eben darum am wenigsten geneigt die abenteuerliche und für die Uaberläufer besonders bedenkliche Expedition gegen Italien mitzumachen, erklärte sich in Masse für den Prinzen; die übrigen Heerabtheilungen und die Flotte folgten dem gegebenen Beispiel. Nachdem die Landschaft und die Armee den König verlassen hatten, öffnete endlich auch die Hauptstadt Pantikapaeon den Insurgenten die Thore und überlieferte ihrer Willkür den alten in seinem Palast eingeschlossenen König. Von der hohen Mauer seiner Burg flehte dieser den Sohn an ihm wenigstens das Leben zu gewähren und nicht in das Blut des Vaters die Hände zu tauchen; aber die Bitte klang übel aus dem Munde eines Mannes, an dessen eigenen Händen das Blut der Mutter und das frisch vergossene seines unschuldigen Sohnes Xiphares klebte. Pharnakes blieb unerbittlich. Da es nun also zum Tode ging, so beschlofs der Sultan wenigstens zu sterben, wie er gelebt hatte, und hefahl seinem ganzen Harem Gift zu reichen: seine Frauen, seine Kebse und seine Töchter, unter diesen die jugendlichen Bräute der Könige von Aegypten und Kypros, sie alle mufsten die Bitterkeit des Todes erleiden, bevor auch er den Giftbecher nahm und, da dieser nicht

schnell genug wirkte, einem keltischen Söldner Bituitus den Nacken zum tödlichen Streiche darbot. So starb im J. 691 Mithradates Eupator, im achtundsechzigsten Jahre seines Lebens, im siebenundfunfzigsten seiner Regierung, sechsundzwanzig Jahre nachdem er zum ersten Mal gegen die Römer ins Feld gezogen war. Sein Tod galt den Römern einem Siege gleich: lorbeerbekränzt, als hätten sie einen solchen zu melden, erschienen die Boten, welche dem Feldherrn die Katastrophe berichteten, im römischen Lager vor Jericho. Die Leiche aber, die König Pharnakes als Belegstück seiner Verdienste und seiner Loyalität an Pompeius sandte, ward auf dessen Anordnung beigesetzt in den Königsgräbern von Sinope. Ein grofser Feind ward mit ihm zu Grabe getragen, ein gröfserer, als je noch in dem schlaffen Osten einer den Römern erstanden war. Instinctmäfsig fühlte es die Menge; wie einst Scipio mehr noch über Hannibal als über Karthago triumphirt hatte, so wurde auch die Ueberwindung der zahlreichen Stämme des Ostens und des Grofskönigs selbst fast vergessen über Mithradates Tod, und bei Pompeius feierlichem Einzug zog nichts mehr die Blicke der Menge auf sich als die Schildereien, in denen man den König Mithradates als Flüchtling sein Pferd am Zügel führen, dann ihn sterbend zwischen den Leichen seiner Töchter niedersinken sah. Wie man auch über die Individualität des Königs urtheilen mag, er ist eine bedeutende im vollen Sinne des Wortes geschichtliche Gestalt. Er war keine geniale, wahrscheinlich nicht einmal eine reichbegabte Persönlichkeit; aber er besafs doch wenigstens die sehr respectable Gabe zu hassen und mit diesem Hasse hat er den ungleichen Kampf gegen die übermächtigen Feinde ein halbes Jahrhundert hindurch zwar ohne Erfolg, aber mit Ehren bestanden. Vor allem aber ward er geschichtlich bedeutungsvoll durch den Platz, den er einnahm. Als der Vorposten der nationalen Reaction des Orients gegen die Occidentalen hat er den neuen Kampf des Ostens gegen den Westen eröffnet; und das Gefühl, dafs man nicht am Ende, sondern am Anfang sei, blieb den Besiegten wie den Siegern.

Pompeius inzwischen war, nachdem er im Jahre 689 mit den Völkern des Kaukasus gekriegt hatte, zurückgegangen in das pontische Reich und bezwang daselbst die letzten noch Widerstand leistenden Schlösser, welche, um dem Räuberunwesen zu steuern, geschleift und die Schlofsbrunnen durch hinein gewälzte Felsblöcke unbrauchbar gemacht wurden. Von da brach er im Sommer 690 nach Syrien auf um dessen Verhältnisse zu ordnen.

Es ist schwierig den aufgelösten Zustand, in dem die syrischen Landschaften damals sich befanden, anschaulich darzulegen. Zwar hatte in Folge der Angriffe Luculls der armenische Statthalter Magadates im J. 685 diese Provinzen geräumt (S. 61), und auch die Ptolemaeer, so gern sie die Versuche ihrer Vorfahren die syrische Küste zu ihrem Reiche zu fügen erneuert haben würden, scheuten sich doch die römische Regierung, welche noch nicht einmal für Aegypten ihren mehr als zweifelhaften Rechtstitel regulirt hatte und von den syrischen Prinzen mehrfach angegangen worden war sie als die legitimen Erben des erloschenen Lagidenhauses anzuerkennen, durch die Occupation Syriens zu reizen. Aber wenn auch die gröfseren Mächte sich augenblicklich sämmtlich der Einmischung in die Angelegenheiten Syriens enthielten, so litt das Land doch weit mehr, als es unter einem grofsen Krieg hätte leiden können, durch die end- und ziellosen Fehden der Fürsten, Ritter und Städte. Die factischen Herren im Seleukidenreich waren derzeit die Beduinen, die Juden und die Nabataeer. Die unwirthliche quell- und baumlose Sandsteppe, die von der arabischen Halbinsel aus bis an und über den Euphrat sich hinzieht und gegen Westen bis an den syrischen Gebirgszug und seinen schmalen Küstensaum, gegen Osten bis zu den reichen Niederungen des Tigris und des unteren Euphrat reicht, diese asiatische Sahara ist die uralte Heimath der Söhne Ismaels; und seit es eine Ueberlieferung giebt, finden wir dort den ‚Bedawin', den Sohn der Wüste seine Zelte schlagen und seine Kameele weiden oder auch auf seinem geschwinden Rofs Jagd machen bald auf den Stammfeind, bald auf den wandernden Handelsmann. Begünstigt früher durch König Tigranes, der sich ihrer für seine handelspolitischen Pläne bediente (S. 42), nachher durch die vollständige Meisterlosigkeit in dem syrischen Lande, breiteten diese Kinder der Wüste über das nördliche Syrien sich aus und namentlich diejenigen Stämme, die durch die Nachbarschaft der civilisirten Syrer die ersten Anfänge einer geordneten Existenz in sich aufgenommen hatten, spielten hier politisch fast die erste Rolle. Die namhaftesten unter diesen Emirs waren Abgaros, der Häuptling des Araberstamms der Mardaner, den Tigranes um Edessa und Karrhae im obern Mesopotamien angesiedelt hatte (S. 61); dann westlich vom Euphrat Sampsikeramos, der Emir der Araber von Hemesa (Hems) zwischen Damaskos und Antiochia und der Herr der starken Festung Arethusa; Azizos, das Haupt einer andern in denselben Gegenden streifenden Horde; Alchaudonios, der Fürst der Rhambäer, der schon

mit Lucullus sich in Verbindung gesetzt hatte; und andere mehr. Neben diesen Beduinenfürsten waren überall dreiste Gesellen aufgetreten, die es den Kindern der Wüste in dem edlen Gewerbe der Wegelagerung gleich oder auch zuvorthaten: so Ptolemaeos Mennaeos Sohn, vielleicht der mächtigste unter diesen syrischen Raubrittern und einer der reichsten Männer dieser Zeit, der über das Gebiet der Ituraeer — der heutigen Drusen — in den Thälern des Libanon wie an der Küste und über die nördlich vorliegende Massyasebene mit den Städten Heliupolis (Baalbeck) und Chalkis gebot und 8000 Reiter aus seiner Tasche besoldete; so Dionysios und Kinyras, die Herren der Seestädte Tripolis (Tarablus) und Byblos (zwischen Tarablus und Beirut); so der Jude Silas in Lysias, einer Festung unweit Apameia am Orontes. Im Süden Syriens dagegen schien der Stamm der Juden sich um diese Zeit zu einer politischen Macht consolidiren zu wollen. Durch die fromme und kühne Vertheidigung des uralten jüdischen Nationalcultes, den der nivellirende Hellenismus der syrischen Könige bedrohte, war das Geschlecht der Hasmonaeer oder der Makkabi nicht blofs zum erblichen Principat und allmählich zu königlichen Ehren gelangt (II, 56. 57), sondern es hatten auch die fürstlichen Hochpriester erobernd nach Norden, Osten und Süden um sich gegriffen. Als der tapfere Jannaeos Alexandros starb (675), erstreckte sich das jüdische Reich gegen Süden über das ganze philistaeische Gebiet bis an die aegyptische Grenze, gegen Südosten bis an die des Nabataeerreiches von Petra, von welchem Jannaeos beträchtliche Strecken am rechten Ufer des Jordan und des todten Meeres abgerissen hatte, gegen Norden über Samareia und die Dekapolis bis zum See von Genezareth; schon machte er hier Anstalt Ptolemais (Acco) einzunehmen und die Uebergriffe der Ituraeer erobernd zurückzuweisen. Die Küste gehorchte den Juden vom Berge Karmel bis nach Rhinokorura mit Einschlufs des wichtigen Gaza — nur Askalon war noch frei —, so dafs das einst vom Meer fast abgeschnittene Gebiet der Juden jetzt mit unter den Freistätten der Piraterie aufgeführt werden konnte. Wahrscheinlich hätten, zumal da der armenische Sturm, eben als er sich den Grenzen Judaeas nahte, durch Lucullus Dazwischenkunft von dieser Landschaft abgewendet ward (S. 60), die begabten Herrscher des hasmonaeischen Hauses ihre Waffen noch weiter getragen, wenn nicht die Machtentwicklung dieses merkwürdigen erobernden Priesterstaates durch innere Spaltungen im Keime geknickt worden wäre. Die confessionelle und nationale Tendenz, deren energisches Auftre-

ten den Makkabaeerstaat ins Leben gerufen hatte, erstarrte rasch zu theologischer Gedankenlosigkeit und vornehmer Hochkirchlichkeit und es trat eine militärisch hellenisirende Richtung ihr gegenüber, die, statt zu dem Gott der Väter um Hülfe zu flehen, es zweckmäfsiger fand mit den Waffen dieser Welt die Feinde zu schlagen. Jene stützte sich auf die Priesterschaft und auf die Menge, diese auf die tüchtigeren Könige, auf das Heer, in dem zahlreiche pisidische und kilikische Söldner dienten, und auf die Intelligenz. Wie mehr als ein Jahrtausend später die Hohenstaufen mit der Kirchengewalt rangen, so befehdeten sich in Palaestina die Königs- und die Priesterpartei, die Sadducäer und die Pharisäer, und auch dieser für den jüdischen Staat verhängnifsvolle Hader war bezeichnet durch die ganze rücksichtslose Unversöhnlichkeit, mit welcher die Frommen für den Besitz irdischer Güter zu streiten gewohnt sind. Mit starker Hand hatte Jannaeos die Priesterschaft niedergehalten; unter seinen beiden Söhnen kam es (685 fg.) zu einem Bürger- und Bruderkrieg, indem die Pharisäer sich dem kräftigen Aristobulos widersetzten und versuchten unter der nominellen Herrschaft seines Bruders, des gutmüthigen und schlaffen Hyrkanos ihre Herrschaft zu restauriren. Dieser Zwist brachte nicht blofs die jüdischen Eroberungen ins Stocken, sondern gab auch auswärtigen Nationen Gelegenheit sich einzumischen und dadurch im südlichen Syrien eine gebietende Stellung zu gewinnen. Zunächst gilt dies von den Nabataeern. Diese merkwürdige Nation ist oft mit ihren östlichen Nachbarn, den schweifenden Arabern zusammengeworfen worden; aber sie ist den eigentlichen Kindern Ismaels stammfremd. Der aramaeische oder, nach der Benennung der Occidentalen, der syrische Stamm mufs von seinen ältesten Sitzen um Babylon, wahrscheinlich des Handels wegen, in sehr früher Zeit eine Colonie an die Nordspitze des arabischen Meerbusens ausgeführt haben: dies sind die Nabataeer auf der sinaitischen Halbinsel zwischen dem Golf von Suez und Aila und in der Gegend von Petra (Wadi Musa). In ihren Häfen wurden die Waaren vom Mittelmeer gegen indische umgesetzt und die grofse südliche Karawanenstrafse, die von Gaza zur Euphratmündung und dem persischen Meerbusen lief, führte durch die Hauptstadt der Nabataeer Petra, deren heute noch prachtvolle Felspaläste und Felsengräber deutlicheres Zeugnifs von der nabataeischen Civilisation ablegen als die fast verschollene Ueberlieferung. Die Pharisäerpartei, der nach Priesterart der Sieg ihrer Partei um den Preis der Unabhängigkeit und Integrität des Landes nicht zu

theuer erkauft schien, ersuchte den König der Nabataeer Aretas um Hülfe gegen Aristobulos, wofür sie ihm alle von Jannaeos ihm entrissenen Eroberungen zurückzugeben verhiefs. Darauf hin war Aretas mit angeblich 50000 Mann in das jüdische Land eingerückt und, verstärkt durch den Anhang der Pharisäer, hielt er den König Aristobulos in seiner Hauptstadt belagert. — Unter dem Faust- und Fehderecht, die also von einem Ende Syriens zum andern herrschten, litten natürlich vor allen Dingen die grösseren Städte, wie Antiochia, Seleukeia, Damaskos, deren Bürger in ihrem Feldbau wie in ihrem See- und Karawanenhandel sich gelähmt sahen. Die Bürger von Byblos und Berytos (Beirut) vermochten ihre Aecker und ihre Schiffe nicht vor den Ituraeern zu schützen, die von ihren Berg- und Seecastellen aus Land und Meer gleich unsicher machten. Die von Damaskos suchten der Angriffe der Ituraeer und des Ptolemaeos dadurch sich zu erwehren, dafs sie sich den fernen Königen der Nabataeer oder der Juden zu eigen gaben. In Antiochia mischten sich Sampsikeramos und Azizos in die inneren Fehden der Bürgerschaft und fast wäre die hellenische Grofsstadt der Sitz eines arabischen Emirs geworden. Es waren Zustände, die an die königlosen Zeiten des deutschen Mittelalters erinnern, als Nürnberg und Augsburg nicht in des Königs Recht und Gericht, sondern einzig in ihren Wällen noch Schutz fanden; ungeduldig harrten die syrischen Kaufbürger des starken Arms, der ihnen Frieden und Verkehrssicherheit wiedergab. An einem legitimen König zwar fehlte es in Syrien nicht; Antiochos der Asiate war sowohl vom Senat als von Lucullus als solcher anerkannt worden (S. 57. 62). Allein Lucullus hatte wohl einem andern Prinzen aus dem gleichen Stamme der Seleukiden und gleichen Namens zu dem Besitz der nördlichsten syrischen Landschaft Kommagene verholfen, aber es Antiochos dem Asiaten selber überlassen müssen den Thron seiner Väter wieder aufzurichten. In der That war dieser nach dem Abzug der Armenier in Antiochia aufgenommen und als König anerkannt worden. Aber sogleich war ihm ein anderer Seleukidenprinz Philippos als Nebenbuhler entgegengetreten und hatte die grofse fast wie die alexandrinische bewegliche und oppositionslustige Bürgerschaft von Antiochia so wie dieser und jener benachbarte arabische Emir sich eingemischt in den Familienzwist, der nun einmal von der Herrschaft der Seleukiden unzertrennlich schien. War es ein Wunder, dafs die Legitimität den Unterthanen zum Spott und zum Ekel ward und dafs die sogenannten rechtmäfsi-

gen Könige noch etwas weniger im Lande galten als die kleinen Fürsten und Raubritter?

In diesem Chaos Ordnung zu schaffen bedurfte es weder genialer Conceptionen noch gewaltiger Machtentfaltung, wohl aber der klaren Einsicht in die Interessen Roms und seiner Unterthanen, und der kräftigen und folgerechten Aufrichtung und Aufrechthaltung der als nothwendig erkannten Institutionen. Die Legitimitätspolitik des Senats hatte sich sattsam prostituirt; der Feldherr, den die Opposition ans Regiment gebracht, hatte natürlich, ohne die legitimen Ansprüche weiter zu respectiren, das syrische Reich einzig mit Rücksicht darauf zu ordnen, dafs es in Zukunft weder durch den Zwist der Prätendenten noch durch die Begehrlichkeit der Nachbarn der römischen Clientel entzogen werden könne. Dazu aber gab es nur einen Weg: dafs die römische Gemeinde durch einen von ihr gesandten Satrapen mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung erfasse, die den letzten Königen des regierenden Hauses mehr noch durch eigene Verschuldung als durch äufsere Unfälle seit langem thatsächlich entglitten waren. So geschah es. Antiochos der Asiate erhielt auf seine Bitte, ihn als den angestammten Herrscher Syriens anzuerkennen, von Pompeius die Antwort, dafs er einem König, der sein Reich weder zu behaupten noch zu regieren wisse, die Herrschaft nicht einmal auf die Bitte seiner Unterthanen, geschweige denn gegen deren bestimmt ausgesprochene Wünsche zurückgeben werde. Mit diesem Briefe des römischen Proconsuls war das Haus des Seleukos von dem Throne gestofsen, den es seit zweihundertfunfzig Jahren eingenommen hatte. Antiochos verlor bald darauf sein Leben durch die Hinterlist des Emirs Sampsikeramos, als dessen Client er in Antiochia den Herrn spielte; seitdem ist von diesen Schattenkönigen und ihren Ansprüchen nicht weiter die Rede und an ihren Platz tritt die römische Gemeinde. Form und Ordnung des Regiments blieben also im Wesentlichen dieselben und nichts ward verändert als die Person des Monarchen. Zunächst ward das Land militärisch besetzt, um all die Störer der friedlichen Ordnung, die während der vieljährigen Anarchie emporgewachsen waren, durch die römischen Legionen zu schrecken oder niederzuwerfen. Schon während der Feldzüge im pontischen Reiche und am Kaukasus hatte Pompeius den Angelegenheiten Syriens seine Aufmerksamkeit zugewandt und einzelne Beauftragte und Detachements wo es Noth that eingreifen lassen. Aulus Gabinius — derselbe, der als Volkstribun Pompeius nach dem Osten gesandt hatte — war schon 689 an

den Tigris und sodann quer durch Mesopotamien nach Syrien gegangen, um die verwickelten Verhältnisse im jüdischen Lande zu schlichten. Ebenso war das schwer bedrängte Damaskos bereits durch Lollius und Metellus besetzt worden. Bald nachher traf ein anderer Adjutant des Pompeius, Marcus Scaurus in Judaea ein, um die immer neu wieder daselbst ausbrechenden Fehden beizulegen. Auch Lucius Afranius, der während Pompeius Expedition nach dem Kaukasus das Commando über die römischen Truppen in Armenien führte, hatte von Korduene (dem nördlichen Kurdistan) aus sich in das obere Mesopotamien begeben und, nachdem er durch die hülfreiche Theilnahme der in Karrhae angesiedelten Hellenen den gefährlichen Weg durch die Wüste glücklich zurückgelegt hatte, die Araber in Osroene zur Botmäfsigkeit gebracht. Gegen Ende des J. 690 traf dann Pompeius selbst in Syrien ein* und verweilte dort bis zum Sommer des folgenden Jahres, entschlossen durchgreifend und für jetzt und künftig die Verhältnisse ordnend. Zurückgehend auf die Zustände des Reiches in den besseren Zeiten der Seleukidenherrschaft, wurden alle usurpirten Gewalten beseitigt, die Raubherren aufgefordert ihre Burgen zu übergeben, die arabischen Scheiks wieder auf ihr Wüstengebiet beschränkt, die Verhältnisse der einzelnen Gemeinden definitiv geregelt. Diesen strengen Befehlen Gehorsam zu verschaffen standen die Legionen bereit und ihr Einschreiten erwies sich insbesondere gegen die verwegenen Raubritter als nothwendig. Der Herr von Lysias Sila, der Herr von Tripolis Dionysios, der Herr von Byblos Kinyras wurden in ihren Burgen gefangen genommen und hingerichtet, die Berg- und Seeschlösser der Ituraeer gebrochen, Ptolemaeos Mennaeos Sohn gezwungen mit 1000 Talenten (1,716000 Thlr.) Lösegeld Freiheit und Herrschaft zu erkaufen. Im Uebrigen fanden die Befehle des neuen Machthabers meistentheils widerstandslosen Gehorsam. Nur die Juden schwankten. Die früher von Pompeius gesandten Vermittler, Gabinius und Scaurus, hatten — beide, wie

* Den Winter 689/90 brachte Pompeius noch in der Nähe des kaspischen Meeres zu (Dio 37, 7). Im Jahre 690 unterwarf er zunächst im pontischen Reiche die letzten noch Widerstand leistenden Burgen und zog dann langsam, überall die Verhältnisse regelnd, gegen Süden. Dafs die Ordnung Syriens 690 begann, bestätigt sich dadurch, dafs die syrische Provinzialaera mit diesem Jahre anhebt und durch Ciceros Angabe hinsichtlich Kommagenes (*ad Q. fr.* 2, 12, 2; vgl. Dio 37, 7). Den Winter 690/1 scheint Pompeius in Damaskos sein Hauptquartier gehabt zu haben (Joseph. 14, 3, 1. 2, wo freilich vieles verwirrt ist; Diodor *fr. Vat. p.* 139).

es heifst, mit bedeutenden Summen bestochen — im Streite der beiden Brüder Hyrkanos und Aristobulos zu Gunsten des letzteren entschieden, auch den König Aretas veranlafst die Belagerung von Jerusalem aufzuheben und sich in seine Heimath zu begeben, wobei er auf dem Rückweg noch von Aristobulos eine Niederlage erlitt. Als aber Pompeius in Syrien eintraf, cassirte er die Anordnungen seiner Untergebenen und wies die Juden an ihre alte Hochpriesterverfassung, wie der Senat sie um 593 anerkannt hatte (II, 56), wieder einzuführen und, wie auf das Fürstenthum selbst, so auch auf alle von den hasmonäischen Fürsten gemachten Eroberungen zu verzichten. Es waren die Pharisäer, welche eine Gesandtschaft von zweihundert ihrer angesehensten Männer an den römischen Feldherrn gesandt und von ihm den Sturz der Königsherrschaft erwirkt hatten; nicht zum Vortheil der eigenen Nation, aber wohl zu dem der Römer, die der Natur der Sache nach auch hier zurückkommen mufsten auf die alten Rechte der Seleukiden und eine erobernde Macht, wie die des Jannaeos war, innerhalb ihres Reiches nicht dulden konnten. Aristobulos schwankte, ob er das Unvermeidliche geduldig über sich ergehen lassen wolle oder mit den Waffen in der Hand dem Verhängnifs erliegen; bald schien er im Begriff sich Pompeius zu unterwerfen, bald die nationale Partei unter den Juden zum Kampfe gegen die Römer aufzurufen. Als er endlich, da schon die Legionen vor den Thoren von Jerusalem standen, sich dem Feinde ergab, weigerte sich der entschlossenere oder fanatisirtere Theil seiner Armee den Befehlen des unfreien Königs Folge zu leisten. Zwar unterwarf sich die Hauptstadt dennoch den Römern; aber den steilen Tempelfelsen vertheidigte jene fanatische Schaar drei Monate hindurch mit todesmuthiger Hartnäckigkeit, bis endlich während der Sabbathruhe der Belagerten die Belagerer eindrangen, des Heiligthums sich bemächtigten und die Anstifter dieser verzweifelten Gegenwehr, so weit sie nicht unter den römischen Schwertern gefallen waren, unter die Beile der Lictoren sandten. Damit ging der letzte Widerstand der neu zum römischen Staat gezogenen Gebiete zu Ende.

Das von Lucullus begonnene Werk hatte Pompeius vollendet: die bisher wenigstens dem Namen nach selbstständigen Staaten Bithynien, Pontus und Syrien waren mit dem römischen vereinigt; was man seit mehr als hundert Jahren als nothwendig erkannt hatte, die Vertauschung des schwächlichen Clientelsystems mit der unmittelbaren Herrschaft über die wichtigeren abhängigen Gebiete (II, 21) war verwirklicht worden, so wie der Senat ge-

stürzt und die gracchische Partei ans Ruder gekommen war. Man hatte im Osten neue Grenzen erhalten, neue Nachbaren, neue freundliche und feindliche Beziehungen. Neu traten unter die mittelbar römischen Gebiete ein das Königreich Armenien und die kaukasischen Fürstenthümer, ferner das Reich am kimmerischen Bosporus, der geringe Ueberrest der ausgedehnten Eroberungen Mithradates Eupators, das jetzt ein römischer Clientelstaat unter der Regierung seines Sohnes und Mörders Pharnakes ward; nur die Stadt Phanagoria, deren Befehlshaber Kastor das Signal zum Aufstand gegeben hatte, wurde dafür von den Römern als frei und unabhängig anerkannt. Der König der Nabataeer Aretas hatte allerdings das jüdische Land geräumt, wie die Römer es begehrten; allein immer noch gebot er in Damaskos und überhaupt schien es wünschenswerth den Nachbarn im arabischen Lande zu zeigen, dafs jetzt am Orontes und am Jordan die römischen Adler geboten und dafs die Zeit vorbei war, wo die syrischen Landschaften als herrenloses Gut zu brandschatzen Jedem frei stand. Darum unternahm Pompeius im J. 691 eine Expedition gegen Petra; allein aufgehalten durch den Aufstand der Juden, der während dieses Zuges zum Ausbruch kam, überliefs er seinem Nachfolger Marcus Scaurus nicht ungern die Ausführung der schwierigen Unternehmung gegen die fern inmitten der Wüste gelegene Nabataeerstadt*. In der That sah auch Scaurus sich bald genöthigt unverrichteter Sache umzukehren; er mufste sich begnügen in den Wüsten am linken Ufer des Jordan die Nabataeer zu bekriegen, wo er sich auf die Juden zu stützen vermochte, aber doch auch nur sehr unbedeutende Erfolge davontrug. Schliefslich überredete der gewandte jüdische Minister Antipatros aus Idumaea den Aretas sich die Gewähr seiner sämmtlichen Besitzungen mit Einschlufs von Damaskos von dem römischen Statthalter um eine Geldsumme zu erkaufen; und dies ist denn der auf den Münzen des Scaurus verherrlichte Friede, wo König Aretas, das Kameel am Zügel, kniefällig dem Römer den Oelzweig darreichend

* Zwar lassen Orosius 6, 6 und Dio 37, 15, ohne Zweifel beide nach Livius, Pompeius bis nach Petra gelangen, auch wohl die Stadt einnehmen oder gar das rothe Meer erreichen; allein das Gegentheil, dafs er bald nach Empfang der Nachricht von dem Tode Mithradats, die ihm auf dem Marsche nach Jerusalem zukam, aus Syrien nach Pontus zurückging, sagt Plutarch (*Pomp*. 41. 42) und wird durch Florus 1, 39 und Josephus 14, 3, 3. 4 bestätigt. Wenn König Aretas unter den von Pompeius Besiegten in den Bülletins figurirt, so genügte hiezu sein durch Pompeius veranlafster Abzug von Jerusalem.

erscheint. — Bei weitem folgenreicher als diese neuen Beziehungen der Römer zu den Armeniern, Iberern, Bosporanern und Nabataeern war die Nachbarschaft, in welche sie durch die Occupation Syriens zu dem parthischen Staate traten. So geschmeidig die römische Diplomatie gegen Phraates aufgetreten war, als noch der pontische und der armenische Staat aufrecht standen, so willig damals sowohl Lucullus als Pompeius ihm den Besitz der Landschaften jenseit des Euphrat zugestanden hatten (S. 63. 113), so schroff stellte jetzt der neue Nachbar sich neben den Arsakiden; und wenn die königliche Kunst die eigenen Fehler zu vergessen diesem es gestattete, mochte er wohl jetzt sich der warnenden Worte Mithradats erinnern, daſs der Parther durch das Bündniſs mit den Occidentalen gegen die stammverwandten Reiche erst diesen und sodann sich selber das Verderben bereite. Römer und Parther im Bunde hatten Armenien zu Grunde gerichtet; als es gestürzt war, kehrte Rom, seiner alten Politik getreu, die Rollen um und begünstigte den gedemüthigten Feind auf Kosten des mächtigen Bundesgenossen. Schon die auffallende Bevorzugung gehört hieher, die seinem Sohne, dem Verbündeten und Tochtermann des Partherkönigs gegenüber der Vater Tigranes bei Pompeius fand; es war eine unmittelbare Beleidigung, als bald nachher auf Pompeius Befehl der jüngere Tigranes mit seiner Familie zur Haft gebracht und selbst dann nicht freigegeben ward, als sich Phraates bei dem befreundeten Feldherrn für seine Tochter und seinen Schwiegersohn verwandte. Aber Pompeius blieb hiebei nicht stehen. Die Landschaft Korduene, auf welche sowohl Phraates als Tigranes Ansprüche erhoben, wurde auf Pompeius Befehl durch römische Truppen für den Letzteren occupirt und die im Besitz befindlichen Parther über die Grenze hinausgeschlagen, ja bis nach Arbela in Adiabene verfolgt, ohne daſs die Regierung von Ktesiphon auch nur vorher gehört worden wäre (689). Weitaus am bedenklichsten jedoch war es, daſs die Römer keineswegs geneigt schienen die tractatenmäſsig festgestellte Euphratgrenze zu respectiren. Mehrmals marschirten römische von Armenien nach Syrien bestimmte Corps quer durch Mesopotamien; der arabische Emir Abgáros von Osroene ward unter auffallend günstigen Bedingungen in die römische Clientel aufgenommen; ja Oruros, das im oberen Mesopotamien etwa zwischen Nisibis und dem Tigris 50 deutsche Meilen östlich von dem kommagenischen Euphratübergang liegt, ward bezeichnet als östlicher Grenzpunkt der römischen Herrschaft, vermuthlich der mittelbaren, insofern die gröſsere und fruchtbarere nördliche Hälfte Mesopo-

tamiens von den Römern ebenso wie Korduene zum armenischen Reiche gelegt ward. Die Grenze zwischen Römern und Parthern ward also statt des Euphrat die grofse syrisch-mesopotamische Wüste; und auch dies schien nur vorläufig. Den parthischen Gesandten, die kamen um auf das Einhalten der allerdings, wie es scheint, nur mündlich abgeschlossenen Verträge hinsichtlich der Euphratgrenze zu dringen, gab Pompeius die zweideutige Antwort, dafs Roms Gebiet sich soweit erstrecke wie sein Recht. Ein Commentar zu dieser Rede schien der bedenkliche Verkehr, den der römische Oberfeldherr mit Dareios, dem parthischen Satrapen der Landschaft Elymais (oberhalb Ekbatana oder Hamadan) anspann*. Die Statthalter dieser gebirgigen, kriegerischen und entlegenen Provinz waren von je her bestrebt gewesen eine von dem Grofskönig unabhängige Stellung zu gewinnen; um so verletzender und bedrohlicher war es für die parthische Regierung, wenn Pompeius von diesem Dynasten die dargebotene Huldigung annahm. Nicht minder war es bezeichnend, dafs der Titel des ‚Königs der Könige,‘ der dem Partherkönig bis dahin auch von den Römern im officiellen Verkehr zugestanden worden war, jetzt auf einmal von ihnen mit dem einfachen Königstitel vertauscht ward. Es war das mehr noch eine Drohung als eine Verletzung der Etikette. Seit Rom die Erbschaft der Seleukiden gethan, schien es fast, als gedenke man dort im gelegenen Augenblick auf jene alten Zeiten zurückzugreifen, da ganz Iran und Turan von Antiochia aus beherrscht wurden und es noch kein parthisches Reich gab, sondern nur eine parthische Satrapie. Der Hof von Ktesiphon

* Medien und dessen König Dareios werden in den Verzeichnissen der von Pompeius besiegten Landschaften und Könige aufgeführt (Diodor *fr. Vat.* p. 140; Appian *Mithr.* 117). Dafs Elymais gemeint ist, nicht, wie man wohl vermuthet hat, Atropatene, macht Strabons (16, 744) Bericht über die Stellung des parthischen Satrapen von Elymais wahrscheinlich. Dafs die Unterwerfung (ὑπόταξις, Diodor) durch blofse Botensendung erfolgte, sagt Plutarch (*Pomp.* 36); es ist sicher falsch, wenn Appian (*Mithr.* 106. 114) von einem Kriege mit den Medern spricht, Oros. 6, 4 (vergl. Vellei. 2, 40) nun gar von einem Marsch des Pompeius nach Ekbatana, das gar dem Satrapen von Elymais nicht gehorchte. Allein eine Verwechselung mit der fabelhaften gleichnamigen Stadt auf dem Karmel hat hier schwerlich stattgefunden; es ist einfach jene unleidliche, wie es scheint aus Pompeius grofswortigen und absichtlich zweideutigen Bülletins sich herleitende, Uebertreibung, die aus seiner Razzia gegen die Gaetuler (II, 319) einen Zug an die africanische Westküste (Plut. *Pomp.* 38), aus seiner fehlgeschlagenen Expedition gegen die Nabataeer eine Eroberung der Stadt Petra, aus seinem Schiedsspruch hinsichtlich der Grenzen Armeniens eine Feststellung der römischen Reichsgrenze jenseit Nisibis gemacht hat.

hätte also Grund genug gehabt mit Rom den Krieg zu beginnen; es schien die Einleitung dazu, dafs er im J. 690 wegen der Grenzfrage Armenien den Krieg erklärte. Aber Phraates hatte doch nicht den Muth, eben jetzt, wo der gefürchtete Feldherr mit seiner starken Armee an den Grenzen des parthischen Reiches stand, mit den Römern offen zu brechen. Als Pompeius Commissarien sandte um den Streit zwischen Parthien und Armenien gütlich beizulegen, fügte auch Phraates sich der aufgezwungenen römischen Vermittelung und liefs es sich gefallen, dafs ihr Schiedsspruch den Armeniern Korduene und das nördliche Mesopotamien zuwies. Bald nachher schmückte seine Tochter mit ihrem Sohn und ihrem Gemahl den Triumph des römischen Feldherrn. Auch die Parther zitterten vor der römischen Uebermacht; und wenn sie nicht wie die Pontiker und die Armenier den römischen Waffen erlegen waren, so schien davon die Ursache nur die zu sein, dafs sie es nicht gewagt hatten den Kampf zu bestehen.

Noch lag es dem Feldherrn ob die inneren Verhältnisse der neu gewonnenen Landschaften zu reguliren und die Spuren eines dreizehnjährigen verheerenden Krieges so weit möglich zu tilgen. Das in Kleinasien von Lucullus und der ihm beigegebenen Commission, auf Kreta von Metellus begonnene Organisationsgeschäft erhielt den endlichen Abschlufs durch Pompeius. Die bisherige Provinz Asia, die Mysien, Lydien, Phrygien, Karien und Lykien umfafste, ward aus einer Grenz- eine Mittelprovinz; neu eingerichtet wurden die Provinz Bithynien und Pontus, welche gebildet ward aus dem gesammten ehemaligen Reiche des Nikomedes und der westlichen Hälfte des ehemaligen pontischen Staates bis an und über den Halys; die Provinz Kilikien, die zwar schon älter war, aber doch erst jetzt ihrem Namen entsprechend erweitert und organisirt ward und auch Pamphylien und Isaurien mit umfafste; die Provinz Syrien und die Provinz Kreta. Freilich fehlte viel, dafs jene Ländermasse als zusammenhängendes römisches Gebiet hätte betrachtet werden können; vielmehr bestand sie aus einer bunten Mischung unmittelbar römischen Landes, autonomer Stadtgebiete, fürstlicher und priesterlicher Herrschaften und Königreiche, welche alle für die innere Verwaltung mehr oder minder sich selbst überlassen waren, übrigens aber bald in milderen, bald in schrofferen Formen von der römischen Regierung und deren Proconsuln in ähnlicher Weise abhingen, wie früher von dem Grofskönig und dessen Satrapen. Wenigstens dem Range nach nahm unter den abhängigen Dynasten den ersten Platz ein der König von Kappadokien, dessen Gebiet schon Lucullus durch

die Belehnung mit der Landschaft Melitene (um Malatia) bis an den Euphrat erweitert hatte und dem Pompeius noch theils an der Westgrenze einige von Kilikien abgerissene Bezirke von Kastabala bis nach Derbe bei Ikonion, theils an der Ostgrenze die am linken Euphratufer Melitene gegenüber gelegene anfänglich dem armenischen Prinzen Tigranes zugedachte Landschaft Sophene verlieh, wodurch also die wichtigste Euphratpassage ganz in die Gewalt dieses Fürsten kam. Die kleine Landschaft Kommagene zwischen Syrien und Kappadokien mit der Hauptstadt Samosata (Samsat) blieb als abhängiges Königthum dem Antiochos, einem Prinzen aus dem Hause der Seleukiden *; demselben wurden auch die wichtige den südlicheren Uebergang über den Euphrat beherrschende Festung Seleukeia (bei Biradjik) und die nächsten Striche am linken Ufer des Euphrat zugetheilt und somit dafür gesorgt, dafs die beiden Hauptübergänge über den Euphrat mit einem entsprechenden Gebiet am östlichen Ufer in den Händen zweier von Rom völlig abhängiger Dynasten blieben. Neben den Königen von Kappadokien und Kommagene und an wirklicher Macht ihnen bei weitem überlegen herrschte in Kleinasien der neue König Deiotarus. Einer der Vierfürsten des um Pessinus ansäfsigen Keltenstammes der Tolistoboier und mit den andern kleinen römischen Clienten zur Heerfolge aufgeboten, hatte Deiotarus in den Feldzügen des Lucullus und Pompeius im Gegensatz zu all den schlaffen Orientalen seine Zuverlässigkeit und seine Thatkraft so glänzend bewährt, dafs die römischen Feldherren zu seinem galatischen Erbe und seinen Besitzungen in der reichen Landschaft zwischen Amisos und der Halysmündung ihm die östliche Hälfte des ehemals pontischen Reiches mit den Seestädten Pharnakia und Trapezus und das pontische Armenien bis zur kolchischen und grofsarmenischen Grenze als Königreich Kleinarmenien verliehen. Bald nachher vermehrte er noch durch die Landschaft der keltischen Trokmer, deren Vierfürsten er verdrängte, sein schon ansehnliches Gebiet. So ward der geringe Lehnsmann einer der mächtigsten Dynasten Kleinasiens, dem die Hut eines wichtigen Theils der Reichsgrenze anvertraut werden konnte. Vasallen geringerer Bedeutung waren die übrigen zahlreichen galatischen Vierfürsten,

* Der Krieg, den dieser Antiochos mit Pompeius geführt haben soll (Appian *Mithr.* 106. 117), stimmt sehr wenig zu dem Vertrag, den derselbe mit Lucullus abschlofs (Dio 36, 4) und seinem ungestörten Verbleiben in der Herrschaft; vermuthlich ist auch er blofs daraus herausgesponnen, dafs Antiochos von Kommagene unter den von Pompeius unterworfenen Königen figurirte.

von denen einer, der Trokmerfürst Bogodiatarus wegen seiner im mithradatischen Kriege bewährten Tüchtigkeit von Pompeius mit der ehemals pontischen Grenzstadt Mithradation beschenkt ward; der Fürst von Paphlagonien Attalos, der sein Geschlecht auf das alte Herrscherhaus der Pylaemeniden zurückführte; Aristarchos und andere kleine Herren im kolchischen Gebiet; Tarkondimotos, der im östlichen Kilikien in den Bergthälern des Amanos gebot; Ptolemaeos Mennaeos Sohn, der fortfuhr in Chalkis am Libanos zu herrschen; der Nabataeerkönig Aretas als Herr von Damaskos; endlich die arabischen Emirs in den Landschaften dies- und jenseit des Euphrat, Abgaros in Osroene, den die Römer, um ihn als vorgeschobenen Posten gegen die Parther zu benutzen auf alle Weise in ihr Interesse zu ziehen sich bemühten, Sampsikeramos in Hemesa, Alchaudonios der Rhambaeer, ein andrer Emir in Bostra. Dazu kamen ferner die geistlichen Herren, die im Osten häufig gleich den weltlichen Dynasten über Land und Leute geboten und an deren in dieser Heimath des Fanatismus fest gegründeter Autorität zu rütteln oder auch nur die Tempel ihrer Schätze zu berauben die Römer klüglich sich enthielten: der Hochpriester der Göttin Mutter in Pessinus; die beiden Hochpriester der Göttin Ma in dem kappadokischen Komana (am oberen Saros) und in der gleichnamigen pontischen Stadt (Gümenek bei Tokat), welche beide Herren in ihren Landschaften nur dem König an Macht nachstanden und deren jeder noch in viel späterer Zeit ausgedehnte Liegenschaften mit eigener Gerichtsbarkeit und an sechstausend Tempelsclaven besafs — mit dem pontischen Hochpriesteramt ward Archelaos, der Sohn des gleichnamigen von Mithradates zu den Römern übergegangenen Feldherrn, von Pompeius belehnt —; der Hochpriester des venasischen Zeus in dem kappadokischen Amt Morimene, dessen Einkünfte sich auf jährlich 22500 Thlr. (15 Talente) beliefen; der ‚Erzpriester und Herr' desjenigen Gebietes im rauhen Kilikien, wo Teukros des Aias Sohn dem Zeus einen Tempel gegründet hatte, welchem seine Nachkommen kraft Erbrechts vorstanden; der ‚Erzpriester und Herr des Volkes' der Juden, dem Pompeius, nachdem er die Mauern der Hauptstadt und die königlichen Schatz- und Zwingburgen im Lande geschleift hatte, unter ernstlicher Verwarnung Friede zu halten und nicht weiter auf Eroberungen auszugehen die Vorstandschaft seiner Nation zurückgab. Neben diesen weltlichen und geistlichen Potentaten standen die Stadtgemeinden. Zum Theil waren dieselben zu gröfseren Verbänden zusammengeordnet, welche einer verhältnifsmäfsigen Selbstständigkeit sich erfreuten,

wie namentlich der wohlgeordnete und zum Beispiel der Theilnahme an der wüsten Piratenwirthschaft stets ferngebliebene Bund der dreiundzwanzig lykischen Städte; wogegen die zahlreichen vereinzelt stehenden Gemeinden, selbst wenn sie die Selbstregierung als Recht in Anspruch nehmen durften, thatsächlich von den römischen Statthaltern durchaus abhängig waren. Die Römer verkannten es nicht, dafs mit der Aufgabe den Hellenismus zu vertreten und im Osten Alexanders Marken zu schirmen und zu erweitern, vor allem die Hebung des städtischen Wesens ihnen zur Pflicht geworden war; denn wenn die Städte überall die Träger der Gesittung sind, so fafste vor allem der Antagonismus der Orientalen und Occidentalen in seiner ganzen Schärfe sich zusammen in dem Gegensatz der orientalischen militärisch-despotischen Lehenshierarchie und des gewerb- und handeltreibenden städtischen Gemeinwesens der Hellenen und Italiker. Lucullus und Pompeius, so wenig sie auch sonst auf die Nivellirung der Zustände im Osten hinarbeiteten und so sehr auch der letztere in Detailfragen die Anordnungen seines Vorgängers zu meistern und zu ändern geneigt war, trafen doch vollständig zusammen in dem Grundsatz das städtische Wesen in Kleinasien und Syrien nach Kräften zu fördern. Kyzikos, an dessen kräftiger Gegenwehr die erste Heftigkeit des letzten Krieges sich gebrochen hatte, empfing von Lucullus eine beträchtliche Erweiterung seines Gebietes. Das pontische Herakleia, wie energisch es auch den Römern widerstanden hatte, erhielt dennoch sein Gebiet und seine Häfen zurück und Cottas barbarisches Wüthen gegen die unglückliche Stadt erfuhr im Senat den schärfsten Tadel. Lucullus hatte es tief und aufrichtig beklagt, dafs das Schicksal ihm das Glück versagt hatte Sinope und Amisos von der Verheerung durch die pontische und die eigene Soldateska zu erretten; wenigstens that er was er vermochte um sie wieder herzustellen, erweiterte ansehnlich ihre Gebiete, bevölkerte sie aufs Neue theils mit den alten Bewohnern, die auf seine Einladung schaarenweise in die geliebte Heimath zurückkehrten, theils mit neuen Ansiedlern hellenischer Abstammung und sorgte für den Wiederaufbau der zerstörten Gebäude. In gleichem Sinn und in noch gröfserem Mafsstab verfuhr Pompeius. Schon nach der Ueberwindung der Piraten hatte er die Gefangenen, deren Zahl 20000 überstieg, statt nach dem Beispiel seiner Vorgänger sie zu kreuzigen, angesiedelt theils in den verödeten Städten des ebenen Kilikien, wie in Soloi, das seitdem den Namen der Pompeiusstadt (Pompeiupolis) führte, in Mallos, Adana, Epiphaneia, theils in Dyme in Achaia, ja sogar in

Tarent. Die Maſsregel fand vielfachen Tadel, da sie gewissermaſsen auf das Verbrechen eine Belohnung zu setzen schien; in der That war sie politisch und sittlich wohl gerechtfertigt, denn wie die Dinge damals standen, war die Piraterie etwas anderes als Räuberei und die Gefangenen billig nach Kriegsrecht zu behandeln. Vor allen Dingen aber lieſs Pompeius es sich angelegen sein in den neuen römischen Provinzen das städtische Wesen emporzubringen. Wie städtearm das pontische Reich war, ward schon bemerkt (II, 259); die meisten Districte Kappadokiens hatten noch ein Jahrhundert später keine Städte, sondern nur Bergfestungen als Zufluchtsort für die ackerbauende Bevölkerung im Kriege; im ganzen östlichen Kleinasien wird es, abgesehen von den sparsam gesäten griechischen Colonien an den Küsten, zu dieser Zeit nicht anders gewesen sein. Die Zahl der von Pompeius in diesen Landschaften neu gegründeten Städte wird einschlieſslich der kilikischen Ansiedlungen auf neununddreiſsig angegeben, von denen mehrere zu hoher Blüthe gelangten. Die namhaftesten dieser Ortschaften in dem ehemaligen pontischen Reiche sind Nikopolis, die ‚Siegesstadt', gegründet an dem Orte, wo Mithradates die letzte entscheidende Niederlage erlitt (S. 115) — das schönste Siegesdenkmal des trophäenreichen Feldherren; Megalopolis, nach Pompeius Beinamen genannt, an der Grenze von Kappadokien und Kleinarmenien, das spätere Sebasteia (jetzt Siwas), Ziela, wo die Römer die unglückliche Schlacht lieferten (S. 67); eine um den dasigen Tempel der Anaitis entstandene und bisher dem Hochpriester derselben eigene Ortschaft, der Pompeius städtische Form und städtisches Recht gab; Diospolis, früher Kabeira, später Neokaesareia (Niksar), gleichfalls eine der Wahlstätten des letzten Krieges; Magnopolis oder Pompeiupolis, das wiederhergestellte Eupatoria am Zusammenfluſs des Lykos und des Iris, ursprünglich von Mithradates erbaut, aber wegen des Abfalls der Stadt zu den Römern wieder von ihm zerstört (S. 111); Neapolis, sonst Phazemon, zwischen Amasia und dem Halys. Die meisten dieser Stadtgründungen wurden nicht durch Colonisten aus der Ferne bewirkt, sondern durch Niederlegung der Dörfer und Zusammenziehung ihrer Bewohner in den neuen Mauerring; nur in Nikopolis siedelte Pompeius die Invaliden und Bejahrten seiner Armee an, die es vorzogen statt später in Italien hier sofort eine Heimath sich zu gründen. Aber auch an andern Orten entstanden auf den Wink des Machthabers neue Brennpuncte der hellenischen Civilisation. In Paphlagonien bezeichnete ein drittes Pompeiupolis die Stätte, wo Mithradates Armee im J. 666 den groſsen Sieg

über die Bithyner erfocht (II, 272). In Kappadokien, das vielleicht mehr als irgend eine andere Provinz durch den Krieg gelitten hatte, wurden die Residenz Mazaka (später Kaisareia, jetzt Kaisarieh) und sieben andere Ortschaften von Pompeius wieder hergestellt und städtisch eingerichtet. In Kilikien und Koilesyrien zählte man zwanzig von Pompeius angelegte Städte. In den von den Juden geräumten Districten erhob sich Gadara in der Dekapolis auf Pompeius Befehl aus seinen Trümmern und ward die Stadt Seleukis gegründet. Bei weitem der gröſste Theil des auf den asiatischen Continent zur Verfügung stehenden Domaniallandes muſs von Pompeius für seine neuen Ansiedlungen verwandt worden sein, wogegen auf Kreta, um das Pompeius sich wenig oder gar nicht kümmerte, der römische Domanialbesitz ziemlich ausgedehnt geblieben zu sein scheint. — Nicht minder wie auf Gründung neuer Ortschaften war Pompeius darauf bedacht die bestehenden Gemeinden zu ordnen und zu heben. Die eingerissenen Miſsbräuche und Usurpationen wurden nach Vermögen abgestellt; ausführliche und für die verschiedenen Provinzen mit Sorgfalt entworfene Gemeindeordnungen regelten im Einzelnen das Municipalwesen. Eine Reihe der ansehnlichsten Städte ward mit neuen Privilegien beschenkt. Die Autonomie erhielten Antiochia am Orontes, die bedeutendste Stadt des römischen Asiens und nur wenig zurückstehend hinter dem ägyptischen Alexandreia und dem Bagdad des Alterthums, der Stadt Seleukeia im parthischen Reiche; ferner die Nachbarstadt von Antiochia, das pierische Seleukeia, das für seine muthige Gegenwehr gegen Tigranes jetzt den Lohn empfing; Gaza und überhaupt alle von der jüdischen Herrschaft befreite Städte; in Vorderasien Mytilene; Phanagoria am schwarzen Meer.

So war der Bau des asiatischen Römerstaates vollendet, der mit seinen Lehnkönigen und Vasallen, den gefürsteten Priestern und der Reihe ganz- und halbfreier Städte lebhaft erinnert an das heilige römische Reich deutscher Nation. Er war kein Wunderwerk, weder hinsichtlich der überwundenen Schwierigkeiten, noch hinsichtlich der erreichten Vollendung, und ward es auch nicht durch all die groſsen Worte, mit denen in Rom die vornehme Welt zu Gunsten des Lucullus, die laute Menge zum Preise des Pompeius freigebig waren. Pompeius namentlich lieſs sich feiern und feierte sich selbst in einer Weise, daſs man ihn fast für noch schwachköpfiger hätte halten mögen, als er in der That war. Seine Inschriften rechneten 12 Millionen unterworfener Seelen und 1538 eroberte Städte und Burgen heraus — es schien, als

solle die Quantität die Qualität ersetzen — und erstreckten den Kreis seiner Siege vom mäotischen zum kaspischen, von diesem zum rothen Meer, von welchen drei Meeren er keines je mit Augen gesehen hat; ja wenn er es auch nicht geradezu sagte, so veranlafste er doch das Publicum zu meinen, dafs die Einziehung Syriens, die wahrlich keine Heldenthat war, den ganzen Osten bis nach Baktrien und Indien zum römischen Reiche gebracht habe — in so duftige Ferne liefs er in seinen Angaben die Grenzlinie seiner östlichen Eroberungen verschwimmen. Die demokratische Servilität, die zu allen Zeiten mit der höfischen gewetteifert hat, ging bereitwillig auf dergleichen geschmacklosen Schwindel ein. Ihr genügte nicht der pomphafte Triumphalzug, der am 28. und 29. Sept. 693, dem sechsundvierzigsten Geburtstag Pompeius des Grofsen, durch die Gassen Roms sich bewegte, verherrlicht, um von den Kleinodien aller Art zu schweigen, durch die Kroninsignien Mithradats und durch die Kinder der drei mächtigsten Könige Asiens, des Mithradates, Tigranes und Phraates: sie lohnte ihrem Feldherrn, der zweiundzwanzig Könige besiegt, dafür mit königlichen Ehren und verlieh ihm den goldenen Kranz und die Insignien der Magistratur auf Lebenszeit. Die ihm zu Ehren geschlagenen Münzen zeigen gar die Weltkugel zwischen dem dreifachen aus den drei Welttheilen heimgebrachten Lorbeer und über ihr schwebend jenen dem Triumphator über Africa, Spanien und Asien von der Bürgerschaft verehrten Goldkranz. Es kann solchen kindischen Huldigungen gegenüber nicht Wunder nehmen, dafs auch im entgegengesetzten Sinne Stimmen laut wurden. Unter der römischen vornehmen Welt war es eine geläufige Rede, dafs das eigentliche Verdienst der Unterwerfung des Ostens Lucullus zukomme und Pompeius nur nach dem Osten gegangen sei um Lucullus zu verdrängen und die von fremder Hand gebrochenen Lorbeeren um die eigene Stirn zu flechten. Beides war vollständig falsch; Lucullus war bereits durch Glabrio ersetzt, als Pompeius im Osten eintraf, und wie wacker auch Lucullus gefochten, es war Thatsache, dafs, als Pompeius den Oberbefehl übernahm, die Römer all ihre früheren Erfolge wieder eingebüfst und keinen Fufs breit pontischen Bodens inne hatten. Mehr zum Ziele traf der Spott der Hauptstädter, die nicht ermangelten dem mächtigen Besieger des Erdballs die Namen der von ihm überwundenen Grofsmächte als Spitznamen beizulegen und ihn bald als Sieger von Salem, bald als Emir (Arabarches), bald als den römischen Sampsikeramos begrüfsten. Der unbefangene Urtheiler wird indefs weder in jene Ueberschwänglichkeiten noch in

diese Verkleinerungen einstimmen. Lucullus und Pompeius haben, indem sie Asien unterwarfen und ordneten, sich nicht als Helden und Staatsschöpfer bewährt, aber wohl als einsichtige und kräftige Heerführer und Statthalter. Als Feldherr bewies Lucullus nicht gemeine Talente und ein an Verwegenheit grenzendes Selbstvertrauen, Pompeius militärische Einsicht und eine seltene Zurückhaltung, wie denn kaum je ein General mit solchen Streitkräften und einer so vollkommen freien Stellung so vorsichtig aufgetreten ist wie Pompeius im Osten. Die glänzendsten Aufgaben trugen von allen Seiten sich ihm gleichsam selber an: er konnte nach dem kimmerischen Bosporus und gegen das rothe Meer hin aufbrechen; er hatte Gelegenheit den Parthern den Krieg zu erklären; die aufständischen Landschaften Aegyptens luden ihn ein den von Rom nicht anerkannten König Ptolemaeos vom Thron zu stofsen und das Testament Alexanders in Vollzug zu setzen; aber Pompeius ist weder nach Pantikapaeon noch nach Petra, weder nach Ktesiphon noch nach Alexandreia gezogen; durchaus pflückte er nur diejenigen Früchte, die ihm von selber in die Hand fielen. Ebenso schlug er all seine Schlachten zur See wie zu Lande mit einer erdrückenden Uebermacht. Wäre diese Mäfsigung hervorgegangen aus dem strengen Einhalten der ertheilten Instructionen, wie Pompeius vorzugeben pflegte, oder auch aus der Einsicht, dafs Roms Eroberungen irgendwo eine Grenze finden müfsten und neuer Gebietszuwachs dem Staat nicht förderlich sei, so würde sie ein höheres Lob verdienen, als die Geschichte es dem talentvollsten Offizier ertheilt; allein wie Pompeius war, ist seine Zurückhaltung ohne Zweifel einzig das Resultat des ihm eigenthümlichen Mangels an Sicherheit und an Initiative — Mängel freilich, die dem Staate in diesem Falle weit nützlicher wurden als die entgegengesetzten Vorzüge seines Vorgängers. Allerdings sind auch von Lucullus wie von Pompeius sehr arge Fehler begangen worden. Lucullus erntete deren Früchte selbst, indem sein unbesonnenes Verfahren ihm alle Resultate seiner Siege wieder entrifs; Pompeius überliefs es seinen Nachfolgern die Folgen seiner falschen Politik gegen die Parther zu tragen. Er konnte diese entweder bekriegen, wenn er dessen sich getraute, oder Frieden halten und, wie er versprochen, den Euphrat als Grenze anerkennen; zu jenem war er zu zaghaft, zu diesem zu eitel und so kam er denn zu der einfältigen Perfidie die gute Nachbarschaft, die der Hof von Ktesiphon wünschte und seinerseits übte, durch die mafslosesten Uebergriffe unmöglich zu machen, dennoch aber dem Feinde zu ge-

statten sich die Zeit des Bruches und der Vergeltung selber wählen zu dürfen. Als Verwalter Asiens erwarb Lucullus ein mehr als fürstliches Vermögen und auch Pompeius empfing als Lohn für seine Organisationen von dem König von Kappadokien, von der reichen Stadt Antiochia und anderen Herren und Gemeinden grofse Baarsummen und noch ansehnlichere Schuldverschreibungen. Indefs dergleichen Erpressungen waren fast eine gewohnheitsmäfsige Steuer geworden und beide Feldherren bewiesen doch nicht gerade in wichtigeren Fragen sich käuflich, liefsen auch wo möglich sich von der Partei bezahlen, deren Interessen mit denen Roms zusammenfielen. Wie die Zeiten einmal waren, hindert dies nicht die Verwaltung beider Männer als eine relativ löbliche und zunächst im Interesse Roms, demnächst in dem der Provinzialen geführte zu bezeichnen. Die Verwandlung der Clienten in Unterthanen, die bessere Regulirung der Ostgrenze, die Begründung eines einheitlichen und starken Regiments waren segensreich für die Herrscher wie für die Beherrschten. Der finanzielle Gewinn, den Rom machte, war unermefslich; die neue Vermögenssteuer, die mit Ausnahme einzelner besonders befreiter Gemeinden all jene Fürsten, Priester und Städte nach Rom zu zahlen hatten, steigerte die römischen Staatseinnahmen fast um die Hälfte ihres bisherigen Betrags. Freilich litt Asien schwer. Pompeius legte an Geld und Kleinodien einen Betrag von 14 Mill. Thlrn. (200 Mill. Sest.) in die Staatskasse nieder und vertheilte 27 Mill. (16000 Talente) unter seine Offiziere und Soldaten; wenn man hiezu die bedeutenden von Lucullus heimgebrachten Summen, die nicht officiellen Erpressungen der römischen Armee und den Betrag der Kriegsschäden selbst rechnet, so ist die finanzielle Erschöpfung des Landes begreiflich. Der neue Steuerdruck war vielleicht an sich nicht schlimmer als unter den früheren Regenten, aber lastete doch insofern weit schwerer auf dem Lande, als die Abgaben fortan in das Ausland gingen und nur zum kleineren Theil wieder in Asien verwandt wurden. Immer ist es nicht zu leugnen, dafs das asiatische Steuersystem in den alten wie in den neu gewonnenen Provinzen basirt war auf systematischer Ausbeutung der Landschaften zu Gunsten Roms; aber die Verantwortung hiefür trifft weit weniger die Feldherren persönlich, als die Parteien daheim, auf die jene Rücksicht zu nehmen hatten; Lucullus war sogar sehr ernstlich bemüht dem wucherischen Treiben der römischen Capitalisten in Asien Schranken zu setzen und sein Sturz ward wesentlich mit hiedurch herbeigeführt. Wie sehr es beiden Männern Ernst damit war die her-

untergekommenen Landschaften wieder in die Höhe zu bringen, beweist ihre Thätigkeit da, wo keine Rücksichten der Parteipolitik ihnen die Hände banden, namentlich ihre Fürsorge für die kleinasiatischen Städte. Wenn auch noch Jahrhunderte später manches in Ruinen liegende asiatische Dorf an die Zeiten des grofsen Krieges erinnerte, so hatte doch Sinope wohl Ursache mit dem Jahr der Wiederherstellung durch Lucullus eine neue Aera zu beginnen und fast alle ansehnlicheren Binnenstädte des pontischen Reiches Pompeius als ihren Stifter zu verehren. Die Einrichtung des römischen Asien durch Lucullus und Pompeius darf bei all ihren unleugbaren Mängeln eine im Ganzen verständige und löbliche genannt werden; wie schwere Uebelstände aber auch ihr anhaften mochten, den vielgeplagten Asiaten mufste sie schon darum willkommen sein, weil sie zugleich kam mit dem so lange und so schmerzlich entbehrten inneren und äufseren Frieden.

Es blieb auch im Wesentlichen Friede im Orient, bis der von Pompeius nur mit der ihm eigenen Zaghaftigkeit angedeutete Gedanke die Landschaften östlich vom Euphrat zum römischen Reiche zu fügen von der neuen Triarchie der römischen Machthaber energisch, aber unglücklich wieder aufgenommen ward und bald darauf der Bürgerkrieg wie alle anderen so auch die östlichen Provinzen in seinen verhängnifsvollen Strudel hineinzog. Dafs in der Zwischenzeit die Statthalter Kilikiens beständig mit den Bergvölkern des Amanos, die von Syrien mit den Schwärmen der Wüste zu fechten hatten und namentlich in diesem Kriege gegen die Beduinen manche römische Truppe aufgerieben ward, ist ohne weitere Bedeutung. Bemerkenswerther ist der eigensinnige Widerstand, den die zähe jüdische Nation den Eroberern entgegensetzte. Theils des abgesetzten Königs Aristobulos Sohn Alexandros, theils Aristobulos selbst, dem es nach einiger Zeit gelang aus der Gefangenschaft zu entkommen, erregten während der Statthalterschaft des Aulus Gabinius (697—700) drei verschiedene Aufstände gegen die neuen Machthaber, deren jedem die von Rom eingesetzte Regierung des Hochpriesters Hyrkanos ohnmächtig erlag. Es war nicht politische Ueberlegung, sondern der unbesiegbare Widerwille der Orientalen gegen das unnatürliche Joch, der sie zwang gegen den Stachel zu löcken; wie denn auch der letzte und gefährlichste dieser Aufstände, zu welchem die durch die aegyptischen Krisen veranlafste Wegziehung der syrischen Occupationsarmee den nächsten Anstofs gab, begann mit der Ermordung aller in Palaestina ansässigen Römer. Nicht ohne

Mühe gelang es dem tüchtigen Statthalter die wenigen Römer, die diesem Schicksal sich entzogen und eine vorläufige Zuflucht auf dem Berge Garizim gefunden hatten, von den dort sie blokirt haltenden Insurgenten zu erretten und nach mehreren hart bestrittenen Feldschlachten und langwierigen Belagerungen den Aufstand zu bewältigen. In Folge dessen ward die Hohenpriestermonarchie abgeschafft und das jüdische Land, wie einst Makedonien, in fünf selbstständige von optimatisch geordneten Regierungscollegien verwaltete Kreise aufgelöst, auch Samareia und andere von den Juden geschleifte Ortschaften wiederhergestellt, um als Gegengewicht gegen Jerusalem zu dienen, endlich den Juden ein schwererer Tribut auferlegt als den übrigen syrischen Unterthanen Roms.

Noch ist es übrig auf das Königreich Aegypten nebst dem letzten ihm von den ausgedehnten Eroberungen der Lagiden noch verbliebenen Nebenland, der schönen Insel Kypros, einen Blick zu werfen. Aegypten war der einzige noch wenigstens dem Namen nach unabhängige Staat des hellenistischen Ostens; eben wie einst, als die Perser an der östlichen Hälfte des Mittelmeers sich festsetzten, Aegypten ihre letzte Eroberung war, säumten auch die mächtigen Eroberer aus dem Westen am längsten mit der Einziehung dieser reichen und eigenartigen Landschaft. Es war das auffallend genug. Aegypten war ungefähr eben so machtlos wie Syrien und bereits im J. 673 in aller Form Rechtens der römischen Gemeinde angestorben (S. 45); das am Hofe von Alexandreia herrschende Regiment der königlichen Garde, welche Minister und gelegentlich Könige ein- und absetzte, für sich nahm was ihr gefiel und, wenn ihr die Erhöhung des Soldes verweigert ward, den König in seinem Palast belagerte, war im Lande oder vielmehr in der Hauptstadt — denn das Land mit seiner Ackersclavenbevölkerung kam überhaupt kaum in Betracht — ganz und gar nicht beliebt und wenigstens eine Partei daselbst wünschte die Einziehung Aegyptens durch Rom und that sogar Schritte um sie herbeizuführen. Allein je weniger die Könige Aegyptens daran denken konnten mit den Waffen gegen Rom zu streiten, desto energischer setzte das aegyptische Gold gegen die römischen Reunionspläne sich zur Wehre; und in Folge der eigenthümlichen despotisch-communistischen Centralisation der aegyptischen Volkswirthschaft waren die Einkünfte des Hofes von Alexandreia der römischen Staatseinnahme selbst nach deren Vermehrung durch Pompeius noch ungefähr gleich. Dem Gemeinwesen freilich wäre die Einziehung Aegyptens vortheilhaft gewesen; allein der Begehrlichkeit

des Staats machte die Begehrlichkeit der einzelnen römischen Machthaber und Vornehmen eine in der Regel überlegene Concurrenz und mit Hülfe dieser unternahmen es die factischen Herren von Aegypten und Kypros ihre schwankenden Kronen sich zu fristen und wo möglich neu zu befestigen. Es gelang ihnen in der That vom Senat die Bestätigung ihrer Königstitel zu erkaufen; allein damit waren sie noch nicht am Ziel. Das formelle Staatsrecht forderte einen Beschlufs der römischen Bürgerschaft; bevor dieser erlassen war, waren die Ptolemaeer abhängig von der Laune jedes demokratischen Parteimannes und sie hatten also den Bestechungskrieg auch gegen die andere römische Partei zu eröffnen, welche als die mächtigere weit höhere Preise bedang. Der Ausgang war ungleich. Die Einziehung von Kypros ward im J. 696 vom Volke, das heifst von den Führern der Demokratie verfügt, wobei als officieller Grund, wefshalb dieselbe jetzt vorgenommen werde, die Förderung der Piraterie durch die Kyprioten angegeben ward. Marcus Cato, der von seinen Gegnern mit der Ausführung dieser Mafsregel beauftragt ward, kam ohne Heer; allein er bedurfte dessen auch nicht. Der König nahm Gift; die Einwohner fügten sich ohne Widerstand zu leisten dem unvermeidlichen Verhängnifs und wurden dem Statthalter von Kilikien untergeordnet. Der überreiche Schatz von fast 7000 Talenten (12 Mill. Thlr.), den der ebenso habsüchtige wie geizige König sich nicht hatte überwinden können für die zur Rettung seiner Krone erforderlichen Bestechungen anzugreifen, fiel mit dieser zugleich an die Römer und füllte in erwünschter Weise die leeren Gewölbe ihres Aerars. — Dagegen gelang es dem Bruder, der in Aegypten regierte, die Anerkennung durch Volksschlufs von den neuen Herren Roms im J. 695 zu erkaufen; der Kaufpreis soll 6000 Talente (10 Mill. Thlr.) betragen haben. Freilich jagte ihn dafür die Bürgerschaft aus dem Lande, die längst gegen den guten Flötenbläser und schlechten Regenten erbittert war und nun durch den definitiven Verlust von Kypros und den in Folge der Transactionen mit den Römern unerträglich gesteigerten Steuerdruck aufs Aeusserste getrieben ward (696). Allein der König wandte sich, gleichsam wie wegen Entwährung des Kaufobjects, an seine Verkäufer. Diese waren billig genug einzusehen, dafs es ihnen als redlichen Geschäftsmännern obliege dem Ptolemaeos sein Reich wieder zu verschaffen; nur konnten die Parteien sich nicht einig werden, wem der wichtige Auftrag Aegypten mit bewaffneter Hand zu besetzen nebst den davon zu erhoffenden Sporteln zukommen solle. Erst als die Triarchie

auf der Conferenz von Luca sich neu consolidirte, wurde zugleich auch diese Angelegenheit geordnet, nachdem Ptolemaeos noch sich zur Erlegung weiterer 10000 Talente (17 Mill. Thlr.) verstanden hatte: der Statthalter Syriens Aulus Gabinius erhielt jetzt von den Machthabern Befehl sofort zur Zurückführung des Königs die nöthigen Schritte zu thun. Die Bürgerschaft von Alexandreia hatte inzwischen des vertriebenen Königs ältester Tochter Berenike die Krone aufgesetzt und ihr in der Person eines der geistlichen Fürsten des römischen Asiens, des Hochpriesters von Komana Archelaos (S. 137) einen Gemahl gegeben, der Ehrgeiz genug hatte um eine ansehnliche Stellung für den schwankenden Thron der Lagiden daranzugeben. Seine Versuche die römischen Machthaber für sich zu gewinnen blieben ohne Erfolg; aber er schrak auch nicht zurück vor dem Gedanken sein neues Reich mit den Waffen in der Hand selbst gegen die Römer behaupten zu müssen. Gabinius, zwar ohne ostensible Vollmacht den Krieg gegen Aegypten zu beginnen, aber von den Machthabern dazu angewiesen, nahm die angebliche Förderung der Piraterie durch die Aegypter und den Flottenbau des Archelaos zum Vorwand und brach ungesäumt auf gegen die aegyptische Grenze (699). Der Marsch durch die Sandwüste zwischen Gaza und Pelusion, an der so manche gegen Aegypten gerichtete Invasion gescheitert war, ward diesmal glücklich zurückgelegt, was besonders dem raschen und geschickten Führer der Reiterei Marcus Antonius verdankt ward. Auch die Grenzfestung Pelusion wurde von der dort stehenden jüdischen Besatzung ohne Gegenwehr übergeben. Vorwärts dieser Stadt traf das römische Heer auf das aegyptische und schlug es, wobei Antonius wiederum sich auszeichnete. Also gelangte die erste römische Armee an den Nil, wo Flotte und Heer der Aegypter zum letzten entscheidenden Kampfe sich aufgestellt hatten. Aber die Römer siegten abermals und Archelaos selbst fand hier mit vielen der Seinigen kämpfend den Tod. Sofort nach dieser Schlacht ergab sich die Hauptstadt und damit war jeder Widerstand am Ende. Das unglückliche Land ward seinem rechtmäfsigen Zwingherrn überliefert: das Henken und Köpfen, womit ohne des ritterlichen Antonius Dazwischenkunft Ptolemaeos die Wiederherstellung des legitimen Regiments bereits in Pelusion zu feiern begonnen haben würde, ging nun ungehemmt seinen Gang und vor allen andern ward die unschuldige Tochter von dem Vater auf das Schaffot gesandt. Die Bezahlung des mit den Machthabern vereinbarten Lohnes scheiterte an der absoluten Unmöglichkeit dem ausgeso-

genen Lande die verlangten ungeheuren Summen abzupressen, obwohl man dem armen Volke den letzten Pfennig nahm; dafür aber, dafs das Land wenigstens ruhig blieb, sorgte die in der Hauptstadt zurückgelassene Besatzung von römischer Infanterie und keltischer und deutscher Reiterei, welche die einheimischen Prätorianer ablöste und übrigens nicht unglücklich ihnen nacheiferte. Die bisherige Hegemonie Roms über Aegypten ward damit in eine unmittelbare militärische Occupation verwandelt und die nominelle Fortdauer des einheimischen Königthums war nicht so sehr eine Bevorzugung des Landes als eine zwiefache Belastung.

KAPITEL V.

Der Parteienkampf während Pompeius Abwesenheit.

Mit dem gabinischen Gesetze wechselten die hauptstädtischen Parteien die Rollen. So lange der erwählte Feldherr der Demokratie das Schwert in der Hand hielt, war seine Partei oder was dafür galt auch in der Hauptstadt übermächtig. Wohl stand die Nobilität noch geschlossen zusammen und gingen nach wie vor aus der Comitialmaschine nur Consuln hervor, die nach dem Ausdrucke der Demokraten schon in den Windeln zum Consulate designirt waren; die Wahlen zu beherrschen und hier den Einfluſs der alten Familien zu brechen vermochten selbst die Machthaber nicht. Aber leider fing das Consulat, eben da man es so weit gebracht hatte die ‚neuen Menschen' so gut wie vollständig davon auszuschlieſsen, selber an vor dem neu aufgehenden Gestirn der exceptionellen Militärgewalt zu erbleichen. Die Aristokratie empfand es, wenn sie auch nicht gerade es sich gestand; sie gab sich selber verloren. Auſser Quintus Catulus, der mit achtbarer Festigkeit auf seinem wenig erfreulichen Posten als Vorfechter einer überwundenen Partei bis zu seinem Tode (694) ausharrte, ist aus den obersten Reihen der Nobilität kein Optimat zu nennen, der die Interessen der Aristokratie mit Muth und Stetigkeit vertreten hätte. Eben ihre talentvollsten und gefeiertsten Männer, wie Quintus Metellus Pius und Lucius Lucullus, abdicirten thatsächlich und zogen sich, so weit es irgend schicklicher Weise anging, auf ihre Villen zurück, um über Gärten und Bibliotheken, über Fischteichen und Vogelhäusern den Markt und das Rathhaus möglichst zu vergessen. Noch viel mehr gilt dies natür-

lich von der jüngeren Generation der Aristokratie, die entweder ganz in Luxus und Litteratur unterging oder der aufgehenden Sonne sich zuwandte. Ein einziger unter den Jüngeren macht hievon eine Ausnahme: es ist Marcus Porcius Cato (geboren 659), ein Mann vom besten Willen und seltener Hingebung und doch eine der abenteuerlichsten und eine der unerfreulichsten Erscheinungen in dieser an politischen Zerrbildern überreichen Zeit. Ehrlich und stetig, ernsthaft im Wollen und im Handeln, voll Anhänglichkeit an sein Vaterland und die angestammte Verfassung, aber ein langsamer Kopf und sinnlich wie sittlich ohne Leidenschaft hätte er allenfalls einen leidlichen Staatsrechenmeister oder Corporal abgeben mögen. Uuglücklicher Weise aber gerieth er früh unter die Gewalt der Phrase, und, theils beherrscht von den Redensarten der Stoa, wie sie in abstracter Kahlheit und geistloser Abgerissenheit in der damaligen vornehmen Welt in Umlauf waren, theils von dem Exempel seines Urgroſsvaters, den zu reproduciren er für seine besondere Aufgabe hielt, fing er an als Musterbürger und wandelnder Tugendspiegel in der sündigen Hauptstadt einherzuziehen, gleich dem alten Cato auf die Zeiten zu schelten, zu Fuſs zu gehen statt zu reiten, die Annahme von Zinsen zu verweigern, soldatische Ehrenzeichen abzulehnen und die Wiederherstellung der guten alten Zeit damit einzuleiten, daſs er nach König Romulus Vorgang ohne Hemd ging. Eine seltsame Carricatur seines Ahnen, des greisen Bauern, den Haſs und Zorn zum Redner machten, der den Pflug wie das Schwert meisterlich führte, der mit seinem bornirten, aber originellen und gesunden Menschenverstand in der Regel den Nagel auf den Kopf traf, war dieser junge kühle Gelehrte, dem die Schulmeisterweisheit von den Lippen troff und den man überall mit dem Buche in der Hand sitzen sah, dieser Philosoph, der weder das Kriegs- noch sonst irgend ein Handwerk verstand, dieser Wolkenwandler im Reiche der abstracten Moralphilosophie. Dennoch gelangte er zu sittlicher Bedeutung. In einer durchaus elenden und feigen Zeit imponirten sein Muth und seine negativen Tugenden der Menge; er machte Schule und es gab Einzelne — freilich waren sie danach —, die die lebendige Philosophenschablone weiter copirten und abermals carrikirten. Auf ähnlichen Ursachen beruht auch sein politischer Einfluſs. Da er der einzige namhafte Conservative war, der wo nicht Talent und Einsicht, doch Ehrlichkeit und Muth besaſs und immer bereit stand, wo es nöthig und nicht nöthig war, seine Person in die Schanze zu schlagen, so ward er, obwohl weder sein Alter noch sein Rang noch sein Geist ihn dazu berechtigten,

dennoch bald der anerkannte Vormann der Optimatenpartei. Wo das Ausharren eines einzelnen entschlossenen Mannes entscheiden konnte, hat er auch wohl einen Erfolg erzielt und in Detailfragen, namentlich finanzieller Art, oft zweckmäſsig eingegriffen, wie er denn in keiner Senatssitzung fehlte und mit seiner Quästur in der That Epoche machte, auch so lange er lebte das öffentliche Budget im Einzelnen controlirte und natürlich denn auch darüber mit den Steuerpächtern in beständigem Kriege lebte. Uebrigens fehlte ihm zum Staatsmann nicht mehr als alles. Er war unfähig einen politischen Zweck auch nur zu begreifen und die Verhältnisse zu combiniren; seine ganze Taktik bestand darin gegen jeden Front zu machen, der von dem traditionellen moralisch-politischen Katechismus der Aristokratie abwich oder ihm abzuweichen schien, womit er denn natürlich ebenso oft dem Gegner wie dem Parteigenossen in die Hände gearbeitet hat. Der Don Quixote der Aristokratie, bewährte er durch sein Wesen und sein Thun, daſs damals allenfalls noch eine Aristokratie vorhanden, die aristokratische Politik aber nichts mehr war als eine Chimäre.

Mit dieser Aristokratie den Kampf fortzusetzen brachte geringe Ehre. Dennoch ruhten die Angriffe der Demokratie gegen den überwundenen Feind natürlich nicht. Wie die Troſsbuben über ein erobertes Lager stürzte sich die populäre Meute auf die gesprengte Nobilität und wenigstens die Oberfläche der Politik ward von dieser Agitation zu hohen Schaumwellen emporgetrieben. Die Menge ging um so bereitwilliger mit, als namentlich Gaius Caesar sie bei guter Laune hielt durch die verschwenderische Pracht seiner Spiele (689), bei welchen alles Geräth, selbst die Käfichte der wilden Bestien, aus massivem Silber erschien, und überhaupt durch eine Freigebigkeit, welche darum nur um so mehr fürstlich war, weil sie einzig auf Schuldenmachen beruhte. Die Angriffe auf die Nobilität waren von der mannigfaltigsten Art. Reichen Stoff gewährten die Miſsbräuche des aristokratischen Regiments; liberale oder liberal schillernde Beamte wie Gaius Cornelius, Aulus Gabinius, Marcus Cicero fuhren fort die ärgerlichsten und schändlichsten Seiten der Optimatenwirthschaft systematisch zu enthüllen und Gesetze dagegen zu beantragen. Der Senat ward angewiesen den auswärtigen Boten an bestimmten Tagen Zutritt zu gewähren, um dadurch der üblichen Verschleppung der Audienzen Einhalt zu thun. Die von fremden Gesandten in Rom aufgenommenen Darlehen wurden klaglos gestellt, da man hierin das einzige Mittel fand den Bestechun-

gen, die im Senat an der Tagesordnung waren, ernstlich zu steuern (687). Das Recht des Senats in einzelnen Fällen von den Gesetzen zu dispensiren wurde beschränkt (687); ebenso der Mifsbrauch, dafs jeder vornehme Römer, der in den Provinzen Privatgeschäfte zu besorgen hatte, sich defshalb vom Senat den Charakter eines römischen Gesandten ertheilen liefs (691). Man schärfte die Strafen gegen Stimmenkauf und Wahlumtriebe (687. 691), welche letztere namentlich in ärgerlicher Weise gesteigert wurden durch die Versuche der aus dem Senat gestofsenen Individuen (S. 93) durch Wiederwahl in denselben zurückzugelangen. Den rechtsprechenden Beamten wurde als rechtlicher Zwang auferlegt, was bisher nur üblich gewesen war, in Gemäfsheit der nach römischer Weise zu Anfang des Amtes von ihnen aufgestellten Normen Recht zu sprechen (687). — Vor allem aber fuhr man fort das Werk der demokratischen Restauration zu vollenden und die leitenden Gedanken der gracchischen Zeit in zeitgemäfser Form zu verwirklichen. Die Wahl der Priester durch die Comitien, wie sie Gnaeus Domitius eingeführt (II, 188), Sulla wieder abgeschafft hatte (II, 335), ward durch ein Gesetz des Volkstribuns Titus Labienus im J. 691 hergestellt. Man wies gern darauf hin, wie viel zur Wiederherstellung der sempronischen Getreidegesetze in ihrem vollen Umfang noch fehle und überging dabei mit Stillschweigen, dafs unter den veränderten Umständen, bei der bedrängten Lage der öffentlichen Finanzen und der so sehr vermehrten Zahl der vollberechtigten römischen Bürger diese Wiederherstellung schlechterdings unausführbar war. In der Landschaft zwischen dem Po und den Alpen nährte man eifrig die Agitation um politische Gleichberechtigung mit den Italikern. Schon 686 reiste Gaius Caesar zu diesem Zweck daselbst von Ort zu Ort; 689 machte Marcus Crassus als Censor Anstalt die Einwohner geradeswegs in die Bürgerliste einzuschreiben, was nur an dem Widerstand seines Collegen scheiterte; bei den folgenden Censuren scheint dieser Versuch sich regelmäfsig wiederholt zu haben. Wie einst Gracchus und Flaccus die Patrone der Latiner gewesen waren, so warfen sich die gegenwärtigen Führer der Demokratie zu Beschützern der Transpadaner auf und Gaius Piso (Consul 687) hatte es schwer zu bereuen, dafs er gewagt hatte an einem dieser Clienten des Caesar und Crassus sich zu vergreifen. Dagegen zeigten sich dieselben Führer keineswegs geneigt die politische Gleichberechtigung der Freigelassenen zu befürworten: der Volkstribun Gaius Manilius, der in einer nur von wenigen Leuten besuchten Versammlung das

sulpicische Gesetz über das Stimmrecht der Freigelassenen (II, 240) hatte erneuern lassen (31. Dec. 687), ward von den leitenden Männern der Demokratie alsbald desavouirt und mit ihrer Zustimmung das Gesetz schon am Tage nach seiner Durchbringung vom Senate cassirt. In demselben Sinn wurden im J. 689 durch Volksbeschlufs die sämmtlichen Fremden, die weder römisches noch latinisches Bürgerrecht besafsen, aus der Hauptstadt ausgewiesen. Man sieht, der innere Widerspruch der gracchischen Politik, zugleich dem Bestreben der Ausgeschlossenen um Aufnahme in den Kreis der Privilegirten und dem der Privilegirten um Aufrechterhaltung ihrer Sonderrechte Rechnung zu tragen, war auch auf ihre Nachfolger übergegangen: während Caesar und die Seinen einerseits den Transpadanern das Bürgerrecht in Aussicht stellten, gaben sie andrerseits ihre Zustimmung zu der Fortdauer der Zurücksetzung der Freigelassenen und zu der barbarischen Beseitigung der Concurrenz, die die Industrie und das Handelsgeschick der Hellenen und Orientalen in Italien selber den Italikern machte. Charakteristisch ist die Art, wie die Demokratie hinsichtlich der alten Criminalgerichtsbarkeit der Comitien verfuhr. Sulla hatte dieselbe nicht eigentlich aufgehoben, aber thatsächlich war sie doch durch die Geschwornencommissionen über Hochverrath und Mord ersetzt worden (II, 343) und an eine ernstliche Wiederherstellung des alten schon lange vor Sulla durchaus unpraktischen Verfahrens konnte kein vernünftiger Mensch denken. Aber da doch die Idee der Volkssouveränetät eine Anerkennung der peinlichen Gerichtsbarkeit der Bürgerschaft wenigstens im Princip zu fordern schien, so zog der Volkstribun Titus Labienus im J. 691 den alten Mann, der vor achtunddreifsig Jahren den Volkstribun Lucius Saturninus erschlagen hatte oder haben sollte (II, 198), vor dasselbe hochnothpeinliche Halsgericht, kraft dessen, wenn die Chronik recht berichtete, der König Tullus den Schwestermörder Horatius verrechtfertigt hatte. Der Angeklagte war ein gewisser Gaius Rabirius, der den Saturninus wenn nicht getödtet, doch wenigstens mit dem abgehauenen Kopf desselben an den Tafeln der Vornehmen Parade gemacht hatte und der überdies unter den apulischen Gutsbesitzern wegen seiner Menschenfängerei und seiner Blutthaten verrufen war. Es war wenn nicht dem Ankläger selbst, doch den klügeren Männern, die hinter ihm standen, durchaus nicht darum zu thun diesen elenden Gesellen den Tod am Kreuze sterben zu lassen; nicht ungern liefs man es geschehen, dafs zunächst die Form der Anklage vom Senat we-

sentlich gemildert und sodann die zur Aburtheilung des Schuldigen berufene Volksversammlung unter irgend einem Vorwand von der Gegenpartei aufgelöst und die ganze Procedur damit beseitigt ward. Immer waren durch dies Verfahren die beiden Palladien der römischen Freiheit, das Provocationsrecht der Bürgerschaft und die Unverletzlichkeit des Volkstribunats noch einmal als praktisches Recht festgestellt und der demokratische Rechtsboden in den vorigen Stand wieder eingesetzt worden. — Mit noch gröfserer Leidenschaftlichkeit trat die demokratische Reaction in allen Personenfragen auf. Zwar gebot es die Klugheit die Rückgabe der von Sulla eingezogenen Güter an die ehemaligen Eigenthümer nicht zu vertreten, um nicht mit den materiellen Interessen in einen Kampf zu gerathen, dem die Tendenzpolitik selten gewachsen ist; auch die Rückberufung der Emigrirten hing mit dieser Vermögensfrage zu eng zusammen um nicht ebenso unräthlich zu erscheinen. Dagegen machte man grofse Anstrengungen um den Kindern der Geächteten die ihnen entzogenen politischen Rechte zurückzugeben (691), und die Spitzen der Senatspartei wurden von persönlichen Angriffen verfolgt. So hing dem Marcus Lucullus Gaius Memmius im J. 688 einen Tendenzprozefs an. So liefs man seinen berühmteren Bruder vor den Thoren der Hauptstadt drei Jahre auf den Triumph harren (688—691). Aehnlich wurden Quintus Rex und der Eroberer von Kreta Quintus Metellus insultirt. Gröfseres Aufsehen noch machte es, dafs der junge Führer der Demokratie Gaius Caesar im J. 691 sich es herausnahm bei der Bewerbung um das höchste Priesteramt mit den beiden angesehensten Männern der Nobilität Quintus Catulus und Publius Servilius, dem Sieger von Isaura, zu concurriren und sogar bei der Bürgerschaft ihnen den Rang abzulaufen. Die Erben Sullas, namentlich sein Sohn Faustus sahen sich beständig bedroht von einer Klage auf Rückerstattung der von dem Regenten angeblich unterschlagenen öffentlichen Gelder. Man sprach sogar von der Wiederaufnahme der im J. 664 sistirten demokratischen Anklagen auf Grund des varischen Gesetzes (II, 229). Am nachdrücklichsten wurden begreiflicher Weise die bei den sullanischen Executionen betheiligten Individuen gerichtlich verfolgt. Wenn der Quästor Marcus Cato in seiner täppischen Ehrlichkeit selber den Anfang damit machte ihnen die empfangenen Mordprämien als widerrechtlich dem Staate entfremdetes Gut wieder abzufordern (689), so kann es nicht befremden, dafs das Jahr darauf (690) Gaius Caesar als Vorsitzender in dem Mordgericht die Clausel in der sullanischen

Ordnung, welche die Tödtung eines Geächteten straflos erklärte, kurzweg als nichtig behandelte und die namhaftesten unter den Schergen Sullas, Lucius Catilina, Lucius Bellienus, Lucius Luscius vor seine Geschwornen stellen und zum Theil auch verurtheilen liefs. Endlich unterliefs man nicht die lange verfehmten Namen der Helden und Märtyrer der Demokratie jetzt wieder öffentlich zu nennen und ihr Andenken zu feiern. Wie Saturninus durch den gegen seinen Mörder gerichteten Prozefs offiziell rehabilitirt ward, ist schon erzählt worden. Aber einen anderen Klang noch hatte der Name des Gaius Marius, bei dessen Nennung einst alle Herzen geklopft hatten; und es traf sich, dafs derselbe Mann, dem Italien die Errettung von den nordischen Barbaren verdankte, zugleich der Oheim des gegenwärtigen Führers der Demokratie war. Laut hatte die Menge gejubelt, als im J. 686 Gaius Caesar es wagte den Verboten zum Trotz bei der Beerdigung der Wittwe des Marius die verehrten Züge des Helden auf dem Markte öffentlich zu zeigen. Als aber gar drei Jahre nachher (689) die Siegeszeichen, die Marius auf dem Capitol hatte errichten und Sulla umstürzen lassen, eines Morgens Allen unerwartet wieder an der alten Stelle frisch in Gold und Marmor glänzten, da drängten sich die Invaliden aus dem africanischen und kimbrischen Kriege, Thränen in den Augen, um das Bild des geliebten Feldherrn und den jubelnden Massen gegenüber wagte der Senat nicht an den Trophäen sich zu vergreifen, welche dieselbe kühne Hand den Gesetzen zum Trotz erneuert hatte.

Indefs all dieses Treiben und Hadern, so viel Lärm es auch machte, war politisch betrachtet nur von sehr untergeordneter Bedeutung. Die Oligarchie war überwunden, die Demokratie ans Ruder gelangt. Dafs die Kleinen und Kleinsten herbeieilten um dem am Boden liegenden Feind noch einen Fufstritt zu versetzen; dafs auch die Demokraten ihren Rechtsboden und ihren Principiencult hatten; dafs ihre Doctrinäre nicht ruhten, bis die sämmtlichen Privilegien der Gemeinde in allen Stücken wieder hergestellt waren und dabei gelegentlich sich lächerlich machten, wie Legitimisten es pflegen — das alles war ebenso begreiflich wie gleichgültig. Im Ganzen genommen ist die Agitation ziellos und sieht man ihr die Verlegenheit der Urheber an einen Gegenstand für ihre Thätigkeit zu finden, wie sie sich denn auch fast durchaus um wesentlich schon erledigte oder um Nebensachen dreht. Es konnte nicht anders sein. In dem Kampfe gegen die Aristokratie waren die Demokraten Sieger geblieben; die Feuerprobe

aber stand ihnen noch bevor — nicht gegen den bisherigen Feind, sondern gegen den übermächtigen Bundesgenossen, dem sie in dem Kampfe mit der Aristokratie wesentlich den Sieg verdankten und dem sie jetzt eine beispiellose militärische und politische Gewalt selbst in die Hände hatten geben müssen, weil sie nicht wagten sie ihm zu verweigern. Noch war der Feldherr des Ostens und der Meere beschäftigt Könige ein- und abzusetzen; wie lange Zeit er dazu sich nehmen, wann er das Kriegsgeschäft für beendet erklären werde, konnte keiner sagen als er selbst, da wie alles andere auch der Zeitpunkt seiner Rückkehr nach Italien, das heifst der Entscheidung in seine Hand gelegt war. Die Parteien in Rom inzwischen safsen und harrten. Die Optimaten freilich sahen der Ankunft des gefürchteten Feldherrn verhältnifsmäfsig ruhig entgegen; wohl erkannten auch sie den herannahenden Bruch zwischen Pompeius und der Demokratie, allein eben darauf mochten sie neue Hoffnungen bauen. Dagegen die Demokraten, von angstvoller Erwartung gepeinigt, suchten Pompeius Abwesenheit zu benutzen, um während der vergönnten Frist gegen die drohende Explosion eine Contremine zu legen. Hierin begegneten sie sich mit Crassus, dem nichts übrig blieb um dem beneideten und gehafsten Nebenbuhler zu begegnen als sich neu und enger als zuvor mit der Demokratie zu verbünden. Schon bei der ersten Coalition hatten Caesar und Crassus als die beiden Schwächeren sich besonders nahe gestanden; das gemeinschaftliche Interesse und die gemeinschaftliche Gefahr zog das Band noch fester, das den reichsten und den verschuldetsten Mann von Rom zu engster Allianz verknüpfte. Während öffentlich die Demokraten den abwesenden Feldherrn als das Haupt und den Stolz ihrer Partei bezeichneten und alle ihre Pfeile gegen die Aristokratie zu richten schienen, ward im Stillen gegen Pompeius gerüstet. Diese Versuche der Demokratie sich der drohenden Militärdictatur zu entwinden haben geschichtlich eine weit höhere Bedeutung als die lärmende und gröfstentheils nur als Maske benutzte Agitation gegen die Nobilität. Freilich bewegten sie sich in einem Dunkel, in das unsere Ueberlieferung nur einzelne Streiflichter fallen lässt; denn nicht die Gegenwart allein, auch die Folgezeit hatte ihre Ursachen einen Schleier darüber zu werfen. Indess im Allgemeinen sind sowohl der Gang wie das Ziel dieser Bestrebungen vollkommen klar. Der Militärgewalt konnte nur durch eine andere Militärgewalt wirksam Schach geboten werden. Die Absicht der Demokraten war sich nach dem Beispiel des Marius und Cinna der Zügel der Regierung zu bemächtigen und

sodann einen ihrer Chefs sei es mit der Eroberung Aegyptens, sei es mit der Statthalterschaft Spaniens oder einem ähnlichen ordentlichen oder aufserordentlichen Amte zu betrauen, in welchem die aufserordentliche Gewalt des Pompeius wenigstens einigermafsen ein Gegengewicht gefunden hätte. Dies Ziel konnte nur erreicht werden durch eine Revolution, die zunächst gegen die nominelle Regierung, in der That gegen Pompeius als den designirten Monarchen sich richtete* und zu deren Einleitung von der Erlassung der gabinisch-manilischen Gesetze an bis auf Pompeius Rückkehr (688—692) die Verschwörung in Rom in Permanenz war. Die Gemüther waren in ängstlicher Spannung; die gedrückte Stimmung der Capitalisten, die Zahlungsstockungen, die häufigen Bankerotte waren Vorboten der im Geheimen gährenden Umwälzung, die zugleich eine gänzlich neue Stellung der Parteien herbeiführen zu müssen schien. Der Anschlag der Demokratie, der zugleich gegen den Senat und gegen Pompeius gerichtet war, legte eine Annäherung zwischen diesen nahe. Die Demokratie aber, indem sie der Militärdictatur des Pompeius die eines ihr genehmeren Mannes entgegenzustellen unternahm, erkannte genau genommen auch ihrerseits sie als unvermeidlich an und trieb in der That den Teufel aus durch Beelzebub; unter den Händen ward ihr die Principien- zur Personenfrage.

Die Einleitung der von den Führern der Demokratie entworfenen Revolution sollte der Sturz der bestehenden Regierung durch eine zunächst in Rom von demokratischen Verschwornen angestiftete Insurrection sein. Der sittliche Zustand der niedrigsten wie der höchsten Schichten der hauptstädtischen Gesellschaft bot hiezu den Stoff in beklagenswerther Fülle. Wie das freie und das Sclavenproletariat der Hauptstadt beschaffen waren, braucht hier nicht wiederholt zu werden. Es ward schon das bezeichnende Wort vernommen, dafs nur der Arme den Armen zu vertreten fähig sei — wie man sieht, regte der

* Wer die Gesammtlage der politischen Verhältnisse dieser Zeit übersieht, wird specieller Beweise nicht bedürfen, um zu der Einsicht zu gelangen, dafs das wesentliche Ziel der demokratischen Machinationen 688 fg. nicht der Sturz des Senats war, sondern der des Pompeius. Doch fehlt es auch an solchen nicht. Dafs das gabinisch-manilische Gesetz der Demokratie einen tödtlichen Schlag versetzte, sagt Sallust (*Cat.* 39); dafs die Verschwörung 688—689 und die servilische Rogation speciell gegen Pompeius gerichtet waren, ist gleichfalls bezeugt (Sallust *Cat.* 19; Val. Max. 6, 2, 4; Cic. *de lege agr.* 2, 17, 46). Ueberdies zeigt Crassus Stellung zu der Verschwörung allein schon hinreichend, dafs sie gegen Pompeius gerichtet war.

Gedanke sich bereits, dafs auch die Masse der Armen so gut wie die Oligarchie der Reichen sich als selbstständige Macht constituiren und statt sich tyrannisiren zu lassen, auch wohl selbst den Tyrannen spielen könne. Aber auch in den Kreisen der vornehmen Jugend fanden ähnliche Gedanken einen Wiederhall. Das hauptstädtische Modeleben zerrüttete nicht blofs das Vermögen, sondern auch die Kraft des Leibes und des Geistes. Jene elegante Welt der duftenden Haarlocken, der modischen Bärte und Manschetten, so lustig es auch bei Tanz und Citherspiel und früh und spät beim Becher in ihr herging, barg doch in sich einen erschreckenden Abgrund sittlichen und ökonomischen Verfalls, gut oder schlecht verhehlter Verzweiflung und wahnsinniger oder bübischer Entschlüsse. In diesen Kreisen seufzte man unverholen nach der Wiederkehr der cinnanischen Zeit mit ihren Aechtungen und Confiscationen und ihrer Vernichtung der Schuldbücher; es gab Leute genug, darunter nicht wenige von nicht gemeiner Herkunft und Anlage, die nur auf das Signal warteten, um wie eine Räuberschaar über die bürgerliche Gesellschaft herzufallen und das verlotterte Vermögen sich wieder zu erplündern. Wo eine Bande sich bildet, fehlt es an Führern nicht; auch hier fanden sich bald die Männer, die zu Räuberhauptleuten sich qualificirten. Der gewesene Prätor Lucius Catilina, der Quaestor Gnaeus Piso zeichneten unter ihren Genossen nicht blofs durch ihre vornehme Geburt und ihren höheren Rang sich aus. Sie hatten die Brücke vollständig hinter sich abgebrochen und imponirten ihren Spiefsgesellen durch ihre Ruchlosigkeit ebenso sehr wie durch ihre Talente. Vor allem Catilina war einer der frevelhaftesten dieser frevelhaften Zeit. Seine Bubenstücke gehören in die Criminalacten, nicht in die Geschichte; aber schon sein Aeufseres, das bleiche Antlitz, der wilde Blick, der bald träge, bald hastige Gang verriethen seine unheimliche Vergangenheit. In hohem Grade besafs er die Eigenschaften, die von dem Führer einer solchen Rotte verlangt werden: die Fähigkeit alles zu geniefsen und alles zu entbehren, Muth, militärisches Talent, Menschenkenntnifs, Energie des Verbrechens und jene entsetzliche Pädagogik des Lasters, die den Schwachen zu Falle zu bringen, den Gefallenen zum Verbrecher zu erziehen versteht. — Aus solchen Elementen eine Verschwörung zum Umsturz der bestehenden Ordnung zu bilden, konnte Männern, die Geld und politischen Einflufs besafsen, nicht schwer fallen. Catilina, Piso und ihres Gleichen gingen bereitwillig auf jeden Plan ein, der ihnen Aechtungen und Cassation der Schuld-

bücher in Aussicht stellte; jener war überdies noch mit der Aristokratie speciell verfeindet, weil sie sich der Bewerbung des verworfenen und gefährlichen Menschen um das Consulat widersetzt hatte. Wie er einst als Scherge Sullas an der Spitze einer Keltenschaar auf die Geächteten Jagd gemacht und unter Anderen seinen eigenen hochbejahrten Schwager mit eigener Hand niedergemacht hatte, so ließ er jetzt sich bereitwillig dazu herbei der Gegenpartei ähnliche Dienste zuzusagen. Ein geheimer Bund ward gestiftet. Die Zahl der in denselben aufgenommenen Individuen soll 400 überstiegen haben; er zählte Affiliirte in allen Landschaften und Stadtgemeinden Italiens; überdies verstand es sich von selbst, daß einer Insurrection, die das zeitgemäße Programm der Schuldentilgung auf ihre Fahne schrieb, aus den Reihen der dissoluten Jugend zahlreiche Rekruten ungeheißen zuströmen würden.

Im December 688 — so wird erzählt — glaubten die Leiter des Bundes den geeigneten Anlaß gefunden zu haben um loszuschlagen. Die beiden für 689 erwählten Consuln Publius Cornelius Sulla und Publius Autronius Paetus waren vor kurzem der Wahlbestechung gerichtlich überwiesen und deßhalb nach gesetzlicher Vorschrift ihrer Anwartschaft auf das höchste Amt verlustig erklärt worden. Beide traten hierauf dem Bunde bei. Die Verschwornen beschlossen ihnen das Consulat mit Gewalt zu verschaffen und dadurch sich selbst in den Besitz der höchsten Gewalt im Staate zu setzen. An dem Tage, wo die neuen Consuln ihr Amt antreten würden, dem 1. Jan. 689, sollte die Curie von Bewaffneten gestürmt, die neuen Consuln und die sonst bezeichneten Opfer niedergemacht und Sulla und Paetus nach Cassirung des gerichtlichen Urtheils, das sie ausschloß, als Consuln proclamirt werden. Crassus sollte sodann die Dictatur, Caesar das Reiterführeramt übernehmen, ohne Zweifel um eine imposante Militärmacht auf die Beine zu bringen, während Pompeius fern am Kaukasus beschäftigt war. Schon waren Hauptleute und Gemeine angewiesen und bedungen; an dem bestimmten Tage wartete Catilina in der Nähe des Rathhauses auf das verabredete Zeichen, das auf Crassus Wink von Caesar ihm gegeben werden sollte. Allein er wartete vergebens; Crassus fehlte in der entscheidenden Senatssitzung und daran scheiterte für diesmal die projectirte Insurrection. Ein ähnlicher noch umfassenderer Mordplan ward dann für den 5. Febr. verabredet; allein auch dieser ward vereitelt, da Catilina das Zeichen zu früh gab, bevor noch die bestellten Banditen sich alle eingefunden hatten. Darüber ward das

Geheimnifs ruchtbar. Die Regierung wagte zwar nicht offen der Verschwörung entgegenzutreten, aber sie gab doch den zunächst bedrohten Consuln Wache bei und stellte der Bande der Verschwornen eine von der Regierung bezahlte entgegen. Um Piso zu entfernen wurde der Antrag gestellt ihn als Quaestor mit prätorischen Befugnissen nach dem diesseitigen Spanien zu senden; worauf Crassus einging, in der Hoffnung durch denselben die Hülfsquellen dieser wichtigen Provinz für die Insurrection zu gewinnen. Weiter gehende Vorschläge wurden durch die Tribunen verhindert. — Also lautet die offenbar wesentlich aus den Behauptungen der Gegner der Verschwornen geflossene Ueberlieferung, deren Glaubwürdigkeit im Einzelnen in Ermangelung jeder Controle dahingestellt bleiben mufs. Was die Hauptsache anlangt, die Betheiligung von Caesar und Crassus, so kann allerdings der von ihren politischen Gegnern herrührende Bericht nicht als ausreichender Beweis für dieselbe angesehen werden. Aber bemerkenswerth bleibt es doch, wie gut ihre offenkundige Thätigkeit in dieser Epoche zu der geheimen pafst, die dieser Bericht ihnen beimifst. Dafs Crassus, der in diesem Jahre Censor war, als solcher den Versuch machte die Transpadaner in die Bürgerliste einzuschreiben (S. 152), war schon geradezu ein revolutionäres Beginnen. Noch bemerkenswerther ist es, dafs Crassus ebenfalls in seiner Censur Aegypten und Kypros in das Verzeichnifs der römischen Domänen einschreiben wollte* und dafs Caesar um die gleiche Zeit (689 oder 690) durch einige Tribune bei der Bürgerschaft den Antrag stellen liefs ihn nach Aegypten zu senden, um den von den Alexandrinern vertriebenen König Ptolemaeos wieder einzusetzen. Diese Machinationen stimmen mit den von den Gegnern erhobenen Anklagen in bedenklicher Weise zusammen. Gewisses läfst sich hier nicht ermitteln; aber die grofse Wahrscheinlichkeit ist dafür, dafs

* Plutarch *Crass.* 13; Cicero *de l. agr.* 2, 17, 44. In dies Jahr (689) gehört Ciceros Rede *de rege Alexandrino*, die man unrichtig in das J. 698 gesetzt hat. Cicero widerlegt darin, wie die Fragmente deutlich zeigen, Crassus Behauptung, dafs durch das Testament des Königs Alexandros Aegypten römisches Eigenthum geworden sei. Diese Rechtsfrage konnte und mufste im J. 689 discutirt werden; im J. 698 aber war sie bereits erledigt durch das julische Gesetz von 695. Auch handelte es sich im J. 698 gar nicht um die Frage, wem Aegypten gehöre, sondern um die Zurückführung des durch einen Aufstand vertriebenen Königs und es hat bei dieser uns genau bekannten Verhandlung Crassus keine Rolle gespielt. Endlich war Cicero nach der Conferenz von Luca durchaus nicht in der Lage gegen einen der Triumvirn ernstlich zu opponiren.

Crassus und Caesar den Plan entworfen hatten sich während Pompeius Abwesenheit der Militärdictatur zu bemächtigen; dafs Aegypten zur Basis dieser demokratischen Militärmacht ausersehen war; dafs endlich der Insurrectionsversuch von 689 angezettelt worden ist um diese Entwürfe zu realisiren und Catilina und Piso also Werkzeuge in den Händen von Crassus und Caesar gewesen sind.

Einen Augenblick kam die Verschwörung ins Stocken. Die Wahlen für 690 fanden statt, ohne dafs Crassus und Caesar ihren Versuch sich des Consulats zu bemeistern dabei erneuert hätten; wozu mit beigetragen haben mag, dafs ein Verwandter des Führers der Demokratie, Lucius Caesar, ein schwacher und von seinem Geschlechtsfreund nicht selten als Werkzeug benutzter Mann, diesmal um das Consulat sich bewarb. Indefs drängten die Berichte aus Asien zur Eile. Die kleinasiatischen und armenischen Angelegenheiten waren bereits vollständig geordnet. So klar auch die demokratischen Strategen es bewiesen, dafs der mithradatische Krieg erst mit der Gefangennahme des Königs als beendigt gelten könne und dafs es defshalb nothwendig sei die Hetzjagd um das schwarze Meer herum zu beginnen, vor allen Dingen aber von Syrien fern zu bleiben (S. 120) — Pompeius war, unbekümmert um solches Geschwätz, im Frühjahr 690 aus Armenien aufgebrochen und nach Syrien marschirt. Wenn Aegypten wirklich zum Hauptquartier der Demokratie ausersehen war, so hatte man Grund sich zu eilen; leicht konnte sonst Pompeius eher als Caesar in Aegypten stehen. Die Verschwörung von 688, durch die schlaffen und ängstlichen Repressivmafsregeln dagegen keineswegs gesprengt, regte sich wieder, als im Anfang Juni 690 die Agitation für die Consulwahlen des nächsten Jahres ernstlich begann. Der Plan war wenig verändert. Die Leiter der Bewegung hielten wie vorher sich im Hintergrund. Als Bewerber um das Consulat wurden diesmal von ihnen aufgestellt Catilina selbst und Gaius Antonius, der jüngere Sohn des Redners, ein Bruder des von Kreta her übel berufenen Feldherrn. Catilinas war man sicher; Antonius, ursprünglich Sullaner und von der demokratischen Partei vor einigen Jahren vor Gericht gestellt und aus dem Senate gestossen (S. 87. 93), übrigens ein schlaffer, unbedeutender, in keiner Hinsicht zum Führer berufener Mann, ward als völlig bankerott mit leichter Mühe von den Demokraten bewogen zu ihnen überzutreten. Durch die Consuln gedachte man sich des Regiments zu bemächtigen, die in der Hauptstadt zurückgebliebenen Kinder des Pompeius als Geifseln festzunehmen und in Italien und den

Provinzen gegen Pompeius zu rüsten. Auf die erste Nachricht von dem in der Hauptstadt gefallenen Schlage sollte der Statthalter Gnaeus Piso im diesseitigen Spanien die Fahne der Insurrection aufstecken. Die Communication mit ihm konnte auf dem Seeweg nicht stattfinden, da Pompeius das Meer beherrschte; man zählte defsfalls auf die Transpadaner, die alten Clienten der Demokratie, unter denen es gewaltig gährte und die natürlich sofort das Bürgerrecht erhalten haben würden, ferner auf verschiedene keltische Stämme*. Bis nach Mauretanien hin verzweigten sich die Fäden dieser Verbindung. Einer der Mitverschwornen, der römische Grofshändler Publius Sittius aus Nuceria, durch finanzielle Verwickelungen gezwungen Italien zu verlassen, hatte daselbst und in Spanien einen Trupp verzweifelter Leute bewaffnet und zog nun als Freischaarenführer im westlichen Africa herum, wo er alte Handelsverbindungen hatte. — Die Partei strengte alle ihre Kräfte für den Wahlkampf an. Crassus und Caesar setzten ihr Geld — eigenes oder geborgtes — und ihre Verbindungen ein um Catilina und Antonius das Consulat zu verschaffen; Catilinas Genossen spannten jeden Nerv an um den Mann an das Ruder zu bringen, der ihnen die Aemter und Priesterthümer, die Paläste und Landgüter ihrer Gegner und vor allen Dingen Befreiung von ihren Schulden verhiefs und von dem man wufste, dafs er Wort halten werde. Die Aristokratie war in grofser Noth, hauptsächlich weil sie nicht einmal Gegencandidaten aufzustellen wufste. Dafs ein solcher seinen Kopf wagte, war offenbar; und die Zeiten waren nicht mehr, wo der Posten der Gefahr den Bürger lockte — jetzt schwieg selbst der Ehrgeiz vor der Angst. So begnügte sich die Nobilität einen schwächlichen Versuch zu machen den Wahlumtrieben durch Erlassung eines neuen Gesetzes über den Stimmenkauf zu steuern — was übrigens an der Intercession eines Volkstribunen scheiterte — und ihre Stimmen auf einen Bewerber zu werfen, der ihr zwar auch nicht genehm, aber doch wenigstens unschädlich war. Es war dies Marcus Cicero, notorisch ein politischer Achselträger**,

* Die *Ambrani* (Suet. *Caes.* 9) sind wohl nicht die ligurischen Ambronen (Plutarch *Mar.* 19), sondern verschrieben für *Arverni*.

** Naiver kann man das wohl nicht aussprechen als sein eigener Bruder es thut (*de pet. cons.* 1, 5. 13, 51. 53; vom J. 690). Als Belegstück dazu werden unbefangene Leute nicht ohne Interesse die zweite Rede gegen Rullus lesen, wo der ‚erste demokratische Consul', in sehr ergötzlicher Weise das liebe Publicum nasführend, ihm die ‚richtige Demokratie' entwickelt.

gewohnt bald mit den Demokraten, bald mit Pompeius, bald aus etwas weiterer Ferne mit der Aristokratie zu liebäugeln und ohne Unterschied der Person oder Partei — er zählte auch Catilina unter seinen Clienten — Advocatendienste zu leisten, eigentlich keiner Partei angehörig oder, was ziemlich dasselbe ist, der Partei der materiellen Interessen, die in den Gerichten dominirte und den beredten Sachwalter, den höflichen und witzigen Gesellschafter gern hatte. Er hatte Verbindungen genug in der Hauptstadt und den Landstädten, um neben den von der Demokratie aufgestellten Candidaten noch eine Chance zu haben; und da auch die Nobilität, obwohl nicht gern, und die Pompeianer für ihn stimmten, ward er mit grofser Majorität gewählt. Die beiden Candidaten der Demokratie erhielten fast gleich viele Stimmen, jedoch fielen auf Antonius, dessen Familie angesehener war als die seines Concurrenten, einige mehr. Dieser Zufall vereitelte die Wahl Catilinas und rettete Rom vor einem zweiten Cinna. Schon etwas früher war Piso, es hiefs auf Anstiften seines politischen und persönlichen Feindes Pompeius, in Spanien von seiner einheimischen Escorte niedergemacht worden*. Mit dem Consul Antonius allein war nichts anzufangen; Cicero sprengte das lockere Band, das ihn an die Verschwörung knüpfte, noch ehe sie beide ihre Aemter antraten, indem er auf die von Rechtswegen ihm zustehende Loosung um die Consularprovinzen Verzicht leistete und dem tief verschuldeten Collegen die einträgliche Statthalterschaft Makedonien überliefs. Auch dieses Anschlags wesentliche Vorbedingungen waren vereitelt.

Inzwischen entwickelten die orientalischen Verhältnisse sich immer bedrohlicher für die Demokratie. Die Ordnung Syriens schritt rasch vorwärts; schon waren von Aegypten Aufforderungen an Pompeius ergangen daselbst einzurücken und das Land für Rom einzuziehen; man mufste fürchten demnächst zu vernehmen, dafs Pompeius selbst das Nilland in Besitz genommen habe. Eben hiedurch mag Caesars Versuch sich vom Volke nach Aegypten senden zu lassen, um dem König gegen seine aufrührerischen Unterthanen Beistand zu leisten (S. 160), hervorgerufen worden sein; er scheiterte, wie es scheint, an der Abneigung der Grofsen und Kleinen irgend etwas gegen Pompeius Interesse zu unternehmen. Pompeius Heimkehr und damit die wahrscheinliche Katastrophe rückten immer näher; wie oft

* Seine noch vorhandene Grabschrift lautet: *Cn. Calpurnius Cn. f. Piso quaestor pro pr. ex s. c. provinciam Hispaniam citeriorem optinuit.*

auch die Sehne gerissen war, es mufste doch wieder versucht werden denselben Bogen zu spannen. Die Stadt war in dumpfer Gährung; häufige Conferenzen der Häupter der Bewegung deuteten an, dafs wieder etwas im Werke sei. Was das sei, ward offenbar, als die neuen Volkstribunen ihr Amt antraten (10. Dec. 690) und sogleich einer von ihnen, Publius Servilius Rullus, ein Ackergesetz beantragte, durch welches die Führer der Demokraten sich eine ähnliche Stellung zu verschaffen gedachten, wie sie in Folge der gabinisch-manilischen Anträge Pompeius einnahm. Der nominelle Zweck war die Gründung von Colonien in Italien, wozu der Boden indefs nicht durch Expropriation gewonnen werden sollte — vielmehr wurden alle bestehende Privatrechte garantirt, ja sogar die widerrechtlichen Occupationen der jüngsten Zeit (S. 84) in volles Eigenthum umgewandelt. Nur die verpachtete campanische Domäne sollte parcelirt und colonisirt, im Uebrigen das zur Assignation bestimmte Land durch gewöhnlichen Kauf von der Regierung erworben werden. Um die hiezu nöthigen Summen zu beschaffen, sollte alles italische und aufseritalische Domanialland — mit Ausschlufs der campanischen Domäne — successiv zum Verkauf gebracht werden; worunter namentlich die ehemaligen königlichen Tafelgüter in Makedonien, dem thrakischen Chersones, Bithynien, Pontus, Kyrene, ferner die Gebiete der nach Kriegsrecht zu vollem Eigen gewonnenen Städte in Spanien, Africa, Sicilien, Hellas, Kilikien verstanden waren. Verkauft werden sollte imgleichen alles, was der Staat an beweglichem und unbeweglichem Gut seit dem J. 666 erworben und worüber er nicht früher verfügt hatte; wobei man hauptsächlich zielte auf Aegypten und Kypros. Zu dem gleichen Zweck wurden alle unterthänigen Gemeinden mit Ausnahme der Städte latinischen Rechts und der sonstigen Freistädte mit sehr hoch gegriffenen Gefällen und Zehnten belastet. Ebenfalls ward dazu endlich bestimmt der Ertrag der neuen Provinzialgefälle, anzurechnen vom J. 692, und der Erlös aus der sämmtlichen noch nicht gesetzmäfsig verwandten Beute; welche Anordnung auf die neuen von Pompeius im Osten eröffneten Steuerquellen und auf die in den Händen des Pompeius und der Erben Sullas befindlichen öffentlichen Gelder sich bezog. Zur Ausführung dieser Mafsregeln sollten Zehnmänner mit eigener Jurisdiction und eigenem Imperium ernannt werden, welche fünf Jahre im Amte zu bleiben und mit 200 Unterbeamten aus dem Ritterstand sich zu umgeben hatten; bei der Wahl der Zehnmänner aber sollten nur die Candidaten, die persönlich sich melden würden, berücksich-

tigt werden dürfen und, ähnlich wie bei den Priesterwahlen (II, 400), nur siebzehn durch Loos aus den fünfunddreifsig zu bestimmende Bezirke wählen. Es war ohne grofsen Scharfsinn zu erkennen, dafs man in diesem Zehnmännercollegium eine der des Pompeius nachgebildete, nur etwas weniger militärisch und mehr demokratisch gefärbte Gewalt zu schaffen beabsichtigte. Man bedurfte der Gerichtsbarkeit namentlich um die ägyptische Frage zu entscheiden, der Militärgewalt, um gegen Pompeius zu rüsten; die Clausel, welche die Wahl eines Abwesenden untersagte, schlofs Pompeius aus und die Verminderung der stimmberechtigten Bezirke so wie die Manipulation des Ausloosens sollten die Lenkung der Wahl im Sinne der Demokratie erleichtern. — Indefs dieser Versuch verfehlte gänzlich sein Ziel. Die Menge, die es bequemer fand, das Getreide im Schatten der römischen Hallen aus den öffentlichen Magazinen sich zumessen zu lassen, als es im Schweifse des Angesichts selber zu bauen, nahm den Antrag an sich schon mit vollkommener Gleichgültigkeit auf. Sie fühlte auch bald heraus, dafs Pompeius einen solchen in jeder Hinsicht ihn verletzenden Entschlufs sich nimmermehr gefallen lasse werde und dafs es nicht gut stehen könne mit einer Partei, die in ihrer peinlichen Angst sich zu so ausschweifenden Anerbietungen herbeilasse. Unter solchen Umständen fand die Regierung es nicht schwer den Antrag zu vereiteln; der neue Consul Cicero säumte nicht sein Talent der geschlagenen Partei einen nachträglichen letzten Stofs zu geben auch hier anzubringen; noch ehe die bereitstehenden Tribune intercedirten, zog der Urheber selbst den Vorschlag zurück (1. Jan. 691). Die Demokratie hatte nichts gewonnen als die unerfreuliche Belehrung, dafs die grofse Menge in Liebe oder in Furcht fortwährend noch an Pompeius hing und dafs jeder Antrag sicher fiel, den das Publicum als gegen Pompeius gerichtet erkannte.

Ermüdet von all diesem vergeblichen Intriguiren und resultatlosen Planemachen beschlofs Catilina die Sache zur Entscheidung zu treiben und ein für alle Mal ein Ende zu machen. Es konnte dies nur geschehen durch den Bürgerkrieg und er traf danach seine Mafsregeln. Faesulae (Fiesole), eine sehr feste Stadt in dem von Verarmten und Verschworenen wimmelnden Etrurien, war zum Hauptquartier der Insurrection ausersehen. Dorthin gingen die Geldsendungen, wozu namentlich die in die Verschwörung verwickelten vornehmen Damen der Hauptstadt die Mittel hergaben; dort wurden Waffen und Soldaten gesammelt; ein alter sullanischer Hauptmann Gaius Manlius, so tapfer und so frei von Ge-

wissensscrupeln wie nur je ein Lanzknecht, übernahm daselbst vorläufig den Oberbefehl. Aehnliche wenn auch minder ausgedehnte Zurüstungen wurden an andern Puncten Italiens gemacht. Die Transpadaner waren so aufgeregt, dafs sie nur auf das Zeichen zum Losschlagen zu warten schienen. Im bruttischen Lande, an der Ostküste Italiens, in Capua, wo überall grofse Sclavenmassen angehäuft waren, schien eine zweite Sclaveninsurrection gleich der des Spartacus im Entstehen. Auch in der Hauptstadt bereitete etwas sich vor; wer die trotzige Haltung sah, in der die vorgeforderten Schuldner vor dem Stadtprätor erschienen, mufste der Scenen gedenken, die der Ermordung des Asellio (II, 239) vorangegangen waren. Die Capitalisten schwebten in namenloser Angst; es zeigte sich nöthig das Verbot der Gold- und Silberausfuhr einzuschärfen und die Haupthäfen überwachen zu lassen. Der Plan der Verschworenen war bei der Consulwahl für 692, zu der Catilina sich wieder gemeldet hatte, den wahlleitenden Consul so wie die unbequemen Mitbewerber kurzweg niederzumachen und Catilinas Wahl um jeden Preis durchzusetzen, nöthigenfalls die bewaffneten Schaaren von Faesulae und den andern Sammelpuncten gegen die Hauptstadt zu führen und mit ihnen den Widerstand daselbst zu brechen. — Cicero, durch seine Agenten und Agentinnen von den Verhandlungen der Verschworenen beständig rasch und vollständig unterrichtet, denuncirte an dem anberaumten Wahltag (20. Oct.) die Verschwörung in vollem Senat und im Beisein ihrer hauptsächlichsten Führer. Catilina liefs sich nicht dazu herab zu leugnen; er antwortete trotzig, wenn die Wahl zum Consul auf ihn fallen sollte, so werde es allerdings der grofsen hauptlosen Partei gegen die kleine von elenden Häuptern geleitete an einem Führer nicht länger fehlen. Indefs da es an handgreiflichen Beweisen desComplotts mangelte, konnte von dem ängstlichen Senat nichts weiter erreicht werden, als dafs derselbe in der üblichen Weise den von den Beamten zweckmäfsig befundenen Ausnahmemafsregeln im Voraus seine Sanction ertheilte (21. Oct.). So nahte die Wahlschlacht, diesmal mehr eine Schlacht als eine Wahl; denn auch Cicero hatte aus den jüngeren Männern namentlich des Kaufmannsstandes sich eine bewaffnete Leibwache gebildet. Am 28. October, auf welchen Tag die Wahl vom Senat vertagt worden war, bedeckten diese Bewaffneten der Regierung das Marsfeld; es gelang den Verschworenen weder den wahlleitenden Consul niederzumachen noch die Wahlen in ihrem Sinn zu entscheiden. — Inzwischen hatte der Bürgerkrieg bereits begonnen. Am 27. Oct. hatte Gaius

Manlius bei Faesulae den Adler aufgepflanzt, um den die Armee der Insurrection sich schaaren sollte — es war einer der marianischen aus dem kimbrischen Kriege — und die Räuber aus den Bergen wie das Landvolk aufgerufen sich ihm anzuschliefsen. Seine Proclamationen forderten, anknüpfend an die alten Traditionen der Volkspartei, Befreiung von der erdrückenden Schuldenlast und Milderung des Schuldprocesses, der allerdings immer noch, wenn der Schuldbestand in der That das Reinvermögen überstieg, rechtlich den Verlust der Freiheit für den Schuldner nach sich zog. Es schien, als wolle das hauptstädtische Gesindel, indem es gleichsam als legitimer Nachfolger der alten plebejischen Bauerschaft auftrat und unter den ruhmvollen Adlern des kimbrischen Krieges seine Schlachten schlug, nicht blofs die Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit Roms beschmutzen. Indefs blieb diese Schilderhebung vereinzelt; in den andern Sammelpuncten kam die Verschwörung nicht hinaus über Waffenaufhäufung und Veranstaltung geheimer Zusammenkünfte, da es überall an entschlossenen Führern gebrach. Es war ein Glück für die Regierung; denn wie offen auch seit längerer Zeit der bevorstehende Bürgerkrieg angekündigt ward, hatten doch die eigene Unentschlossenheit und die Schwerfälligkeit der verrosteten Verwaltungsmaschinerie ihr nicht gestattet irgend welche militärische Vorbereitungen zu treffen. Jetzt endlich ward der Landsturm aufgerufen und wurden in die einzelnen Landschaften Italiens höhere Offiziere commandirt, um jeder in seinem Bezirk die Insurrection zu unterdrücken. Aus der Hauptstadt wurden die Fechtersclaven ausgewiesen und wegen der befürchteten Brandstiftungen Patrouillen angeordnet. Catilina war in einer peinlichen Lage. Er sah wohl ein, dafs mit dem bei Faesulae sich sammelnden Haufen allein sein Plan nicht durchzuführen sei; alles lag ihm daran gleichzeitig die Insurrection in der Hauptstadt zum Ausbruch zu bringen. Aber seinen Gehülfen daselbst mochte er das schwierige Unternehmen nicht anvertrauen. Die angeseheneren unter denselben, Publius Lentulus Sura, Consul 683, später aus dem Senat gestofsen und jetzt, um in den Senat zurückzugelangen, wieder Prätor, und die beiden gewesenen Prätoren Publius Autronius und Lucius Cassius waren unfähige Menschen, Lentulus ein gewöhnlicher Aristokrat von grofsen Worten und grofsen Ansprüchen, aber langsam im Begreifen und unentschlossen im Handeln, Autronius durch nichts ausgezeichnet als durch seine gewaltige Kreischstimme; von Lucius Cassius gar begriff es Niemand, wie ein so dicker und so einfältiger Mensch

unter die Verschwörer verschlagen worden sei. Die fähigeren Theilnehmer aber, wie den jungen Senator Gaius Cethegus und die Ritter Lucius Statilius und Publius Gabinius Capito, durfte Catalina nicht wagen an die Spitze zu stellen, da selbst unter den Verschworenen noch die traditionelle Standeshierarchie ihren Platz behauptete und auch die Anarchisten nicht meinten obsiegen zu können, wenn nicht ein Consular oder mindestens ein Prätorier an der Spitze stand. Darum entschlofs sich Catilina, wie dringend immer die Insurrectionsarmee nach ihrem Feldherrn verlangte und wie gefährlich auch nach den Vorgängen bei Faesulae sein Verbleiben in Rom für ihn persönlich war, dennoch Rom nicht zu verlassen, bevor daselbst nicht wenigstens der erste Schritt zur Empörung gethan sei. Gewohnt durch seinen kecken Uebermuth den feigen Gegnern zu imponiren zeigte er sich öffentlich auf dem Markte wie im Rathhaus und antwortete auf die Drohungen, die dort gegen ihn fielen, dafs man sich hüten möge ihn aufs Aeufserste zu treiben; wenn man ihm das Haus anzünde, werde er genöthigt sein es niederzureifsen um den Brand unter Trümmern zu löschen. In der That wagten es weder Private noch Behörden auf den gefährlichen Menschen die Hand zu legen; es war ziemlich gleichgültig, dafs ein junger Adliger ihn wegen Vergewaltigung vor Gericht zog, denn bevor der Prozefs zu Ende kommen konnte, mufste längst anderweitig entschieden sein. Aber auch Catilinas Entwürfe scheiterten; hauptsächlich daran, dafs die Agenten der Regierung sich in den Kreis der Verschworenen gedrängt hatten und dieselbe stets von allem Detail des Complotts genau unterrichtet hielten. Als zum Beispiel die Verschworenen vor der wichtigen Festung Praeneste erschienen (1. Nov.), die sie durch einen Handstreich zu überrumpeln gehofft hatten, fanden sie die Besatzung gewarnt und verstärkt; und so schlug alles fehl. Catilina fand bei all seiner Tollkühnheit es doch gerathen Rom schleunig zu verlassen und setzte den Tag seiner Abreise fest. In einer letzten Zusammenkunft der Verschworenen in der Nacht vom 6. auf den 7. Nov. wurde auf ernstliches Begehren Catilinas beschlossen den Consul Cicero, der die Contremine hauptsächlich leitete, noch vor der Abreise des Führers zu ermorden und, um jedem Verrath zuvorzukommen, diesen Beschlufs sogleich ins Werk zu setzen. Früh am Morgen des 7. Nov. pochten die erkorenen Mörder an dem Hause des Consuls; aber sie sahen die Wachen verstärkt und sich selber abgewiesen — auch diesmal hatten die Spione der Regierung den Verschworenen den Rang abgelaufen. Am Tage darauf (8. Nov.)

berief Cicero den Senat. Noch jetzt wagte es Catilina zu erscheinen und eine Vertheidigung gegen die zornigen Angriffe des Consuls zu versuchen, der ihm ins Gesicht die Vorgänge der letzten Tage enthüllte; aber man hörte nicht mehr auf ihn und in der Nähe des Platzes, auf dem er safs, leerten sich die Bänke. Er verliefs die Sitzung und begab sich, wie er übrigens auch ohne diesen Zwischenfall ohne Zweifel gethan haben würde, der Verabredung gemäfs nach Etrurien. Hier rief er sich selber zum Consul aus und nahm eine zuwartende Stellung, um auf die erste Meldung von dem Ausbruch der Insurrection in der Hauptstadt die Truppen gegen dieselbe in Bewegung zu setzen. Die Regierung erklärte die beiden Führer Catilina und Manlius so wie diejenigen ihrer Genossen, die nicht bis zu einem bestimmten Tag die Waffen niedergelegt haben würden, in die Acht und rief neue Milizen ein; aber nicht blofs ward nicht eingeschritten gegen die in der Hauptstadt zurückgebliebenen Leiter der Verschwörung, sondern auch an die Spitze des gegen Catilina bestimmten Heeres der Consul Gaius Antonius gestellt, der notorisch in die Verschwörung verwickelt war und bei dessen Charakter es durchaus vom Zufall abhing, ob er seine Truppen gegen Catilina oder ihm zuführen werde. Der Plan der hauptstädtischen Emeute war noch von Catilina selbst vor seinem Abgang von Rom festgestellt worden: ein Tribun sollte durch Berufung einer Volksversammlung das Zeichen geben, die Nacht darauf Cethegus den Consul Cicero aus dem Wege räumen, Gabinius und Statilius die Stadt an zwölf Stellen zugleich in Brand stecken und mit dem inzwischen herangezogenen Heere Catilinas die Verbindung in möglichster Geschwindigkeit hergestellt werden. Hätten Cethegus dringende Vorstellungen gefruchtet und Lentulus, der nach Catilinas Abreise an die Spitze der Verschworenen gestellt war, sich zu raschem Losschlagen entschlossen, so konnte die Verschwörung auch jetzt noch gelingen. Allein die Conspiratoren waren gerade ebenso unfähig und ebenso feig wie ihre Gegner; Wochen verflossen und es kam zu keiner Entscheidung.

Endlich führte die Contremine sie herbei. In seiner weitläuftigen und gern die Säumigkeit in dem Nächsten und Nothwendigen durch die Entwerfung fernliegender und weitschichtiger Pläne bedeckenden Art hatte Lentulus sich mit den eben in Rom anwesenden Deputirten eines Keltengaus, der Allobrogen eingelassen und diese, die Vertreter eines gründlich zerrütteten Gemeinwesens und selber tief verschuldet, zur Theilnahme an der Verschwörung bestimmt, auch ihnen bei ihrer Abreise Boten und

Briefe an die Vertrauten mitgegeben. Die Deputirten verliefsen Rom, wurden aber in der Nacht vom 2. auf den 3. December hart an den Thoren von den römischen Behörden angehalten und ihre Papiere ihnen abgenommen. Es zeigte sich, dafs die Allobrogen sich zu Spionen der römischen Regierung hergegeben und die Verhandlungen nur defshalb geführt hatten, um dieser die gewünschten Beweisstücke gegen die Hauptleiter der Verschwörung in die Hände zu spielen. Am Morgen darauf wurden von Cicero in möglichster Stille Verhaftsbefehle gegen die gefährlichsten Führer des Complotts erlassen und gegen Lentulus, Cethegus, Gabinius und Statilius dieselben vollzogen, während einige Andere durch die Flucht der Festnehmung entgingen. Die Schuld der Verhafteten wie der Flüchtigen war vollkommen evident. Unmittelbar nach der Verhaftung wurden dem Senat die weggenommenen Briefschaften vorgelegt, zu deren Siegel und Handschrift die Verhafteten nicht umhin konnten sich zu bekennen, und die Gefangenen und Zeugen verhört; weitere bestätigende Thatsachen, Waffenniederlagen in den Häusern der Verschworenen, drohende Aeufserungen, die sie gethan, ergaben sich alsbald; der Thatbestand der Verschwörung ward vollständig und rechtskräftig festgestellt und die wichtigsten Actenstücke sogleich auf Ciceros Veranstaltung durch fliegende Blätter publicirt. — Die Erbitterung gegen die anarchistische Verschwörung war allgemein. Wie die oligarchische Partei die Enthüllungen aufnahm, kann man sich denken; gern hätte sie dieselben benutzt um mit der Demokratie überhaupt und namentlich mit Caesar abzurechnen, allein sie war viel zu gründlich gesprengt um dies durchsetzen und ihm das Ende bereiten zu können, das sie vor Zeiten den beiden Gracchen und Saturninus bereitet hatte; in dieser Hinsicht blieb es bei dem guten Willen. Die hauptstädtische Menge empörten namentlich die Brandstiftungspläne der Verschworenen. Die Kaufmannschaft und die ganze Partei der materiellen Interessen erkannte in diesem Krieg der Schuldner gegen die Gläubiger natürlich einen Kampf um ihre Existenz; in stürmischer Aufregung drängte sich ihre Jugend, die Schwerter in den Händen, um das Rathhaus und zückte dieselben gegen die offenen und heimlichen Parteigenossen Catilinas. In der That war für den Augenblick die Verschwörung paralysirt; wenn auch vielleicht ihre letzten Urheber noch auf freien Füfsen waren, so war doch der ganze mit der Ausführung beauftragte Stab der Verschwörung entweder gefangen oder auf der Flucht; der bei Faesulae versammelte Haufe konnte ohne Unterstützung durch eine Insurrection in

der Hauptstadt unmöglich viel ausrichten. In einem leidlich geordneten Gemeinwesen wäre die Sache hiemit zu Ende gewesen und hätten das Militär und die Gerichte das Weitere übernommen. Allein in Rom war es so weit gekommen, daſs die Regierung nicht einmal ein paar angesehene Adliche in sicherem Gewahrsam zu halten im Stande war. Die Sclaven und Freigelassenen des Lentulus und der übrigen Verhafteten regten sich; Pläne sollten geschmiedet sein um aus den Privathäusern, in denen sie gefangen saſsen, sie mit Gewalt zu befreien; es fehlte, Dank dem anarchischen Treiben der letzten Jahre, in Rom nicht an Bandenführern, die für eine gewisse Taxe Aufläufe und Gewaltthaten in Accord nahmen; Catilina endlich war von dem Ereigniſs benachrichtigt und nahe genug um mit seinen Schaaren einen dreisten Streich zu versuchen. Wie viel von diesen Befürchtungen gegründet war, läſst sich nicht sagen; die Besorgnisse aber waren natürlich, da der Regierung der Verfassung zufolge in der Hauptstadt weder Truppen noch auch nur eine achtunggebietende Polizeimacht zu Gebote stand und sie in der That jedem Banditenhaufen Preis gegeben war. Der Gedanke ward laut alle etwaigen Befreiungsversuche durch sofortige Hinrichtung der Gefangenen abzuschneiden. Verfassungsmäſsig war dies nicht möglich. Nach dem altgeheiligten Provocationsrecht konnte über den Gemeindebürger ein Todesurtheil nur von der gesammten Bürgerschaft und sonst von keiner andern Behörde verhängt werden; seit die Bürgerschaftsgerichte selbst zur Antiquität geworden waren, ward überhaupt nicht mehr auf den Tod erkannt. Gern hätte Cicero das bedenkliche Ansinnen zurückgewiesen; wie auch der Advocat über die Rechtsfrage denken mochte, er wuſste wohl, wie nützlich es eben dem Advocaten ist liberal zu heiſsen und verspürte wenig Lust durch dies vergossene Blut sich auf ewig von der demokratischen Partei zu scheiden. Indeſs seine Umgebung, namentlich seine vornehme Gemahlin drängten ihn seine Verdienste um das Vaterland durch diesen kühnen Schritt zu krönen; der Consul, wie alle Feigen ängstlich bemüht den Schein der Feigheit zu vermeiden und doch zitternd vor der furchtbaren Verantwortung, berief in seiner Angst den Senat und überlieſs es diesem über Tod und Leben der vier Gefangenen zu entscheiden. Freilich hatte dies keinen Sinn, denn da der Senat verfassungsmäſsig noch viel weniger hierüber erkennen konnte als der Consul, so fiel rechtlich doch immer alle Verantwortung auf den letzteren zurück; aber wann ist je die Feigheit consequent gewesen? Caesar bot alles auf um die Gefangenen zu retten, und seine Rede

voll versteckter Drohungen vor der künftigen unausbleiblichen Rache der Demokratie machte den tiefsten Eindruck. Obwohl bereits sämmtliche Consulare und die grofse Majorität des Senats sich für die Hinrichtung ausgesprochen hatten, schienen doch nun wieder die Meisten, Cicero voran, geneigt sich innerhalb der rechtlichen Schranken zu halten. Allein Cato verstand es, indem er nach Rabulistenart die Verfechter der milderen Meinung der Mitwisserschaft an dem Complott verdächtigte und auf die Vorbereitungen zur Befreiung der Gefangenen durch einen Strafsenaufstand hinwies, die schwankenden Seelen wieder in eine andere Furcht zu werfen und für die sofortige Hinrichtung der Verbrecher die Majorität zu gewinnen. Die Vollziehung des Beschlusses lag natürlich dem Consul ob, der ihn hervorgerufen hatte. Spät am Abend des fünften Decembers wurden die Verhafteten aus ihren bisherigen Quartieren abgeholt und über den immer noch dicht von Menschen vollgedrängten Marktplatz in das Gefängnifs gebracht, worin die zum Tode verurtheilten Verbrecher aufbewahrt zu werden pflegten. Es war ein unterirdisches zwölf Fufs tiefes Gewölbe am Fufs des Capitols, das ehemals als Brunnenhaus gedient hatte. Der Consul selbst führte den Lentulus, Prätoren die übrigen, alle von starken Wachen begleitet; doch fand der Befreiungsversuch, den man erwartete, nicht statt. Niemand wufste, ob die Verhafteten in ein gesicherteres Gewahrsam oder zur Richtstätte geführt wurden. An der Thüre des Kerkers wurden sie den Dreimännern übergeben, die die Hinrichtungen leiteten, und in dem unterirdischen Gewölbe bei Fackelschein erdrosselt. Der Consul, der vor der Thüre gewartet hatte bis die Executionen vollzogen waren, rief darauf mit seiner lauten wohlbekannten Stimme über den Markt hin der stumm harrenden Menge die Worte zu: ‚Sie sind todt'. Bis tief in die Nacht hinein wogten die Haufen durch die Strafsen und begrüfsten jubelnd den Consul, dem sie meinten die Sicherung ihrer Häuser und ihrer Habe schuldig geworden zu sein. Der Rath aber ordnete öffentliche Dankfeste an und die ersten Männer der Nobilität, Marcus Cato und Quintus Catulus, begrüfsten den Urheber des Todesurtheils mit dem — hier zuerst vernommenen — Namen eines Vaters des Vaterlandes. — Aber es war eine grauenvolle That und nur um so grauenvoller, weil sie einem ganzen Volke als grofs und preisenswerth erschien. Elender hat sich wohl nie ein Gemeinwesen bankerott erklärt als Rom durch diesen mit kaltem Blute von der Majorität der Regierung gefafsten, von der Majorität der Bürgerschaft gebilligten Beschlufs einige politische

Gefangene, die nach den Gesetzen zwar strafbar waren, aber das Leben nicht verwirkt hatten, eiligst umzubringen, weil man der Sicherheit der Gefängnisse nicht traute und es keine ausreichende Polizei gab! Es war der humoristische Zug, der selten einer geschichtlichen Tragödie fehlt, dafs dieser Act der brutalsten Tyrannei von dem haltungslosesten und ängstlichsten aller römischen Staatsmänner vollzogen werden mufste und dafs der ‚erste demokratische Consul' dazu ausersehen war das Palladium der alten römischen Gemeindefreiheit, das Provocationsrecht zu zerstören.

Nachdem in der Hauptstadt die Verschwörung erstickt worden war noch bevor sie zum Ausbruch kam, blieb es noch übrig der Insurrection in Etrurien ein Ende zu machen. Der Heerbestand von etwa 2000 Mann, den Catilina vorfand, hatte sich durch die zahlreich herbeiströmenden Rekruten nahezu verfünfacht und bildete schon zwei ziemlich vollzählige Legionen, worin freilich nur etwa der vierte Theil der Mannschaft genügend bewaffnet war. Catilina hatte sich mit ihnen in die Berge geworfen und eine Schlacht mit den Truppen des Antonius vermieden, um die Organisirung seiner Schaaren zu vollenden und den Ausbruch des Aufstandes in Rom abzuwarten. Aber die Nachricht von dem Scheitern desselben sprengte auch die Armee der Insurgenten: die Masse der minder Compromittirten ging darauf hin wieder nach Hause. Der zurückbleibende Rest entschlossener oder vielmehr verzweifelter Leute machte einen Versuch sich durch die Apenninenpässe nach Gallien durchzuschlagen; aber als die kleine Schaar an dem Fufs des Gebirges bei Pistoria (Pistoja) anlangte, fand sie sich hier von zwei Heeren in die Mitte genommen. Vor sich hatte sie das Corps des Quintus Metellus, das von Ravenna und Ariminum herangezogen war, um den nördlichen Abhang des Apennin zu besetzen; hinter sich die Armee des Antonius, der dem Drängen seiner Offiziere endlich nachgegeben und sich zu einem Winterfeldzuge verstanden hatte. Man war nach beiden Seiten hin eingekeilt und die Lebensmittel gingen zu Ende; es blieb nichts übrig als sich auf den näher stehenden Feind, das heifst auf Antonius zu werfen. In einem engen von felsigen Bergen eingeschlossenen Thale kam es zum Kampfe zwischen Catilina und den Truppen des Antonius, welche derselbe, um die Execution gegen seine ehemaligen Verbündeten wenigstens nicht selbst vollstrecken zu müssen, an diesem Tage unter einem Vorwand einem tapferen unter den Waffen ergrauten Offizier, dem Marcus Petreius anvertraut hatte. Die Uebermacht der Regierungsarmee kam bei der Beschaffenheit des

Schlachtfeldes wenig in Betracht; Catilina wie Petreius stellten ihre zuverlässigsten Leute in die vordersten Reihen; Quartier ward weder gegeben noch genommen. Lange stand der Kampf und von beiden Seiten fielen viele tapfere Männer; Catilina, der vor dem Anfange der Schlacht sein Pferd und die der sämmtlichen Offiziere zurückgeschickt hatte, bewies an diesem Tage, dafs ihn die Natur zu nicht gewöhnlichen Dingen bestimmt hatte und dafs er es verstand zugleich als Feldherr zu commandiren und als Soldat zu fechten. Endlich sprengte Petreius mit seiner Garde das Centrum des Feindes und fafste, nachdem er dies geworfen hatte, die beiden Flügel von innen; der Sieg war damit entschieden. Die Leichen der Catilinarier — man zählte ihrer 3000 — deckten gleichsam in Reihe und Glied den Boden wo sie gefochten hatten; die Offiziere und der Feldherr selbst hatten, da alles verloren war, sich in die Feinde gestürzt und dort den Tod gesucht und gefunden (Anfang 692). Antonius ward wegen dieses Sieges vom Senat mit dem Imperatorentitel gebrandmarkt und neue Dankfeste bewiesen, dafs Regierung und Regierte anfingen sich an den Bürgerkrieg zu gewöhnen.

Das anarchische Complott war also in der Hauptstadt wie in Italien mit blutiger Gewalt niedergeschlagen; man ward nur noch an dasselbe erinnert durch die Criminalprozesse, die in den etruskischen Landstädten und in der Hauptstadt unter den Affiliirten der geschlagenen Partei aufräumten, und durch die anschwellenden italischen Räuberbanden, wie deren zum Beispiel eine aus den Resten der Heere des Spartacus und des Catilina erwachsene im J. 694 im Gebiete von Thurii durch Militärgewalt vernichtet ward. Aber es ist wichtig, es im Auge zu behalten, dafs der Schlag keineswegs blofs die eigentlichen Anarchisten, die zur Anzündung der Hauptstadt sich verschworen und bei Pistoria gefochten hatten, sondern die ganze demokratische Partei traf. Dafs diese, speciell Crassus und Caesar hier so gut wie bei dem Complott von 688 die Hand im Spiele hatten, darf als eine zwar nicht juristisch, aber historisch ausgemachte Thatsache angesehen werden. Zwar dafs Catulus und die übrigen Häupter der Senatspartei den Führer der Demokraten der Mitwisserschaft um das anarchistische Complott ziehen und dafs dieser den von der Senatspartei beabsichtigten brutalen Justizmord zu hindern versuchte, konnte nur von der Parteichicane als Beweis seiner Betheiligung an den Plänen Catilinas geltend gemacht werden. Aber mehr ins Gewicht fällt eine Reihe anderer Thatsachen. Nach ausdrücklichen und unabweisbaren Zeugnissen waren es vor allem

Crassus und Caesar, die Catilinas Bewerbung um das Consulat unterstützten. Als Caesar 690 die Schergen Sullas vor das Mordgericht zog (S. 155), liefs er die übrigen verurtheilen, den schuldigsten und schändlichsten aber von ihnen allen, den Catilina freisprechen. Bei den Enthüllungen des dritten December wurden zwar die Namen der beiden einflufsreichen Männer nicht geradezu auf die Anklageliste gesetzt, allein es sprachen doch gegen sie noch ganz andere Dinge als die Anschuldigungen des Catulus. Es ist notorisch, dafs die Denuncianten nicht blofs die bekannten Namen nannten, sondern aufserdem noch auf ‚viele Unschuldige' aussagten, die der Consul Cicero aus dem Verzeichnifs zu streichen für gut fand; und in späteren Jahren, als er keine Ursache hatte die Wahrheit zu entstellen, hat eben er ausdrücklich Caesar unter den Mitwissern genannt. Eine indirecte, aber sehr verständliche Bezichtigung liegt auch darin, dafs von den vier am dritten December Verhafteten die beiden am wenigsten gefährlichen Statilius und Gabinius den Senatoren Caesar und Crassus zur Bewachung übergeben wurden; offenbar sollten sie entweder, wenn sie sie entrinnen liefsen, vor der öffentlichen Meinung als Mitschuldige, oder, wenn sie in der That sie festhielten, vor ihren Mitverschworenen als Abtrünnige compromittirt werden. Bezeichnend für die Situation ist die folgende im Senat vorgefallene Scene. Unmittelbar nach der Verhaftung des Lentulus und seiner Genossen wurde ein aus Rom an Catilina abgesandter Bote von den Agenten der Regierung aufgegriffen. Nachdem ihm Straflosigkeit zugesichert war, begann er in voller Senatssitzung ein umfassendes Geständnifs abzulegen. Wie er an die bedenklichen Theile seiner Confession kam und namentlich als seinen Auftraggeber den Crassus nannte, ward er von den Senatoren unterbrochen und auf Ciceros Vorschlag beschlossen die ganze Angabe ohne weitere Untersuchung zu cassiren, ihren Urheber aber ungeachtet der zugesicherten Amnestie so lange einzusperren, bis er nicht blofs die Angabe zurückgenommen, sondern auch bekannt haben werde, wer ihn zu solchem falschen Zeugnifs aufgestiftet habe! Hier liegt es deutlich zu Tage, nicht blofs dafs jener Mann die Verhältnisse recht genau kannte, der auf die Aufforderung einen Angriff auf Crassus zu machen zur Antwort gab, er habe keine Lust den Stier der Heerde zu reizen, sondern auch dafs die Senatsmajorität, Cicero an der Spitze, unter sich einig geworden war die Enthüllungen nicht über eine bestimmte Grenze fortzusetzen. Das Publicum war so heikel nicht; die jungen Leute, die zur Abwehr der Mordbrenner die Waffen ergriffen hatten, waren gegen keinen so er-

bittert wie gegen Caesar; sie richteten am fünften December, als er die Curie verliefs, die Schwerter auf seine Brust und es fehlte nicht viel, dafs er schon jetzt an derselben Stelle sein Leben gelassen, wo siebzehn Jahr später ihn der Todesstreich traf; längere Zeit hat er die Curie nicht wieder betreten. Wer überall das Verhalten Catilinas in Rom und die Entsendung des Antonius unbefangen erwägt, wird des Argwohns kaum sich zu erwehren vermögen, dafs hinter Catilina mächtigere Männer standen, welche, gestützt auf den Mangel vollständiger Beweise, die Lauheit und Feigheit der nach jedem Vorwande zur Unthätigkeit begierig greifenden Senatsmehrheit benutzten um ein ernstliches Einschreiten der Behörden gegen die Verschwörung zu hemmen, dem Chef der Insurgenten freien Abzug zu verschaffen und selbst die Kriegserklärung und Truppensendung gegen die Insurrection so zu lenken, dafs sie beinahe auf die Sendung einer Hülfsarmee hinauslief. Wenn also der Gang der Ereignisse selbst dafür zeugt, dafs die Fäden des catilinarischen Complotts weit höher hinaufreichen als zu Lentulus und Catilina, so wird auch das Beachtung verdienen, dafs in viel späterer Zeit, als Caesar an die Spitze des Staates gelangt war, er mit dem einzigen noch übrigen Catilinarier, dem mauretanischen Freischaarenführer Publius Sittius in der engsten Allianz stand und dafs er das Schuldrecht ganz in dem Sinne milderte, wie es die Proclamationen des Manlius begehrten. — All diese einzelnen Indicien reden deutlich genug; wäre das aber auch nicht, die verzweifelte Lage der Demokratie gegenüber der seit dem gabinisch-manilischen Gesetze drohender als je ihr zur Seite sich erhebenden Militärgewalt macht es an sich schon fast zur Gewifsheit, dafs sie, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, in den geheimen Complotten und dem Bündnifs mit der Anarchie eine letzte Hülfe gesucht hat. Die Verhältnisse waren denen der cinnanischen Zeit sehr ähnlich. Wenn im Osten Pompeius eine Stellung einnahm ähnlich wie damals Sulla, so suchten Crassus und Caesar ihm gegenüber in Italien eine Gewalt aufzurichten, wie Marius und Cinna sie besessen hatten, um sie dann wo möglich besser zu benutzen. Der Weg dahin ging wieder durch Terrorismus und Anarchie und diesen zu bahnen war Catilina allerdings der geeignete Mann. Natürlich hielten die reputirlicheren Führer der Demokratie sich hierbei möglichst im Hintergrund und überliefsen den unsauberen Genossen die Ausführung der unsauberen Arbeit, deren politisches Resultat sie späterhin sich zuzueignen hofften. Noch mehr mufsten, als das Unternehmen gescheitert war, die höher gestellten Theilnehmer alles anwenden

um ihre Betheiligung daran zu verhüllen. Und auch in späterer Zeit, als der ehemalige Conspirator selbst die Zielscheibe der politischen Complotte geworden war, zog eben darum über diese düsteren Jahre in dem Leben des grofsen Mannes der Schleier nur um so dichter sich zusammen und wurden in diesem Sinne sogar eigene Apologien für ihn geschrieben.*

Seit fünf Jahren stand Pompeius im Osten an der Spitze seiner Heere und Flotten; seit fünf Jahren conspirirte die Demokratie daheim um ihn zu stürzen. Das Ergebnifs war entmuthigend. Mit unsäglichen Anstrengungen hatte man nicht blofs nichts erreicht, sondern moralisch wie materiell ungeheure Einbufse gemacht. Schon die Coalition vom Jahre 683 mochte den Demokraten vom reinen Wasser ein Aergernifs sein, obwohl die Demokratie damals nur mit zwei angesehenen Männern der Gegenpartei sich einliefs und diese auf ihr Programm verpflichtete. Jetzt aber hatte die demokratische Partei gemeinschaftliche Sache gemacht mit einer Bande von Mördern und Bankerottirern, die fast alle gleichfalls Ueberläufer aus dem Lager der Aristokratie waren, und hatte deren Programm, das heifst den cinnanischen Terrorismus wenigstens vorläufig acceptirt. Die Partei der materiellen Interessen, eines der Hauptelemente der Coalition von 683, wurde hiedurch der Demokratie entfremdet und zunächst den Optimaten, überhaupt aber jeder Macht, die Schutz vor der Anarchie gewähren wollte und konnte, in die Arme getrieben. Selbst die hauptstädtische Menge, die zwar gegen einen Strassenkrawall nichts einzuwenden hatte, aber es doch unbequem fand sich das Haus über dem Kopfe anzünden zu lassen, ward einigermafsen scheu. Es ist merkwürdig, dafs eben in diesem Jahre (691) die volle Wiederherstellung der sempronischen Getreidespenden stattfand, und zwar von Seiten des Senats auf den Antrag Catos. Offenbar hatte der Bund der

* Eine solche ist der Catilina des Sallustius, der von dem Verfasser, einem notorischen Caesarianer, zwischen 708 und 720 veröffentlicht wurde; offenbar als politische Tendenzschrift, welche sich bemüht die demokratische Partei, auf welcher ja die römische Monarchie beruht, zu Ehren zu bringen und Caesars Andenken von dem schwärzesten Fleck, der darauf haftete, zu reinigen, nebenher auch den Oheim des Triumvir Marcus Antonius möglichst weifs zu waschen (vgl. z. B. c. 59 mit Dio 37, 39). Ganz ähnlich soll der Jugurtha theils die Erbärmlichkeit des oligarchischen Regiments aufdecken, theils den Koryphäen der Demokratie Gaius Marius verherrlichen. Dafs der gewandte Schriftsteller den apologetischen und accusatorischen Charakter seiner Bücher zurücktreten läfst, beweist nicht, dafs sie keine, sondern dafs sie gute Parteischriften sind.

Demokratenführer mit der Anarchie zwischen jene und die Stadtbürgerschaft einen Keil getrieben und suchte die Oligarchie diesen Rifs zu erweitern und, nicht ohne wenigstens augenblicklichen Erfolg, die Massen auf ihre Seite hinüberzuziehen. Endlich war Gnaeus Pompeius durch all diese Kabalen theils gewarnt, theils erbittert worden; nach allem was vorgefallen war und nachdem die Demokratie die Bande, die sie mit Pompeius verknüpften, selber so gut wie zerrissen hatte, konnte sie nicht mehr schicklicher Weise von ihm begehren, was im J. 684 eine gewisse Billigkeit für sich gehabt hatte, dafs er die demokratische Macht, die er und die ihn emporgebracht, nicht selber mit dem Schwerte zerstöre. So war die Demokratie entehrt und geschwächt; vor allen Dingen aber war sie lächerlich geworden durch die unbarmherzige Aufdeckung ihrer Rathlosigkeit und Schwäche. Wo es sich um die Demüthigung des gestürzten Regiments und ähnliche Nichtigkeiten handelte, that sie grofs und gewaltig; aber jeder ihrer Versuche einen wirklich politischen Erfolg zu erreichen war platt zur Erde gefallen. Ihr Verhältnifs zu Pompeius war so falsch wie kläglich. Während sie ihn mit Lobsprüchen und Huldigungen überschüttete, spann sie gegen ihn eine Intrigue nach der andern, die eine nach der andern Seifenblasen gleich von selber zerplatzten. Der Feldherr des Ostens und der Meere, weit entfernt sich dagegen zur Wehre zu setzen, schien das ganze geschäftige Treiben nicht einmal zu bemerken und seine Siege über sie zu erfechten, wie Herakles die über die Pygmäen, ohne selber darum gewahr zu werden. Der Versuch den Bürgerkrieg zu entflammen war jämmerlich gescheitert; hatte die anarchistische Fraction wenigstens einige Energie entwickelt, so hatte die reine Demokratie die Rotten wohl zu dingen verstanden, aber weder sie zu führen noch sie zu retten noch mit ihnen zu sterben. Selbst die alte todesmatte Oligarchie hatte, gestärkt durch die aus den Reihen der Demokratie zu ihr übertretenden Massen und vor allem durch die unverkennbare Gleichheit ihrer Interessen und derjenigen des Pompeius in dieser Angelegenheit, es vermocht diesen Revolutionsversuch niederzuschlagen und damit noch einen letzten Sieg über die Demokratie zu erfechten. Inzwischen war König Mithradates gestorben, Kleinasien und Syrien geordnet, Pompeius Heimkehr nach Italien jeden Augenblick zu erwarten. Die Entscheidung war nicht fern; aber konnte noch die Rede sein von einer Entscheidung zwischen dem Feldherrn, der ruhmvoller und gewaltiger als je zurückkam, und der beispiellos gedemüthigten und völlig machtlosen Demokratie? Crassus schickte sich an

seine Familie und sein Gold zu Schiffe zu bringen und irgendwo im Osten eine Freistatt aufzusuchen; und selbst eine so elastische und so energische Natur wie Caesar schien im Begriff das Spiel verloren zu geben. In dieses Jahr (691) fällt seine Bewerbung um die Stelle des Oberpontifex (S. 154); als er am Morgen der Wahl seine Wohnung verliefs, äufserte er, wenn auch dieses ihm fehlschlage, werde er die Schwelle seines Hauses nicht wieder überschreiten.

KAPITEL VI.

Pompeius Rücktritt und die Coalition der Prätendenten.

Als Pompeius nach Erledigung der ihm aufgetragenen Verrichtungen seine Blicke wieder der Heimath zuwandte, fand er zum zweiten Male das Diadem zu seinen Füfsen. Längst neigte die Entwickelung des römischen Gemeinwesens einer solchen Katastrophe sich zu; es war jedem Unbefangenen offenbar und war tausendmal gesagt worden, dafs wenn der Herrschaft der Aristokratie ein Ende gemacht sein werde, die Monarchie unausbleiblich sei. Jetzt war der Senat gestürzt zugleich durch die bürgerliche liberale Opposition und die soldatische Gewalt; es konnte sich nur noch darum handeln für die neue Ordnung der Dinge die Personen, die Namen und Formen festzustellen, die übrigens in den theils demokratischen, theils militärischen Elementen der Umwälzung bereits ziemlich klar angedeutet waren. Die Ereignisse der letzten fünf Jahre hatten auf diese bevorstehende Umwandelung des Gemeinwesens gleichsam das letzte Siegel gedrückt. In den neu eingerichteten asiatischen Provinzen, die in ihrem Ordner den Nachfolger des grofsen Alexander königlich verehrten und schon seine begünstigten Freigelassenen wie Prinzen empfingen, hatte Pompeius den Grund seiner Herrschaft gelegt und zugleich die Schätze, das Heer und den Nimbus gefunden, deren der künftige Fürst des römischen Staates bedurfte. Die anarchistische Verschwörung aber in der Hauptstadt mit dem daran sich knüpfenden Bürgerkrieg hatte es Jedem, der geistige oder auch nur materielle Interessen hatte, mit empfindlicher Schärfe dargelegt, dafs eine Regierung ohne Autorität und ohne

militärische Macht, wie die des Senats war, den Staat der ebenso lächerlichen wie furchtbaren Tyrannei der politischen Industrieritter aussetzt und dafs eine Verfassungsänderung, welche die Militärgewalt enger mit dem Regiment verknüpfte, eine unabweisliche Nothwendigkeit war, wenn die gesellschaftliche Ordnung ferner Bestand haben sollte. So war im Osten der Herrscher aufgestanden, in Italien der Thron errichtet; allem Anschein nach war das Jahr 692 das letzte der Republik, das erste der Monarchie.

Zwar ohne Kampf war an dieses Ziel nicht zu gelangen. Die Verfassuug, die ein halbes Jahrtausend gedauert hatte und unter der die unbedeutende Stadt an der Tiber zu beispielloser Gröfse und Herrlichkeit gediehen war, hatte ihre Wurzeln man wufste nicht wie tief in den Boden gesenkt und es liefs sich durchaus nicht berechnen, bis in welche Schichten hinab der Versuch sie umzustürzen die bürgerliche Gesellschaft aufwühlen werde. Mehrere Nebenbuhler waren in dem Wettlauf nach dem grofsen Ziel von Pompeius überholt, aber nicht völlig beseitigt worden. Es lag durchaus nicht aufser der Berechnung, dafs alle diese Elemente sich verbanden um den neuen Machthaber zu stürzen und Pompeius sich gegenüber Quintus Catulus und Marcus Cato mit Marcus Crassus, Gaius Caesar und Titus Labienus vereinigt fand. Aber nicht leicht konnte der unvermeidliche und unzweifelhaft ernste Kampf unter günstigeren Verhältnissen aufgenommen werden. Es war in hohem Grade wahrscheinlich, dafs unter dem frischen Eindrucke des catilinarischen Aufstandes einem Regimente, das Ordnung und Sicherheit, wenn gleich um den Preis der Freiheit, verhiefs, die gesammte Mittelpartei sich fügen werde, vor allem die einzig um ihre materiellen Interessen bekümmerte Kaufmannschaft, aber nicht minder ein grofser Theil der Aristokratie, die, in sich zerrüttet und politisch hoffnungslos, zufrieden sein mufste durch zeitige Transaction mit dem Fürsten sich Reichthum, Rang und Einflufs zu sichern; vielleicht sogar mochte ein Theil der von den letzten Schlägen schwer getroffenen Demokratie sich bescheiden von einem aus ihren Reihen hervorgegangenen Militärchef die Realisirung eines Theils ihrer Forderungen zu erhoffen. Aber wie auch immer die Parteiverhältnisse sich stellten, was kam, zunächst wenigstens, auf die Parteien in Italien überhaupt noch an Pompeius gegenüber und seinem siegreichen Heer? Zwanzig Jahre zuvor hatte Sulla, nachdem er mit Mithradates einen Nothfrieden abgeschlossen hatte, gegen die gesammte seit Jahren massenhaft rüstende liberale Partei, von den gemäfsigten Aristokraten und

der liberalen Kaufmannschaft an bis hinab zu den Anarchisten, eine der natürlichen Entwickelung der Dinge zuwiderlaufende Restauration durchzusetzen vermocht. Pompeius Aufgabe war weit minder schwer. Er kam zurück, nachdem er zur See und zu Lande seine verschiedenen Aufgaben vollständig und gewissenhaft gelöst hatte. Er durfte erwarten auf keine andere ernstliche Opposition zu treffen als auf die der verschiedenen extremen Parteien, von denen jede einzeln gar nichts vermochte und die selbst verbündet immer nicht mehr waren als eine Coalition eben noch hitzig sich befehdender und innerlich gründlich entzweiter Factionen. Vollkommen ungerüstet waren sie ohne Heer und Haupt, ohne Organisation in Italien, ohne Rückhalt in den Provinzen, vor allen Dingen ohne einen Feldherrn; es war in ihren Reihen kaum ein namhafter Militär, geschweige denn ein Offizier, der es hätte wagen dürfen die Bürger zum Kampfe gegen Pompeius aufzurufen. Auch das durfte in Anschlag kommen, dafs der jetzt seit siebzig Jahren rastlos flammende Vulcan der Revolution anfing an seiner eigenen Gluth zu ermatten. Es war sehr zweifelhaft, ob es jetzt noch gelingen werde die Italiker so für Parteiinteressen zu bewaffnen, wie Cinna und Carbo dies vermocht hatten. Wenn Pompeius zugriff, wie konnte es ihm fehlen eine Staatsumwälzung durchzusetzen, die in der organischen Entwickelung des römischen Gemeinwesens mit einer gewissen Naturnothwendigkeit vorgezeichnet war?

Pompeius hatte den Moment erfafst, indem er die Mission nach dem Orient übernahm; er schien fortfahren zu wollen. Im Herbste des J. 691 traf Quintus Metellus Nepos aus dem Lager des Pompeius in der Hauptstadt ein und trat auf als Bewerber um das Tribunat, in der ausgesprochenen Absicht als Volkstribun Pompeius das Consulat für das nächste Jahr und durch speciellen Volksbeschlufs die Führung des Krieges gegen Catilina zu verschaffen. Die Aufregung in Rom war gewaltig. Es war nicht zu bezweifeln, dafs Nepos im directen oder indirecten Auftrag des Pompeius handelte; Pompeius Begehren die höchste bürgerliche und militärische Gewalt in Italien zu verwalten und daselbst an der Spitze seiner asiatischen Legionen wiederum als Feldherr aufzutreten schien ein weiterer Schritt auf dem Wege zum Throne. Nepos Sendung ward aufgefafst als die halbofficielle Ankündigung der Monarchie. — Es kam alles darauf an, wie die beiden grofsen politischen Parteien zu diesen Eröffnungen sich verhielten; ihre künftige Stellung und die Zukunft der Nation hingen davon ab. Die Aufnahme aber, die Nepos fand, ward

selbst wieder bestimmt durch das damalige Verhältnifs der Parteien zu Pompeius, das sehr eigenthümlicher Art war. Als Feldherr der Demokratie war Pompeius nach dem Osten gegangen. Er hatte Ursache genug mit Caesar und seinem Anhang unzufrieden zu sein, aber ein offener Bruch war nicht erfolgt. Es ist wahrscheinlich, dafs Pompeius, der weit entfernt und mit andern Dingen beschäftigt war, überdies der Gabe sich politisch zu orientiren durchaus entbehrte, den Umfang und den Zusammenhang der gegen ihn gesponnenen demokratischen Umtriebe damals wenigstens keineswegs durchschaute, vielleicht sogar in seiner hochmüthigen und kurzsichtigen Weise einen gewissen Stolz darein setzte diese Maulwurfsthätigkeit zu ignoriren. Dazu kam, was bei einem Charakter von Pompeius Art sehr ins Gewicht fiel, dafs die Demokratie den äufseren Respect gegen den grofsen Mann nie aus den Augen gesetzt, ja eben jetzt (691), unaufgefordert wie er es liebte, ihm durch einen besonderen Volksschlufs unerhörte Ehren und Decorationen gewährt hatte (S. 141). Indefs wäre auch alles dies nicht gewesen, so lag es in Pompeius eigenem wohlverstandenem Interesse sich wenigstens äusserlich fortwährend zur Popularpartei zu halten; Demokratie und Monarchie stehen in so enger Wahlverwandtschaft, dafs Pompeius um nach der Krone zu greifen nichts besseres thun konnte als sich zum Vorfechter der Volksrechte aufwerfen. Wenn also persönliche und politische Gründe zusammenwirkten, um trotz allem Vorgefallenen Pompeius und die Führer der Demokratie wieder einander zu nähern, so öffnete dagegen die Kluft, die ihn von seinen ehemaligen Parteigenossen trennte, sich immer weiter und immer tiefer. Sein Hader mit Metellus und Lucullus übertrug sich auf deren ausgedehnte und einflufsreiche Coterien. Eine kleinliche und für einen so kleinlich zugeschnittenen Charakter eben ihrer Kleinlichkeit wegen um so tiefer erbitternde Opposition des Senats hatte ihn auf seiner ganzen Feldherrnlaufbahn begleitet. Er empfand es schmerzlich, dafs der Senat nicht das Geringste gethan um den aufserordentlichen Mann nach Verdienst, das heifst aufserordentlich zu ehren. Nicht aus der Acht ist es ferner zu lassen, dafs die Aristokratie eben damals von ihrem frischen Siege berauscht, die Demokratie tief gedemüthigt war und dafs die Aristokratie von dem bocksteifen und halb närrischen Cato, die Demokratie von dem schmiegsamen Meister der Intrigue Caesar geleitet ward. — In diese Verhältnisse traf das Auftreten des von Pompeius gesandten Emissärs. Die Aristokratie betrachtete nicht blofs die Anträge, die derselbe zu

Pompeius Gunsten ankündigte, als eine Kriegserklärung gegen die bestehende Verfassung, sondern behandelte sie auch öffentlich als solche und gab sich nicht die mindeste Mühe ihre Besorgnifs und ihren Ingrimm zu verhehlen: in der ausgesprochenen Absicht diese Anträge zu bekämpfen liefs sich Marcus Cato mit Nepos zugleich zum Volkstribun wählen und wies Pompeius wiederholten Versuch sich ihm persönlich zu nähern schroff zurück. Es ist begreiflich, dafs Nepos hienach sich nicht veranlafst fand die Aristokratie zu schonen und sich den Demokraten um so bereitwilliger anschlofs, als diese, geschmeidig wie immer, in das Unvermeidliche sich fügten und das Consulat wie das Feldherrnamt in Italien lieber freiwillig zugestanden als es mit den Waffen sich abzwingen liefsen. Das herzliche Einverständnifs offenbarte sich bald. Nepos bekannte sich (Dec. 693) öffentlich zu der demokratischen Auffassung der von der Senatsmajorität kürzlich verfügten Executionen als verfassungswidriger Justizmorde; und dafs auch sein Herr und Meister sie nicht anders ansah, bewies sein bedeutsames Stillschweigen über die voluminöse Rechtfertigungsschrift, die ihm Cicero übersandt hatte. Andrerseits war es der erste Act, womit Caesar seine Prätur eröffnete, dafs er den Quintus Catulus wegen bei dem Wiederaufbau des capitolinischen Tempels angeblich von ihm unterschlagener Gelder zur Rechenschaft zog und die Vollendung des Tempels oder vielmehr dessen Einweihung — denn der Bau war im Wesentlichen beendet — an Pompeius übertrug. Indem er also diesem die Aussicht eröffnete an dieser stolzesten Stätte der stolzesten Stadt des Erdkreises seinen Namen einzugraben, ward die Aristokratie, die doch ihren besten Mann nicht fallen lassen konnte, auf die ärgerlichste Weise mit Pompeius verwickelt. — Inzwischen hatte Nepos seine Pompeius betreffenden Anträge bei der Bürgerschaft eingebracht. Am Tage der Abstimmung intercedirten Cato und sein Freund und College Quintus Minucius. Als Nepos sich daran nicht kehrte und mit der Verlesung fortfuhr, kam es zu einem förmlichen Handgemenge: Cato und Minucius warfen sich über ihren Collegen und zwangen ihn innezuhalten, bis eine bewaffnete Schaar ihn befreite und die Gegner vom Markte vertrieb. Aber Cato und Minucius kamen wieder, nun gleichfalls von bewaffneten Haufen begleitet, und behaupteten schliefslich das Schlachtfeld für die Regierung. Durch diesen Sieg ihrer Bande über die des Gegners ermuthigt suspendirte der Senat den Tribun Nepos so wie den Prätor Caesar, der denselben bei der Einbringung des Gesetzes nach Kräften unterstützt hatte, von

ihren Aemtern; die Absetzung, die im Senat beantragt ward, wurde, mehr wohl wegen der Verfassungs- als wegen der Zweckwidrigkeit der Maſsregel, von Cato verhindert. Caesar kehrte sich an den Beschluſs nicht und fuhr in seinen Amtshandlungen fort, bis der Senat Gewalt gegen ihn brauchte. Zwei Tage nachher erschien die Menge vor seinem Hause und stellte sich ihm zur Verfügung; es hätte nur von ihm abgehangen den Straſsenkampf zu beginnen oder wenigstens die von Metellus gestellten Anträge jetzt wieder aufzunehmen; allein keines von beidem lag in seinem Interesse und so bewog er die Haufen sich wieder zu zerstreuen, worauf der Senat die gegen ihn verhängte Suspension zurücknahm. Nepos selbst hatte sogleich nach seiner Amtsentsetzung die Stadt verlassen und sich nach Asien eingeschifft, um Pompeius von dem Erfolg seiner Sendung Bericht zu erstatten.

Pompeius hatte alle Ursache mit dieser Wendung der Dinge zufrieden zu sein. Der Weg zum Thron ging nun einmal nicht anders als durch den Bürgerkrieg. Diesen mit gutem Fug zu beginnen hatte Catos zwiefache Verkehrtheit in der rechtswidrigen Verurtheilung des Lentulus und seiner Genossen und in den Gewaltsamkeiten gegen den Tribun Metellus dem Gegner die Möglichkeit gegeben; Pompeius konnte ihn führen zugleich als Verfechter der beiden Palladien der römischen Gemeindefreiheit, des Berufungsrechts und der Unverletzlichkeit des Volkstribunats gegen die Aristokratie und als Vorkämpfer der Ordnungspartei gegen die catilinarische Bande. Es schien fast unmöglich, daſs Pompeius dies unterlassen und mit sehenden Augen sich zum zweitenmal in die peinliche Situation begeben werde, in die er durch die Entlassung seiner Armee im J. 684 gekommen und aus der er erst durch das gabinische Gesetz erlöst worden war. Indeſs, wie nahe es ihm auch gelegt war die Krone zu ergreifen, wie sehr seine eigene Seele nach der weiſsen Stirnbinde gelüstete, als es galt den Griff zu thun versagten ihm abermals Herz und Hand. Dieser in allem, nur in seinen Ansprüchen nicht, ganz gewöhnliche Mensch hätte wohl gern auſserhalb des Gesetzes sich gestellt, wenn dies nur geschehen könnte ohne den gesetzlichen Boden zu verlassen. Schon sein Zaudern in Asien lieſs dies ahnen. Er hätte, wenn er gewollt, sehr wohl im Januar 692 mit Flotte und Heer im Hafen von Brundisium eintreffen und Nepos hier empfangen können. Daſs er den ganzen Winter 691/2 in Asien säumte, hatte zunächst die nachtheilige Folge, daſs die Aristokratie, die natürlich den Feldzug gegen Catilina nach Kräften be-

eilte, inzwischen mit dessen Banden fertig geworden war und damit der schicklichste Vorwand die asiatischen Legionen in Italien zusammenzuhalten hinwegfiel. Für einen Mann von Pompeius Art, der in Ermangelung des Glaubens an sich und an seinen Stern sich im öffentlichen Leben ängstlich an das formale Recht anklammerte und bei dem der Vorwand ungefähr eben so viel wog wie der Grund, fiel dieser Umstand schwer ins Gewicht. Er mochte sich ferner sagen, dafs, selbst wenn er sein Heer entlasse, er dasselbe nicht völlig aus der Hand gebe und im Nothfall doch noch eher als jedes andere Parteihaupt eine schlagfertige Armee aufzubringen vermöge; dafs die Demokratie in unterwürfiger Haltung seines Winkes gewärtig und mit dem renitenten Senat auch ohne Soldaten fertig zu werden sei und was weiter sich von solchen Erwägungen darbot, in denen gerade genug Wahres war, um sie dem, der sich selber betrügen wollte, plausibel erscheinen zu lassen. Den Ausschlag gab natürlich wiederum Pompeius eigenstes Naturell. Er gehört zu den Menschen, die wohl eines Verbrechens fähig sind, aber keiner Insubordination; im guten wie im schlimmen Sinne war er durch und durch Soldat. Bedeutende Individualitäten achten das Gesetz als die sittliche Nothwendigkeit, gemeine als die hergebrachte alltägliche Regel; eben darum fesselt die militärische Ordnung, in der mehr als irgendwo sonst das Gesetz als Routine auftritt, jeden nicht ganz in sich festen Menschen wie mit einem Zauberbann. Es ist oft beobachtet worden, dafs der Soldat, auch wenn er den Entschlufs gefafst hat seinem Vorgesetzten den Gehorsam zu versagen, dennoch, wenn Gehorsam gefordert wird, unwillkürlich wieder in Reihe und Glied tritt; es war dieses Gefühl, das Lafayette und Dumouriez im letzten Augenblick vor dem Treubruch schwanken und scheitern machte und auch Pompeius ist demselben unterlegen. — Im Herbst 692 schiffte Pompeius nach Italien sich ein. Während in der Hauptstadt alles sich bereitete den neuen Monarchen zu empfangen, kam der Bericht, dafs Pompeius, kaum in Brundisium gelandet, seine Legionen aufgelöst und mit geringem Gefolg die Reise nach der Hauptstadt angetreten habe. Wenn es ein Glück ist eine Krone mühelos zu gewinnen, so hat das Glück nie mehr für einen Sterblichen gethan als es für Pompeius that; aber an den Muthlosen verschwenden die Götter umsonst alle Gunst und alle Gabe.

Die Parteien athmeten auf. Zum zweiten Mal hatte Pompeius abdicirt; die schon überwundenen Mitbewerber konnten abermals den Wettlauf beginnen, wobei wohl das Wunderlichste war, dafs

auch in diesem Pompeius wieder mitlief. Im Januar 693 kam er nach Rom. Seine Stellung war schief und schwankte so unklar zwischen den Parteien, dafs man ihm den Spottnamen Gnaeus Cicero verlieh. Er hatte es eben mit allen verdorben. Die Anarchisten sahen in ihm einen Widersacher, die Demokraten einen unbequemen Freund, Marcus Crassus einen Nebenbuhler, die vermögende Classe einen unzuverlässigen Beschützer, die Aristokratie einen erklärten Feind.* Er war wohl immer noch der mächtigste Mann im Staat; sein durch ganz Italien zerstreuter militärischer Anhang, sein Einflufs in den Provinzen, namentlich den östlichen, sein militärischer Ruf, sein ungeheurer Reichthum gaben ihm ein Gewicht wie es kein Anderer hatte; aber statt des begeisterten Empfanges, auf den er gezählt hatte, war die Aufnahme, die er fand, mehr als kühl und noch kühler behandelte man die Forderungen, die er stellte. Er begehrte für sich, wie er schon durch Nepos hatte ankündigen lassen, das zweite Consulat, aufserdem natürlich die Bestätigung der von ihm im Osten getroffenen Anordnungen und die Erfüllung des seinen Soldaten gegebenen Versprechens sie mit Ländereien auszustatten. Hiegegen erhob sich im Senat eine systematische Opposition, zu der die persönliche Erbitterung des Lucullus und des Metellus Creticus, der alte Groll des Crassus und Catos gewissenhafte Thorheit die hauptsächlichen Elemente hergaben. Das gewünschte zweite Consulat ward sofort und unverblümt verweigert. Gleich die erste Bitte, die der heimkehrende Feldherr an den Senat richtete, die Wahl der Consuln für 693 bis nach seinem Eintreffen in der Hauptstadt aufzuschieben, war ihm abgeschlagen worden; viel weniger war daran zu denken die erforderliche Dispensation von dem Gesetze Sullas über die Wiederwahl (II, 336) vom Senat zu erlangen. Für die in den östlichen Provinzen getroffenen Anordnungen begehrte natürlich Pompeius die Bestätigung im Ganzen; Lucullus setzte es durch, dafs über jede Verfügung besonders verhandelt und abgestimmt ward, womit für endlose Tracasserien und eine Menge Niederlagen im Einzelnen das Feld eröffnet war. Das Versprechen einer Landschenkung an die Soldaten der asiatischen Armee ward vom Senat wohl im Allgemeinen

* Der Eindruck der ersten Ansprache, die Pompeius nach seiner Rückkehr an die Bürgerschaft richtete, wird von Cicero (*ad Att.* 1, 14) so geschildert: *prima contio Pompei non iucunda miseris* (dem Gesindel), *inanis improbis* (den Demokraten), *beatis* (den Vermögenden) *non grata, bonis* (den Aristokraten) *non gravis; itaque frigebat.*

ratificirt, jedoch zugleich ausgedehnt auf die kretischen Legionen des Metellus und was schlimmer war, es wurde nicht ausgeführt, da die Gemeindekasse leer und der Senat nicht gemeint war die Domänen für diesen Zweck anzugreifen. Pompeius, daran verzweifelnd der zähen und tückischen Opposition des Rathes Herr zu werden, wandte sich an die Bürgerschaft. Allein er verstand es noch weniger auf diesem Gebiet sich zu bewegen. Die demokratischen Führer, obwohl sie ihm nicht offen entgegen wirkten, hatten doch auch durchaus keine Ursache seine Interessen zu den ihrigen zu machen und hielten sich bei Seite. Pompeius eigene Werkzeuge, wie zum Beispiel die durch seinen Einflufs und zum Theil für sein Geld gewählten Consuln Marcus Pupius Piso 693 und Lucius Afranius 694, erwiesen sich als ungeschickt und unbrauchbar. Als endlich durch den Volkstribun Lucius Flavius in Form eines allgemeinen Ackergesetzes Pompeius Begehren wegen der Landanweisung für seine alten Soldaten an die Bürgerschaft gebracht ward, blieb der von den Demokraten nicht unterstützte, von den Aristokraten offen bekämpfte Antrag in der Minorität (Anf. 694). Fast demüthig buhlte der hochgestellte Feldherr jetzt um die Gunst der Massen, wie denn auf seinen Antrieb durch ein vom Prätor Metellus Nepos eingebrachtes Gesetz die italischen Zölle abgeschafft wurden (694). Aber er spielte den Demagogen ohne Geschick und ohne Glück; sein Ansehen litt darunter und was er wollte, erreichte er nicht. Er hatte sich vollständig festgezogen. Einer seiner Gegner fafst seine damalige politische Stellung dahin zusammen, dafs er bemüht sei ‚seinen gestickten Triumphalmantel schweigend zu conserviren‘. Es blieb ihm in der That nichts übrig als sich zu ärgern.

Da bot sich eine neue Combination dar. Der Führer der demokratischen Partei hatte die politische Windstille, die zunächst auf den Rücktritt des bisherigen Machthabers gefolgt war, in seinem Interesse thätig benutzt. Als Pompeius aus Asien zurückkam, war Caesar wenig mehr gewesen als was auch Catilina war: der Chef einer fast in einen complottirenden Club übergegangenen politischen Partei und ein bankerotter Mann. Seitdem aber hatte er nach verwalteter Prätur (692) die Statthalterschaft des diesseitigen Spanien übernommen und dadurch Mittel gefunden theils seiner Schulden sich zu entledigen, theils zu einer militärischen Stellung und einem militärischen Ruf den Grund zu legen. Sein alter Freund und Bundesgenosse Crassus meinte den Rückhalt gegen Pompeius, den er an Piso verloren hatte (S. 160), jetzt an Caesar wieder zu finden und hatte dadurch sich bestimmen

lassen ihn noch vor seinem Abgang in die Provinz von dem drückendsten Theil seiner Schuldenlast zu befreien. Er selbst hatte den kurzen Aufenthalt daselbst energisch benutzt. Im Jahr 694 mit gefüllten Kassen und als Imperator mit wohlgegründeten Ansprüchen auf den Triumph aus Spanien zurückgekehrt, trat er für das folgende Jahr als Bewerber um das Consulat auf, um dessen willen er, da der Senat ihm die Erlaubnifs abwesend sich als Bewerber um das Consulat zu melden abschlug, die Ehre des Triumphes unbedenklich darangab. Seit Jahren hatte die Demokratie danach gerungen einen der Ihrigen in den Besitz des höchsten Amtes zu bringen um auf dieser Brücke zur Gründung einer eigenen militärischen Macht zu gelangen. Längst war es ja den Einsichtigen aller Farben klar geworden, dafs der Parteienstreit nicht durch bürgerlichen Kampf, sondern nur noch durch Militärmacht entschieden werden könne; der Verlauf aber der Coalition zwischen der Demokratie und den mächtigen Militärchefs, durch die der Senatsherrschaft ein Ende gemacht worden war, zeigte mit unerbittlicher Schärfe, dafs jede solche Allianz thatsächlich auf eine Unterordnung der bürgerlichen unter die militärischen Elemente derselben hinauslief und dafs die Volkspartei, wenn sie wirklich herrschen wollte, nicht mit ihr eigentlich fremden, ja feindlichen Generalen sich verbünden, sondern selbst ihre Führer zu Generalen machen müsse. Die Versuche Catilinas Wahl zum Consul durchzusetzen, in Spanien oder Aegypten einen militärischen Rückhalt zu gewinnen waren gescheitert; jetzt bot sich die Möglichkeit ihrem bedeutendsten Führer das Consulat und die Consularprovinz auf dem gewöhnlichen verfassungsmäfsigen Wege zu verschaffen und durch Begründung, wenn man so sagen darf, einer demokratischen Hausmacht sich von dem zweifelhaften und gefährlichen Bundesgenossen Pompeius unabhängig zu machen. — Aber je mehr der Demokratie daran gelegen sein mufste sich diese Bahn zu eröffnen, die ihr nicht so sehr die günstigste als die einzige Aussicht auf ernstliche Erfolge darbot, desto gewisser konnte sie dabei auf den energischsten Widerstand ihrer politischen Gegner zählen. Es kam darauf an, wen sie hiebei sich gegenüber fand. Die Aristokratie isolirt war nicht furchtbar; aber es hatte doch so eben in der catilinarischen Angelegenheit sich herausgestellt, dafs sie da allerdings noch etwas vermochte, wo sie von den Männern der materiellen Interessen und von den Anhängern des Pompeius mehr oder minder offen unterstützt ward. Sie hatte Catilinas Bewerbung um das Consulat mehrmals vereitelt und dafs sie das Gleiche gegen Caesar ver-

suchen werde, war gewifs genug. Aber wenn auch vielleicht Caesar ihr zum Trotze gewählt ward, so war es damit nicht genug. Er bedurfte mindestens einige Jahre ungestörter Wirksamkeit aufserhalb Italiens, um eine feste militärische Stellung zu gewinnen; und sicherlich liefs die Nobilität kein Mittel unversucht um während dieser Vorbereitungszeit seine Plane zu durchkreuzen. Der Gedanke lag nahe, ob es nicht gelingen könne die Aristokratie wieder wie im J. 683/4 zu isoliren und zwischen den Demokraten nebst ihrem Bundesgenossen Crassus einer- und Pompeius und der hohen Finanz andrerseits ein auf gemeinschaftlichem Vortheil fest begründetes Bündnifs aufzurichten. Für Pompeius war ein solches allerdings ein politischer Selbstmord. Sein bisheriges Gewicht im Staate beruhte darauf, dafs er das einzige Parteihaupt war, das zugleich über Legionen, wenn auch jetzt aufgelöste, doch immer noch in einem gewissen Mafse verfügte. Der Plan der Demokratie war eben darauf gerichtet ihn dieses Uebergewichtes zu berauben und ihm in ihrem eigenen Chef einen militärischen Nebenbuhler zur Seite zu stellen. Nimmermehr durfte er hierauf eingehen, am allerwenigsten aber einem Manne wie Caesar, der schon als blofser politischer Agitator ihm genug zu schaffen gemacht und so eben in Spanien die glänzendsten Beweise auch militärischer Capacität gegeben hatte, selber zu einer Oberfeldherrnstelle verhelfen. Allein auf der anderen Seite war in Folge der chicanösen Opposition des Senats und der Gleichgültigkeit der Menge für Pompeius und seine Wünsche seine Stellung, namentlich seinen alten Soldaten gegenüber, so peinlich und so demüthigend geworden, dafs man bei seinem Charakter wohl erwarten konnte um den Preis der Erlösung aus dieser unbequemen Lage ihn für eine solche Coalition zu gewinnen. Was aber die sogenannte Ritterpartei anlangt, so fand diese überall da sich ein wo die Macht war, und es verstand sich von selbst, dafs sie nicht lange auf sich werde warten lassen, wenn sie Pompeius und die Demokratie aufs Neue ernstlich sich verbinden sah. Es kam hinzu, dafs wegen Catos übrigens sehr löblicher Strenge gegen die Steuerpächter die hohe Finanz eben jetzt wieder mit dem Senat in heftigem Hader lag. — So ward im Sommer 694 die zweite Coalition abgeschlossen. Caesar liefs sich das Consulat für das folgende Jahr und demnächst die Statthalterschaft zusichern; Pompeius ward die Ratification seiner im Osten getroffenen Verfügungen und Anweisung von Ländereien an die Soldaten der asiatischen Armee zugesagt; der Ritterschaft versprach Caesar gleichfalls das, was der Senat verweigert hatte,

ihr durch die Bürgerschaft zu verschaffen; Crassus endlich, der unvermeidliche, durfte wenigstens dem Bunde sich anschliefsen, freilich ohne für den Beitritt, den er nicht versagen konnte, eine bestimmte Vergütung zugesagt zu erhalten. Es waren genau dieselben Elemente, ja dieselben Personen, die im Herbst 683 und die im Sommer 694 den Bund mit einander schlossen; aber wie so ganz anders standen doch damals und jetzt die Parteien! Damals war die Demokratie nichts als eine politische Partei, ihre Verbündeten siegreiche an der Spitze ihrer Armeen stehende Feldherren; jetzt war der Führer der Demokraten ein sieggekrönter von grofsartigen militärischen Entwürfen erfüllter Imperator, die Bundesgenossen gewesene Generale ohne Armee. Damals siegte die Demokratie in Principienfragen und räumte um diesen Preis die höchsten Staatsämter ihren beiden Verbündeten ein; jetzt war sie praktischer geworden und nahm die höchste bürgerliche und militärische Gewalt für sich selber, wogegen nur in untergeordneten Verwaltungsfragen den Bundesgenossen Concessionen gemacht und, bezeichnend genug, nicht einmal Pompeius alte Forderung eines zweiten Consulats berücksichtigt wurde. Damals gab sich die Demokratie ihren Verbündeten hin; jetzt mufsten diese sich ihr anvertrauen. Alle Verhältnisse sind vollständig verändert, am meisten jedoch der Charakter der Demokratie selbst. Wohl hatte dieselbe, seit sie überhaupt war, im innersten Kern ein monarchisches Element in sich getragen; allein die ideale Monarchie, wie sie ihren besten Köpfen in mehr oder minder deutlichen Umrissen vorschwebte, blieb doch immer ein bürgerliches Gemeinwesen, eine perikleische Staatsordnung, in der die Macht des Fürsten darauf beruhte, dafs er die Bürgerschaft in edelster und vollkommenster Weise vertrat und der vollkommenste und edelste Theil der Bürgerschaft ihren rechten Vertrauensmann in ihm erkannte. Auch Caesar ist von solchen idealen Anschauungen ausgegangen; aber es waren nun einmal Ideale, die wohl auf die Realitäten einwirken, aber nicht geradezu realisirt werden konnten. Weder die einfache bürgerliche Gewalt, wie Gaius Gracchus sie besessen hatte, noch die Bewaffnung der demokratischen Partei, wie sie Cinna freilich in sehr unzulänglicher Art versuchte, vermochten in dem römischen Gemeinwesen als dauerndes Schwergewicht sich zu behaupten; die nicht für eine Partei, sondern für einen Feldherrn fechtende Heeresmaschine, die rohe Macht der Condottieri zeigte, nachdem sie zuerst im Dienste der Restauration auf den Schauplatz getreten war, bald allen politischen Parteien sich unbedingt überlegen. Auch Caesar

mufste im praktischen Parteitreiben hievon sich überzeugen und also reifte in ihm der verhängnifsvolle Entschlufs diese Heeresmaschine selbst der bürgerlichen Ordnung dienstbar zu machen und das ideale Gemeinwesen, wie er es im Sinne trug, durch Condottiergewalt aufzurichten. In dieser Absicht schlofs er im J. 683 den Bund mit den Generalen der Gegenpartei, welcher, ungeachtet dieselben das demokratische Programm acceptirt hatten, doch die Demokratie und Caesar selbst an den Rand des Unterganges führte. In der gleichen Absicht trat elf Jahre später er selber als Condottier auf. Es geschah in beiden Fällen mit einer gewissen Naivetät, mit dem guten Glauben an die Möglichkeit ein freies Gemeinwesen wo nicht durch fremde, doch durch den eigenen Säbel begründen zu können. Man sieht es ohne Mühe ein, dafs dieser Glaube trog und dafs Niemand den bösen Geist zum Diener nimmt, ohne ihm selbst zum Knecht zu werden; aber die gröfsten Männer sind nicht die, welche am wenigsten irren. Wenn noch nach Jahrtausenden wir ehrfurchtsvoll uns neigen vor dem, was Caesar gewollt und gethan hat, so liegt die Ursache nicht darin, dafs er eine Krone begehrt und gewonnen hat, was an sich so wenig etwas Grofses ist wie die Krone selbst, sondern darin, dafs sein mächtiges Ideal: eines freien Gemeinwesens unter einem Monarchen — ihn nie verlassen und auch als Monarchen ihn davor bewahrt hat in das gemeine Königthum zu versinken.

Ohne Schwierigkeit ward von den vereinigten Parteien Caesars Wahl zum Consul für das Jahr 695 durchgesetzt. Da seine Wahl nicht zu hindern war, mufste die Aristokratie sich begnügen ihm in der Person des Marcus Bibulus einen Collegen zuzugesellen, dessen bornirter Starrsinn in ihren Kreisen als conservative Energie betrachtet ward. Durch einen selbst in dieser Zeit tiefster Corruption Aufsehen erregenden Stimmenkauf, wofür die gesammte Aristokratie die Mittel zusammenschofs, wurde Bibulus Wahl durchgesetzt und an seinem guten Willen wenigstens lag es nicht, wenn die vornehmen Herren ihre patriotischen Auslagen nicht wieder herausbekamen. — Caesar brachte zunächst die Begehren seiner Verbündeten zur Verhandlung, unter denen die Landanweisung an die Veteranen des asiatischen Heeres bei weitem das wichtigste war. Das zu diesem Ende von Caesar entworfene Ackergesetz hielt im Allgemeinen fest an den Grundzügen, wie sie in dem das Jahr zuvor in Pompeius Auftrag eingebrachten, aber gescheiterten Gesetzentwurf aufgestellt worden waren (S. 188). Zur Vertheilung ward nur das italische Domanialland bestimmt, das heifst wesentlich das Gebiet von Capua,

und, wenn dies nicht ausreichen sollte, anderer italischer Grundbesitz, der aus dem Ertrage der neuen östlichen Provinzen zu dem in den Schätzungslisten verzeichneten Taxationswerth angekauft werden sollte; alle bestehenden Eigenthums- und Erbbesitzrechte blieben also unangetastet. Die einzelnen Parzelen waren klein. Die Landempfänger sollten arme Bürger Väter von wenigstens drei Kindern sein; der bedenkliche Grundsatz, dafs der geleistete Militärdienst Anspruch auf Grundbesitz gebe, ward nicht aufgestellt, sondern es wurden nur, wie es billig und zu allen Zeiten geschehen war, die alten Soldaten so wie nicht minder die auszuweisenden Zeitpächter den Landaustheilern vorzugsweise zur Berücksichtigung empfohlen. Die Ausführung ward einer Commission von zwanzig Männern übertragen, in die Caesar sich selber nicht wählen lassen zu wollen bestimmt erklärte. — Die Opposition hatte gegen diesen Vorschlag einen schweren Stand. Es liefs sich vernünftiger Weise nicht leugnen, dafs die Staatsfinanzen nach Einrichtung der Provinzen Pontus und Syrien im Stande sein mufsten auf die campanischen Pachtgelder zu verzichten; dafs es unverantwortlich war einen der schönsten und eben zum Kleinbesitz vorzüglich geeigneten Districte Italiens dem Privatverkehr zu entziehen; dafs es überhaupt ebenso ungerecht wie lächerlich war noch jetzt nach der Erstreckung des Bürgerrechts auf ganz Italien der Ortschaft Capua die Municipalrechte vorzuenthalten. Der ganze Vorschlag trug den Stempel der Mäfsigung, der Ehrlichkeit und der Solidität, womit sehr geschickt der demokratische Parteicharacter verbunden war; denn im Wesentlichen lief derselbe doch hinaus auf Wiederherstellung der in der marianischen Zeit gegründeten, von Sulla wieder aufgehobenen capuanischen Colonie (II, 301. 330). Auch in der Form beobachtete Caesar jede mögliche Rücksicht. Er legte den Entwurf des Ackergesetzes, so wie zugleich den Antrag die von Pompeius im Osten erlassenen Verfügungen in Bausch und Bogen zu ratificiren, und die Petition der Steuerpächter um Nachlafs eines Drittels der Pachtsummen, zunächst dem Senat zur Begutachtung vor und erklärte sich bereit Abänderungsvorschläge entgegenzunehmen und zu discutiren. Das hohe Collegium hatte jetzt Gelegenheit sich zu überzeugen, wie thöricht es gehandelt hatte durch Verweigerung dieser Begehren Pompeius und die Ritterpartei dem Gegner in die Arme zu treiben. Vielleicht war es das stille Gefühl hiervon, das die hochgebornen Herren zu dem lautesten und mit dem gehaltenen Auftreten Caesars übel contrastirenden Widerbellen trieb. Das Ackergesetz ward einfach und selbst ohne Discussion zu-

rückgewiesen. Den Antrag hinsichtlich der Steuerpächter versuchte Cato nach der unlöblichen Sitte des römischen Parlamentarismus todtzusprechen, d. h. bis zu der gesetzlichen Schlufsstunde der Sitzung seine Rede fortzuspinnen; worauf Caesar Miene machte, den störrigen Mann verhaften zu lassen. Schliefslich ward auch dieser Antrag verworfen. — Natürlich gingen nun sämmtliche Anträge an die Bürgerschaft. Ohne sich weit von der Wahrheit zu entfernen, konnte Caesar der Menge sagen, dafs der Senat die vernünftigsten und nothwendigsten in der achtungsvollsten Form an ihn gebrachten Vorschläge, blofs weil sie von dem demokratischen Consul kamen, schnöde zurückgewiesen habe. Wenn er hinzufügte, dafs die Aristokraten ein Complott gesponnen hätten um die Verwerfung der Anträge zu bewirken und die Bürgerschaft, namentlich Pompeius selbst und seine alten Soldaten, aufforderte gegen List und Gewalt ihm beizustehen, so war auch dies keineswegs aus der Luft gegriffen. Die Aristokratie, voran der eigensinnige Schwachkopf Bibulus und der standhafte Principiennarr Cato, hatte in der That beschlossen die Sache noch weiter zu treiben. Pompeius, von Caesar veranlafst sich über seine Stellung zu der obschwebenden Frage auszusprechen, erklärte unumwunden, wie es sonst seine Art nicht war, dafs wenn Jemand wagen sollte das Schwert zu zücken, auch er nach dem seinigen greifen und dann den Schild nicht zu Hause lassen werde; ebenso sprach Crassus sich aus. Pompeius alte Soldaten wurden angewiesen am Tage der Abstimmung, die ja sie zunächst anging, zahlreich und mit Waffen unter den Kleidern auf dem Stimmplatze zu erscheinen. Die Nobilität indefs hatte nun einmal beschlossen keine Mittel unversucht zu lassen um die Anträge Caesars zu vereiteln. An jedem Tage, wo Caesar vor dem Volke auftrat, stellte sein College Bibulus die bekannten politischen Wetterbeobachtungen an, die alle öffentlichen Geschäfte unterbrachen (II, 399); Caesar kümmerte sich um den Himmel nicht, sondern fuhr fort seine irdischen Geschäfte zu betreiben. Die tribunicische Intercession ward eingelegt; Caesar begnügte sich sie nicht zu beachten. Bibulus und Cato sprangen auf die Rednerbühne, haranguirten die Menge und trieben es bis zum Krawall; Caesar liefs sie durch Gerichtsdiener vom Markte hinwegführen und übrigens dafür sorgen, dafs ihnen kein Leides geschah — es lag auch in seinem Interesse, dafs die politische Komödie das blieb was sie war. Alles Chicanirens und alles Polterns der Nobilität ungeachtet wurden das Ackergesetz, die Bestätigung der asiatischen Organisationen und der Nachlafs für die

Steuerpächter von der Bürgerschaft angenommen, die Zwanzigercommission, an ihrer Spitze Pompeius und Crassus, erwählt und in ihr Amt eingesetzt; mit allen ihren Anstrengungen hatte die Aristokratie nichts weiter erreicht, als dafs ihre blinde und gehässige Widersetzlichkeit die Bande der Coalition noch fester gezogen und ihre Energie, deren sie bald bei wichtigern Dingen bedürfen sollte, an diesen im Grunde gleichgültigen Angelegenheiten sich erschöpft hatte. Man becomplimentirte sich unter einander über den bewiesenen Heldenmuth; dafs Bibulus erklärt hatte lieber sterben als weichen zu wollen, dafs Cato gar noch in den Händen der Büttel fortgefahren hatte zu peroriren, waren grofse patriotische Thaten; übrigens ergab man sich in sein Schicksal. Der Consul Bibulus schlofs sich für den noch übrigen Theil des Jahres in sein Haus ein, wobei er zugleich durch öffentlichen Anschlag bekannt machte, dafs er die fromme Absicht habe an allen in diesem Jahr zu Volksversammlungen geeigneten Tagen nach Himmelszeichen zu spähen. Seine Collegen bewunderten wieder den grofsen Mann, der, gleich wie Ennius von dem alten Fabius gesagt, ‚den Staat durch Zaudern errette' und thaten wie er; die meisten derselben, darunter Cato, erschienen nicht mehr im Senat und halfen innerhalb der vier Wände ihrem Consul sich ärgern, dafs der politischen Astronomie zum Trotz die Weltgeschichte weiter ging. Dem Publicum erschien diese Passivität des Consuls so wie überhaupt der Aristokratie wie billig als deren politische Abdication; und die Coalition war natürlich sehr wohl damit zufrieden, dafs man sie die weiteren Schritte fast ungestört thun liefs. Der wichtigste darunter war die Regulirung der künftigen Stellung Caesars. Verfassungsmäfsig lag es dem Senat ob die Competenzen der Consuln in ihrem zweiten Amtsjahr noch vor ihrer Wahl festzustellen; demgemäfs hatte er denn auch, in Voraussicht der Wahl Caesars, dazu für 696 die gleichgültigsten Geschäfte, Strafsenbauten und dergleichen nützliche Dinge ausersehen. Natürlich konnte es dabei nicht bleiben; es war unter den Verbündeten ausgemacht, dafs Caesar ein aufserordentliches nach dem Muster der gabinisch-manilischen Gesetze zugeschnittenes Commando durch Volksschlufs erhalten solle. Caesar hatte öffentlich erklärt keinen Antrag zu seinem eigenen Gunsten einbringen zu wollen; so übernahm es der Volkstribun Publius Vatinius den Antrag bei der Bürgerschaft zu stellen, die natürlich unbedingt gehorchte. Caesar erhielt dadurch die Statthalterschaft des cisalpinischen Galliens und den Oberbefehl der drei daselbst stehenden schon im Grenzkrieg unter Lucius Afranius erprobten Le-

gionen, ferner proprätorischen Rang für seine Adjutanten, wie die pompeianischen ihn gehabt hatten; auf fünf Jahre hinaus, auf längere Zeit als je früher ein überhaupt auf bestimmte Zeit beschränkter Feldherr bestellt worden war, ward dies Amt ihm gesichert. Den Kern seiner Statthalterschaft bildeten die Transpadaner, seit Jahren schon in Hoffnung auf Erlangung des Bürgerrechts die Clienten der demokratischen Partei in Rom und insbesondere Caesars (S. 152). Sein Amtsbezirk erstreckte sich südlich bis zum Arnus und zum Rubico und schlofs Luca und Ravenna ein; da in der Halbinsel selbst verfassungsmäfsig keine Truppen stehen durften (II, 340), so war durch diesen Beschlufs Rom und Italien dem Heerführer der Demokratie auf die nächsten fünf Jahre wehrlos überliefert. Nachträglich ward dann noch die Provinz Narbo mit der einen daselbst befindlichen Legion zu Caesars Amtsbezirk hinzugefügt, was auf Pompeius Antrag der Senat beschlofs, um wenigstens nicht auch dies Commando durch aufserordentlichen Bürgerschaftsbeschlufs auf Caesar übergehen zu sehen. Indem in den Legionen des cis- und transalpinischen Galliens die Coalition und zunächst Caesar das Schwergewicht in der Hand behielt, das ihr die Herrschaft über Italien auch ferner sicherte, war der Plan der Verbündeten in seinen wesentlichen Theilen durchgeführt und das erreicht, was Caesar als Consul sich vorgesetzt hatte. Es versteht sich, dafs man nebenbei nicht versäumte die Menge durch Spiele und Lustbarkeiten aller Art bei guter Laune zu erhalten und dafs man gern jede Gelegenheit ergriff die Kasse der Verbündeten zu füllen; wie denn zum Beispiel dem König von Aegypten der Volksschlufs, der ihn als legitimen Herrscher anerkannte (S. 146), von der Coalition um hohen Preis verkauft ward und ebenso andere Dynasten und Gemeinden Freibriefe und Privilegien bei dieser Gelegenheit erwarben.

Auch die Stabilität der getroffenen Verfügungen schien hinlänglich gesichert. Das Consulat war wenigstens für das nächste Jahr sicheren Händen anvertraut. Das Publicum glaubte anfangs, dafs es Pompeius und Crassus selber bestimmt sei; die Machthaber zogen es indefs vor zwei untergeordnete, aber zuverlässige Männer ihrer Partei, Aulus Gabinius, den besten unter Pompeius Adjutanten, und Lucius Piso, der minder bedeutend, aber Caesars Schwiegervater war, für 696 zu Consuln wählen zu lassen. Pompeius übernahm es persönlich Italien zu überwachen, wo er an der Spitze der Zwanzigercommission die Ausführung des Ackergesetzes betrieb und gegen 20,000 Bürger, grofsen-

theils alte Soldaten aus seiner Armee, im Gebiete von Capua mit Grundbesitz ausstattete; als Rückhalt gegen die hauptstädtische Opposition dienten ihm Caesars norditalische Legionen. Ein Bruch unter den Machthabern selbst stand zunächst wenigstens nicht in Aussicht. Die von Caesar als Consul erlassenen Gesetze, an deren Aufrechthaltung Pompeius wenigstens ebenso viel gelegen war als Caesar, verbürgten auch für die Zukunft die Spaltung zwischen Pompeius und der Aristokratie, deren Spitzen, namentlich Cato fortfuhren diese Gesetze als nichtig zu behandeln, und damit den Fortbestand der Coalition. Es kam hinzu, dafs auch die persönlichen Bande zwischen ihren Häuptern sich enger zusammengezogen. Caesar hatte seinen Verbündeten redlich und treulich Wort gehalten ohne sie in dem Versprochenen zu beknappen oder zu chicaniren und namentlich das in Pompeius Interesse beantragte Ackergesetz völlig wie seine eigene Sache mit Gewandtheit und Energie durchgefochten; Pompeius war nicht unempfänglich für rechtliches Verhalten und bürgerliche Treue und wohlwollend gestimmt gegen denjenigen, der ihm mit einem Schlag über die seit drei Jahren gespielte armselige Petentenrolle hinweg geholfen hatte. Der häufige und vertraute Verkehr mit einem Manne von der unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit Caesars that das Uebrige um den Bund der Interessen in einen Freundschaftsbund umzugestalten. Das Ergebnifs und das Unterpfand dieser Freundschaft, freilich zugleich auch eine öffentliche schwer mifszuverstehende Ankündigung der neu begründeten Gesammtherrschaft wurde das Eheband, das Pompeius mit Caesars einziger dreiundzwanzigjähriger Tochter einging. Julia, die die Anmuth ihres Vaters geerbt hatte, lebte mit ihrem um das Doppelte ältern Gemahl in der glücklichsten Häuslichkeit und die nach so vielen Nöthen und Krisen nach Ruhe und Ordnung verlangende Bürgerschaft sah in diesem Ehebündnifs die Gewähr einer friedlichen und gedeihlichen Zukunft. — Je fester und enger also das Bündnifs zwischen Pompeius und Caesar sich knüpfte, desto hoffnungsloser gestaltete sich die Sache der Aristokratie. Sie fühlte das Schwert über ihrem Haupte schweben und kannte Caesar hinlänglich um nicht zu bezweifeln, dafs er wenn nöthig es unbedenklich brauchen werde. ‚Von allen Seiten, schrieb einer von ihnen, stehen wir im Schach; schon haben wir aus Furcht vor dem Tode oder vor der Verbannung auf die „Freiheit“ verzichtet; Jeder seufzt, zu reden wagt keiner‘. Mehr konnten die Verbündeten nicht verlangen. Aber wenn auch die Majorität der Aristokratie in dieser

wünschenswerthen Stimmung sich befand, so fehlte es doch natürlich in dieser Partei auch nicht an Heifsspornen. Kaum hatte Caesar das Consulat niedergelegt, als einige der hitzigsten Aristokraten Lucius Domitius und Gaius Memmius in vollem Senat den Antrag stellten die julischen Gesetze zu cassiren. Es war das freilich nichts als eine Thorheit, die nur zum Vortheil der Coalition ausschlug; denn da Caesar nun selbst darauf bestand, dafs der Senat die Gültigkeit der angefochtenen Gesetze untersuchen möge, konnte dieser nicht anders als deren Legalität förmlich anerkennen. Allein begreiflicher Weise fanden dennoch die Machthaber hierin eine neue Aufforderung an einigen der namhaftesten und vorlautesten Opponenten ein Exempel zu statuiren und dadurch sich zu versichern, dafs die übrige Masse bei jenem zweckmäfsigen Seufzen und Schweigen beharre. Anfangs hatte man gehofft, dafs die Clausel des Ackergesetzes, welche wie üblich den Eid auf das neue Gesetz den sämmtlichen Senatoren bei Verlust ihrer politischen Rechte auferlegte, die heftigsten Opponenten bestimmen werde nach dem Vorgange des Metellus (II, 194) sich durch die Eidverweigerung selber zu verbannen. Allein so gefällig erwiesen sich dieselben denn doch nicht; selbst der gestrenge Cato bequemte sich zu schwören und seine Sanchos folgten ihm nach. Ein zweiter und weit weniger ehrbarer Versuch die Häupter der Aristokratie wegen eines angeblich gegen Pompeius gesponnenen Mordanschlags vor Gericht zu ziehen und dadurch in die Verbannung zu treiben ward durch die Unfähigkeit der Werkzeuge vereitelt; der Denunciant, ein gewisser Vettius, übertrieb und widersprach sich so arg und der Tribun Vatinius, der die unsaubere Maschine dirigirte, zeigte sein Einverständnifs mit jenem Vettius so deutlich, dafs man es gerathen fand den letzteren im Gefängnifs zu erdrosseln und die ganze Sache fallen zu lassen. Indefs hatte man bei dieser Gelegenheit von der totalen Deroute der Aristokratie und der grenzenlosen Angst der vornehmen Herren sich sattsam überzeugt; selbst ein Mann wie Lucius Lucullus hatte sich persönlich Caesar zu Füfsen geworfen und öffentlich erklärt, dafs er seines hohen Alters wegen sich genöthigt sehe sich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen. Man liefs sich denn endlich an einzelnen wenigen Opfern genügen. Hauptsächlich galt es Cato zu entfernen, der seiner Ueberzeugung von der Nichtigkeit der sämmtlichen julischen Gesetze hein Hehl hatte und der der Mann war so wie er dachte zu handeln. Ein solcher Mann war freilich Marcus Cicero nicht und man gab sich nicht die Mühe ihn zu fürchten.

Allein die demokratische Partei, die in der Coalition die erste Rolle spielte, konnte den Justizmord des 5. Dec. 691, den sie so laut und mit so gutem Recht getadelt hatte, unmöglich nach ihrem Siege ungeahndet lassen. Hätte man die wirklichen Urheber des verhängnifsvollen Beschlusses zur Rechenschaft ziehen wollen, so mufste man freilich sich nicht an den schwachmüthigen Consul halten, sondern an die Fraction der strengen Aristokratie, die den ängstlichen Mann zu jener Execution gedrängt hatte; aber nach formellem Recht waren allerdings nicht die Rathgeber des Consuls, sondern zunächst der Consul selbst für dieselbe verantwortlich und vor allem war es der mildere Weg nur den Consul zur Rechenschaft zu ziehen und das Senatscollegium ganz aus dem Spiele zu lassen, welche Absicht sehr scharf darin hervortritt, dafs der Senatsbeschlufs, kraft dessen Cicero die Hinrichtung anordnete, in den Motiven des gegen Cicero gerichteten Antrags als untergeschoben bezeichnet ward. Es kam hinzu dafs Cicero es nicht über sich gewinnen konnte weder den Machthabern die verlangte Garantie zu geben, noch unter einem der mehrfach ihm dargebotenen schicklichen Vorwände sich selbst von Rom zu verbannen, noch auch nur zu schweigen. Bei dem besten Willen jeden Anstofs zu vermeiden und der aufrichtigsten Angst hatte er doch nicht Haltung genug um vorsichtig zu sein; das Wort mufste heraus, wenn ein petulanter Witz ihn prickelte oder wenn sein durch das Lob so vieler adlichen Herren fast übergeschnapptes Selbstbewufstsein die wohlcadenzirten Perioden des plebejischen Advokaten schwellte. Die Ausführung der gegen Cato und Cicero beschlossenen Mafsregeln ward dem lockeren und wüsten, aber nicht talentlosen Publius Clodius übertragen, der seit Jahren mit Cicero in der bittersten Feindschaft lebte und, um diese befriedigen und als Demagoge eine Rolle spielen zu können, unter Caesars Consulat sich durch eilige Adoption aus einem Patricier in einen Plebejer verwandelt und dann für das J. 696 zum Volkstribun hatte wählen lassen. Als Rückhalt für Clodius verweilte der Proconsul Caesar, bis der Schlag gegen die beiden Opfer gefallen war, in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt. Den erhaltenen Aufträgen gemäfs proponirte Clodius der Bürgerschaft Cato mit der Regulirung der verwickelten Gemeindeverhältnisse der Byzantiner und mit der Einziehung des Königreichs Kypros zu beauftragen, welches ebenso wie Aegypten durch das Testament Alexanders II. den Römern angefallen war und nicht wie Aegypten die römische Einziehung abgekauft, dessen König überdies den Clodius vor Zeiten persönlich beleidigt hatte. Hin-

sichtlich Ciceros brachte Clodius einen Gesetzentwurf ein, welcher die Hinrichtung eines Bürgers ohne Urtheil und Recht als ein mit Landesverweisung zu bestrafendes Verbrechen bezeichnete. Cato also ward durch eine ehrenvolle Mission entfernt, Cicero wenigstens mit der möglichst gelinden Strafe belegt, überdies in dem Antrag doch nicht mit Namen genannt. Das Vergnügen aber versagte man sich nicht einerseits einen notorisch zaghaften und zu der Gattung der politischen Wetterfahnen zählenden Mann wegen von ihm bewiesener conservativer Energie zu bestrafen, andererseits den verbissenen Gegner aller Eingriffe der Bürgerschaft in die Administration und aller aufserordentlichen Commandos durch Bürgerschaftsbeschlufs selbst mit einem solchen auszustatten; und in gleichem Sinn ward der Cato betreffende Antrag motivirt mit der abnormen Tugendhaftigkeit dieses Mannes, welche ihn vor jedem Andern geeignet erscheinen lasse einen so kitzlichen Auftrag, wie die Einziehung des ansehnlichen kyprischen Kronschatzes war, auszuführen ohne zu stehlen. Man sieht, dafs beide Anträge denselben Charakter rücksichtsvoller Deferenz und kühler Ironie an sich tragen, der Caesars Verhalten dem Senat gegenüber durchgängig bezeichnet. Auf Widerstand stiefsen sie nicht. Es half natürlich nichts, dafs die Senatsmajorität, um doch auf irgend eine Art gegen die Verhöhnung und Brandmarkung ihres Beschlusses in der catilinarischen Sache zu protestiren, öffentlich das Trauergewand anlegte und dafs Cicero selbst, nun da es zu spät war, bei Pompeius kniefällig um Gnade bat; er mufste sich entschliessen Italien zu verlassen (April 696), noch bevor das Gesetz durchging, das ihm die Heimath verschlofs. Cato liefs es gleichfalls nicht darauf ankommen durch Ablehnung des ihm gewordenen Auftrags schärfere Mafsregeln zu provociren, sondern nahm denselben an und schiffte sich ein nach dem Osten (S. 146). Das Nächste war gethan; auch Caesar konnte Italien verlassen um sich ernsteren Aufgaben zu widmen.

KAPITEL VI.

Die Unterwerfung des Westens.

Wenn von dem armseligen Einerlei des politischen Egoismus, der in der Curie und auf den Strafsen der Hauptstadt seine Schlachten schlug, sich der Gang der Geschichte wieder zu wichtigeren Dingen wendet, als die Frage ist, ob der erste Monarch Roms Gnaeus, Gaius oder Marcus heifsen wird, so mag es wohl gestattet sein an der Schwelle eines Ereignisses, dessen Folgen noch heute die Geschicke der Welt bestimmen, einen Augenblick umzuschauen und den Zusammenhang zu bezeichnen, in welchem die Eroberung des heutigen Frankreich durch die Römer und ihre ersten Berührungen mit den Bewohnern Deutschlands und Grofsbritanniens weltgeschichtlich aufzufassen sind. — Kraft des Gesetzes, dafs das zum Staat entwickelte Volk die politisch, das civilisirte die geistig unmündigen Nachbaren in sich auflöst — kraft dieses Gesetzes, das so allgemeingültig und so sehr Naturgesetz ist wie das Gesetz der Schwere, war die italische Nation, die einzige des Alterthums, welche die höhere politische Entwicklung und die höhere Civilisation, wenn auch letztere nur in unvollkommener und äufserlicher Weise, mit einander zu verbinden vermocht hat, befugt die zum Untergang reifen griechischen Staaten des Ostens sich unterthan zu machen und die Völkerschaften niedrigerer Culturgrade im Westen, Libyer, Iberer, Kelten, Germanen durch ihre Ansiedler zu verdrängen — eben wie England mit gleichem Recht in Ostindien eine ebenbürtige, aber politisch impotente Civilisation sich unterworfen, in Amerika und Australien ausgedehnte barbarische Landschaften mit dem Stempel sei-

ner Nationalität bezeichnet und geadelt hat und noch fortwährend bezeichnet und adelt. Die römische Aristokratie vollbrachte die Vorbedingung dieser Aufgabe, die Einigung Italiens, aber die Aufgabe selber hat sie nicht gelöst, sondern die aufseritalischen Eroberungen stets nur entweder als nothwendiges Uebel oder auch als einen gleichsam aufserhalb des Staates stehenden Rentenerwerb betrachtet. Es ist der unvergängliche Ruhm der römischen Demokratie oder Monarchie — denn beides fällt zusammen —, dafs sie jene höchste Bestimmung ihres Gemeinwesens richtig erkannt und kräftig verfolgt hat. Was die unwiderstehliche Macht der Verhältnisse, die den Senat wider Willen zwang die Grundlagen der künftigen römischen Macht im Westen wie im Osten festzustellen, vorbereitet hatte, was dann die römische Emigration in die Provinzen, die zwar als Landplage kam, aber in den westlichen Landschaften doch auch als Pionier einer höheren Cultur, instinctmäfsig erfafste, das hat der Schöpfer der römischen Demokratie Gaius Gracchus mit staatsmännischer Klarheit und Sicherheit erkannt und durchzuführen begonnen. Die beiden Grundgedanken der neuen Politik: das Machtgebiet Roms, so weit es hellenisch war, zu reuniren, so weit es nicht hellenisch war, zu colonisiren, fanden ihre praktische Anerkennung bereits in der Einziehung des attalischen Reiches, in den transalpinischen Eroberungen des Flaccus. Aber die obsiegende Reaction liefs diese Gedanken verkümmern. Der römische Staat blieb eine wüste Ländermasse ohne intensive Occupation und ohne gehörige Grenzen; Spanien und die griechisch-asiatischen Besitzungen waren durch weite kaum in ihren Küstensäumen den Römern unterthänige Gebiete von dem Mutterland geschieden, an der afrikanischen Nordküste waren nur die Gebiete von Karthago und Kyrene inselartig occupirt, selbst von dem unterthänigen Gebiet grofse Strecken namentlich in Spanien den Römern nur dem Namen nach unterworfen; von Seiten der Regierung geschah schlechterdings nichts zur Concentrirung und Arrondirung der Herrschaft und der Verfall der Flotte schien endlich das letzte Band zwischen den entlegenen Besitzungen zu lösen. Wohl versuchte die Demokratie, wie sie nur wieder ihr Haupt erhob, auch die äufsere Politik im Geiste des Gracchus zu gestalten, wie denn namentlich Marius mit solchen Ideen sich trug; aber sie vermochte nicht auf die Dauer ans Ruder zu kommen und es blieb darum auch hier im Ganzen bei Entwürfen. Erst als mit dem Sturz der sullanischen Verfassung im J. 684 die Demokratie thatsächlich das Regiment in die Hand nahm, trat auch in dieser

Hinsicht ein Umschwung ein. Vor allen Dingen ward die Herrschaft auf dem mittelländischen Meer wieder hergestellt, die erste Lebensfrage für einen Staat wie der römische war. Gegen Osten wurde durch Annectirung der pontischen und syrischen Landschaften die Euphratgrenze gesichert. Aber es war noch übrig in den transalpinischen Eroberungen zugleich das römische Gebiet gegen Norden und Westen abzuschliefsen und der hellenischen Civilisation, der noch keineswegs gebrochenen Kraft des italischen Stammes hier ein neues jungfräuliches Gebiet zu gewinnen. Dieser Aufgabe hat Gaius Caesar sich unterzogen. Es ist ein Irrthum und mehr noch ein Frevel gegen den in der Geschichte mächtigen heiligen Geist, wenn man Gallien einzig als den Exercirplatz betrachtet, auf dem Caesar sich und seine Legionen für den bevorstehenden Bürgerkrieg übte. Wenn auch die Unterwerfung des Westens für Caesar insofern ein Mittel zum Zweck war, als er seine spätere Machtstellung in den transalpinischen Kriegen begründet hat, so ist eben dies das Privilegium des staatsmännischen Genies, dafs seine Mittel selbst wieder Zwecke sind. Caesar bedurfte wohl für seine Parteizwecke einer militärischen Macht; Gallien aber hat er nicht als Parteimann erobert. Es war für Rom eine politische Nothwendigkeit der ewig drohenden Invasion der Deutschen schon jenseit der Alpen zu begegnen und dort einen Damm zu ziehen, der der römischen Welt den Frieden sicherte. Aber auch dieser Zweck, wie wichtig er immer war, war noch nicht der höchste und letzte, wefshalb Gallien von Caesar erobert ward. Als der römischen Bürgerschaft die alte Heimath zu eng geworden war und sie in Gefahr stand zu verkümmern, rettete die italische Eroberungspolitik des Senats dieselbe vom Untergang. Jetzt war auch die italische Heimath wieder zu eng geworden; wieder siechte der Staat an demselben in gleicher Art, nur in gröfseren Verhältnissen sich wiederholenden socialen Mifsverhältnifs. Es war ein genialer Gedanke, eine grofsartige Hoffnung, welche Caesar über die Alpen führte, der Gedanke und die Zuversicht dort seinen Mitbürgern eine neue grenzenlose Heimath zu gewinnen und den Staat zum zweiten Mal dadurch zu regeneriren, dafs er auf eine breitere Basis gestellt ward.

Gewissermafsen läfst sich zu den auf die Unterwerfung des Westens abzielenden Unternehmungen schon der Feldzug rechnen, den Caesar im J. 693 im jenseitigen Spanien unternahm. Wie lange auch Spanien schon den Römern gehorchte, immer noch war selbst nach der Expedition des Decimus Brutus gegen die

Gallaeker (II, 17) das westliche Gestade von den Römern wesentlich unabhängig geblieben und die Nordküste noch gar von ihnen nicht betreten worden; und die Raubzüge, denen von hier aus die unterthänigen Landschaften fortwährend ausgesetzt blieben, thaten der Civilisirung und Romanisirung Spaniens nicht geringen Eintrag. Hiegegen richtete sich Caesars Zug an der Westküste hinauf. Er überschritt die den Tajo nördlich begrenzende Kette der herminischen Berge (Sierra de Estrella), nachdem er die Bewohner derselben geschlagen und zum Theil in die Ebene übergesiedelt hatte, unterwarf die Landschaft zu beiden Seiten des Duero und gelangte bis an die nordwestliche Spitze der Halbinsel, wo er mit Hülfe einer von Gades herbeigezogenen Flottille Brigantium (Coruña) einnahm. Dadurch wurden die Anwohner des atlantischen Oceans, Lusitaner und Gallaeker zur Anerkennung der römischen Suprematie gezwungen, während der Ueberwinder zugleich darauf bedacht war durch Herabsetzung der nach Rom zu entrichtenden Tribute und Regulirung der ökonomischen Verhältnisse der Gemeinden die Lage der Unterthanen überhaupt leidlich zu gestalten. — Indeſs wenn auch schon in diesem militärischen und administrativen Debut des groſsen Feldherrn und Staatsmannes dieselben Talente und dieselben leitenden Gedanken durchschimmern, die er später auf gröſseren Schauplätzen bewährt hat, so war doch seine Wirksamkeit auf der iberischen Halbinsel viel zu vorübergehend um hier tief einzugreifen, um so mehr als bei den eigenthümlichen physischen und nationalen Verhältnissen derselben nur eine längere Zeit hindurch mit Stetigkeit fortgesetzte Thätigkeit eine dauernde Wirkung hervorbringen konnte.

Eine bedeutendere Rolle in der romanischen Entwickelung des Westens war der Landschaft bestimmt, welche zwischen den Pyrenäen und dem Rheine, dem Mittelmeer und dem atlantischen Ocean sich ausbreitet und an der seit der augusteischen Zeit der Name des Keltenlandes, Gallien vorzugsweise haftet, obwohl genau genommen das Keltenland theils enger ist, theils viel weiter sich erstreckt und jene Landschaft niemals eine nationale und eine politische Einheit nicht vor Augustus gebildet hat. Es ist eben darum nicht leicht von den sehr mannigfaltigen Zuständen, die Caesar bei seinem Eintreffen daselbst im J. 696 vorfand, ein anschauliches Bild zu entwerfen. — In der Landschaft am Mittelmeer, welche, ungefähr im Westen der Rhone Languedoc, im Osten Dauphiné und Provence umfassend, seit sechzig Jahren römische Provinz war, hatten seit dem kimbrischen Sturm, der auch über

sie hingebraust war, die römischen Waffen selten geruht. 664 hatte Gaius Caecilius mit den Salyern um Aquae Sextiae, 671 Gaius Flaccus ebenfalls in dieser Provinz mit den Eingebornen gekämpft. Im sertorianischen Krieg ward ihr Statthalter Lucius Mallius genöthigt seinen Collegen jenseit der Pyrenäen zu Hülfe zu eilen; als er geschlagen von Ilerda (Lerida) zurückkam und auf dem Heimweg von den westlichen Nachbaren der römischen Provinz, den Aquitanern zum zweiten Mal besiegt ward (um 676; S. 18), scheint dies einen allgemeinen Aufstand der Provinzialen zwischen den Pyrenäen und der Rhone, vielleicht selbst derer zwischen Rhone und Alpen hervorgerufen zu haben. Pompeius bahnte sich (677) mit dem Schwert einen Weg durch das usurpirte Gallien nach Spanien (S. 24) und gab zur Strafe für die Empörung die Marken der Volker-Arekomiker und der Helvier (Dep. Gard und Ardêche) den Massalioten zu eigen; allein erst der Statthalter Marcus Fonteius (678—680) führte diese Beschlüsse aus und stellte die Ruhe in der Provinz wieder her, indem er die Vocontier (Dep. Drôme) niederwarf, Massalia vor den Aufständischen schützte und die römische Hauptstadt Narbo, die sie schon berannten, von ihnen befreite. Die Verzweiflung indefs und die ökonomische Zerrüttung, welche die Mitleidenschaft unter dem spanischen Krieg (S. 28) und überhaupt die amtlichen und nicht amtlichen Erpressungen der Römer über die gallischen Besitzungen brachten, liefs dieselben nicht zur Ruhe kommen und namentlich der von Narbo am weitesten entfernte Canton der Allobrogen war in beständiger Gährung, von der die ‚Friedensstiftung‘, die Gaius Piso dort 688 vornahm, so wie das Verhalten der allobrogischen Gesandtschaft in Rom bei Gelegenheit des Anarchistencomplotts 691 (S. 169) Zeugnifs ablegen und die bald darauf (693) zum Ausbruch kam in einer neuen verzweifelten Schilderhebung des Cantons unter Catugnatus. Derselbe ward, nachdem er anfangs nicht unglücklich gefochten, bei Solonium in einem nicht unbedeutenden Treffen von dem Statthalter Gaius Pomptinus überwunden. — Trotz aller dieser Kämpfe wurden die Grenzen des römischen Gebiets nicht wesentlich vorgeschoben; Lugudunum Convenarum, wo Pompeius die Trümmer der sertorianischen Armee angesiedelt hatte (S. 32), Tolosa, Vienna und Genava waren immer noch die äufsersten römischen Ortschaften gegen Westen und Norden. Dabei aber war die Bedeutung dieser gallischen Besitzungen für das Mutterland beständig im Steigen. Das herrliche dem italischen verwandte Klima, die günstigen Bodenverhältnisse, das dem Handel so för-

derliche grofse und reiche Hinterland mit seinen bis nach Britannien reichenden Handelsstrafsen, der bequeme Land- und Seeverkehr mit der Heimath gaben rasch dem südlichen Keltenland eine Wichtigkeit für Italien, die viel ältere Besitzungen, wie zum Beispiel die spanischen, in Jahrhunderten nicht erreicht hatten; und wie die politisch schiffbrüchigen Römer in dieser Zeit vorzugsweise in Massalia eine Zuflüchtstätte suchten und dort italische Bildung wie italischen Luxus wiederfanden, so zogen sich auch die freiwilligen Auswanderer aus Italien mehr und mehr an die Rhone und die Garonne. ‚Die Provinz Gallien', heifst es in einer zehn Jahre vor Caesars Ankunft entworfenen Schilderung, ‚ist voll von Kaufleuten; sie wimmelt von römischen Bürgern. Kein Gallier macht ein Geschäft ohne Vermittelung eines Römers; jeder Pfennig, der in Gallien aus einer Hand in die andere kommt, geht durch die Rechnungsbücher der römischen Bürger'. Aus derselben Schilderung ergiebt sich, dafs in Gallien auch aufser den Colonisten von Narbo römische Landwirthe und Viehzüchter in grofser Anzahl sich aufhielten; wobei übrigens nicht aufser Acht zu lassen ist, dafs das meiste von Römern besessene Provinzialland, eben wie in frühester Zeit der gröfste Theil der englischen Besitzungen in Nordamerika, in den Händen des hohen in Italien lebenden Adels war und jene Ackerbauer und Viehzüchter zum gröfsten Theil aus deren Verwaltern, Sclaven oder Freigelassenen bestanden. Es ist begreiflich, dafs unter solchen Verhältnissen die Civilisirung und die Romanisirung unter den Eingebornen rasch um sich griff. Die Kelten liebten den Ackerbau nicht; ihre neuen Herren aber zwangen sie das Schwert mit dem Pfluge zu vertauschen und es ist sehr glaublich, dafs der erbitterte Widerstand der Allobrogen zum Theil eben durch dergleichen Anordnungen hervorgerufen ward. In älteren Zeiten hatte der Hellenismus auch diese Landschaften bis zu einem gewissen Grade beherrscht und ihnen die Elemente höherer Gesittung, die Anregungen zum Wein- und Oelbau (II, 153), zum Gebrauche der Schrift* und zur Münzprägung von Massalia aus zugeführt. Auch durch die Römer ward die hellenische Cultur hier eher gefördert als verdrängt; Massalia gewann durch sie mehr an Einflufs als es verlor und noch in der römischen Zeit wurden grie-

* So ward zum Beispiel in Vaison im vocontischen Gau eine keltische Inschrift gefunden, die in gewöhnlichem griechischem Alphabet geschrieben ist. Sie lautet: *σεγομαρος ουιλλονεος τοουτιους ναμαυσατιο ειωρουβηλησαμισοσιν νεμητον.* Das letzte Wort heifst ‚heilig'.

chische Aerzte und Rhetoren in den gallischen Cantons von Gemeinde wegen angestellt. Allein begreiflicher Weise erhielt der Hellenismus durch die Römer im südlichen Keltenland denselben Charakter, den er in Italien trug: die specifisch hellenische Civilisation ward überwogen durch die lateinisch-griechische Mischcultur, die bald hier Proselyten in grofser Anzahl machte. Die ‚Hosengallier', wie man im Gegensatz zu den norditalischen ‚Galliern in der Toga' die Bewohner des südlichen Keltenlandes nannte, waren zwar nicht wie diese bereits vollständig romanisirt, aber sie unterschieden sich doch schon sehr merklich von den ‚langhaarigen Galliern' der noch unbezwungenen nördlichen Landschaften. Die hier sich einbürgernde Halbcultur gab zwar Stoff genug her zu Spöttereien über ihr barbarisches Latein und man unterliefs es nicht dem, der im Verdacht keltischer Abstammung stand, seine ‚behoste Verwandtschaft' zu Gemüthe zu führen; aber sie reichte doch aus um selbst den entfernten Allobrogen den Geschäftsverkehr mit den römischen Behörden und sogar das Ablegen von Zeugnissen in römischen Gerichten ohne Dollmetsch möglich zu machen. — Wenn also die keltische und ligurische Bevölkerung dieser Gegenden auf dem Wege war ihre Nationalität einzubüfsen und daneben siechte und verkümmerte unter einem politischen und ökonomischen Druck, von dessen Unerträglichkeit die hoffnungslosen Aufstände hinreichend Zeugnifs ablegen, so darf doch dabei nicht übersehen werden, dafs der Untergang der eingebornen Bevölkerung auch hier Hand in Hand ging mit der Einbürgerung derselben höheren Cultur, wie wir sie in dieser Zeit in Italien finden. Aquae Sextiae und mehr noch Narbo waren ansehnliche Ortschaften, die wohl neben Benevent und Capua genannt werden mochten; und Massalia, die bestgeordnete, freieste, wehrhafteste, mächtigste unter allen von Rom abhängigen griechischen Städten, unter ihrem streng aristokratischen Regiment, auf das die römischen Conservativen wohl als auf das Muster einer guten Stadtverfassung hinwiesen, im Besitz eines bedeutenden von den Römern ansehnlich vergröfserten Gebiets und eines ausgebreiteten Handels, stand neben jenen latinischen Städten wie in Italien neben Capua und Benevent Rhegion und Neapolis.

Anders sah es aus, wenn man die römische Grenze überschritt. Die grofse keltische Nation, die in den südlichen Landschaften schon von der italischen Einwanderung anfing unterdrückt zu werden, bewegte sich nördlich der Cevennen noch in althergebrachter Freiheit. Es ist nicht das erste Mal, dafs wir ihr

begegnen; mit den Ausläufern und Vorposten des ungeheuren Stammes hatten die Italiker bereits an der Tiber und am Po, in den Bergen Castiliens und Kärnthens, ja tief im inneren Kleinasien gefochten; erst hier aber ward der Hauptstock in seinem Kerne von ihren Angriffen erfaſst. Der Keltenstamm hatte bei seiner Ansiedlung in Mitteleuropa sich vornämlich über die reichen Fluſsthäler und das anmuthige Hügelland des heutigen Frankreich mit Einschluſs der westlichen Striche Deutschlands und der Schweiz ergossen und von hier aus wenigstens den südlichen Theil von England, vielleicht schon damals ganz Groſsbritannien und Irland besetzt*; mehr als irgendwo sonst hatte er hier eine breite geographisch geschlossene Völkermasse gebildet. Trotz der Unterschiede in Sprache und Sitte, die natürlich innerhalb dieses weiten Gebietes nicht fehlten, scheint dennoch ein reger gegenseitiger Verkehr, ein geistiges Gefühl der Gemeinschaft diese Völkerschaften zusammengeknüpft zu haben; wogegen mit den Kelten in Spanien und im heutigen Oesterreich wohl ein gewisser localer Zusammenhang stattfand, aber doch theils die gewaltigen Bergscheiden der Pyrenäen und der Alpen, theils die hier ebenfalls einwirkenden Uebergriffe der Römer und der Germanen den Verkehr und den geistigen Zusammenhang der stammverwandten Völkerschaften ganz anders unterbrachen als der schmale Meerarm den Verkehr der continentalen und der brittischen Kelten. Leider ist es uns nicht vergönnt die innere Entwicklungsgeschichte des merkwürdigen Volkes in diesen seinen Hauptsitzen von Stufe zu Stufe zu verfolgen; wir müssen uns begnügen dessen culturhistorischen und politischen Zustand, wie er hier zu Caesars Zeit uns entgegentritt, wenigstens in seinen Umrissen darzustellen.

Gallien war nach den Berichten der Alten verhältniſsmäſsig wohl bevölkert. Einzelne Angaben lassen schlieſsen, daſs in den belgischen Districten etwa 900 Köpfe auf die Quadratmeile kamen, ein Verhältniſs wie es heutzutage etwa für Wallis und für Liefland gilt, in dem helvetischen Canton etwa 1100;** es ist

* Auf eine stetige Einwanderung der belgischen Kelten nach Britannien deuten die von belgischen Gauen entlehnten Namen der englischen Völkerschaften zu beiden Ufern der Themse, wie der der Atrebaten, der Belgen, ja der Britanner selbst, welcher ursprünglich von den an der Somme unterhalb Amiens ansässigen Brittonen auf einen englischen Gau und sodann auf die ganze Insel übertragen zu sein scheint. Auch die englische Goldmünzung ist aus der belgischen abgeleitet und ursprünglich mit ihr identisch.

** Das erste Aufgebot der belgischen Cantone ausschlieſslich der Re-

wahrscheinlich, dafs in den Districten, die cultivirter als die belgischen und weniger gebirgig als der helvetische waren, wie bei den Biturigen, Arvernern, Haeduern, sich das Verhältnifs noch günstiger stellte. Der Ackerbau ward in Gallien wohl getrieben, allein nicht geachtet; selbst in dem civilisirteren Süden galt noch der Satz, dafs es für den freien Kelten sich nicht schicke den Pflug zu führen, und im Norden überwog die Viehzucht durchaus. Die Bretagne war zu Caesars Zeit ein kornarmes Land. Im Nordosten reichten dichte Wälder, an den Kern der Ardennen sich anschliefsend, fast ununterbrochen von der Nordsee bis zum Rheine und auf den heute so gesegneten Fluren Flanderns und Lothringens weidete damals der menapische und treverische Hirte im undurchdringlichen Eichenwald seine halbwilden Säue. Eben wie im Pothal an die Stelle der keltischen Eichelmast durch die Römer Wollproduction und Kornbau getreten sind, so gehen auch die Schafzucht und die Ackerwirthschaft in den Ebenen der Schelde und der Maas auf sie zurück. In Britannien gar war das Dreschen des Kornes noch nicht üblich und in den nördlicheren Strichen hörte hier der Ackerbau ganz auf und war die Viehzucht die einzige bekannte Bodennutzung. Der Weinbau, der den Massalioten reichen Ertrag abwarf, ward jenseit der Cevennen zu Caesars Zeit noch nicht betrieben. — Dem Zusammensiedeln waren die Gallier von Haus aus geneigt; offene Dörfer gab es überall und allein der helvetische Canton zählte deren im J. 696 vierhundert aufser einer Menge einzelner Höfe. Aber es fehlte auch nicht an ummauerten Städten, deren Mauern von Fachwerk sowohl durch

mer, also die Landschaft zwischen Seine und Schelde und östlich bis gegen Rheims und Andernach von 2000—2200 Quadratmeilen wird auf etwa 300000 Mann berechnet; wonach, wenn man das für die Bellovaker angegebene Verhältnifs des ersten Aufgebots zu der gesammten waffenfähigen Mannschaft als allgemeingültig betrachtet, die Zahl der waffenfähigen Belgen auf 500000 und danach die Gesammtbevölkerung auf mindestens 2 Millionen sich stellt. Die Helvetier mit den Nebenvölkern zählten vor ihrem Auszug 336000 Köpfe; wenn man annimmt, dafs sie damals schon vom rechten Rheinufer verdrängt waren, kann ihr Gebiet auf ungefähr 300 Quadratmeilen angeschlagen werden. Ob die Knechte hiebei mitgezählt sind, läfst sich um so weniger entscheiden, als wir nicht wissen, welche Form die Sclaverei bei den Kelten angenommen hatte; was Caesar 1, 4 von Orgetorix Sclaven, Hörigen und Schuldnern erzählt, spricht eher für als gegen die Mitzählung. — Dafs übrigens jeder solche Versuch das, was der alten Geschichte vor allen Dingen fehlt, die statistische Grundlage durch Combinationen zu ersetzen, mit billiger Vorsicht aufgenommen werden mufs, wird der verständige Leser ebensowenig verkennen als ihn darum unbedingt wegwerfen.

ihre Zweckmäfsigkeit als durch die zierliche Ineinanderfügung von Balken und Steinen den Römern auffielen, während freilich die Gebäude selbst in den Städten der Allobrogen allein aus Holz aufgeführt waren. Solcher Städte hatten die Helvetier zwölf und ebenso viele die Suessionen; wogegen freilich in den nördlicheren Districten, zum Beispiel bei den Nerviern, es wohl auch Städte gab, aber doch die Bevölkerung im Kriege mehr in den Sümpfen und Wäldern als hinter den Mauern Schutz suchte und jenseit der Themse gar die primitive Schutzwehr der Waldverhacke durchaus an die Stelle der Städte trat und im Krieg die einzige Zufluchtsstätte für Menschen und Heerden war. Mit der verhältnifsmäfsig bedeutenden Entwickelung des städtischen Lebens steht in enger Verbindung die Regsamkeit des Verkehrs zu Lande und zu Wasser. Ueberall gab es Strafsen und Brücken. Die Flufsschifffahrt, wozu Ströme wie die Rhone, Garonne, Loire und Seine von selber aufforderten, war ansehnlich und ergiebig. Aber weit merkwürdiger noch ist die Seeschiffahrt der Kelten. Nicht blofs sind die Kelten allem Anschein nach diejenige Nation, die zuerst den atlantischen Ocean regelmäfsig befahren hat, sondern wir finden hier auch die Kunst Schiffe zu bauen und zu lenken in einer eigenthümlichen sonst in der alten Welt nicht wieder vorkommenden Entwickelung. Zwar auf dem Kanal bediente man sich zu Caesars Zeit wie noch lange nachher einer Art tragbarer lederner Kähne, die im Wesentlichen gewöhnliche Ruderböte gewesen zu sein scheinen. Aber die Völker an der Westküste Galliens, die Santonen, die Pictonen, vor allem die Veneter fuhren nach Britannien mit grofsen freilich plump gebauten Schiffen, die nicht mit Rudern bewegt wurden, sondern mit Ledersegeln und eisernen Ankerketten versehen waren. Wenn die Phönikier, Hellenen und Römer, wie es die Natur der von ihnen befahrenen Gewässer begreiflich macht, durchaus bei der Flufs- und Küstenschiffahrt und darum bei dem Ruder stehen geblieben sind und das Segel nur als gelegentliche Verstärkung des Ruders verwandt haben, so begegnen wir hier wie zuerst der Schiffahrt auf einer freieren See, so auch zuerst dem wirklichen Segelschiff — ein Fortschritt, den freilich die sinkende Regsamkeit der alten Welt nicht zu nutzen verstanden hat und dessen unübersehliche Resultate erst unsere verjüngte Culturperiode beschäftigt ist allmählich zu ziehen. Bei diesem regelmäfsigen Seeverkehr zwischen der brittischen und der gallischen Küste ist die überaus enge politische Verbindung zwischen den beiderseitigen Anwohnern des Kanals ebenso erklärlich wie das Aufblühen des über-

seeischen Handels und der Fischerei. Es waren die Kelten namentlich der Bretagne, die das Zinn der Gruben von Cornwallis aus England holten und es auf den Flufs- und Landstrafsen des Keltenlandes nach Narbo und Massalia verfuhren. Die Angabe, dafs zu Caesars Zeit einzelne Völkerschaften an der Rheinmündung von Fischen und Vogeleiern lebten, darf man wohl darauf deuten, dafs hier die Seefischerei und das Einsammeln der Seevögeleier in ausgedehntem Umfang betrieben ward. Fafst man die vereinzelten und spärlichen Angaben, die über den keltischen Handel und Verkehr uns geblieben sind, in Gedanken ergänzend zusammen, so begreift man wohl, dafs die Zölle der Flufs- und Seehäfen in den Budgets einzelner Cantons, z. B. in dem der Haeduer und der Veneter, eine grofse Rolle spielen und dafs der Hauptgott der Nation ihr galt als der Beschützer der Strafsen und des Handels und zugleich als Erfinder der Gewerke. Ganz nichtig kann danach auch die keltische Industrie nicht gewesen sein. In den meisten Zweigen scheint dieselbe allerdings sich nicht über das Mafs des Gewöhnlichen erhoben zu haben und die später im mittleren und nördlichen Gallien blühende Fabrication leinener und wollener Stoffe ist nachweislich erst durch die Römer ins Leben gerufen worden. Eine Ausnahme aber, und so viel wir wissen, die einzige macht die Bereitung der Metalle. Das nicht selten technisch vorzügliche und noch jetzt geschmeidige Kupfergeräth, das in den Gräbern des Keltenlandes zum Vorschein kommt, und die sorgfältig justirten arvernischen Goldmünzen sind heute noch lebendige Zeugen der Geschicklichkeit der keltischen Kupfer- und Goldarbeiter; und wohl stimmen dazu die Berichte der Alten, dafs die Römer von den Biturigen das Verzinnen, von den Alesinern das Versilbern lernten — Erfindungen, von denen die erste durch den Zinnhandel nahe genug gelegt war und die doch wahrscheinlich beide noch in der Zeit der keltischen Freiheit gemacht worden sind. Hand in Hand mit der Gewandtheit in der Bearbeitung der Metalle ging die Kunst sie zu gewinnen, die zum Theil, namentlich in den Eisengruben an der Loire, eine solche bergmännische Höhe erreicht hatte, dafs die Grubenarbeiter bei den Belagerungen eine bedeutende Rolle spielten. Die den Römern dieser Zeit geläufige Meinung, dafs Gallien eines der goldreichsten Länder der Erde sei, wird freilich widerlegt durch die wohlbekannten Bodenverhältnisse und durch die Fundbestände der keltischen Gräber, in denen Gold nur sparsam und bei weitem minder häufig als in den gleichartigen Funden der wahren Heimathländer des Goldes erscheint. Jenem Gerede

liegen die vermuthlich stark gefärbten Schilderungen von der arvernischen Königspracht (II, 154) und den Tempelschätzen von Tolosa (II, 168) zu Grunde; es ist aber doch nicht völlig aus der Luft gegriffen. Es ist sehr glaublich, dafs in und an den Flüssen, welche aus den Alpen und den Pyrenäen strömen, Goldwäschereien und Goldsuchereien, die bei dem heutigen Werth der Arbeitskraft unergiebig sind, in roheren Zeiten und bei Sclavenwirthschaft mit Nutzen und in bedeutendem Umfang betrieben wurden; überdies mögen die Handelsverhältnisse Galliens wie nicht selten die der halbcivilisirten Völker das Aufhäufen eines todten Capitals edler Metalle begünstigt haben. — Bemerkenswerth ist der niedrige Stand der bildenden Kunst, der bei der mechanischen Geschicklichkeit in Behandlung der Metalle nur um so greller hervortritt. Die Vorliebe für bunte und glänzende Zierrathen zeigt den Mangel an Schönheitssinn und eine leidige Bestätigung gewähren die gallischen Münzen mit ihren bald übereinfach, bald abenteuerlich, immer aber kindisch entworfenen und fast ohne Ausnahme mit unvergleichlicher Rohheit ausgeführten Darstellungen. Es ist vielleicht ohne Beispiel, dafs eine Jahrhunderte hindurch mit einem gewissen technischen Geschick geübte Münzprägung sich wesentlich darauf beschränkt hat, zwei oder drei griechische Stempel immer wieder und immer entstellter nachzuschneiden. Dagegen wurde die Dichtkunst von den Kelten hoch geschätzt und verwuchs eng mit den religiösen und selbst mit den politischen Institutionen der Nation; wir finden die geistliche und die Hof- und Bettelpoesie in Blüthe (II, 154). Auch Naturwissenschaft und Philosophie fanden, wenn gleich in den Formen und den Banden der Landestheologie, bei den Kelten eine gewisse Pflege und der hellenische Humanismus eine bereitwillige Aufnahme, wo und wie er an sie herantrat. Die Kunde der Schrift war wenigstens bei den Priestern allgemein. Meistentheils bediente man sich der griechischen, wie unter Andern zu Caesars Zeit die Helvetier thaten; nur in den südlichsten Districten auch des freien Galliens war schon damals in Folge des Verkehrs mit den romanisirten Kelten die lateinische überwiegend, der wir zum Beispiel auf den arvernischen Münzen dieser Zeit begegnen.

Auch die politische Entwickelung der keltischen Nation bietet sehr bemerkenswerthe Erscheinungen. Die staatliche Verfassung ruht bei ihr wie überall auf dem Geschlechtsgau, mit dem Fürsten, dem Rath der Aeltesten und der Gemeinde der freien waffenfähigen Männer; das aber ist ihr eigenthümlich, dafs sie über diese Gauverfassung niemals hinausgelangt ist. Bei den Griechen

und Römern trat sehr früh an die Stelle des Gaues der Mauerring als die Grundlage der politischen Einheit: wo zwei Gaue in denselben Mauern sich zusammenfanden, verschmolzen sie zu einem Gemeinwesen; wo eine Bürgerschaft einem Theil ihrer Mitbürger einen neuen Mauerring anwies, entstand regelmäfsig damit auch ein neuer nur durch die Bande der Pietät und höchstens der Clientel mit der Muttergemeinde verknüpfter Staat. Bei den Kelten dagegen bleibt die ‚Bürgerschaft' zu allen Zeiten der Clan: dem Gau und nicht irgend einer Stadt stehen Fürst und Rath vor und der allgemeine Gautag bildet die letzte Instanz im Staate. Der Mauerring ist nicht unbekannt, aber er hat nur strategische, nicht politische Bedeutung; wefshalb denn auch die gallischen Ortschaften, selbst ummauerte und sehr ansehnliche wie Vienna und Genava, den Griechen und Römern nichts sind als Dörfer. Zu Caesars Zeit bestand die ursprüngliche Clanverfassung noch wesentlich ungeändert bei den Inselkelten und in den nördlichen Gauen des Festlandes: die Landsgemeinde behauptete die höchste Autorität; der Fürst ward in wesentlichen Fragen durch ihre Beschlüsse gebunden; der Gemeinderath war zahlreich — er zählte in einzelnen Clans sechshundert Mitglieder —, scheint aber nicht mehr bedeutet zu haben als der Senat unter den römischen Königen. Dagegen in dem regsameren Süden des Landes war ein oder zwei Menschenalter vor Caesar — die Kinder der letzten Könige lebten noch zu seiner Zeit — wenigstens bei den gröfseren Clans, den Arvernern, Haeduern, Sequanern, Helvetiern, eine Umwälzung eingetreten, die die Königsherrschaft beseitigte und dem Adel die Gewalt in die Hände gab. Die Ursache scheint die Entwickelung des Gefolgsystems gewesen zu sein, das zwar bei allen Nationen in einer gewissen Entwicklungsepoche in mehr oder minder bestimmter Gestalt auftritt, aber doch kaum irgendwo sonst eine so überwiegende politische Bedeutung erlangt hat wie in der keltischen Clanverfassung; wovon es eben nur die Kehrseite ist, dafs der entgegengesetzte Pol der politischen Entwickelung, das städtische Gemeinwesen nirgends so durchaus nichtig erscheint wie bei den Kelten. Die keltische Aristokratie war allem Anschein nach ein hoher Adel, gröfstentheils vielleicht die Glieder der königlichen oder ehemals königlichen Familien, wie es denn bemerkenswerth ist, dafs die Häupter der entgegengesetzten Parteien in demselben Clan sehr häufig dem gleichen Geschlecht angehören. Diese grofsen Familien vereinigten in ihrer Hand die ökonomische, kriegerische und politische Uebermacht. Sie monopolisirten die Pachtungen der nutzbaren Rechte des Staates. Sie nöthigten die

Gemeinfreien, die die Steuerlast erdrückte, bei ihnen zu borgen und zuerst thatsächlich als Schuldner, dann rechtlich als Hörige sich ihrer Freiheit zu begeben. Gestützt auf die Schaaren ihrer Andbakten oder Ambakten, das heifst ihrer gedungenen reisigen Knechte,* trotzten sie den gesetzlichen Behörden und dem Landsturm und sprengten thatsächlich das Gemeinwesen. Wenn in einem Clan, der etwa 80000 Waffenfähige zählte, ein einzelner Adlicher mit 10000 Knechten, ungerechnet die Hörigen und die Schuldner, auf dem Landtage erscheinen konnte, so ist es einleuchtend, dafs ein solcher mehr ein unabhängiger Dynast war als ein Bürger seines Clan. Es kam hinzu, dafs die vornehmen Familien der verschiedenen Clans innig unter sich zusammenhingen und durch Zwischenheirathen und Sonderverträge gleichsam einen geschlossenen Bund bildeten, dem gegenüber der einzelne Clan ohnmächtig war. Eine Folge war, dafs die Gemeinden es nicht vermochten den Landfrieden aufrecht zu halten und durchgängig das Faustrecht regierte. Schutz fand nur noch der hörige Mann bei seinem Herrn, den Pflicht und Interesse nöthigten die seinem Clienten zugefügte Unbill zu ahnden; die Freien zu beschirmen hatte der Staat die Macht nicht mehr, wefshalb diese zahl-

* Das merkwürdige Wort, die Wurzel unseres ‚Amt', ist, wie das Gefolgsystem selbst, sowohl den Kelten wie den Deutschen eigen und auf jeden Fall entweder im Keltischen oder im Deutschen Lehnwort. Der wahrscheinlichen Ableitung nach ist es ursprünglich deutsch und bezeichnet zunächst den im Kampfe dem Herrn ‚gegen den Rücken' (*and* = gegen, *bak* = Rücken) stehenden Knecht und darum den Gefolgmann überhaupt. Dafs das Wort schon bei den Kelten des Pothals im sechsten Jahrhundert Roms und ebenso am Ende des siebenten bei den transalpinischen eingebürgert war, beweist dessen Vorkommen als gallisches Wort bei Ennius und bei Caesar. Es ist das allerdings merkwürdig, aber doch auch historisch mit der Entlehnung aus dem Deutschen wohl zu vereinigen. Das alte keltische Gefolgsystem, in dem die Gefolgmänner natürlich die geringeren Clansglieder waren, mufs nothwendig späterhin durch ein Gefolge gedungener Knechte verdrängt worden sein; und dies eben sind die Andbakten, die *δοῦλοι μισθωτοί*, wie die auf gute Quellen zurückgehenden Glossen dies Wort übersetzen. Es ist also das Ambaktenthum bei den Kelten keine altnationale, sondern eine relativ junge Institution; und bei dem zwischen den Kelten und Deutschen Jahrhunderte lang bestehenden und weiterhin zu erörternden Verhältnifs ist es nicht blofs möglich, sondern sogar wahrscheinlich, dafs die Kelten zu diesen gedungenen Waffenknechten hauptsächlich Deutsche nahmen. Die ‚Schweizer' sind also um einige Jahrtausende älter als man meint. — Wenn die Benennung, womit die Kelten und nach ihrem Beispiel die Römer die Deutschen als Nation bezeichnen, der Name *Germani* wirklich keltischen Ursprungs ist (I, 373), so steht dies damit, wie man sieht, im besten Einklang.

reich sich als Hörige einem Mächtigen zu eigen gaben. Die Gemeindeversammlung verlor ihre politische Bedeutung; und auch das Fürstenthum, das den Uebergriffen des Adels hätte steuern sollen, erlag demselben bei den Kelten so gut wie in Latium. An die Stelle des Königs trat der ‚Rechtwirker' oder Vergobretus,* der wie der römische Consul nur auf ein Jahr ernannt ward. So weit der Gau überhaupt noch zusammenhielt, ward er durch den Gemeinderath geleitet, in dem natürlich die Häupter der Aristokratie die Regierung an sich rissen. Es versteht sich von selbst, dafs unter solchen Verhältnissen es in den einzelnen Clans in ganz ähnlicher Weise gährte, wie es in Latium nach der Vertreibung der Könige Jahrhunderte lang gegährt hatte: während der Adel der verschiedenen Gemeinden sich zu einem im Grunde revolutionären Sonderbündnifs zusammenthat, hörte die Menge nicht auf die Wiederherstellung des Königthums zu begehren und versuchte nicht selten ein hervorragender Edelmann, wie Spurius Cassius in Rom gethan, gestützt auf den gemeinen Mann, die Macht seiner Standesgenossen zu brechen und die Krone zu seinem Besten wieder in ihre Rechte einzusetzen. — Wenn also die einzelnen Gaue unheilbar hinsiechten, so regte sich wohl daneben mächtig in der Nation das Gefühl der Einheit und suchte in mancherlei Weise Form und Halt zu gewinnen. Wie die Hellenen in den Kriegen gegen die Perser, die Italiker in denen gegen die Kelten, so scheinen die transalpinischen Gallier in den Kriegen gegen Rom des Bestehens und der Macht der nationalen Einheit sich bewufst geworden zu sein. Unter dem Hader der rivalisirenden Clans und all jenem feudalistischen Gezänk machten doch auch die Stimmen derer sich bemerklich, die die Unabhängigkeit der Nation selbst um den Preis der Selbstständigkeit der einzelnen Gaue und der Ritterschaftsverbände zu erkaufen bereit waren. Wie durchweg populär die Opposition gegen die Fremdherrschaft war, beweisen die Kriege Caesars, dem gegenüber die keltische Patriotenpartei eine ganz ähnliche Stellung hatte wie die deutschen Patrioten gegen Napoleon: die Telegraphengeschwindigkeit, mit der sie sich Nachrichten mittheilte, zeugt unter anderm für ihre Ausdehnung und ihre Organisation. Die Allgemeinheit und die Mächtigkeit des keltischen Nationalbewufstseins würde unerklärlich sein, wenn nicht bei der gröfsten politischen Zersplitterung die keltische Nation seit langem religiös und selbst theologisch centralisirt gewesen wäre. Die keltische Priesterschaft oder mit dem

* Von den keltischen Wörtern *guery* = Wirker und *breth* = Gericht.

einheimischen Namen die Corporation der Druiden umfafste sicher die brittischen Inseln und ganz Gallien, vielleicht noch andere Keltenländer mit einem gemeinsamen religiös-nationalen Bande. Sie stand unter einem eigenen Haupte, das die Priester selber sich wählten, mit eigenen Schulen, in denen die sehr umfängliche Tradition fortgepflanzt ward, mit eigenen Privilegien, namentlich Befreiung von Steuer und Kriegsdienst, welche jeder Clan respectirte, mit jährlichen Concilien, die bei Chartres am ‚Mittelpunkt der keltischen Erde' abgehalten wurden, und vor allen Dingen mit einer gläubigen Gemeinde, die an peinlicher Frömmigkeit und blindem Gehorsam gegen ihre Priester den heutigen Iren nichts nachgegeben zu haben scheint. Es ist begreiflich, dafs eine solche Priesterschaft auch in das weltliche Regiment einzugreifen versuchte und theilweise durchdrang: sie nahm mit Erfolg das Recht in Anspruch einzelne Männer und ganze Gemeinden von der religiösen und folgeweise auch der bürgerlichen Gemeinschaft auszuschliefsen; sie wufste die wichtigsten Civilsachen, namentlich Grenz- und Erbschaftsprozesse an sich zu ziehen; sie entwickelte, gestützt wie es scheint auf ihr Recht aus der Gemeinde auszuschliefsen und vielleicht auch auf die Landesgewohnheit, dafs zu den üblichen Menschenopfern vorzugsweise Verbrecher genommen wurden, eine ausgedehnte priesterliche Criminalgerichtsbarkeit, die mit der der Könige und Vergobreten concurrirte; sie nahm sogar die Entscheidung über Krieg und Frieden in Anspruch. Man war nicht fern von einem Kirchenstaat mit Papst und Concilien, mit Immunitäten, Interdicten und geistlichen Gerichten; nur dafs dieser Kirchenstaat nicht wie der der Neuzeit von den Nationen abstrahirte, sondern vielmehr durchaus national war. — Aber wenn also das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den keltischen Stämmen mit voller Lebendigkeit erwacht war, so blieb es dagegen der Nation versagt zu einem Haltpunct politischer Centralisation zu gelangen, wie ihn Italien an der römischen Bürgerschaft, Hellenen und Germanen an den makedonischen und fränkischen Königen fanden. Die keltische Priester- und ebenso die Adelschaft, obwohl sie in gewissem Sinn die Nation vertraten und verbanden, waren doch ihrer ständisch-particularistischen Interessen wegen unfähig sie zu einigen, wohl aber mächtig genug um keinem König und keinem Gau das Werk der Einigung zu gestatten. Ansätze zu demselben fehlen nicht; sie gingen, wie die Gauverfassung es an die Hand gab, den Weg des Hegemoniesystems. Der mächtige Canton bestimmte den schwächeren sich ihm in

der Art unterzuordnen, dafs der führende Canton nach aufsen den andern mit vertrat und in Staatsverträgen für ihn mit stipulirte, der Clientelgau dagegen sich zur Heeresfolge, auch wohl zur Erlegung eines Tributs verpflichtete. Auf diesem Wege entstand eine Reihe von Sonderbünden; einen führenden Gau für das ganze Keltenland, einen wenn auch noch so losen Verband der gesammten Nation gab es nicht. Es ward bereits erwähnt (II, 154), dafs bei dem Beginn der transalpinischen Eroberungen die Römer dort im Norden einen brittisch-belgischen Bund unter Führung der Suessionen, im mittleren und südlichen Gallien die Arvernerconföderation vorfanden, mit der die Haeduer mit ihrer schwächeren Clientel daselbst rivalisirten. In Caesars Zeit finden wir die Belgen im nordöstlichen Gallien zwischen Seine und Rhein noch in einer solchen Gemeinschaft, die sich indefs wie es scheint auf Britannien nicht mehr erstreckt; neben ihnen erscheint in der heutigen Normandie und Bretagne der Bund der armoricanischen, das heifst der Seegaue; im mittleren Gallien ringen wie ehemals zwei Parteien um die Hegemonie, an deren Spitze einerseits die Haeduer stehen, andrerseits, nachdem die Arverner durch die Kriege mit Rom geschwächt und genöthigt worden sind von der Rivalität mit den Haeduern abzustehen, die Sequaner. Diese verschiedenen Eidgenossenschaften standen unabhängig neben einander; die führenden Staaten des mittleren Galliens scheinen ihre Clientel nie auf das nordöstliche und ernstlich wohl auch nicht den Nordwesten Galliens erstreckt zu haben. Der Einheitsdrang der Nation fand in diesen Gauverbindungen wohl eine gewisse Befriedigung; aber sie waren doch in jeder Hinsicht ungenügend. Die Verbindung war von der lockersten beständig zwischen Allianz und Hegemonie schwankenden Art, die Repräsentation durch die Bundestage im höchsten Grade dürftig. Nur die belgische Eidgenossenschaft scheint etwas fester zusammengehalten zu haben; der nationale Aufschwung, aus dem die glückliche Abwehr der Kimbrer hervorging (II, 173), mag ihr zu Gute gekommen sein. Die Rivalitäten um die Hegemonie wirkten einen dauernden Rifs in jedem einzelnen Bund, den die Zeit nicht schlofs, sondern erweiterte, weil selbst der Sieg des einen Nebenbuhlers dem Gegner die politische Existenz liefs und es demselben, auch wenn er in die Clientel sich gefügt hatte, immer gestattete den Kampf späterhin zu erneuern. Der Wettstreit der mächtigeren Gaue entzweite nicht blofs diese, sondern in jedem abhängigen Clan, in jedem Dorfe, ja oft in jedem Hause setzte er sich fort, indem jeder Einzelne nach seinen persönlichen

Verhältnissen Partei ergriff. Wie Hellas sich zerrieb nicht so sehr in dem Kampfe Athens gegen Sparta als in dem inneren Zwist athenischer und lakedämonischer Faction in jeder abhängigen Gemeinde, ja in Athen selbst: so hat auch die Rivalität der Arverner und der Haeduer mit ihren Wiederholungen in kleinem und immer kleinerem Mafsstab die keltische Nation zernichtet.

Die Wehrhaftigkeit der Nation empfand den Rückschlag dieser politischen und socialen Verhältnisse. Die Reiterei war durchaus die vorwiegende Waffe, woneben bei den Belgen und mehr noch auf den brittischen Inseln die altnationalen Streitwagen in bemerkenswerther Vervollkommnung erscheinen. Diese ebenso zahlreichen wie tüchtigen Reiter- und Wagenkämpferschaaren wurden gebildet aus dem Adel und dessen Mannen, der denn auch echt ritterlich an Hunden und Pferden seine Lust hatte und es sich viel kosten liefs edle Rosse ausländischer Race zu reiten. Für die Kampfweise dieser Edelleute ist es bezeichnend, dafs sie, im Begriff mit einem gering geschätzten Feinde ein Gefecht zu beginnen, Mann für Mann schworen Haus und Hof meiden zu wollen, wenn man nicht wenigstens zweimal durch die feindliche Linie setzen werde. Neben dieser Ritterschaft trat das Fufsvolk in den Hintergrund. In der Hauptsache glich es wesentlich noch den Keltenschaaren, mit denen die Römer früher in Italien und Spanien gefochten hatten. Der grofse Schild war wie damals die hauptsächlichste Wehr; unter den Waffen spielte dagegen statt des Schwertes jetzt die lange Stofslanze die erste Rolle. Wo mehrere Gaue zusammen Krieg führten, lagerte und stritt natürlich Clan neben Clan; es findet sich keine Spur, dafs man das Aufgebot des einzelnen Gaues militärisch gegliedert und kleinere und regelrechtere taktische Abtheilungen gebildet hätte. Noch immer schleppte ein langer Wagentrofs dem Keltenheer das Gepäck nach; anstatt des verschanzten Lagers, wie es die Römer allabendlich schlugen, diente noch immer das dürftige Surrogat der Wagenburg. Von einzelnen Gauen, wie zum Beispiel den Nerviern, wird ausnahmsweise die Tüchtigkeit ihres Fufsvolks hervorgehoben; bemerkenswerth ist es, dafs eben diese keine Ritterschaft hatten und vielleicht sogar kein keltischer, sondern ein eingewanderter deutscher Stamm waren. Im Allgemeinen aber erscheint das keltische Fufsvolk dieser Zeit als ein unkriegerischer und schwerfälliger Landsturm; am meisten in den südlicheren Landschaften, wo mit der Roheit auch die Tapferkeit verschwunden war. Der Kelte, sagt Caesar, wagt es nicht dem Germanen im Kampfe ins Auge zu sehen; noch schär-

fer als durch dieses Urtheil kritisirte der römische Feldherr die keltische Infanterie dadurch, dafs, nachdem er sie in seinem ersten Feldzug kennen gelernt hatte, er consequent es unterliefs sie in Verbindung mit der römischen zu verwenden.

Ueberblicken wir den Gesammtzustand der Kelten, wie ihn Caesar in den transalpinischen Landschaften vorfand, so ist, verglichen mit der Culturstufe, auf der anderthalb Jahrhunderte zuvor die Kelten im Pothal uns entgegentraten, ein Fortschritt in der Civilisation unverkennbar. Damals überwog in den Heeren durchaus die in ihrer Art freilich vortreffliche Landwehr (I, 209); jetzt nimmt de Ritterschaft den ersten Platz ein. Damals wohnten die Kelten in offenen Flecken, jetzt umgaben ihre Ortschaften wohlgefügte Mauern. Auch die lombardischen Gräberfunde stehen, namentlich in dem Kupfer- und Glasgeräth, weit zurück hinter denen des nördlichen Keltenlandes. Vielleicht der zuverlässigste Messer der steigenden Cultur ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Nation; so wenig davon in den auf dem Boden der heutigen Lombardei geschlagenen Keltenkämpfen zu Tage tritt, so lebendig erscheint es in den Kämpfen gegen Caesar. Allem Anschein nach hatte die keltische Nation, als Caesar ihr gegenübertrat, das Maximum der ihr möglichen Cultur bereits erreicht und war schon wieder im Sinken. Die Civilisation der transalpinischen Kelten in der caesarischen Zeit bietet selbst für uns, die wir nur sehr unvollkommen über sie berichtet sind, manche achtbare und noch mehr interessante Seiten; in mehr als einer Hinsicht schliefst sie sich enger der modernen an als der hellenisch-römischen, mit ihren Segelschiffen, ihrem Ritterthum, ihrer Kirchenverfassung, vor allen Dingen mit ihren wenn auch unvollkommenen Versuchen den Staat nicht auf die Stadt, sondern auf den Stamm und in höherer Potenz auf die Nation zu bauen. Aber eben darum, weil wir hier der keltischen Nation auf dem Höhepunct ihrer Entwickelung begegnen, tritt um so bestimmter ihre mindere sittliche Begabung oder, was dasselbe ist, ihre mindere Culturfähigkeit hervor. Sie vermochte aus sich weder eine nationale Kunst noch einen nationalen Staat zu erzeugen und brachte es höchstens zu einer nationalen Theologie und einem eigenen Ritterthum. Die ursprüngliche naive Tapferkeit war nicht mehr; der auf höhere Sittlichkeit und zweckmäfsige Ordnungen gestützte militärische Muth, wie er im Gefolge der gesteigerten Civilisation eintritt, hatte nur in sehr verkümmerter Gestalt in dem Ritterthum sich eingestellt. Wohl war die eigentliche Barbarei überwunden; die alte Sitte mit dem verstorbenen Häuptling seine

treuesten Gefolgmänner zu verbrennen bestand zu Caesars Zeit nicht mehr; aber doch dauerten die Menschenopfer noch fort und der Rechtssatz, daſs die Folterung des freien Mannes unzulässig, aber die der freien Frau erlaubt sei so gut wie die Folterung des Sclaven, wirft ein unerfreuliches Licht auf die Stellung, die das weibliche Geschlecht bei den Kelten auch noch in ihrer Culturzeit einnahm. Die Vorzüge, die der primitiven Epoche der Nationen eigen sind, hatten die Kelten eingebüſst, aber diejenigen nicht erworben, die die Gesittung dann mit sich bringt, wenn sie ein Volk innerlich und völlig durchdringt.

Also war die keltische Nation in ihren inneren Zuständen beschaffen. Es bleibt noch übrig ihre äuſseren Beziehungen zu den Nachbaren darzustellen und zu schildern, welche Rolle sie in diesem Augenblick einnahm in dem gewaltigen Wettlauf und Ringkampf der Nationen, in dem das Behaupten sich überall noch schwieriger erweist als das Erringen. An den Pyrenäen waren die Zeiten längst vorbei, wo die Kelten hier die iberische, das heiſst baskische Urbevölkerung bedrängten und zum Tkeil verdrängten; längst hatten hier die Verhältnisse der Völker sich friedlich geordnet. Das Ergebniſs war, daſs die Kelten nach ihrer Weise die besseren Theile der Landschaft in Besitz genommen hatten. In den Thälern der Pyrenäen wie in den Gebirgen Bearns und der Gascogne und ebenso in den Küstensteppen südlich von der Garonne wohnten dagegen noch in Caesars Zeit die Aquitaner, eine groſse Anzahl kleiner wenig unter sich und noch weniger mit dem Ausland sich berührender Völkerschaften iberischer Abstammung; nur die Garonnemündung selbst mit dem wichtigen Hafen Burdigala (Bordeaux) war in den Händen eines keltischen Stammes, der Bituriger-Vivisker. — Von weit gröſserer Bedeutung waren die Berührungen der keltischen Nation mit dem Römervolk und mit den Deutschen. Es soll hier nicht wiederholt werden, was früher erzählt worden ist, wie die Römer in langsamem Vordringen die Kelten allmählich zurückgedrückt, zuletzt auch den Küstensaum zwischen den Alpen und Pyrenäen besetzt und sie dadurch von Italien, Spanien und dem mittelländischen Meer gänzlich abgeschnitten hatten, nachdem bereits Jahrhunderte zuvor durch die Anlage der römisch-hellenischen Zwingburg an der Rhonemündung diese Katastrophe vorbereitet war; daran aber müssen wir hier wieder erinnern, daſs nicht bloſs die Ueberlegenheit der römischen Waffen die Kelten bedrängte, sondern eben so sehr die der römischen Cultur, der die ansehnlichen Fortschritte der hellenischen Civilisation im Keltenlande in

letzter Instanz doch auch zu Gute kamen. Auch hier bahnten Handel und Verkehr wie so oft der Eroberung den Weg. Der Kelte liebte nach nordischer Weise feurige Getränke; dafs er den edlen Wein wie der Skythe unvermischt und bis zum Rausche trank, erregte die Verwunderung und den Ekel des mäfsigen Südländers, aber der Händler verkehrt nicht ungern mit solchen Kunden. Bald ward der Weinhandel nach dem Keltenland eine Goldgrube für den italischen Kaufmann; es war nichts Seltenes, dafs daselbst ein Krug Wein um einen Sclaven getauscht ward. Auch andere Luxusartikel, wie zum Beispiel italische Pferde, fanden in dem Keltenland vortheilhaften Absatz. Es kam sogar bereits vor, dafs römische Bürger jenseit der römischen Grenze Grundbesitz erwarben und denselben nach italischer Art benutzten, wie denn zum Beispiel römische Landgüter im Canton der Segusiaver (bei Lyon) schon um 673 erwähnt werden. Ohne Zweifel ist es hievon eine Folge, dafs, wie schon gesagt ward (S. 212), selbst in dem freien Gallien, zum Beispiel bei den Arvernern, die römische Sprache schon vor der Eroberung nicht unbekannt war; obwohl sich freilich diese Kunde vermuthlich noch auf Wenige beschränkte und selbst mit den Vornehmen des verbündeten Gaues der Haeduer durch Dollmetscher verkehrt werden mufste. So gut wie die Händler mit Feuerwasser und die Squatters die Besetzung Nordamerikas einleiteten, so wiesen und winkten auch diese römischen Weinhändler und Gutsbesitzer den künftigen Eroberer Galliens heran. Wie lebhaft man auch auf der entgegengesetzten Seite dies empfand, zeigt das Verbot, das einer der tüchtigsten Stämme des Keltenlandes, der Gau der Nervier, gleich einzelnen deutschen Völkerschaften, gegen den Handelsverkehr mit den Römern erliefs. — Ungestümer noch als vom mittelländischen Meere die Römer drängten vom baltischen und der Nordsee herab die Deutschen, ein frischer Stamm aus der grofsen Völkerwiege des Ostens, der sich Platz machte neben seinen älteren Brüdern mit jugendlicher Kraft, freilich auch mit jugendlicher Roheit. Wenn auch die nächst am Rhein wohnenden Völkerschaften dieses Stammes, die Usipeten, Tencterer, Sugambrer, Ubier sich einigermafsen zu civilisiren angefangen und wenigstens aufgehört hatten freiwillig ihre Sitze zu wechseln, so stimmen doch alle Nachrichten dahin zusammen, dafs weiter landeinwärts der Ackerbau wenig bedeutete und die einzelnen Stämme kaum noch zu festen Sitzen gelangt waren. Es ist bezeichnend dafür, dafs die westlichen Nachbaren in dieser Zeit kaum eines der Völker des inneren Deutschlands seinem

Gaunamen nach zu nennen wufsten, sondern dieselben ihnen nur bekannt sind unter den allgemeinen Bezeichnungen der Sueben, das ist der Nomaden, der schweifenden Leute, und der Marcomannen, das ist der Landwehr* — Namen, die in Caesars Zeit schwerlich schon Gaunamen waren, obwohl sie den Römern als solche erschienen und später auch vielfach Gaunamen geworden sind. Der gewaltigste Andrang dieser grofsen Nation traf die Kelten. Die Kämpfe, die die Deutschen um den Besitz der Landschaften östlich vom Rheine mit den Kelten geführt haben mögen, entziehen sich vollständig unsern Blicken. Wir vermögen nur zu erkennen, dafs um das Ende des siebenten Jahrhunderts Roms schon alles Land bis zum Rhein den Kelten verloren war, die Boier, die einst in Baiern und Böhmen gesessen haben mochten (II, 159), heimathlos herumirrten und selbst der ehemals von den Helvetiern besessene Schwarzwald (II, 159) wenn auch nicht von den nächstwohnenden deutschen Stämmen in Besitz genommen, doch wenigstens wüstes Grenzstreitland und vermuthlich schon damals war, was er später hiefs: die helvetische Einöde. Die barbarische Strategik der Deutschen durch meilenweite Wüstlegung der Nachbarschaft sich vor feindlichen Ueberfällen zu sichern scheint hier im gröfsten Mafsstab Anwendung gefunden zu haben. — Aber die Deutschen waren nicht stehen geblieben am Rheine. Der seinem Kerne nach aus deutschen Stämmen zusammengesetzte Heereszug der Kimbrer und Teutonen, der funfzig Jahre zuvor über Pannonien, Gallien, Italien und Spanien so gewaltig hingebraust war, schien nichts gewesen zu sein als eine grofsartige Recognoscirung. Schon hatten westlich vom Rhein, namentlich dem unteren Laufe desselben, verschiedene deutsche Stämme bleibende Sitze gefunden; als Eroberer eingedrungen fuhren diese Ansiedler fort von ihren

* So sind Caesars Sueben wahrscheinlich die Chatten, ohne dafs man darum berechtigt wäre anzunehmen, dafs diese Bezeichnung zu Caesars Zeit und noch viel später nicht auch jedem andern deutschen Stamme beigelegt ward, der als ein regelmäfsig wandernder bezeichnet werden konnte. Wenn also auch, wie nicht zu zweifeln, der ‚König der Sueben' bei Mela (3, 1) und Plinius (*h. n.* 2, 67, 170) Ariovist ist, so folgt darum noch keineswegs, dafs Ariovist ein Chatte war. Die Marcomannen als Bezeichnung eines bestimmten Volkes lassen sich vor Marbod nicht nachweisen; es ist sehr möglich, dafs das Wort bis dahin nichts war als was es etymologisch heifst, die Benennung der Land- oder Grenzwehr. Wenn Caesar 1, 51 sie unter den im Heere Ariovists fechtenden Völkern erwähnt, so kann er auch hier eine blofs appellative Bezeichnung ebenso mifsverstanden haben, wie dies bei den Sueben entschieden der Fall ist.

gallischen Umwohnern gleich wie von Unterthanen Geifseln einzufordern und jährlichen Tribut zu erheben. Dahin gehörten die Aduatuker, die aus einem Splitter der Kimbrermasse (II, 174) zu einem ansehnlichen Gau angewachsen waren, und eine Anzahl anderer später unter dem Namen der Tungrer zusammengefafster Völkerschaften an der Maas in der Gegend von Lüttich. In dem ganzen Gebiet der Schelde, Maas und Mosel war die Bevölkerung stark mit deutschen Elementen gemischt; die mächtigen Nervier (im Hennegau) bezeichnet eine achtbare Autorität geradezu als Germanen. Diese ersten Ansiedlungen waren vielleicht geringfügig; unbedeutend waren sie nicht, denn in dem chaotischen Dunkel, in dem wir um diese Zeit die Völkerschaften am Rhein auf- und niederwogen sehen, läfst sich doch wohl erkennen, dafs auf der Spur jener Vorposten ihre Landsleute sich anschickten in Massen den Rhein zu überschreiten. Von zwei Seiten durch die Fremdherrschaft bedroht und in sich zerrissen war es kaum zu erwarten, dafs die unglückliche keltische Nation sich jetzt noch emporraffen und mit eigener Kraft sich erretten werde. Ihre Zersplitterung und ihr Untergang in der Zersplitterung war bisher ihre Geschichte; wie sollte eine Nation, die keinen Tag nannte gleich denen von Marathon und Salamis, von Aricia und dem raudischen Felde, eine Nation, die selbst in ihrer frischen Zeit keinen Versuch gemacht hatte Massalia mit gesammter Hand zu vernichten, jetzt, da es Abend ward, so furchtbarer Feinde sich erwehren?

Je weniger die Kelten sich selbst überlassen den Germanen gewachsen waren, desto mehr Ursache hatten die Römer die zwischen den beiden Nationen obwaltenden Verwickelungen sorgsam zu überwachen. Waren sie auch von den daraus entspringenden Bewegungen bis jetzt nicht unmittelbar berührt worden, so waren sie doch bei dem Ausgang derselben mit ihren wichtigsten Interessen betheiligt. Begreiflicher Weise hatte die innere Haltung der keltischen Nation sich mit ihren auswärtigen Beziehungen rasch und nachhaltig verflochten. Wie in Griechenland die lakedaemonische Partei sich gegen die Athener mit Persien verband, so hatten die Römer von ihrem ersten Auftreten jenseit der Alpen an gegen die Arverner, die damals unter den südlichen Kelten die führende Macht waren, an deren Nebenbuhlern um die Hegemonie, den Haeduern eine Stütze gefunden und mit Hülfe dieser neuen ‚Brüder der römischen Nation‘ nicht blofs die Allobrogen und einen grofsen Theil des mittelbaren Gebiets der Arverner sich unterthänig gemacht, sondern auch in dem frei gebliebenen

Gallien durch ihren Einfluſs die Hegemonie von den Arvernern auf die Haeduer übertragen. Allein wenn den Griechen nur von einer Seite her für ihre Nationalität Gefahr drohte, so sahen sich die Kelten zugleich von zwei Landesfeinden bedrängt, und es war natürlich, daſs man versuchte bei dem einen vor dem andern Schutz zu finden. Wenn die eine Keltenpartei den Römern sich anschloſs, so suchten ihre Gegner natürlicher Weise dagegen ein Gegengewicht in dem Bunde mit den Deutschen. Am nächsten lag dies den Belgen, die durch Nachbarschaft und vielfältige Mischung den überrheinischen Deutschen genähert waren und überdies bei ihrer minder entwickelten Cultur sich dem stammfremden Sueben wenigstens ebenso verwandt fühlen mochten als dem gebildeten allobrogischen oder helvetischen Landsmann. Aber auch die südlichen Kelten, bei welchen jetzt, wie schon gesagt, der ansehnliche Gau der Sequaner (um Besançon) an der Spitze der den Römern feindlichen Partei stand, hatten alle Ursache gegen die sie zunächst bedrohenden Römer die Hülfe der Deutschen eben jetzt herbeizurufen; das lässige Regiment des Senats und die Anzeichen der in Rom sich vorbereitenden Revolution, die den Kelten nicht unbekannt geblieben waren, lieſsen gerade diesen Moment als geeignet erscheinen um des römischen Einflusses sich zu entledigen und zunächst deren Clienten, die Haeduer zu demüthigen. Ueber die Zölle auf der Saone, die das Gebiet der Haeduer von dem der Sequaner schied, war es zwischen den beiden Gauen zum Bruch gekommen und um das Jahr 683 hatte der deutsche Fürst Ariovist mit etwa 15000 Bewaffneten als Condottier der Sequaner den Rhein überschritten. Der Krieg zog manches Jahr unter wechselnden Erfolgen sich hin; im Ganzen waren die Ergebnisse den Haeduern ungünstig. Ihr Führer Eporedorix bot endlich die ganze Clientel auf und zog mit ungeheurer Uebermacht aus gegen die Germanen; allein diese verweigerten beharrlich den Kampf und hielten sich gedeckt in Sümpfen und Wäldern, bis die Clans, des Harrens müde, anfingen aufzubrechen und sich aufzulösen. Jetzt erschienen die Deutschen in freiem Felde; bei Admagetobriga erzwang Ariovist die Schlacht, in der die Blüthe der Ritterschaft der Haeduer auf dem Kampfplatze blieb. Die Haeduer, durch diese Niederlage gezwungen auf die Bedingungen, wie der Sieger sie stellte, Frieden zu schlieſsen, muſsten auf die Hegemonie verzichten und mit ihrem ganzen Anhang in die Clientel der Sequaner sich fügen, auch sich anheischig machen den Sequanern oder vielmehr dem Ariovist Tribut zu zahlen und die Kinder ihrer vornehmsten Adlichen

als Geifseln zu stellen, endlich eidlich versprechen weder diese Geifseln je zurückzufordern noch die Intervention der Römer anzurufen. Dieser Friede ward, wie es scheint, um 693 geschlossen.* Ehre und Vortheil geboten den Römern dagegen aufzutreten; der vornehme Haeduer Divitiacus, das Haupt der römischen Partei in seinem Clan und darum jetzt von seinen Landsleuten verbannt, ging persönlich nach Rom um ihre Dazwischenkunft zu erbitten; eine noch ernstere Warnung war der Aufstand der Allobrogen 693 (S. 205), der Nachbarn der Sequaner, welcher ohne Zweifel mit diesen Ereignissen zusammenhing. In der That ergingen Befehle an die gallischen Statthalter den Haeduern beizustehen; man sprach davon Consuln und consularische Armeen über die Alpen zu senden; allein schliefslich verleugnete der Senat, an den diese Angelegenheiten zunächst zur Entscheidung kamen, sich auch hier nicht: die allobrogische Insurrection ward mit den Waffen unterdrückt, für die Haeduer aber geschah nicht nur nichts, sondern es ward sogar Ariovist im J. 695 in das Verzeichnifs der den Römern befreundeten Könige eingeschrieben.** Der deutsche Kriegsfürst nahm dies begreiflicher Weise als Verzicht der Römer auf das noch nicht von ihnen eingenommene Keltenland; er richtete demgemäfs sich hier häuslich ein und fing an auf gallischem Boden ein deutsches Fürstenthum zu begründen. Die zahlreichen Haufen, die er mitgebracht hatte, die noch zahlreicheren, die auf seinen Ruf später aus der Heimath nachkamen — man rechnete, dafs bis zum J. 696 bis 120000 Deutsche den Rhein überschritten — diese ganze gewaltige Einwanderung der deutschen Nation, welche durch die einmal geöffneten Schleusen stromweise über den schönen Westen sich ergofs, gedachte er daselbst ansässig zu machen und auf dieser Grundlage seine Herrschaft über das Keltenland aufzubauen. Der Umfang der von ihm am linken Rheinufer ins Leben gerufenen deutschen Ansiedlungen läfst sich nicht bestimmen; ohne Zweifel reichte er weit und noch viel weiter seine Entwürfe. Die Kelten wurden

* Ariovists Ankunft in Gallien ist nach Caesar 1, 36 auf 683, die Schlacht von Admagetobriga nach Caesar 1, 35 und Cicero *ad Att.* 1, 19 auf 693 gesetzt worden.

** Um diesen Hergang der Dinge nicht unglaublich zu finden oder demselben gar tiefere Motive unterzulegen als staatsmännische Unwissenheit und Faulheit sind, wird man wohl thun den leichtfertigen Ton sich zu vergegenwärtigen, in dem ein angesehener Senator wie Cicero in seiner Correspondenz sich über diese wichtigen transalpinischen Angelegenheiten ausläfst.

von ihm als eine Nation behandelt, die er ganz sich unterworfen, und zwischen den einzelnen Gauen kein Unterschied gemacht. Als gedungener Feldhauptmann der Sequaner hatte er den Rhein überschritten; dennoch mufsten auch sie, als wären sie gleichfalls besiegte Feinde, ihm für seine Söldner ein Drittel ihrer Mark abtreten — vermuthlich den später von den Tribokkern bewohnten Landstrich —; ja als sei dies nicht genug, ward ihnen nachher für die nachgekommenen Haruder noch ein zweites Drittel abverlangt. Ariovist schien im Keltenlande die Rolle des makedonischen Philipp übernehmen und die germanisch gesinnten Kelten nicht minder wie die den Römern anhängenden tyrannisiren zu wollen. — Das Auftreten des kräftigen Fürsten in einer so gefährlichen Nähe, das allein schon die ernstesten Besorgnisse der Römer erwecken mufste, erschien noch bedrohlicher insofern, als dasselbe keineswegs vereinzelt stand. Auch die am rechten Rheinufer ansässigen Usipeten und Tencterer waren, der unaufhörlichen Verheerung ihres Gebiets durch die übermüthigen Sueben müde, das Jahr bevor Caesar in Gallien eintraf (695) aus ihren bisherigen Sitzen aufgebrochen um sich andere am unteren Rheine zu suchen. Schon hatten sie an dessen Mündung den auf dem rechten Rheinufer belegenen Theil des Gebiets der Menapier weggenommen und es war vorherzusehen, dafs sie den Versuch machen würden auch auf dem linken Ufer sich festzusetzen. Zwischen Köln und Mainz sammelten ferner sich suebische Haufen und drohten in dem gegenüberliegenden Keltengau der Treverer als ungeladene Gäste zu erscheinen. Endlich ward das Gebiet des östlichsten Clans der Kelten, der streitbaren und zahlreichen Helvetier immer nachdrücklicher von den Germanen heimgesucht, so dafs die Helvetier, die vielleicht schon durch das Zurückströmen ihrer Ansiedler aus dem verlorenen Gebiet nordwärts vom Rheine ohnehin an Uebervölkerung litten, überdies durch die Festsetzung Ariovists im Gebiet der Sequaner einer völligen Isolirung von ihren Stammgenossen entgegengingen, den verzweifelten Entschlufs fafsten ihr bisheriges Gebiet freiwillig den Germanen zu räumen und westlich vom Jura geräumigere und fruchtbarere Sitze und zugleich wo möglich die Hegemonie im inneren Gallien zu gewinnen — ein Plan, den schon während der kimbrischen Invasion einige ihrer Districte gefafst und auszuführen versucht hatten (II, 167). Die Rauraker, deren Gebiet (Basel und das südliche Elsafs) in ähnlicher Weise bedroht war, ferner die Reste der Boier, die bereits früher von den Germanen gezwungen waren ihrer Heimath den Rücken zu kehren und nun

unstet umherirrten, und andere kleinere Stämme machten mit den Helvetiern gemeinschaftliche Sache. Bereits 693 kamen ihre Streiftrupps über den Jura und selbst bis in die römische Provinz; der Aufbruch selbst konnte nicht mehr lange sich verzögern; unvermeidlich rückten alsdann germanische Ansiedler nach in die von ihren Vertheidigern verlassene wichtige Landschaft zwischen dem Oberrhein und dem Genfersee. Vom Bodensee bis zum atlantischen Ocean waren die deutschen Stämme in Bewegung, die ganze Rheinlinie von ihnen bedroht; es war ein Moment wie da die Alamannen und Franken sich über das sinkende Reich der Caesaren warfen und jetzt gleich schien gegen die Kelten eben das ins Werk gesetzt werden zu sollen, was ein halbes Jahrtausend später gegen die Römer gelang.

Unter diesen Verhältnissen traf der neue Statthalter Gaius Caesar im Frühling 696 in dem narbonensischen Gallien ein, das zu seiner ursprünglichen, das diesseitige Gallien nebst Istrien und Dalmatien umfassenden, Provinz durch Senatsbeschlufs hinzugefügt worden war. Sein Amt, das ihm auf zuerst auf fünf, dann im J. 699 auf weitere fünf Jahre übertragen ward, gab ihm das Recht zehn Unterbefehlshaber von proprätorischem Rang zu ernennen und — wenigstens nach seiner Auslegung — aus der besonders im diesseitigen Gallien zahlreichen Bürgerbevölkerung des ihm gehorchenden Gebiets nach Gutdünken seine Legionen zu ergänzen oder auch neue zu bilden. Das Heer, das er in den beiden Provinzen übernahm, bestand an Linienfufsvolk aus vier geschulten und krieggewohnten Legionen, der siebenten, achten, neunten und zehnten oder höchstens 24000 Mann, wozu dann, wie üblich, die Unterthanencontingente hinzutraten. Reiterei und Leichtbewaffnete waren aufserdem vertreten durch Reiter aus Spanien und numidische, kretische, balearische Schützen und Schleuderer. Caesars Stab, die Elite der hauptstädtischen Demokratie, enthielt neben nicht wenigen unbrauchbaren vornehmen jungen Männern einzelne fähige Offiziere, wie Publius Crassus, den jüngeren Sohn des alten politischen Bundesgenossen Caesars, und Titus Labienus, der dem Haupt der Demokratie als treuer Adjutant vom Forum auf das Schlachtfeld gefolgt war. Bestimmte Aufträge hatte Caesar nicht erhalten; für den Einsichtigen und Muthigen lagen sie in den Verhältnissen. Auch hier war nachzuholen, was der Senat versäumt hatte und vor allen Dingen der Strom der deutschen Invasion zu hemmen. Die mit der deutschen eng verflochtene Invasion der Helvetier war nach langjährigen Vorbereitungen eben im Begriff zu beginnen. Um sowohl die verlassenen

Hütten nicht den Germanen zu gönnen als auch sich selber die Rückkehr unmöglich zu machen, hatten sie ihre Städte und Weiler niedergebrannt und lange Wagenzüge mit Weibern, Kindern und dem besten Theil der Fahrnifs beladen, trafen von allen Seiten her am Leman ein, wo die Helvetier und ihre Genossen sich zum 28. März* dieses Jahres Rendezvous gegeben hatten. Nach ihrer eigenen Zählung bestand die gesammte Masse aus 368000 Köpfen, wovon etwa der vierte Theil im Stande war die Waffen zu tragen. Das Juragebirge, das vom Rhein bis zur Rhone sich erstreckend die helvetische Landschaft gegen Westen fast vollständig abschlofs und dessen schmale Defileen für den Durchzug einer solchen Karawane ebenso schlecht geeignet waren wie gut für die Vertheidigung, hatten die Führer darnm beschlossen in südlicher Richtung zu umgehen und den Weg nach Westen sich da zu eröffnen, wo zwischen dem südwestlichen und höchsten Theil des Jura und den savoyischen Bergen die Rhone bei dem heutigen Fort de l'Ecluse die Gebirgsketten durchbrochen hat. Allein an der Nordseite treten die Felsen und Abgründe so hart an den Flufs, dafs hier in der Gegend des Fort de l'Ecluse jedes Heer sich völlig gehemmt findet; es blieb nichts übrig als oberhalb dieses Punktes auf das südliche Ufer überzugehen, um später, wo die Rhone in die Ebene eintritt, wieder das nördliche zu gewinnen und dann weiter nach dem ebenen Westen Galliens zu ziehen, wo der fruchtbare Canton der Santonen (Saintonge, das Thal der Charente) am atlantischen Meer von den Wanderern zu ihrem neuen Wohnsitz ausersehen war. Caesar, ohnehin nicht gemeint den Helvetiern die Festsetzung im westlichen Gallien zu gestatten, konnte es um so weniger sich gefallen lassen, dafs sie das römische Gebiet auf ihrem Marsche betraten. Allein von seinen vier Legionen standen drei weit entfernt bei Aquileia; obwohl er die Milizen der jenseitigen Provinz schleunigst aufbot, war die Aufgabe dennoch nicht leicht mit einer so geringen Mannschaft dem zahllosen Keltenschwarm den Uebergang über die Rhone, von ihrem Austritt aus dem Leman bei Genf bis zu ihrem Durchbruch, auf einer Strecke von mehr als drei deutschen Meilen, zu verwehren. Caesar gewann indefs durch Unterhandlungen mit den Helvetiern, die den Uebergang über den Flufs und den Marsch durch das allobrogische Gebiet gern in friedlicher

* Nach dem unberichtigten Kalender. Nach der gangbaren Rectification, die indefs hier keineswegs auf hinreichend zuverlässigen Daten beruht, entspricht dieser Tag dem 16. April des julianischen Kalenders.

Weise bewerkstelligt hätten, eine Frist von funfzehn Tagen, welche dazu benutzt ward die Rhonebrücke bei Genava (Genf) abzubrechen und das südliche Ufer der Rhone durch eine fast vier deutsche Meilen lange Verschanzung dem Feinde zu sperren — es war die erste Anwendung des später in so ungeheurem Umfang durchgeführten Systems der Römer durch eine Kette von einzelnen durch Wälle und Gräben mit einander in Verbindung gesetzten Schanzen die Reichsgrenze militärisch zu schliefsen. Die Versuche der Helvetier mittelst Schiffen oder durch Furthe an verschiedenen Stellen das andere Ufer zu gewinnen wurden in diesen Linien von den Römern glücklich vereitelt und die Helvetier genöthigt von dem Rhoneübergang abzustehen. Dagegen vermittelte die den Römern feindlich gesinnte Partei der Kelten, die an den Helvetiern eine mächtige Verstärkung zu erhalten hoffte, namentlich der Haeduer Dumnorix, des Divitiacus Bruder und wie dieser an der Spitze der römischen so in seinem Gau an der Spitze der nationalen Partei, ihnen den Durchmarsch durch die Jurapässe und das Gebiet der Sequaner. Dies zu verwehren hatten die Römer keinen Rechtsgrund; allein es standen für sie bei dem helvetischen Heerzug andere und höhere Interessen auf dem Spiele als die Frage der formellen Integrität des römischen Gebiets — Interessen, die nur gewahrt werden konnten, wenn Caesar, statt, wie alle Statthalter des Senats, wie selbst Marius (II, 173) gethan, auf die bescheidene Aufgabe der Grenzbewachung sich zu beschränken, an der Spitze einer ansehnlichen Armee die bisherige Reichsgrenze überschritt. Caesar war Feldherr nicht des Senats, sondern des Staates; er schwankte nicht. Sogleich von Genava aus hatte er sich in eigener Person nach Italien begeben und mit der ihm eigenen Raschheit die drei dort cantonnirenden so wie zwei neu formirte Rekrutenlegionen herangeführt. Diese Truppen vereinigte er mit dem bei Genava stehenden Corps und überschritt mit der gesammten Macht die Rhone. Sein unvermuthetes Erscheinen im Gebiet der Haeduer brachte natürlich daselbst sofort wieder die römische Partei ans Regiment, was der Verpflegung wegen nicht gleichgültig war. Die Helvetier fand er beschäftigt die Saone zu passiren und aus dem Gebiet der Sequaner in das der Haeduer einzurücken; was von ihnen noch am linken Saoneufer stand, namentlich das Corps der Tigoriner, ward von den rasch vordringenden Römern aufgehoben und vernichtet. Das Gros des Zuges war indefs bereits auf dem rechten Ufer des Flusses angelangt; Caesar folgte ihnen und bewerkstelligte den Uebergang, den der ungeschlachte Zug der Helvetier in zwanzig Tagen

nicht hatte vollenden können, in vierundzwanzig Stunden. Fortan heftete er sich an die Fersen des Feindes. Funfzehn Tage marschirte das römische Heer in dem Abstand etwa einer deutschen Meile von dem feindlichen hinter demselben her, immer auf einen günstigen Augenblick hoffend um den feindlichen Heereszug unter den Bedingungen des Sieges anzugreifen und zu vernichten. Allein dieser Augenblick kam nicht; wie schwerfällig auch die helvetische Karawane einherzog, die Führer wufsten einen Ueberfall zu verhüten und zeigten sich wie mit Vorräthen reichlich versehen so durch ihre Spione von jedem Vorgang im römischen Lager aufs Genaueste unterrichtet. Dagegen fingen die Römer an Mangel an dem Nothwendigsten zu leiden, namentlich als die Helvetier sich von der Saone entfernten und der Flufstransport aufhörte. Das Ausbleiben der von den Haeduern versprochenen Zufuhren, aus dem diese Verlegenheit zunächst hervorging, erregte um so mehr Verdacht, als beide Heere immer noch auf ihrem Gebiete sich herumbewegten. Es zeigte sich ferner die ansehnliche fast 4000 Pferde zählende römische Reiterei als völlig unzuverlässig — was freilich erklärlich war, da dieselbe fast ganz aus keltischer Ritterschaft und namentlich den Rittern der Haeduer unter dem Befehl des wohlbekannten Römerfeindes Dumnorix bestand und Caesar selbst sie mehr noch als Geifseln denn als Verbündete übernommen hatte. Man hatte guten Grund zu glauben, dafs eine Niederlage, die sie von der weit schwächeren helvetischen Reiterei erlitten, durch sie selbst herbeigeführt worden war und dafs durch sie der Feind von allen Vorfällen im römischen Lager unterrichtet ward. Caesars Lage wurde bedenklich; in leidiger Deutlichkeit kam es zu Tage, was selbst bei den Haeduern, trotz ihres officiellen Bündnisses mit Rom und der nach Rom sich neigenden Sonderinteressen dieses Gaus, die keltische Patriotenpartei vermochte; was sollte daraus werden, wenn man in die gährende Landschaft tiefer und tiefer sich hineinwagte und von den Verbindungen immer weiter sich entfernte? Eben zogen die Heere in mäfsiger Entfernung von der Hauptstadt der Haeduer Bibracte (Autun) vorüber; Caesar beschlofs dieses wichtigen Ortes sich mit gewaffneter Hand zu bemächtigen, bevor er die Verfolgung der Helvetier fortsetzte. Allein da er von dem Feinde ablassend sich gegen Bibracte wendete, meinten die Helvetier, dafs die Römer zur Flucht Anstalt machten und griffen nun ihrerseits an. Auf zwei parallel laufenden Hügelreihen stellten die beiden Heere sich auf; die Kelten begannen das Gefecht, sprengten die in die Ebene vorgeschobene römische Rei-

terei auseinander und liefen an gegen die am Abhang des Hügels postirten römischen Legionen, mufsten aber vor Caesars Veteranen weichen. Als die Römer, ihren Vortheil verfolgend, nun ihrerseits in die Ebene hinabstiegen, gingen die Kelten wieder zum Angriff über, während zugleich ein zurückgehaltenes Corps derselben die Römer in die Flanke nahm. Gegen das letztere wurde die römische Reserve gesendet und drängte dasselbe von der Hauptmasse ab auf das Gepäck und die Wagenburg, wo es aufgerieben ward. Das Gros des helvetischen Zuges mufste endlich auch zurück und ward genöthigt statt der bisherigen Richtung gegen Westen die nach Norden einzuschlagen. Es war auch für die Sieger ein heifser Tag. Caesar, der Ursache hatte seinem Offiziercorps nicht durchgängig zu trauen, hatte gleich zu Anfang alle Offizierspferde fortgeschickt, um die Nothwendigkeit Stand zn halten den Seinigen gründlich klar zu machen; in der That würde die Schlacht, wenn die Römer sie verloren hätten, wahrscheinlich die Vernichtung der römischen Armee herbeigeführt haben. Wie sie ausgegangen war, überlieferte sie dagegen die Helvetier der Willkür des Siegers. Caesars Truppen waren zu erschöpft um ihnen auf dem Fufse zu folgen; allein in Folge der Bekanntmachung Caesars, dafs er alle, die die Helvetier unterstützen würden, wie deise selbst als Feinde der Römer behandeln werde, ward, wohin die geschlagene Armee kam, zunächst in dem Gau der Lingonen (um Langres), ihr jede Unterstützung verweigert. Aller Zufuhr und ihres Gepäcks beraubt und belastet von der Masse des nicht kampffähigen Trosses mufsten sie wohl dem römischen Feldherrn sich unterwerfen. Ihr Loos war ein verhältnifsmäfsig mildes. Den heimathlosen Boiern wurden die Haeduer angewiesen in ihrem Gebiet Wohnsitze einzuräumen; diese Ansiedelung der überwundenen Feinde inmitten der mächtigsten Keltengaue that fast die Dienste einer römischen Colonie. Die von den Helvetiern und Raurakern noch übrigen, etwas mehr als ein Drittel der ausgezogenen Mannschaft, wurden natürlich in ihr ehemaliges Gebiet zurückgesandt, um unter römischer Hoheit am oberen Rhein die Grenze gegen die Deutschen zu vertheidigen. Nur die südwestliche Spitze des helvetischen Gaus wurde von den Römern in Besitz genommen und hier an dem anmuthigen Gestade des Leman späterhin die alte Keltenstadt Noviodunum (jetzt Nyon) in eine römische Grenzfestung, die ‚julische Reitercolonie'* umgewandelt.

* *Julia Equestris*, wo der letzte Beiname zu fassen ist wie in andern

Am Bodensee also war der hier drohenden Invasion der Deutschen vorgebeugt und zugleich die den Römern feindliche Partei unter den Kelten gedemüthigt. Eine schwerere Arbeit stand bevor gegen die am Mittelrhein bereits über den Rhein gegangenen und täglich sich mehrenden Deutschen. Die Römer hatten Ursache genug gegen die in Gallien mit ihnen concurrirende Macht des Ariovist feindlich aufzutreten; die Veranlassung war leicht gefunden. Im Vergleich mit dem von Ariovist ihnen drohenden oder bereits auferlegten Joch mochte dem gröfseren Theil der Kelten die römische Suprematie das geringere Uebel dünken; die Minorität, die an ihrem Römerhafs festhielt, mufste wenigstens verstummen. Ein unter römischem Einflufs abgehaltener Landtag der Keltenstämme des mittleren Galliens ersuchte im Namen der keltischen Nation den römischen Feldherrn um Beistand gegen die Deutschen. Der Feldherr ging darauf ein und auf seine Veranlassung stellten die Haeduer die Zahlung des vertragsmäfsig an Ariovist zu entrichtenden Tributes ein und forderten die gestellten Geifseln zurück. Die Angriffe, die Ariovist wegen dieses Vertragsbruchs gegen die Clienten Roms richtete, gaben Caesar Veranlassung mit ihm in directe Verhandlung zu treten und aufser der Rückgabe der Geifseln und dem Versprechen mit den Haeduern Frieden zu halten namentlich zu fordern, dafs Ariovist sich anheischig mache keine Deutschen mehr über den Rhein nachzuziehen. Der deutsche Feldherr begegnete dem römischen mit dem Vollgefühl ebenbürtiger Macht und ebenbürtigen Rechtes. Ihm sei das nördliche Gallien so gut nach Kriegsrecht unterthänig geworden wie den Römern das südliche; wie er die Römer nicht hindere von den Allobrogen Tribut zu nehmen, so dürften auch sie ihm nicht wehren seine Unterthanen zu besteuern. In späteren geheimen Eröffnungen zeigte es sich, dafs der Fürst der römischen Verhältnisse wohl kundig war: er erwähnte der Aufforderungen, die ihm von Rom aus zugekommen seien Caesar aus dem Wege zu räumen und erbot sich, wenn Caesar ihm das nördliche Gallien überlassen wolle, ihm dagegen zur Erlangung der Herrschaft über Italien behülflich zu sein — wie ihm der Hader der keltischen Nation Gallien eröffnet hatte, so schien er von dem Hader der italischen die Be-

Colonien Caesars die Beinamen *sextanorum*, *decimanorum* u. a. m. Es waren keltische oder deutsche Reiter Caesars, die, natürlich unter Ertheilung des römischen oder doch des latinischen Bürgerrechts, hier Landloose empfingen.

festigung seiner Herrschaft zu erwarten. Seit Jahrhunderten war den Römern gegenüber diese Sprache der vollkommen selbstständigen und ihre Selbstständigkeit schroff und rücksichtslos äufsernden Macht nicht geführt worden, wie man sie jetzt von dem deutschen Heerkönig vernahm: kurzweg weigerte er sich zu kommen, als der römische Feldherr nach der bei Clientelfürsten hergebrachten Uebung ihm ansann persönlich vor ihm zu erscheinen. Um so nothwendiger war es nicht zu zaudern. Sogleich brach Caesar auf gegen Ariovist. Die tief gesunkene Sitten- und Kriegszucht machte auch in seinem Lager sich geltend; ein panischer Schrecken ergriff seine Truppen, vor allem seine Offiziere, als sie daran sollten mit den seit vierzehn Jahren nicht unter Dach und Fach gekommenen Kernschaaren Ariovists sich zu messen. Desertion und Meuterei schien bevorzustehen; allein der Feldherr, indem er erklärte nöthigenfalls mit der zehnten Legion allein gegen den Feind zu ziehen, wufste nicht blofs durch solche Ehrenmahnung diese, sondern durch den kriegerischen Wetteifer auch die übrigen Regimenter an die Adler zu fesseln und etwas von seiner eigenen Energie den Truppen einzuhauchen. Ohne ihnen Zeit zu lassen sich zu besinnen führte er in raschen Märschen sie weiter und kam glücklich Ariovist in der Besetzung der sequanischen Hauptstadt Vesontio (Besançon) zuvor. Eine persönliche Zusammenkunft der beiden Feldherren, die auf Ariovists Begehren stattfand, schien einzig einen Versuch gegen Caesars Person bedecken zu sollen; zwischen den beiden Zwingherren Galliens konnten nur die Waffen entscheiden. Vorläufig kam der Krieg zum Stehen. Etwa in der Gegend von Belfort und Mömpelgard lagerten die beiden Heere in geringer Entfernung von einander, bis es Ariovist gelang mit seiner sehr überlegenen Macht an dem römischen Lager vorbeimarschirend sich ihm in den Rücken zu legen und die Römer von ihrer Basis und ihren Zufuhren abzuschneiden. Caesar versuchte sich aus seiner peinlichen Lage durch eine Schlacht zu befreien; allein Ariovist nahm sie nicht an. Dem römischen Feldherrn blieb nichts übrig als trotz seiner geringen Stärke die Bewegung des Feindes nachzuahmen, und seine Verbindungen dadurch wieder zu gewinnen, dafs er zwei Legionen am Feinde vorbeiziehen und jenseit des Lagers der Deutschen eine Stellung nehmen liefs, während vier Legionen in dem bisherigen Lager zurückblieben. Ariovist, da er die Römer getheilt sah, versuchte einen Sturm auf ihr kleineres Lager; allein die Römer schlugen ihn ab. Unter dem Eindruck dieses Erfolges

ward das gesammte römische Heer zum Angriff vorgeführt und auch die Deutschen stellten in Schlachtordnung sich auf, in langer Linie, jeder Stamm für sich, hinter sich, um die Flucht unmöglich zu machen, die Karren der Armee mit dem Gepäck und den Weibern. Der rechte Flügel der Römer unter Caesars eigener Führung stürzte sich rasch auf den Feind und trieb ihn vor sich her; dasselbe gelang dem rechten Flügel der Deutschen. Noch stand die Wage gleich; allein die Taktik der Reserven entschied wie so manchen andern Kampf gegen Barbaren so auch den gegen die Germanen: die dritte Linie, die Publius Crassus rechtzeitig zur Hülfe sandte, stellte auf dem linken römischen Flügel die Schlacht wieder her. Damit war der Sieg entschieden. Bis an den Rhein, zehn deutsche Meilen vom Schlachtfeld, ward die Verfolgung fortgesetzt; nur wenigen, darunter dem König, gelang es auf das andere Ufer zu entkommen (696). — So glänzend kündigte dem mächtigen Strom, den hier die italischen Soldaten zum ersten Mal erblickten, das römische Regiment sich an. Mit einer einzigen glücklichen Schlacht war auch hier die Rheinlinie gewonnen. Das Schicksal der deutschen Ansiedlungen am linken Rheinufer lag in Caesars Hand. Der Sieger konnte sie vernichten, aber er that es nicht. Die benachbarten keltischen Gaue, die Sequaner, Leuker, Mediomatriker waren weder wehrhaft noch zuverlässig; die übergesiedelten Deutschen waren nicht blofs tapfrere Grenzhüter, sondern liefsen sich auch dazu an bessere Unterthanen Roms zu werden, da sie von den Kelten die Nationalität, von ihren überrheinischen Landsleuten das eigene Interesse an der Bewachung der neugenommenen Wohnsitze schied und sie bei ihrer isolirten Stellung nicht umhin konnten an der Centralgewalt festzuhalten. Caesar zog hier wie überall die überwundenen Feinde den zweifelhaften Freunden vor; er liefs den von Ariovist längs des linken Rheinufers angesiedelten Germanen, den Tribokkern um Strafsburg, den Nemetern um Speier, den Vangionen um Worms ihre neuen Sitze und vertraute ihnen die Bewachung der Rheingrenze gegen ihre Landsleute an*. — Die Sueben aber, die am Mittelrhein das

* Das scheint die einfachste Annahme über den Ursprung dieser germanischen Ansiedlungen. Dafs Ariovist jene Völker am Mittelrhein ansiedelte, ist defshalb wahrscheinlich, weil sie in seinem Heer fechten (Caes. 1, 51) und früher nicht vorkommen; dafs ihnen Caesar ihre Sitze liefs, defshalb, weil er Ariovist gegenüber sich bereit erklärte die in Gallien bereits ansässigen Deutschen zu dulden (Caes. 1, 35. 43) und weil wir sie später in diesen Sitzen finden. Caesar schweigt darüber, weil er über alle

treverische Gebiet bedrohten, zogen auf die Nachricht von Ariovists Niederlage wieder zurück in das innere Dentschland, wobei sie unterwegs durch die nächstwohnenden Völkerschaften ansehnliche Einbufse erlitten.

Die Folgen dieses einen Feldzuges waren unermefslich; noch Jahrtausende nachher wurden sie empfunden. Der Rhein war die Grenze des römischen Reiches gegen die Deutschen geworden. In Gallien, das nicht mehr vermochte sich selber zu gebieten, hatten bisher die Römer im Süden geherrscht, seit Kurzem die Deutschen versucht im Norden sich festzusetzen. In Folge der letzten Ereignisse war es entschieden worden, dafs Gallien nicht nur zum Theil, sondern ganz der römischen Oberhoheit unterlag und dafs die Naturgrenze, die der mächtige Flufs darbietet, auch bestimmt war die staatliche Grenze zu werden. In seiner besseren Zeit hatte der Senat nicht geruht, bis die Herrschaft Roms Italiens natürliche Grenzen erreicht hatte, die Alpen und das Mittelmeer mit seinen Inseln. Einer ähnlichen militärischen Arrondirung bedurfte auch das erweiterte Reich; aber die Regierung überliefs dieselbe dem Zufall und sah höchstens darauf, nicht dafs die Grenzen vertheidigt werden konnten, sondern dafs sie nicht unmittelbar von ihr selbst vertheidigt zu werden brauchten. Man fühlte es, dafs jetzt ein anderer Geist und ein anderer Arm die Geschicke Roms zu lenken begann.

Die Grundmauern des künftigen Gebäudes standen; es handelte sich darum dasselbe auszubauen und bei den Galliern die Anerkennung der römischen Herrschaft, bei den Deutschen die der Rheingrenze vollständig durchzuführen. Es fehlte hieran doch noch gar viel. In ganz Mittelgallien zwar von der römischen Grenze bis hinauf nach Chartres und Trier fügte man sich ohne Widerrede dem neuen Machthaber und am oberen und mittleren Rhein war auch von den Deutschen vorläufig kein Angriff zu besorgen. Allein das nördliche Gallien, sowohl die armoricanischen Gaue in der Bretagne und der Normandie als auch die mächtigere Conföderation der Belgen war von den gegen das mittlere Gallien geführten Schlägen nicht mit getroffen worden. Es kam hinzu, dafs, wie bemerkt, zwischen den Belgen und den überrheinischen Deutschen sehr enge Beziehungen bestanden und auch an der Rheinmündung germanische Stämme sich fertig

in Gallien von ihm getroffenen organischen Einrichtungen grundsätzlich Stillschweigen beobachtet.

machten den Strom zu überschreiten. In Folge dessen brach Caesar mit seinem jetzt auf acht Legionen angewachsenen Heer im Frühjahr 697 auf gegen die belgischen Gaue. Eingedenk des tapfern und glücklichen Widerstandes, den sie funfzig Jahre zuvor mit gesammter Hand an der Landesgrenze den Kimbrern geleistet hatte (II, 173) und gespornt durch die zahlreich aus Mittelgallien zu ihnen geflüchteten Patrioten, sandte die Eidgenossenschaft der Belgen ihr gesammtes erstes Aufgebot, 300000 Bewaffnete unter Anführung des Königs der Suessionen Galba an ihre südliche Grenze, um Caesar daselbst zu empfangen. Nur ein einziger Gau, der der mächtigen Remer (um Rheims), schlofs sich aus und schickte sich an die Rolle, die in Mittelgallien die Haeduer gespielt haben, im nördlichen zu übernehmen. In ihrem Gebiet trafen das römische und das belgische Heer fast gleichzeitig ein. Caesar unternahm es nicht dem tapfern sechsfach stärkeren Feinde eine Schlacht zn lieferen; er lagerte sich nordwärts der Aisne, unweit des heutigen Pont à Vère zwischen Rheims und Laon, auf einem theils durch den Flufs und durch Sümpfe, theils durch Gräben und Redouten von allen Seiten fast unangreifbar gemachten Plateau, und begnügte sich die Versuche der Belgen die Aisne zu überschreiten und ihn damit von seinen Verbindungen abzuschneiden durch defensive Mafsregeln zu vereiteln. Wenn er darauf zählte, dafs die Coalition demnächst unter ihrer eigenen Schwere zusammenbrechen werde, so hatte er richtig gerechnet. König Galba war ein redlicher allgemein geachteter Mann; aber der Lenkung einer Armee von 300000 Mann auf feindlichem Boden war er nicht gewachsen. Man kam nicht weiter und die Vorräthe gingen auf die Neige; Unzufriedenheit und Entzweiung fingen an im Lager der Eidgenossen sich einzunisten. Die Bellovaker, den Suessionen an Macht gleich und schon verstimmt darüber, dafs die Führerschaft des Gesammtaufgebots der Eidgenossen nicht an sie gekommen war, wurden durch die Meldung, dafs die Haeduer als Bundesgenossen der Römer Anstalt machten in die bellovakische Landschaft einzurücken, bewogen in Masse nach Hause zu gehen. Die Führer des Gesammtaufgebots mufsten nachgeben und die einzelnen Aufgebote in die Heimath entlassen, da sie sonst von selber gegangen sein würden; wenn Schande halber die sämmtlichen Gaue zugleich sich verpflichteten dem zunächst angegriffenen mit gesammter Hand zu Hülfe zu eilen, so ward durch solche unausführbare Stipulationen das klägliche Auseinanderlaufen der Eidgenossenschaft nur kläglich beschönigt. Es war eine Katastrophe, welche lebhaft

an diejenige erinnert, die im J. 1792 fast auf demselben Boden eintrat; und gleich wie in dem Feldzug in der Champagne war die Niederlage nur um so schwerer, weil sie ohne Schlacht erfolgt war. Die schlechte Leitung der abziehenden Armee gestattete dem römischen Feldherrn dieselbe zu verfolgen, als wäre sie eine geschlagene, und einen Theil der bis zuletzt gebliebenen Contingente aufzureiben. Aber die Folgen des Sieges beschränkten sich hierauf nicht. Wie Caesar in die westlichen Cantone der Belgen einrückte, gab einer nach dem andern fast ohne Gegenwehr sich verloren: die mächtigen Suessionen (um Soissons) ebenso wie ihre Nebenbuhler, die Bellovaker (um Beauvais) und die Ambianer (um Amiens). Die Städte öffneten ihre Thore, als sie die fremdartigen Belagerungsmaschinen, die auf die Mauern zurollenden Thürme erblickten; wer sich dem fremden Herrn nicht ergeben mochte, suchte eine Zuflucht jenseit des Meeres in Britannien. Aber in den östlichen Cantonen regte sich energischer das Nationalgefühl. Die Veromanduer, die Atrebaten, die deutschen Aduatuker, vor allem aber die Nervier mit ihrer nicht geringen Clientel, an Zahl den Suessionen und Bellovakern wenig nachgebend, an Tapferkeit und kräftigen Vaterlandssinn ihnen weit überlegen, schlossen einen zweiten und engeren Bund und zogen ihre Mannschaften an der oberen Sambre zusammen. Keltische Spione unterrichteten sie aufs Genaueste über die Bewegungen der römischen Armee; ihre eigene Ortskunde so wie die hohen Verzäunungen, welche in diesen Landschaften überall angelegt waren um den dieselben oft heimsuchenden berittenen Räuberschaaren den Weg zu versperren, gestatteten den Verbündeten ihre eigenen Operationen dem Blick der Römer gröſstentheils zu entziehen. Als diese an der Sambre angelangt beschäftigt waren auf dem Kamm des linken Ufers das Lager zu schlagen, während ihre Reiterei und leichte Infanterie die jenseitigen Höhen recognoscirten, wurden die letzteren plötzlich von der gesammten Masse des feindlichen Landsturms überfallen und den Hügel hinab in den Fluſs gesprengt. In einem Augenblick hatte der Feind diesen selbst überschritten und stürmte mit todverachtender Entschlossenheit die Höhen des linken Ufers. Kaum blieb den eben mit Schanzen beschäftigten Legionen die Zeit um die Hacke mit dem Schwert zu vertauschen; die Soldaten, viele unbehelmt, muſsten fechten wo sie eben standen, ohne Schlachtlinie, ohne Plan, ohne eigentliches Commando; denn bei der Plötzlichkeit des Ueberfalls und dem von hohen Hecken durchschnittenen Terrain hatten die einzelnen Abtheilungen ihre Verbindung völlig verloren. Statt der

Schlacht entspann sich eine Anzahl zusammenhangloser Gefechte. Labienus mit dem linken Flügel warf die Atrebaten und verfolgte sie bis über den Fluſs. Das römische Mitteltreffen drängte die Veromanduer den Abhang hinab. Auf dem rechten Flügel aber wurden die Römer von den weit zahlreicheren Nerviern völlig umzingelt und der Uferkamm mit dem halbfertigen Lager von diesen besetzt; die beiden Legionen, jede einzeln in ein dichtes Knäuel geballt und von vorn und in beiden Flanken angegriffen, ihrer meisten Offiziere und ihrer besten Soldaten beraubt, schienen im Begriff gesprengt und zusammengehauen zu werden. Schon flohen der römische Troſs und die Bundestruppen nach allen Seiten; von der keltischen Reiterei jagten ganze Abtheilungen, wie das Contingent der Treverer, mit verhängten Zügeln davon, um vom Schlachtfelde selbst die willkommene Kunde der erlittenen Niederlage daheim zu melden. Es stand alles auf dem Spiel. Der Feldherr selbst ergriff den Schild und focht unter den Vordersten; sein Beispiel, sein auch jetzt noch begeisternder Zuruf brachten die schwankenden Reihen wieder zum Stehen. Schon hatte man einigermaſsen sich Luft gemacht und wenigstens die Verbindung der beiden Legionen dieses Flügels wiederhergestellt, als Succurs herbeikam: theils die römische Nachhut, die mit dem Gepäck erst jetzt eintraf, theils vom andern Fluſsufer her die siegreiche zehnte Legion, die Labienus, endlich die auf dem rechten Flügel drohende Gefahr gewahrend, seinem Feldherrn zu Hülfe sandte. Die Nervier, von ihren Verbündeten getrennt und von allen Seiten zugleich angegriffen, bewährten jetzt, wo das Glück sich wandte, denselben Heldenmuth, wie da sie sich Sieger glaubten; noch von den Leichenbergen der Ihrigen herunter fochten sie bis auf den letzten Mann. Nach ihrer eigenen Angabe überlebten von ihren sechshundert Rathsherren nur drei diesen Tag. Nach einer so vernichtenden Niederlage muſsten die Nervier, Atrebaten und Veromanduer wohl die römische Hoheit anerkennen. Die Aduatuker, zu spät eingetroffen um an dem Kampfe an der Sambre Theil zu nehmen, versuchten zwar noch in einer ihrer Festungen sich zu halten, allein auch sie unterwarfen sich; ein Versuch nach der Ergebung das römische Lager vor der Stadt nächtlich zu überfallen, schlug fehl und der Treubruch ward von den Römern mit furchtbarer Strenge geahndet. Die Clientel der Aduatuker, die aus den Eburonen zwischen Maas und Rhein und anderen kleinen benachbarten Stämmen bestand, wurde von den Römern selbstständig erklärt, die gefangenen Aduatuker aber in Masse zu Gunsten des römischen Schatzes unter dem

Hammer verkauft. Es schien als ob das Verhängnifs, das die Kimbrer betroffen hatte, auch diesen letzten kimbrischen Splitter noch verfolge. Den übrigen unterworfenen Stämmen begnügte sich Caesar eine allgemeine Entwaffnung und Geifselstellung aufzuerlegen. Die Remer wurden natürlich der führende Gau im belgischen wie die Haeduer im mittleren Gallien; sogar in diesem begaben sich manche mit den Haeduern verfeindete Clans in die Clientel der Remer. Mur die entlegenen Seecantone der Moriner (Artois) und Menapier (Flandern und Brabant) und die grofsentheils von Deutschen bewohnte Landschaft zwischen Schelde und Rhein blieben für diesmal von der römischen Invasion noch verschont und im Besitz ihrer angestammten Freiheit.

Die Reihe kam an die armoricanischen Gaue. Noch im Herbst 697 ward Publius Crassus mit einem römischen Corps dahin gesandt; er bewirkte, dafs die Veneter, die, als Herren der Häfen des heutigen Morbihan und einer ansehnlichen Flotte, in Schiffahrt und Handel unter allen keltischen Gauen den ersten Platz einnahmen, und überhaupt die Küstendistricte zwischen Loire und Seine sich den Römern unterwarfen und ihnen Geifseln stellten. Allein es gereute sie bald. Als im folgenden Winter (697/8) römische Offiziere in diese Gegenden kamen um Getreidelieferungen daselbst auszuschreiben, wurden sie von den Venetern als Gegengeifseln festgehalten. Dem gegebenen Beispiel folgten rasch nicht blofs die armoricanischen, sondern auch die noch frei gebliebenen Seecantone der Belgen; wo wie in einigen Gauen der Normandie der Gemeinderath sich weigerte der Insurrection beizutreten, machte die Menge ihn nieder und schlofs mit verdoppeltem Eifer der Nationalsache sich an. Die ganze Küste von der Mündung der Loire bis zu der des Rheins stand auf gegen Rom; dorthin eilten aus allen keltischen Gauen die entschlossensten Patrioten um mitzuwirken an dem grofsen Werke der Befreiung. Die Contingente der Verbündeten sammelten sich in der Normandie. Man rechnete weiter auf den Aufstand der gesammten belgischen Eidgenossenschaft, auf Beistand aus Britannien, auf das Einrücken der überrheinischen Germanen. — Caesar sandte Labienus mit der ganzen Reiterei an den Rhein, um die gährende belgische Landschaft niederzuhalten und nöthigenfalls den Deutschen den Uebergang über den Flufs zu wehren, einen andern seiner Unterbefehlshaber Quintus Titurius Sabinus mit drei Legionen gegen die in der Normandie zusammengezogenen Haufen. Allein der entscheidende Schlag konnte nicht hier fallen, sondern nur in dem eigentlichen Heerd der Insurrection, bei den

mächtigen und intelligenten Venetern; gegen sie ward zu Lande und zur See der Hauptangriff gerichtet. Die Flotte, die theils aus den Schiffen der unterthänigen Keltengaue, theils aus einer Anzahl römischer eiligst auf der Loire erbauter und mit Ruderern aus der narbonensischen Provinz ausgerüsteter Galeeren bestand, führte der Unterfeldherr Decimus Brutus heran; Caesar selbst rückte mit dem Kern seiner Infanterie in ihr Gebiet ein. Aber man war dort vorbereitet und hatte ebenso geschickt wie entschlossen die günstigen Verhältnisse benutzt, die das bretagnische Terrain und der Besitz einer ansehnlichen Flotte darbot. Die Landschaft war durchschnitten und getreidearm, die Städte gröſstentheils auf Klippen und Landspitzen gelegen und nur durch schwer zu passirende Watten vom Festlande her zugänglich; die Verpflegung wie die Belagerung waren für das zu Lande angreifende Heer gleich schwierig, während die Kelten durch ihre Schiffe die Städte leicht mit allem Nöthigen versehen und im schlimmsten Fall die Räumung derselben bewerkstelligen konnten. Die Legionen verschwendeten in diesen Belagerungen der venetischen Ortschaften Zeit und Kraft, um zuletzt die wesentlichen Früchte des Sieges auf den Schiffen der Feinde verschwinden zu sehen. Als die römische Flotte, lange in der Loiremündung von Stürmen zurückgehalten, endlich an der bretagnischen Küste eintraf, überlieſs man es ihr den Kampf durch eine Seeschlacht zu entscheiden. Die Kelten, ihrer Ueberlegenheit auf diesem Elemente sich bewuſst, führten gegen die von Brutus befehligte römische Flotte die ihrige vor. Nicht bloſs zählte diese zweihundertundzwanzig Segel, weit mehr, als die Römer hatten aufbringen können, sondern ihre hochbordigen festgebauten Segelschiffe von flachem Boden waren auch bei weitem geeigneter für die hochgehenden Fluthen des atlantischen Meeres als die niedrigen leichtgefugten Rudergaleeren der Römer mit ihren scharfen Kielen. Weder die Geschosse noch die Enterbrücken der Römer vermochten das hohe Deck der feindlichen Schiffe zu erreichen und an den mächtigen Eichenplanken derselben prallten die eisernen Schnäbel machtlos ab. Allein die römischen Schiffsleute zerschnitten die Taue, durch welche die Raae an den Masten befestigt waren, mittelst an langen Stangen befestigter Sicheln; Raae und Segel stürzten herab und, da man den Schaden nicht rasch zu ersetzen verstand, ward das Schiff dadurch zum Wrack wie heutzutage durch Stürzen der Maste, und leicht gelang es den römischen Böten durch vereinigten Angriff des gelähmten feindlichen Schiffes sich zu bemeistern. Als

die Gallier dieses Manövers inne wurden, versuchten sie von der Küste, an der sie den Kampf mit den Römern aufgenommen hatten, sich zu entfernen und die hohe See zu gewinnen, wohin die römischen Galeeren ihnen nicht folgen konnten; allein zum Unglück für sie trat plötzlich eine vollständige Windstille ein und die ungeheure Flotte, an deren Ausrüstung die Seegaue alle ihre Kräfte gesetzt hatten, ward von den Römern fast gänzlich vernichtet. So ward diese Seeschlacht — so weit die geschichtliche Kunde reicht, die älteste auf dem atlantischen Ocean geschlagene — eben wie zweihundert Jahre zuvor das Treffen bei Mylae (I, 342) trotz der ungünstigsten Verhältnisse durch eine von der Noth eingegebene glückliche Erfindung zum Vortheil der Römer entschieden. Die Folge des von Brutus erfochtenen Sieges war die Ergebung der Veneter und der ganzen Bretagne. Mehr um der keltischen Nation, nach so vielfältigen Beweisen von Milde gegen die Unterworfenen, jetzt durch ein Beispiel furchtbarer Strenge gegen die hartnäckig Widerstrebenden zu imponiren, als um den Vertragsbruch und die Verletzung der römischen Gesandten zu ahnden, liefs Caesar den gesammten Gemeinderath hinrichten und die Bürgerschaft des venetischen Gaus bis auf den letzten Mann in die Knechtschaft verkaufen. Durch dies entsetzliche Geschick wie durch ihre Intelligenz und ihren Patriotismus haben die Veneter mehr als irgend ein anderer Keltenclan sich ein Anrecht erworben auf die Theilnahme der Nachwelt. — Dem am Kanal versammelten Aufgebot der Küstenstaaten setzte Sabinus inzwischen dieselbe Taktik entgegen, durch die Caesar das Jahr zuvor den belgischen Landsturm an der Aisne überwunden hatte; er verhielt sich vertheidigend, bis Ungeduld und Mangel in den Reihen der Feinde einrissen, und wufste sie dann durch Täuschung über die Stimmung und Stärke seiner Truppen und vor allem durch die eigene Ungeduld zu einem unbesonnenen Sturm auf das römische Lager zu verlocken. Die Römer erfochten einen vollständigen Sieg, in Folge dessen die Milizen sich zerstreuten und die Landschaft bis zur Seine sich unterwarf. — Nur die Moriner und Menapier beharrten dabei sich der Anerkennung der römischen Hoheit zu entziehen. Um sie dazu zu zwingen, erschien Caesar an ihren Grenzen; aber gewitzigt durch die von ihren Landsleuten gemachten Erfahrungen, vermieden sie es den Kampf an der Landesgrenze aufzunehmen und wichen zurück in die damals von den Ardennen gegen die Nordsee hin fast ununterbrochen sich erstreckenden Wälder. Die Römer versuchten sich durch dieselben mit der Axt eine Strafse zu bah-

nen, zu deren beiden Seiten die gefällten Bäume als Verhacke gegen feindliche Ueberfälle aufgeschichtet wurden; allein selbst Caesar, verwegen wie er war, fand es rathsam, zumal da es gegen den Winter ging, nach einigen Tagen mühseligsten Marschirens den Rückzug anzuordnen, obwohl von den Morinern nur ein kleiner Theil unterworfen und die mächtigeren Menapier gar nicht erreicht worden waren. Das folgende Jahr (699) ward, während Caesar selbst in Britannien beschäftigt war, der gröfste Theil des Heeres aufs Neue gegen diese Völkerschaften gesandt; allein auch diese Expedition blieb in der Hauptsache erfolglos. Dennoch war das Ergebnifs der letzten Feldzüge die fast vollständige Unterwerfung Galliens unter die Herrschaft der Römer. Wenn Mittelgallien ohne Gegenwehr sich ergeben hatte, so waren durch den vorjährigen Feldzug die belgischen, durch den des J. 698 die Seegaue mit den Waffen zur Anerkennung der römischen Herrschaft gezwungen worden. Die hochfliegenden Hoffnungen aber, mit denen die keltischen Patrioten den letzten Feldzug begonnen, hatten nirgends sich erfüllt. Weder Deutsche noch Britten waren ihnen zu Hülfe gekommen und in Belgien hatte Labienus Anwesenheit genügt die Erneuerung der vorjährigen Kämpfe zu verhüten.

Während also Caesar das römische Gebiet im Westen mit den Waffen zu einem geschlossenen Ganzen fortbildete, versäumte er nicht der neu unterworfenen Landschaft, welche ja bestimmt war die zwischen Italien und Spanien klaffende Gebietslücke auszufüllen, mit der italischen Heimath wie mit den spanischen Provinzen Communicationen zu eröffnen. Die Verbindung zwischen Gallien und Italien war allerdings durch die von Pompeius im J. 677 angelegte Heerstrafse über den Mont Genèvre (S. 24) wesentlich erleichtert worden; allein seit das ganze Gallien den Römern unterworfen war, bedurfte man einer Strafse, die aus dem Pothal statt in westlicher vielmehr in nördlicher Richtung den Alpenkamm überschritt und Italien mit dem mittleren Gallien in directe Verbindung setzte. Dem Kaufmann diente hiezu längst der Weg, der über den grofsen Bernhard in das Wallis und an den Genfersee führt; um diese Strafse in seine Gewalt zu bringen liefs Caesar schon im Herbst 697 durch Servius Galba Octodurum (Martigny) besetzen und die Bewohner des Wallis zur Botmäfsigkeit bringen, was durch die Gegenwehr dieser tapferen Bergvölker natürlich nur verzögert, nicht verhindert ward. — Um ferner die Verbindung mit Spanien zu gewinnen, wurde im folgenden Jahr (698) Publius Crassus nach

Aquitanien gesandt mit dem Auftrag die daselbst wohnenden iberischen Stämme zur Anerkennnng der römischen Herrschaft zu zwingen. Die Aufgabe war nicht ohne Schwierigkeit; die Iberer hielten fester zusammen als die Kelten und verstanden es besser als diese von ihren Feinden zu lernen. Die Stämme jenseit der Pyrenäen, namentlich die tüchtigen Cantabrer sandten ihren bedrohten Landsleuten Zuzug; mit diesem kamen erfahrene unter Sertorius Führung römisch geschulte Offiziere, die so weit möglich die Grundsätze der römischen Kriegskunst, namentlich das Lagerschlagen, bei dem schon durch seine Zahl und seine Tapferkeit ansehnlichen aquitanischen Aufgebot einführten. Allein der vorzügliche Offizier, der die Römer führte, wufste alle Schwierigkeiten zu überwinden und nach einigen hart bestrittenen, aber glücklich gewonnenen Feldschlachten die Völkerschaften von der Garonne bis nahe an die Pyrenäen zur Ergebung unter den neuen Herrn zu bestimmen.

Die eine Aufgabe, die Caesar sich gestellt hatte, die Unterwerfung Galliens, war mit kaum nennenswerthen Ausnahmen im Wesentlichen so weit vollendet, als sie überhaupt mit dem Schwert sich vollenden liefs. Allein die andere Hälfte des von Caesar begonnenen Werkes war noch bei weitem nicht genügend erledigt und die Deutschen noch keineswegs überall genöthigt den Rhein als Grenze anzuerkennen. Eben jetzt, im Winter 698/9, hatte an dem unteren Laufe des Flusses, bis wohin die Römer noch nicht vorgedrungen waren, eine abermalige Grenzüberschreitung stattgefunden. Die deutschen Stämme der Usipeten und Tencterer, deren Versuche über den Rhein zu setzen bereits erwähnt wurden (S. 226), waren bisher durch die Menapier hieran gehindert worden, endlich aber doch, die Wachsamkeit ihrer Gegner durch einen verstellten Abzug täuschend, auf den eigenen Schiffen der Menapier übergegangen — ein ungeheurer Schwarm, der sich mit Einschlufs der Weiber und Kinder auf 430000 Köpfe belaufen haben soll. Noch lagerten sie, es scheint in der Gegend von Nymwegen und Kleve; aber es hiefs, dafs sie den Aufforderungen der keltischen Patriotenpartei folgend in das innere Gallien einzurücken beabsichtigten, und das Gerücht ward dadurch bestärkt, dafs ihre Reiterschaaren bereits bis an die Grenzen der Treverer streiften. Indefs als Caesar mit seinen Legionen ihnen gegenüber anlangte, schienen die vielgeplagten Auswanderer nicht nach neuen Kämpfen begierig, sondern gern bereit von den Römern Land zu nehmen und es unter ihrer Hoheit in Frieden zu bestellen. Unterhandlungen darüber wur-

den angeknüpft. In dem römischen Feldherrn aber stieg der Argwohn auf, dafs die Deutschen damit nur Zeit zu gewinnen suchten, bis die von ihnen entsendeten Reiterschaaren wieder eingetroffen seien. Ob derselbe gegründet war oder nicht, läfst sich nicht sagen; aber darin bestärkt durch einen Angriff, den trotz des thatsächlichen Waffenstillstandes ein feindlicher Trupp auf seine Vorhut unternahm, und erbittert durch den dabei erlittenen empfindlichen Verlust, glaubte Caesar sich berechtigt jede völkerrechtliche Rücksicht aus den Augen zu setzen. Als am andern Morgen die Fürsten und Aeltesten der Deutschen, den ohne ihr Vorwissen unternommenen Angriff zu entschuldigen, im römischen Lager erschienen, wurden sie festgehalten und die nichts ahnende ihrer Führer beraubte Menge von dem römischen Heer plötzlich überfallen. Es war mehr eine Menschenjagd als eine Schlacht; was nicht unter den Schwertern der Römer fiel, ertrank im Rheine; fast nur die zur Zeit des Ueberfalls detachirten Abtheilungen entkamen dem Blutbad und gelangten zurück über den Rhein, wo ihnen die Sugambrer in ihrem Gebiet, es scheint an der Lippe, eine Freistatt gewährten. Das Verfahren Caesars gegen diese deutschen Einwanderer fand im Senat schweren und gerechten Tadel; allein wie wenig dasselbe auch entschuldigt werden kann, den deutschen Uebergriffen ward dadurch mit erschreckendem Nachdruck gesteuert. Doch fand es Caesar rathsam noch einen Schritt weiter zu thun und die Legionen über den Rhein zu führen. An Verbindungen jenseit desselben mangelte es ihm nicht. Den Deutschen auf ihrer damaligen Bildungsstufe fehlte noch jeder nationale Zusammenhang; an politischer Zerfahrenheit gaben sie, wenn auch aus anderen Ursachen, den Kelten nichts nach. Die Ubier (an der Sieg und Lahn), der civilisirteste unter den deutschen Stämmen, waren vor kurzem von einem mächtigen suebischen Gau des Binnenlandes unterworfen und zinspflichtig gemacht worden und hatten 697 Boten an Caesar gesandt ihn zu ersuchen auch sie wie die Gallier von der suebischen Herrschaft zu befreien. Es war Caesars Absicht nicht diesem Ansinnen, das ihn in endlose Unternehmungen verwickelt haben würde, ernstlich zu entsprechen; aber wohl schien es zweckmäfsig, um das Erscheinen der germanischen Waffen diesseit des Rheines zu verhindern, die römischen jenseit desselben zu zeigen. Der Schutz, den die flüchtigen Usipeten und Tencterer bei den Sugambrern gefunden hatten, bot eine geeignete Veranlassung dar. In der Gegend, wie es scheint, zwischen Koblenz und Andernach schlug Caesar eine Pfahl-

brücke über den Rhein und führte seine Legionen hinüber aus dem treverischen in das ubische Gebiet. Einige kleinere Gaue gaben ihre Unterwerfung ein; allein die Sugambrer, gegen die der Zug zunächst gerichtet war, zogen, wie das römische Heer herankam, mit ihren Schutzbefohlenen sich in das innere Land zurück. In gleicher Weise liefs der mächtige suebische Gau, der östlich von den Ubiern safs, vermuthlich derjenige, der später unter dem Namen der Chatten auftritt, die westlichen Ortschaften räumen und das nicht streitbare Volk in Sicherheit bringen, während alle waffenfähige Mannschaft angewiesen ward im Mittelpunct des Gaues sich zu versammeln. Diesen Handschuh aufzuheben hatte der römische Feldherr weder Veranlassung noch Lust; sein Zweck theils zu recognosciren, theils durch einen Zug über den Rhein wo möglich den Deutschen, wenigstens aber den Kelten und den Landsleuten daheim zu imponiren war im Wesentlichen erreicht; nach achtzehntägigem Verweilen am rechten Rheinufer traf er wieder in Gallien ein und brach die Rheinbrücke hinter sich ab (699).

Es blieben die Inselkelten. Bei dem engen Zusammenhang zwischen ihnen und den Kelten des Festlandes, namentlich den Seegauen ist es begreiflich, dafs sie an dem nationalen Widerstand wenigstens mit ihren Sympathien sich betheiligt hatten und wenn auch nicht den Gegnern Caesars bewaffneten Beistand, doch mindestens jedem Patrioten, für den die Heimath nicht mehr sicher war, auf ihrer gesicherten Insel eine ehrenvolle Freistatt gewährten. Eine Gefahr lag hierin allerdings, wenn nicht für die Gegenwart, doch für die Zukunft; es schien zweckmäfsig wo nicht die Eroberung der Insel selbst zu unternehmen, doch auch hier die Defensive offensiv zu führen und durch eine Landung an der Küste den Insulanern zu zeigen, dafs der Arm der Römer auch über den Kanal reiche. Schon der erste römische Offizier, der die Bretagne betrat, Publius Crassus war von dort nach den ‚Zinninseln' an der Westspitze Englands (Scillyinseln) hinübergefahren (697); im Sommer 699 ging Caesar selbst mit nur zwei Legionen da wo er am schmalsten ist* über den Kanal. Er fand die Küste mit feindlichen Truppenmassen bedeckt und fuhr mit

* Die erste Fahrt ging nach der Annahme sorgfältiger Forscher von Ecale, östlich vom Cap Gris Nez, nach Southforeland nordöstlich von Dover und, da hier die Landung vereitelt ward, weiter nach Dover; die zweite von dem itischen Hafen, den man bei dem heutigen Boulogne ansetzt, ebenfalls nach Dover. Mit voller Gewifsheit lassen die Localitäten sich nicht bestimmen, aber beträchtlich kann der Fehler nicht sein.

seinen Schiffen weiter; aber die brittischen Streitwagen bewegten sich ebenso schnell zu Lande fort wie die römischen Galeeren auf der See und nur mit gröſster Mühe gelang es den römischen Soldaten unter dem Schutze der Kriegsschiffe, die durch Wurfmaschinen und Handgeschütze den Strand fegten, theils watend, theils in Kähnen das Ufer im Angesicht der Feinde zu gewinnen. Im ersten Schreck unterwarfen sich die nächsten Dörfer; allein bald wurden die Insulaner gewahr, wie schwach der Feind sei und wie er nicht wage sich vom Ufer zu entfernen. Die nächstwohnenden derselben verschwanden in das Binnenland und kamen nur zurück um das Lager zu bedrohen; die Flotte aber, die man auf der offenen Rhede gelassen hatte, erlitt durch den ersten über sie hereinbrechenden Sturmwind sehr bedeutenden Schaden. Man muſste sich glücklich schätzen die Angriffe der Barbaren abzuschlagen, bis man die Schiffe nothdürftig reparirt hatte, und mit denselben, noch ehe die schlimme Jahreszeit hereinbrach, die gallische Küste wieder zu erreichen. Caesar selbst war mit den Ergebnissen dieser leichtsinnig und mit unzulänglichen Mitteln unternommenen Expedition so unzufrieden, daſs er sogleich (Winter 699/700) eine Transportflotte von 800 Segeln in Stand setzen lieſs und im Frühling 700, diesmal mit fünf Legionen und 2000 Reitern, zum zweitenmal nach der kentischen Küste unter Segel ging. Der gewaltigen Armada wich die auch diesmal am Ufer versammelte Streitmacht der Britten, ohne einen Kampf zu wagen; Caesar trat sofort den Marsch ins Binnenland an und überschritt nach einigen glücklichen Gefechten den Fluſs Stour; allein er muſste sehr wider seinen Willen inne halten, weil die Flotte auf der Rhede von Dover wiederum von den Stürmen des Kanals halb zernichtet worden war. Bis man die Schiffe auf den Strand gezogen und für die Reparatur umfassende Vorkehrungen getroffen, ging eine kostbare Zeit verloren, die die Kelten weislich benutzten. Der tapfere und umsichtige Fürst Cassivellaunus, der in dem heutigen Middlesex und der Umgegend gebot, sonst der Schreck der Kelten südlich von der Themse, jetzt aber der Hort und Vorfechter der ganzen Nation, war an die Spitze der Landesvertheidigung getreten. Er begriff, daſs mit dem keltischen Fuſsvolk gegen das römische schlechterdings nichts auszurichten und die schwer zu ernährende und schwer zu regierende Masse des Landsturms der Vertheidigung nur hinderlich war; also entlieſs er diesen und behielt nur die Streitwagen, deren er 4000 zusammenbrachte und deren Kämpfer, geübt vom Wagen herabspringend zu Fuſs zu fechten, gleich der Bürgerreiterei des älte-

sten Rom in zwiefacher Weise verwendet werden konnten. Als Caesar den Marsch wieder fortzusetzen im Stande war, fand er denselben nirgends sich verlegt; aber die brittischen Streitwagen zogen stets dem römischen Heer vorauf und zur Seite, bewirkten die Räumung des Landes, die bei dem Mangel an Städten keine grofse Schwierigkeit machte, hinderten jede Detachirung und bedrohten die Communicationen. Die Themse ward — wie es scheint zwischen Kingston und Brentford — von den Römern überschritten; man kam vorwärts, aber nicht eigentlich weiter; der Feldherr erfocht keinen Sieg, der Soldat machte keine Beute und das einzige wirkliche Resultat, die Unterwerfung der Trinobanten im heutigen Essex, war weniger die Folge der Furcht vor den Römern als der tiefen Verfeindung dieses Gaus mit Cassivellaunus. Mit jedem Schritte vorwärts stieg die Gefahr, und der Angriff, den die Fürsten von Kent nach Cassivellaunus Anordnung auf das römische Schiffslager machten, mahnte, obwohl er abgeschlagen ward, doch dringend zur Umkehr. Die Erstürmung eines grofsen brittischen Verhacks, in dem eine Menge Vieh den Römern in die Hände fiel, gab für das ziellose Vordringen einen leidlichen Abschlufs und einen erträglichen Vorwand für die Umkehr. Auch Cassivellaunus war einsichtig genug den gefährlichen Feind nicht aufs Aeufserste zu treiben und versprach, wie Caesar verlangte, die Trinobanten nicht zu beunruhigen, Abgaben zu zahlen und Geifseln zu stellen; von Auslieferung der Waffen oder Zurücklassung einer römischen Besatzung war nicht die Rede, und selbst jene Versprechungen wurden vermuthlich, so weit sie die Zukunft betrafen, weder ernstlich gegeben noch ernstlich genommen. Nach Empfang der Geifseln kehrte Caesar in das Schiffslager und von da nach Gallien zurück. Wenn er, wie es allerdings scheint, gehofft hatte Britannien diesmal zu erobern, so war dieser Plan theils an dem klugen Vertheidigungssystem des Cassivellaunus, theils und vor allem an der Unbrauchbarkeit der italischen Ruderflotte auf den Gewässern der Nordsee vollkommen gescheitert; denn dafs der bedungene Tribut niemals erlegt ward, ist gewifs. Der nächste Zweck aber: die Inselkelten aus ihrer trotzigen Sicherheit aufzurütteln und sie zu veranlassen in ihrem eigenen Interesse nicht ihre Insel zum Heerd der festländischen Emigration zu machen, scheint allerdings erreicht worden zu sein; wenigstens werden Beschwerden über dergleichen Schutzverleihung späterhin nicht wieder vernommen.

Das Werk der Zurückweisung der germanischen Invasion und der Unterwerfung der festländischen Kelten war vollendet.

Aber oft ist es leichter eine freie Nation zu unterwerfen als eine unterworfene in Botmäfsigkeit zu erhalten. Die Rivalität um die Hegemonie, an der mehr noch als an den Angriffen Roms die keltische Nation zu Grunde gegangen war, ward durch die Eroberung gewissermafsen aufgehoben, indem der Eroberer die Hegemonie für sich selbst nahm. Die Sonderinteressen schwiegen; in dem gemeinsamen Druck fühlte man doch sich wieder als eine Nation und was man, da man es besafs, gleichgültig verspielt hatte, die Freiheit und die Nationalität, dessen unendlicher Werth ward nun, da es zu spät war, von der unendlichen Sehnsucht vollständig ermessen. Aber war es denn zu spät? Mit zorniger Scham gestand man es sich, dafs eine Nation, die mindestens eine Million waffenfähiger Männer zählte, von höchstens 50000 Römern sich hatte das Joch auflegen lassen. Die Unterwerfung der Eidgenossenschaft des mittleren Galliens, ohne dafs sie auch nur einen Schlag gethan, die der belgischen, ohne dafs sie mehr gethan als schlagen wollen; dagegen wieder der heldenmüthige Untergang der Nervier und der Veneter, der kluge und glückliche Widerstand der Moriner und der Britten unter Cassivellaunus — alles was im Einzelnen versäumt und geleistet, gescheitert und erreicht war, spornte die Gemüther der Patrioten zu neuen wo möglich einigeren und glücklicheren Versuchen. Namentlich unter dem keltischen Adel herrschte eine Gährung, die jeden Augenblick in eine allgemeine Insurrection ausbrechen zu müssen schien. Schon vor dem zweiten Zug nach Britannien im Frühjahr 700 hatte Caesar es nothwendig gefunden sich persönlich zu den Treverern zu begeben, die, seit sie 697 in der Nervierschlacht sich compromittirt hatten, auf den allgemeinen Landtagen nicht mehr erschienen waren und mit den überrheinischen Deutschen mehr als verdächtige Verbindungen angeknüpft hatten. Damals hatte Caesar sich begnügt die namhaftesten Männer der Patriotenpartei, namentlich den Indutiomarus, unter dem treverischen Reitercontingent mit sich nach Britannien zu führen; er that sein Mögliches die Verschwörung nicht zu sehen, um nicht durch strenge Mafsregeln sie zur Insurrection zu zeitigen. Allein als der Haeduer Dumnorix, der gleichfalls dem Namen nach als Reiteroffizier, in der That aber als Geifsel sich bei dem nach Britannien bestimmten Heere befand, geradezu verweigerte sich einzuschiffen und statt dessen nach Hause ritt, konnte Caesar nicht umhin ihn als Ausreifser verfolgen zu lassen, wobei er von dem nachgeschickten Detachement eingeholt und, da er gegen dasselbe sich zur Wehre setzte, niedergehauen ward (700). Dafs der ange-

sehenste Ritter des mächtigsten und noch am wenigsten abhängigen Keltengaus von den Römern getödtet worden war, war ein Donnerschlag für den ganzen keltischen Adel; jeder der sich ähnlicher Gesinnung bewufst war — und es war dies die ungeheure Majorität — sah in seiner Katastrophe das Bild dessen, was ihm selber bevorstand. Wenn die patriotische Begeisterung die Verschwörung hervorgerufen hatte, so trieb jetzt Furcht und Nothwehr die Verschworenen zum Losschlagen. Im Winter 700/1 lagerte, mit Ausnahme einer in die Bretagne und einer zweiten in den sehr unruhigen Gau der Carnuten (bei Chartres) verlegten Legion, das gesammte römische Heer, sieben Legionen stark, im belgischen Gebiet. Die Knappheit der Getreidevorräthe hatte Caesar bewogen eine weitere Auseinanderlegung der Truppen zu gestatten, als er sonst zu thun pflegte; das Heer war vertheilt in sechs verschiedene Lager in den Gauen der Bellovaker, Ambianer, Moriner, Nervier, Remer und Eburonen. In dem letzten und östlichsten dieser Lager, bei Aduatuca (wahrscheinlich Tongern) im eburonischen Gebiet, standen unter Quintus Titurius Sabinus eine unvollzählige alte und eine vollzählige erst vor wenigen Jahren ausgehobene Legion. Urplötzlich fand sich dies Lager von dem Landsturm der Eburonen unter den Königen Ambiorix und Cativolcus umzingelt. Der Angriff kam so unerwartet, dafs die eben abwesenden Detachements nicht einberufen werden konnten und von den Feinden aufgehoben wurden; übrigens war zunächst die Gefahr nicht grofs, da es an Vorräthen nicht mangelte und der Sturm, den die Eburonen versuchten, an den römischen Verschanzungen machtlos abprallte. Aber König Ambiorix eröffnete dem römischen Befehlshaber, dafs die sämmtlichen römischen Lager in Gallien an demselben Tage in gleicher Weise angegriffen und die Römer unzweifelhaft verloren seien, wenn die einzelnen Corps nicht rasch aufbrächen und mit einander sich vereinigten; dafs Sabinus damit um so mehr Ursache habe zu eilen, als gegen ihn auch die überrheinischen Deutschen bereits im Anmarsch seien; dafs er selbst aus Freundschaft für die Römer ihnen freien Abzug bis zu dem nächsten nur zwei Tagemärsche entfernten römischen Lager zusichere. Einiges in diesen Angaben schien nicht erfunden; es war in der That unglaublich, dafs der kleine von den Römern besonders begünstigte (S. 238) Gau der Eburonen den Angriff auf eigene Hand unternommen habe; nichts desto weniger konnte es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, dafs sowohl die Ehre wie die Klugheit gebot den vom Feinde angebotenen freien Abzug zurückzuweisen und an dem anvertrauten Posten auszu-

harren. Dennoch, obwohl im Kriegsrath manche Stimmen, namentlich die gewichtige des Lucius Aurunculeius Cotta diese Ansicht vertraten, entschied sich der Commandant dafür den Vorschlag des Ambiorix anzunehmen. Kaum waren die römischen Truppen in einem schmalen Thal eine halbe Meile vom Lager angelangt, als sie sich von den Eburonen umzingelt und jeden Ausweg gesperrt fanden. Sie versuchten mit den Waffen sich den Weg zu öffnen; allein die Eburonen liefsen sich auf kein Nahgefecht ein und begnügten sich aus ihren unangreifbaren Stellungen ihre Geschosse in den Knäuel der Römer zu entsenden. Wie verwirrt begehrte Sabinus, gleichsam Rettung vor dem Verrath bei dem Verräther suchend, eine Zusammenkunft mit Ambiorix; sie wurde gewährt nnd er und die ihn begleitenden Offiziere erst entwaffnet, dann niedergemacht. Nach dem Fall des Befehlshabers warfen sich die Eburonen von allen Seiten zugleich auf die erschöpften und verzweifelten Römer und brachen ihre Reihen; die Meisten, unter ihnen der schon früher verwundete Cotta, fanden bei diesem Angriff ihren Tod; ein kleiner Theil, dem es gelungen war das verlassene Lager wieder zu gewinnen, stürzte sich während der folgenden Nacht in die eigenen Schwerter. Der ganze Heerhaufen war vernichtet. — Dieser Erfolg, wie die Insurgenten ihn selber kaum gehofft haben mochten, steigerte die Gährung unter den keltischen Patrioten so gewaltig, dafs die Römer mit Ausnahme der Haeduer und der Remer keines einzigen Districts ferner sicher waren und an verschiedenen Puncten die Insurrection losbrach. Der Treverer Indutiomarus, durch welchen schon die Eburonen, als Clienten der Treverer, hauptsächlich zum Losschlagen bestimmt worden waren, rief seinen Gau unter die Waffen; auch die Seegaue erhoben sich. Vor allen Dingen verfolgten die Eburonen ihren Sieg. Verstärkt durch das Aufgebot der Aduatuker, die gern die Gelegenheit ergriffen das von Caesar ihnen zugefügte Leid zu vergelten, und der mächtigen und noch unbezwungenen Menapier, erschienen sie in dem Gebiet der Nervier, welche sogleich sich anschlossen, und der ganze also auf 60000 Köpfe angeschwollene Schwarm rückte vor das im nervischen Gau befindliche römische Lager. Quintus Cicero, der hier commandirte, hatte mit seinem schwachen Corps einen schweren Stand, namentlich als die Belagerer, von dem Feinde lernend, Wälle und Gräben, Schilddächer und bewegliche Thürme in römischer Weise aufführten und die strohgedeckten Lagerhütten mit Brandschleudern und Brandspeeren überschütteten. Die einzige Hoffnung der Belagerten beruhte auf Caesar, der nicht allzuweit entfernt in der

Gegend von Amiens mit drei Legionen im Winterlager stand; allein — ein charakteristischer Beweis für die im Keltenland herrschende Stimmung — geraume Zeit hindurch kam dem Oberfeldherrn nicht die geringste Andeutung zu weder von der Katastrophe, die Sabinus erlitten hatte, noch von der Gefahr, in der Cicero schwebte. Erst ein keltischer Reiter, dem es gelungen war aus Ciceros Lager sich durch die Feinde bis zu Caesar durchzuschleichen, brachte die erschütternde Kunde. Augenblicklich brach Caesar auf, zwar nur mit zwei schwachen Legionen, zusammen etwa 7000 Mann stark, und 400 Reitern; aber nichts desto weniger genügte die Meldung, dafs Caesar anrücke, um die Insurgenten zur Aufhebung der Belagerung zu bestimmen. Es war Zeit; nicht der zehnte Mann in Ciceros Lager war unverwundet. Caesar, gegen den das Insurgentenheer sich gewandt hatte, täuschte die Feinde in der schon mehrmals mit Erfolg angewandten Weise über seine Stärke; unter den ungünstigsten Verhältnissen wagten sie einen Sturm auf das Römerlager, und erlitten dabei eine Niederlage. Es ist seltsam, aber charakteristisch für die keltische Nation, dafs in Folge dieser einen verlorenen Schlacht oder vielleicht mehr noch in Folge von Caesars persönlichem Erscheinen auf dem Kampfplatz die so gewaltig begonnene, so weithin ausgedehnte Insurrection plötzlich und kläglich den Krieg abbrach. Nervier, Menapier, Aduatuker, Eburonen begaben sich nach Hause. Das Gleiche thaten die Mannschaften der Seegaue, die Anstalt gemacht hatten die Legion in der Bretagne zu überfallen, und die Treverer, die in das Gebiet der Remer eingerückt waren um die unter Labienus Befehl dort cantonnirende Legion anzugreifen. Auch Caesar verschob die weiteren Mafsregeln gegen die aufgestandenen Districte auf das Frühjahr, um seine hart mitgenommenen Truppen nicht der ganzen Strenge des gallischen Winters auszusetzen und um erst dann wieder auf dem Kampfplatz zu erscheinen, wenn durch die angeordnete Aushebung von dreifsig neuen Cohorten die vernichteten funfzehn in imponirender Weise ersetzt sein würden. Die Insurrection spann inzwischen sich fort, wenn auch während des Winters die Waffen ruhten. Ihre Hauptsitze in Mittelgallien waren theils die Districte der Carnuten und der benachbarten Senonen (um Sens), welche letztere den von Caesar eingesetzten König aus dem Lande jagten, theils die Landschaft der Treverer, welche die gesammte keltische Emigration und die überrheinischen Deutschen zur Theilnahme an dem bevorstehenden Nationalkrieg aufforderten und ihre ganze Mannschaft aufs neue unter die Waffen riefen, um zum zweiten

Mal in das Gebiet der Remer einzurücken, das Corps des Labienus aufzuheben und die Verbindung mit den Aufständischen an der Seine und Loire zu suchen. Die Abgeordneten dieser drei Gaue blieben auf dem von Caesar im mittleren Gallien ausgeschriebenen Landtag aus und erklärten damit ebenso offen den Krieg, wie es ein Theil der belgischen Gaue durch die Angriffe auf die Lager des Sabinus uud Cicero gethan hatten. Der Winter neigte sich zu Ende, als Caesar mit seinem neu verstärkten Heer aufbrach gegen die Insurgenten. Die Versuche der Treverer den Aufstand zu concentriren waren nicht geglückt; die gährenden Landschaften wurden durch den Einmarsch römischer Truppen im Zaum gehalten, die in offener Empörung stehenden vereinzelt angegriffen. Zuerst wurden die Nervier von Caesar selbst zu Paaren getrieben. Gleiches widerfuhr den Senonen und Carnuten. Auch die Menapier, der einzige Gau, der sich niemals noch den Römern unterworfen hatte, wurden durch einen von drei Seiten zugleich gegen sie gerichteten Gesammtangriff genöthigt der lange bewahrten Freiheit zu entsagen. Den Treverern bereitete inzwischen Labienus dasselbe Schicksal. Ihr erster Angriff war gelähmt worden theils durch die Weigerung der nächstwohnenden deutschen Stämme ihnen Söldner zu liefern, theils durch den Tod des Indutiomarus, der Seele der ganzen Bewegung, der in einem Scharmützel mit den Reitern des Labienus geblieben war. Allein sie gaben ihre Entwürfe darum nicht auf; bessere Aufnahme als bei den Anwohnern des Rheines fanden ihre Werber bei den streitbaren Völkerschaften des inneren Deutschlands, namentlich wie es scheint den Chatten; mit gesammter Macht waren sie Labienus gegenüber erschienen und harrten der nachfolgenden suebischen Schaaren. Allein da ihnen Labienus deren Eintreffen nicht abwarten zu wollen, sondern auf eiligen Rückzug zu sinnen schien, griffen die Treverer, durch diese Kriegslist getäuscht, noch ehe die Sueben angelangt waren und in der ungünstigsten Oertlichkeit die Römer an und wurden vollständig geschlagen. Den zu spät eintreffenden Deutschen blieb nichts übrig als umzukehren, dem treverischen Gau nichts als sich zu unterwerfen; das Regiment daselbst kam wieder an das Haupt der römischen Partei, an des Indutiomarus Schwiegersohn Cingetorix. Nach diesen Expeditionen Caesars gegen die Menapier und Labienus gegen die Treverer traf in dem Gebiet der letzteren die ganze römische Armee wieder zusammen. Um den Deutschen das Wiederkommen zu verleiden, hatte Caesar sich entschlossen noch einmal über den Rhein zu gehen und wo möglich gegen die lästigen Nachbarn im

inneren Deutschland einen nachdrücklichen Schlag zu führen. Allein da die Chatten, ihrer erprobten Taktik getreu, sich nicht an ihrer Westgrenze, sondern weit landeinwärts, es scheint am Harz, zur Landesvertheidigung sammelten, so kehrte Caesar sogleich wieder um und begnügte sich an dem Rheinübergang Besatzung zurückzulassen. Mit den sämmtlichen an dem Aufstand betheiligten Völkerschaften war also abgerechnet; nur die Eburonen waren übergangen, aber nicht vergessen. Seit Caesar die Katastrophe von Aduatuca erfahren hatte, trug er das Trauergewand und hatte geschworen erst dann es abzulegen, wenn er seine nicht im ehrlichen Kriege gefallenen, sondern heimtückisch ermordeten Soldaten gerächt haben werde. Rath- und thatlos safsen die Eburonen in ihren Hütten und sahen zu, wie einer nach dem andern die Nachbargaue den Römern sich unterwarfen. Plötzlich rückte die römische Reiterei vom treverischen Gebiet aus durch die Ardennen unvermuthet in ihr Land und hätte fast den König Ambiorix in seinem Hause ergriffen; während sein Gefolge für ihn sich aufopferte, entkam er mit genauer Noth in das nahe Gehölz. Bald folgten den Reitern zehn römische Legionen. Zugleich erging an die umwohnenden Völkerschaften die Aufforderung mit den römischen Soldaten in Gemeinschaft die vogelfreien Eburonen zu hetzen und ihr Land zu plündern; nicht Wenige folgten dem Ruf, sogar von jenseit des Rheines eine kecke Schaar sugambrischer Reiter, die übrigens es den Römern nicht besser machten wie den Eburonen und fast durch einen kecken Angriff das römische Lager bei Aduatuca überrumpelt hätten. Das Schicksal der Eburonen war entsetzlich. Wie sie auch in Wäldern und Sümpfen sich bargen, der Jäger waren mehr als des Wildes; mancher gab sich selbst den Tod wie der greise Fürst Cativolcus; nur einzelne retteten Leben und Freiheit. Aber unter diesen war der Mann, auf den die Römer vor allem fahndeten, der Fürst Ambiorix; mit nur vier Reitern entrann er über den Rhein. Auf diese Execution gegen den Gau, der vor allen andern gefrevelt, folgten in den andern Landschaften die Hochverrathprozesse gegen die Einzelnen. Die Zeit der Milde war vorbei. Nach dem Spruche des römischen Proconsuls ward der angesehene carnutische Ritter Acco von römischen Lictoren enthauptet (701) und die Herrschaft der Ruthen und Beile damit förmlich eingeweiht. Die Opposition verstummte; überall herrschte Ruhe. Caesar ging wie er pflegte im Spätjahr 701 über die Alpen, um den Winter hindurch die immer mehr sich verwickelnden Verhältnisse in der Hauptstadt aus der Nähe zu beobachten.

Der kluge Rechner hatte diesmal sich verrechnet. Das Feuer war gedämpft, aber nicht gelöscht. Den Streich, unter dem Accos Haupt fiel, fühlte der ganze keltische Adel. Eben jetzt bot die Lage der Dinge mehr Aussicht als je. Die Insurrection des letzten Winters war offenbar nur daran gescheitert, dafs Caesar selbst auf den Kampfplatz erschienen war; jetzt war er fern, durch den nahe bevorstehenden Bürgerkrieg festgehalten am Po, und das gallische Heer, das an der oberen Seine und Marne zusammengezogen stand, weit getrennt von dem gefürchteten Feldherrn. Wenn jetzt eine allgemeine Insurrection in Mittelgallien ausbrach, so konnte die fast unvertheidigte altrömische Provinz von ihr überschwemmt sein, bevor Caesar wieder jenseit der Alpen stand, selbst wenn die italischen Verwicklungen nicht überhaupt ihn abhielten sich ferner um Gallien zu kümmern. Die Carnuten, als durch Accos Hinrichtung zunächst betroffen, erboten sich voranzugehen: an dem festgesetzten Tage im Winter 701/2 gaben die carnutischen Ritter Gutruatus und Conconnetodumnus in Genabum (Orleans) das Zeichen zur Insurrection und machten die daselbst anwesenden Römer insgesammt nieder. Die gewaltigste Bewegung ergriff das ganze grofse Keltenland; überall erhoben sich die Patrioten. Nichts aber ergriff so tief die Nation wie die Schilderhebung der Arverner. Die Regierung dieser Gemeinde, die einst unter ihren Königen die erste im südlichen Gallien gewesen und noch nach ihrem durch die unglücklichen Kriege gegen Rom (II, 156) herbeigeführten Sturze eine der reichsten, gebildetsten und mächtigsten in ganz Gallien geblieben war, hatte bisher unverbrüchlich zu Rom gehalten. Auch jetzt war in dem regierenden Gemeinderath die Patriotenpartei in der Minorität; ein Versuch den Rath zum Beitritt zu der Insurrection zu bestimmen war vergeblich. Man erinnerte sich, dafs die Verfassungsänderung, die bei den Arvernern den Gemeinderath an die Stelle des Fürsten gesetzt hatte (S. 213), nach dem Siege der Römer und wahrscheinlich unter dem Einflufs derselben erfolgt war. Die Angriffe der Patrioten richteten sich gegen den Gemeinderath und die bestehende Verfassung selbst. Der Führer der arvernischen Patrioten Vercingetorix, einer jener Adlichen, wie sie wohl bei den Kelten begegnen, von fast königlichem Ansehen in und aufser seinem Gau, dazu ein stattlicher, tapferer, kluger Mann, verliefs die Hauptstadt und rief das Landvolk, das der herrschenden Oligarchie ebenso wie den Römern abgeneigt war, zugleich zur Wiederherstellung des arvernischen Königthums und zum Krieg gegen Rom auf. Rasch fiel die Menge ihm zu; die

Wiederherstellung des Thrones des Luerius und Betuitus war zugleich die Erklärung des Nationalkriegs gegen Rom. Den einheitlichen Halt, an dessen Mangel alle bisherigen Versuche der Nation das fremdländische Joch von sich abzuschütteln gescheitert waren, fand sie jetzt in dem neuen selbst ernannten König der Arverner. Vercingetorix ward für die Kelten des Festlandes, was den Inselkelten Cassivellaunus gewesen war; gewaltig durchdrang die Massen das Gefühl, dafs er oder keiner der Mann sei die Nation zu erretten. Rasch war das westliche Gallien bis zur oberen Loire und die ganze Nordküste von der Insurrection erfafst und Vercingetorix hier von allen Gauen als Oberfeldherr anerkannt; wo der Gemeinderath Schwierigkeit machte, nöthigte ihn die Menge zum Anschlufs an die Insurrection; nur wenige Gaue, wie der der Biturigen, liessen zum Beitritt sich zwingen, und vielleicht auch diese nur zum Schein. So gewaltig war der patriotische Aufschwung, dafs er selbst die entschiedensten und begünstigtsten Anhänger Roms mit sich fortrifs, wie zum Beispiel den König der Atrebaten Commius, der wegen seiner treuen Dienste von den Römern wichtige Privilegien für seine Gemeinde und die Hegemonie über die Moriner empfangen hatte. Weniger günstigen Boden fand die Insurrection im östlichen Gallien. Zuvörderst schlossen die sämmtlichen deutschen Gemeinden sich aus, die bei den bisherigen Kämpfen in erster Reihe gestanden hatten; ja es wurden sogar die Treverer und wie es scheint auch die Menapier durch ihre Fehden mit den Deutschen verhindert an dem Kriege der keltischen Nation gegen Rom thätigen Antheil zu nehmen. Es ist das ein merkwürdiger Beweis dafür, wie durchaus national, man darf vielleicht sagen national-religiös diese Bewegung war. Die Remer ferner mit den von ihnen zunächst abhängigen Districten der Suessionen. Leuker und Lingonen wurden von der Theilnahme an dem Aufstande abgehalten ebenso sehr durch ihren selbst unter dem allgemeinen Enthusiasmus nicht mürbe gewordenen Particularismus wie durch die um Sens, Rheims und Langres concentrirte römische Armee. Noch fester hielten zu den Römern die von Caesar im Gebiet der Haeduer angesiedelten Boier. Die Haeduer selbst zögerten. Die Patriotenpartei war in diesem Gau sehr mächtig; aber der alte Antagonismus gegen die führenden Arverner machte die Wage schwanken — zum empfindlichsten Nachtheil der Insurrection, da der Anschlufs der östlichen Cantone, namentlich der Sequaner und der Helvetier durch den Beitritt der Haeduer bedingt war und überhaupt in diesem Theile Galliens die Entscheidung

bei ihnen stand. Während also die Insurrection daran arbeitete theils die noch schwankenden Cantone, vor allem die Haeduer, zum Beitritt zu bewegen, theils sich Narbos zu bemächtigen, zu welchem Ende Vercingetorix bereits das Corps des Lucterius bis an den Tarn vorgeschoben hatte, erschien plötzlich im tiefen Winter, Freunden und Feinden gleich unerwartet, der römische Oberfeldherr in der südlichen Provinz. Rasch traf er nicht blofs die nöthigen Anstalten um diese zu decken, sondern sandte auch über die schneebedeckten Cevennen einen Haufen in das arvernische Gebiet; aber seines Bleibens war nicht hier, wo ihn jeden Augenblick der Zutritt der Haeduer zu dem gallischen Bündnifs von seiner Armee vollständig abschneiden konnte. In aller Stille ging er nach Vienna und von da, nur von wenigen Reitern begleitet, durch das Gebiet der Haeduer zu seinen Truppen. Die Hoffnungen schwanden, welche die Insurrection zum Losschlagen bestimmt hatten; in Italien blieb es Friede und Caesar stand abermals an der Spitze seiner Armee. Was sollten die Insurgenten beginnen? Es war eine Thorheit unter solchen Umständen auf die Entscheidung der Waffen es ankommen zu lassen; denn diese hatten bereits unwiderruflich entschieden. Man konnte ebenso gut versuchen mit Steinwürfen die Alpen zu erschüttern wie die Legionen mit den keltischen Haufen, mochten dieselben nun in ungeheuren Massen zusammengeballt oder vereinzelt ein Gau nach dem andern preisgegeben werden. Vercingetorix verzichtete darauf die Römer zu schlagen. Er nahm dasselbe Kriegssystem an, durch das Cassivellaunus die Inselkelten gerettet hatte. Das römische Fufsvolk war nicht zu besiegen; aber Caesars Reiterei bestand fafst ausschliefslich aus dem Zuzug des keltischen Adels und war durch die allgemeine Insurrection factisch aufgelöst. Es war den Insurgenten, die ja eben wesentlich aus dem keltischen Adel bestanden, möglich in dieser Waffe eine solche Ueberlegenheit zu entwickeln, dafs sie weit und breit das Land öde legen, Städte und Dörfer niederbrennen, die Vorräthe vernichten, die Verpflegung und die Verbindungen des Feindes gefährden konnten, ohne dafs derselbe es ernstlich zu hindern vermochte. Vercingetorix richtete demzufolge all seine Anstrengung auf die Vermehrung der Reiterei und der nach damaliger Fechtweise regelmäfsig damit verbundenen Bogenschützen zu Fufs. Dagegen beschränkte er die ungeheuren und sich selber lähmenden Massen der Linienmiliz in angemessener Weise und versuchte den Haufen, die er davon beibehielt, allmählich einige Schanz-, Marschir- und Manövrirfähigkeit und die Erkenntnifs bei-

zubringen, dafs der Soldat nicht blofs bestimmt ist sich zu raufen. Er suchte von den Feinden zu lernen und adoptirte namentlich das römische Lagersystem, auf dem das ganze Geheimnifs der taktischen Ueberlegenheit der Römer beruhte; denn in Folge dessen vereinigte jedes römische Corps alle Vortheile der Festungsbesatzung mit allen Vortheilen der Offensivarmee*. Freilich war jenes dem städtearmen Britannien und seinen rauhen, entschlossenen und im Ganzen einigen Bewohnern vollkommen angemessene System auf die reichen Landschaften an der Loire und deren schlaffe in vollständiger politischer Auflösung begriffene Bewohner nicht unbedingt übertragbar. Vercingetorix setzte wenigstens durch, dafs man nicht wie bisher jede Stadt zu halten versuchte und darum keine hielt; man ward sich einig die der Vertheidigung nicht fähigen Ortschaften, bevor der Angriff sie erreichte, zu vernichten, die starken Festungen aber mit aller Energie der Verzweiflung zu vertheidigen. Daneben that der Arvernerkönig was er vermochte, um durch unnachsichtliche Strenge die Feigen und Säumigen, durch Bitten und Vorstellungen die Schwankenden, die Habsüchtigen durch Gold, die entschiedenen Gegner durch Zwang an die Sache des Vaterlandes zu fesseln und selbst dem vornehmen oder niedrigen Gesindel einigen Patriotismus aufzunöthigen oder abzulisten. Noch bevor der Winter zu Ende war, warf er sich auf die Boier, um diese fast einzigen zuverlässigen Bundesgenossen Roms zu vernichten, bevor Caesar herankam. Die Nachricht von diesem Angriff bestimmte Caesar früher, als er sonst wohl gethan haben würde, gegen die Insurgenten zu marschiren. Sehr empfindlich war der Mangel an Reiterei und leichtem Fufsvolk; doch ward im Laufe des Feldzugs einigermafsen demselben abgeholfen durch deutsche Söldner, die statt ihrer eigenen kleinen und schwachen Klepper mit italischen nnd spanischen, theils gekauften, theils von den Offizieren requirirten Pferden ausgerüstet wurden. Caesar griff zuerst die Carnuten an und liefs deren Stadt Genabum, die das Zeichen zum Abfall gegeben hatte, plündern und in Asche legen. Alsdann wandte er sich südwärts an die Loire gegen die Biturigen. Er erreichte insofern seinen Zweck, als

* Freilich war dies nur möglich, so lange die Offensivwaffen hauptsächlich auf Hieb und Stich gerichtet waren. In der heutigen Kriegführung ist, wie dies Napoleon vortrefflich auseinandergesetzt hat, dies System defshalb unanwendbar geworden, weil bei unseren aus der Ferne wirkenden Offensivwaffen die deployirte Stellung vortheilhafter ist als die concentrische. In der damaligen Zeit verhielt es sich umgekehrt.

Vercingetorix die Belagerung der Stadt der Boier aufgab und gleichfalls in die biturigische Landschaft einrückte, in der die neue Kriegführung zuerst sich erproben sollte. Auf seine Anordnung gingen an einem Tage mehr als zwanzig Ortschaften der Biturigen in Flammen auf; die gleiche Selbstverwüstung erging über die benachbarten Gaue, so weit sie von römischen Streifpartien erreicht werden konnten. Nach Vercingetorix Absicht sollte auch die reiche und feste Hauptstadt der Biturigen Avaricum (Bourges) dasselbe Schicksal treffen; allein die Majorität des Kriegsraths gab den kniefälligen Bitten der biturigischen Behörden nach und beschlofs die Stadt vielmehr mit allem Nachdruck zu vertheidigen. So concentrirte sich der Krieg zunächst um diese Stadt. Vercingetorix stellte sein Fufsvolk zwischen den der Stadt benachbarten Sümpfen in einer so unnahbaren Stellung auf, dafs es auch ohne von der Reiterei gedeckt zu sein den Angriff der Legionen nicht zu fürchten brauchte. Die keltische Reiterei bedeckte alle Strafsen und hemmte die Communication. Die Stadt wurde stark besetzt und zwischen ihr und der Armee vor den Mauern die Verbindung offen gehalten. Caesars Lage war sehr schwierig. Der Versuch das keltische Fufsvolk zum Schlagen zu bringen mifslang; es rührte sich nicht aus seinen unangreifbaren Linien. Wie tapfer vor der Stadt auch seine Soldaten schanzten und fochten, die Belagerten wetteiferten mit ihnen an Erfindsamkeit und Muth und fast wäre es ihnen gelungen das Belagerungszeug der Gegner in Brand zu stecken. Dabei ward die Aufgabe ein Heer von beiläufig 80000 Mann in einer weithin öde gelegten und von weit überlegenen Reitermassen durchstreiften Landschaft mit Lebensmitteln zu versorgen täglich schwieriger. Die geringen Vorräthe der Boier waren bald verbraucht; die von den Haeduern versprochene Zufuhr blieb aus; schon war das Getreide aufgezehrt und der Soldat ausschliefslich auf Fleischrationen gesetzt. Indefs rückte der Augenblick heran, wo die Stadt, wie todverachtend auch die Besatzung kämpfte, nicht länger gehalten werden konnte. Noch war es nicht unmöglich die Truppen bei nächtlicher Weile in der Stille herauszuziehen und die Stadt zu vernichten, bevor der Feind sie besetzte. Vercingetorix traf die Anstalten dazu, allein das Jammergeschrei, das im Augenblick des Abmarsches die Weiber und Kinder in der Stadt erhoben, machte die Römer aufmerksam; der Abzug mifslang; an dem folgenden trüben und regnichten Tage überstiegen die Römer die Mauern und schonten, erbittert durch die hartnäckige Gegenwehr, in der eroberten Stadt weder Geschlecht

noch Alter. Die reichen Vorräthe, die die Kelten in Avaricum aufgehäuft hatten und die nun dem Feinde zu Gute kamen, befriedigten seine dringendsten Bedürfnisse. Indefs fand Caesar sich durch die gemachten Erfahrungen hinsichtlich der Verpflegung bewogen sein Heer zu theilen. Die kleinere Hälfte, vier Legionen unter Labienus, rückte an die Seine; er selbst mit den sechs übrigen marschirte durch das Gebiet der Haeduer gegen die Arverner. Vercingetorix versuchte ihm den Uebergang auf das linke Ufer des Allier zu verwehren, allein Caesar überlistete ihn und stand nach einigen Tagen vor der arvernischen Hauptsadt Gergovia *. Indefs hatte Vercingetorix doch einigen Vorsprung und dadurch Zeit gehabt, hinreichende Vorräthe für die ohne Zweifel stark von ihm reducirte Armee in die Stadt zu schaffen und vor den Mauern der auf der Spitze eines ziemlich steil sich erhebenden Hügels gelegenen Stadt ein mit starken Steinwällen versehenes Standlager für seine Truppen anzulegen. Hier erwartete er den Feind. Caesar mit seiner verhältnifsmäfsig schwachen Armee konnte den Platz weder regelmäfsig belagern noch auch nur hinreichend blokiren; er schlug sein Lager unterhalb der von Vercingetorix besetzten Anhöhe auf und verhielt sich nothgedrungen ebenso unthätig wie sein Gegner. Für die Insurgenten war es fast ein Sieg, dafs Caesars von Triumph zu Triumph fortschreitender Lauf plötzlich gestockt war. In der That kamen die Folgen dieser Stockung für Caesar fast denen einer Niederlage gleich. Die Haeduer, die bisher immer noch geschwankt hatten, machten jetzt ernstlich Anstalt der Patriotenpartei sich anzuschliefsen; schon war die Mannschaft, die Caesar nach Gergovia entboten hatte, auf dem Marsche durch die Offiziere bestimmt worden

* Man sucht diesen Ort auf einer Anhöhe in der unmittelbaren Nähe der arvernischen Hauptstadt Nemetum, des heutigen Clermont, welche noch jetzt Gergoie genannt wird. Diese Ortsbestimmung pafst wie zu den übrigen Angaben Caesars so namentlich auch dazu, dafs er Gergovia ziemlich deutlich als Hauptort der Arverner bezeichnet (7, 4); man wird dann anzunehmen haben, dafs die Arverner nach der Niederlage genöthigt wurden sich von Gergovia nach dem nahen weniger festen Nemetum überzusiedeln. Allein sicher begründet ist diese Bestimmung nicht. Die Urkunde von 1149, auf die man sich hauptsächlich beruft, ist von Baluze, der sie sah, nach äufseren und inneren Kennzeichen für gefälscht erklärt worden; ob die jüngeren Urkunden, in denen die gleiche Benennung erscheint, echt sind und ob die mündliche Tradition des Namens eine ursprüngliche und nicht wie so manche ähnliche aus falscher Gelehrsamkeit hervorgegangen ist, steht so lange dahin, bis eine kundige und vorurtheilsfreie Untersuchung hier Licht schaffen wird.

sich den Insurgenten anzuschliefsen; schon hatten gleichzeitig im Canton selbst die Angriffe auf die daselbst ansässigen Römer begonnen. Noch einmal hatte Caesar den Bruch verhindert, indem er jenem auf Gergovia zu rückenden Corps der Haeduer mit zwei Dritteln des Blokadeheeres entgegengegangen war und dasselbe durch sein plötzliches Erscheinen wieder zum nominellen Gehorsam zurückgebracht hatte; allein es war mehr als je ein hohles und brüchiges Verhältnifs, dessen Fortbestand fast zu theuer erkauft worden war durch die grofse Gefahr der vor Gergovia zurückgelassenen beiden Legionen. Denn auf diese hatte Vercingetorix, Caesars Abmarsch rasch und entschlossen benutzend, während Caesars Abwesenheit einen Angriff gemacht, der um ein Haar mit der Ueberwältigung derselben und der Erstürmung des römischen Lagers geendigt hätte. Nur Caesars unvergleichliche Raschheit wandte eine zweite Katastrophe wie die von Aduatuca hier ab. Die aussichtslose und besorgliche Lage der Belagerungsarmee ward Freunden und Feinden so offenbar, dafs es räthlich schien mit dem Aufbruch nicht lange mehr zu säumen; indefs Caesars Stellung der gallischen Insurrection gegenüber beruhte wesentlich auf seinem Siegernimbus und es war nicht blofs peinlich, sondern auch gefährlich die Blokade des Insurgentenheeres vor Gergovia unverrichteter Sache aufzuheben. Demnach beschlofs der römische Feldherr auf jeden Fall vorher noch ein Gefecht zu erzwingen, um doch wenigstens gleichsam als Sieger abzuziehen. Zwei Abhänge führten von der Ebene hinauf auf die Höhe von Gergovia. Caesar ersah sich die Zeit, wo die Masse der belagerten Armee beschäftigt war an dem einen derselben zu schanzen, um einen Sturm gegen den andern anzuordnen. Es gelang die Lagermauern zu übersteigen und der nächsten Quartiere des Lagers sich zu bemächtigen, worauf der Feldherr, der das Erreichbare erreicht sah, das Zeichen zum Rückzug gab. Allein die vordersten Legionen, von dem Ungestüm des Sieges hingerissen, hörten nicht oder wollten nicht hören und drangen unaufhaltsam vor bis an die Stadtmauer und in die Stadt selbst. Auf der andern Seite trafen dagegen Verstärkungen über Verstärkungen ein; immer dichter wurden die Massen, die den Eingedrungenen sich entgegen stellten und die Sturmcolonnen wurden endlich mit sehr beträchtlichem Verlust aus der Stadt hinaus und den Berg hinunter gejagt. Der Sieg, durch den Caesar gehofft hatte seinen vergeblichen Versuch gegen Gergovia zu bedecken, hatte sich in eine Niederlage verwandelt — die erste, die Caesar selbst von den Kelten erlitten hatte. Aber der Abzug konnte nun nicht

länger verzögert werden oder war vielmehr schon zu lange aufgeschoben worden; wenigstens kam Caesar zu spät um den definitiven Uebertritt der Haeduer zu hindern — er war inzwischen bereits erfolgt. Allerdings war dies von den Haeduern in der Voraussetzung geschehen, dafs die Nation jetzt die Führerschaft den Arvernern abnehmen und auf sie übertragen werde; sie scheuten sich nicht es officiell zu constatiren, dafs noch in diesem Todeskampf der Nation die Sonderinteressen nicht schwiegen, und auf der allgemeinen Landesversammlung in Bibracte den Antrag zu stellen an die Stelle des Vercingetorix einen Haeduer zu setzen; was die Majorität freilich ablehnte. Dennoch war der Anschlufs des mächtigen Cantons für die Sache der Insurrection ein unberechenbarer Gewinn. Niemals noch hatte die keltische Nation so einig wie jetzt dem Feinde gegenüber gestanden. Mittelgallien schien den Römern verloren, um so mehr als es dem bei der römischen Armee befindlichen Contingent der Haeduer gelungen war nicht blofs von dieser sich loszumachen, sondern auch die Depots der römischen Armee in Noviodunum an der Loire aufzuheben, wodurch die römischen Kassen und Magazine, eine Menge Remontepferde und sämmtliche Geifseln in die Gewalt der Insurgenten fielen. Vercingetorix, nachdem er auf der Landesversammlung in Bibracte in seinem Oberbefehl feierlich bestätigt worden war und ferner daselbst den Beschlufs erwirkt hatte das Fufsvolk in seiner bisherigen Stärke zu belassen, die Reiterei aber auf 15000 Pferde zu bringen, entwarf den verwegenen, aber nicht unausführbaren Plan mit diesen Reitermassen von drei verschiedenen Seiten her in die südliche Provinz einzurücken, wobei er durch einen Aufstand der Allobrogen unterstützt zu werden hoffte. Caesar hatte nur die Wahl entweder die altrömischen Besitzungen oder das Corps des Labienus vorläufig preiszugeben; manche seiner Offiziere drangen darauf sofort zur Deckung der bisherigen Reichsgrenzen zu marschiren; Caesar aber zog es vor zunächst Labienus aufzunehmen und das Heer wieder zu vereinigen. Von Agedicum (Sens) aus, das er zum Stützpunct seiner Operationen in diesem Gebiet ausersehen, hatte Labienus sich gegen die Seine gewendet. Hinter dieser hatte der feindliche Feldherr, der greise Camulogenus eine starke Stellung bei der Seineinsel Lutetia (Paris) eingenommen. Labienus hatte weiter stromaufwärts bei Melodunum (Melun) den Uebergang über die Seine geschickt bewerkstelligt und dachte ein Ende zu machen; allein Camulogenus brannte Lutetia nieder und ging nun seinerseits auf das linke Ufer. Labienus war nicht im Stande ihn hier

in seiner durch die vorliegenden Sümpfe völlig unangreifbaren Stellung zum Schlagen zu zwingen und das Heranrücken der Bellovaker von Norden her drohte ihn zwischen zwei feindliche Armeen einzuklemmen. In dieser unbequemen Situation kam ihm die Nachricht zu, dafs Caesar anrücke um mit ihm sich zu vereinigen, und der Befehl sich schleunigst auf Agedicum und die gegen Agedicum anrückenden Legionen zurückzuziehen. In Folge dessen überschritt er zum zweiten Mal unterhalb des feindlichen Lagers die Seine, fand sich aber hier vor Agedicum der feindlichen Hauptarmee gegenüber, die beschlossen hatte die Vereinigung der beiden römischen Heerhaufen durch eine Schlacht zu verhindern. In einem sehr hitzigen Treffen, in dem unter vielen Andern auch der alte Camulogenus blieb, erzwang Labienus den Weitermarsch und traf glücklich in Agedicum mit Caesar zusammen. Inzwischen schwebte die ganz und gar sich selbst überlassene Südprovinz in grofser Gefahr; die Grenzvertheidigung ward organisirt, allein schwerlich hätte sie viel zu leisten vermocht, wenn es Vercingetorix möglich gewesen wäre seine Milizhaufen so rasch wie Caesar seine Legionen vom Platze zu bewegen. Allein mit Ausnahme eines vereinzelten Einfalls in das Gebiet der Helvier am Südabhang der Cevennen hatte der wirkliche Angriff auf die Südprovinz noch nicht begonnen und stand namentlich die von Vercingetorix geführte Hauptarmee noch aufserhalb ihrer Grenzen, als Caesar mit seiner ganzen vereinigten Armee sie wieder einholte. An der Südgrenze des lingonischen Gebiets, unweit der Wahlstatt, auf der der Kampf gegen Ariovist entschieden worden war, begegneten sich die beiden Heere. Die Schlacht, die Caesar wünschte, lehnte Vercingetorix ab; als dagegen die römische Reiterei sich zum Kampfe stellte, nahm die keltische den Kampf gegen diese geringgeschätzten Gegner bereitwillig auf; und die deutschen Reiter, gestützt auf die ihnen zum Rückhalt aufgestellte römische Infanterie, behielten zu Aller Erstaunen die Oberhand über die weit überlegenen keltischen Schwadronen. Dies an sich unbedeutende Scharmützel beugte doch, weil es ein Reitergefecht war, den Muth der Kelten mehr als eine verlorene Feldschlacht und das Flackerfeuer des patriotischen Enthusiasmus schlug wieder einmal bei den Kelten plötzlich in vollständige Hoffnungslosigkeit um. Vercingetorix verzichtete auf den Plan in die römische Provinz einzufallen und richtete statt dessen seinen Marsch nach der Festung Alesia (Sainte-Reine bei Semur, Dep. Côte d'or), an der er im östlichen Gallien einen ähnlichen Stützpunct sich geschaffen hatte wie in seinem Heimathgau es

Gergovia für ihn gewesen war. Allein sein Plan gelang nur unvollständig. Wenn er damals nur sechs Legionen sich gegenüber und in Folge des mit der Ueberschreitung des Allier für Caesar verknüpften Zeitverlustes einen beträchtlichen Vorsprung gehabt hatte, so heftete jetzt Caesar mit der ganzen vereinigten Armee von zehn Legionen sich an seine Fersen. Es war Vercingetorix nicht möglich seine Armee, wie die Verhältnisse es forderten, zu reduciren; mit etwa 80000 Mann Infanterie und einer sehr zahlreichen Reiterei mufste er in Alesia sich einschliefsen. So beträchtliche Vorräthe auch daselbst aufgehäuft worden waren, so konnten sie doch eine solche Menschenmasse in Verbindung mit der zahlreichen Stadtbewohnerschaft unmöglich lange speisen; andererseits aber war die römische Armee jetzt stark genug um die Stadt vollständig abzusperren. Wenn nicht rechtzeitig Succurs kam, war die Katastrophe unvermeidlich. Vercingetorix entliefs also, bevor die römische Umwallung völlig sich schlofs, seine gesammte Reiterei und befahl binnen eines Monats, bis wohin seine Lebensmittel reichten, die gesammten Aufgebote der Gaue zum Entsatz heranzuführen; er selber, hochherzig entschlossen das Schicksal der belagerten Armee zu theilen, blieb in der Festung. Caesar liefs um die Stadt herum in einer Ausdehnung von zwei deutschen Meilen eine Umwallungslinie errichten, die nach innen wie nach aufsen vertheidigungsfähig und hinreichend verproviantirt war; man sah, er machte sich darauf gefafst zugleich zu belagern und belagert zu werden. Die Tage verflossen; im römischen Lager waren die Lebensmittel knapp; in der Festung aber herrschte bereits Hungersnoth und kaum gelang es auch nur der Besatzung das Leben so lange zu fristen, bis das Entsatzheer der Insurgenten vor den römischen Wällen eintraf. Die insurgirten Gaue, das heifst fast das ganze Keltenland, hatten jeden Nerv angestrengt um den Feldherrn und den Helden der Nation zu erretten; nur die Bellovaker hatten erklärt, dafs sie wohl an dem Krieg gegen Rom theilzunehmen, aber nicht aufserhalb ihrer Grenzen zu fechten gesonnen seien. So erschien denn vor Caesars Linien ein Keltenheer von 250000 Mann zu Fufs und 8000 Reitern. Zwei Tage nach einander ward die römische Umwallung von innen und von aufsen gestürmt; an einem Puncte, wo die Localität den Angriff begünstigte, war am zweiten Tage der Sturm so gut wie gelungen, der Graben verschüttet und bereits der Wall von Vertheidigern entblöfst, als Labienus die nächsten vier Legionen zusammennahm und durch einen verzweifelten Ausfall die Stürmenden in die

Flucht trieb. Standhaftigkeit war die Tugend der Kelten nicht; in Folge dieser Niederlage ging das Entsatzheer aus einander und die Festung war also verloren. Vercingetorix hätte vielleicht auch jetzt noch fliehen, wenigstens durch das letzte Mittel des freien Mannes sich erretten können; er that es nicht, sondern erklärte im Kriegsrath, dafs, da es ihm nicht gelungen sei die Fremdherrschaft zu brechen, er bereit sei sich als Opfer hinzugeben und so weit möglich das Verderben von der Nation auf sein Haupt abzulenken. So geschah es. Die keltischen Offiziere lieferten ihren von der ganzen Nation feierlich erwählten Feldherrn dem Landesfeind zu geeigneter Bestrafung aus. Hoch zu Rofs und in vollem Waffenschmucke erschien der König der Arverner vor dem römischen Proconsul und umritt dessen Tribunal; darauf gab er Rofs und Waffen ab und liefs schweigend auf den Stufen zu Caesars Füfsen sich nieder (702). Fünf Jahre später ward er im Triumph durch die Gassen der italischen Hauptstadt geführt und als Hochverräther an der römischen Nation, während auf der Höhe des Capitols sein Ueberwinder den Göttern derselben den Feierdank darbrachte, an dessen Fufs enthauptet. Wie nach trübe verlaufenem Tage wohl die Sonne noch im Sinken durchbricht, so verleiht auch das Geschick noch untergehenden Völkern wohl einen letzten grofsartigen Mann. Also steht am Ausgang der phönikischen Geschichte Hannibal, also an dem der keltischen Vercingetorix. Keiner von beiden vermochte seine Nation von der Fremdherrschaft zu erretten, aber sie haben ihr die letzte noch übrige Schande, einen ruhmlosen Untergang, erspart. Auch Vercingetorix hat eben wie der Karthager nicht blofs gegen den Landesfeind kämpfen müssen, sondern vor allem gegen die tückische antinationale Opposition verletzter Egoisten und aufgestörter Feiglinge, wie sie die entartete Civilisation regelmäfsig begleitet; auch ihm sichern seinen Platz in der Geschichte nicht seine Schlachten und Belagerungen, sondern dafs er es vermocht hat einer zerfahrenen und im Particularismus verkommenen Nation in seiner Person einen Mittel- und Haltpunct zu geben. Und doch giebt es wieder kaum einen schärferen Gegensatz, als der ist zwischen dem nüchternen Bürgersmann der phönikischen Kaufstadt mit seinen auf das eine grofse Ziel hin funfzig Jahre hindurch mit unwandelbarer Energie gerichteten Plänen, und dem kühnen Fürsten des Keltenlandes, dessen gewaltige Thaten zugleich mit seiner hochherzigen Aufopferung ein kurzer Sommer einschliefst. Das ganze Alterthum kennt keinen ritterlicheren Mann in seinem innersten Wesen wie in seiner äufseren Erschei-

nung. Aber der Mensch soll kein Ritter sein und am wenigsten der Staatsmann. Es war der Ritter, nicht der Held, der es verschmähte sich aus Alesia zu retten, während doch an ihm allein der Nation mehr gelegen war als an hunderttausend gewöhnlichen tapferen Männern. Es war der Ritter, nicht der Held, der sich da zum Opfer hingab, wo durch dieses Opfer nichts weiter erreicht ward, als dafs die Nation sich öffentlich entehrte und ebenso feig wie widersinnig ihren weltgeschichtlichen Todeskampf mit ihrem letzten Athemzug ein Verbrechen nannte gegen ihren Zwingherrn. Wie so ganz anders hat in den gleichen Lagen Hannibal gehandelt! Es ist nicht möglich ohne geschichtliche und menschliche Theilnahme von dem edlen Arvernerkönig zu scheiden; aber es gehört zur Signatur der keltischen Nation, dafs ihr gröfster Mann doch nur ein Ritter war.

Der Fall von Alesia und die Capitulation der daselbst eingeschlossenen Armee war für die keltische Insurrection materiell ein herber Verlust; indefs es hatten schon ebenso schwere die Nation betroffen und doch war es möglich geblieben den Kampf zu erneuern. Aber Vercingetorix Verlust war unersetzlich. Mit ihm war die Einheit in die Nation gekommen; mit ihm schien sie auch wieder entwichen. Wir finden nicht, dafs die Insurrection einen Versuch machte die Gesammtvertheidigung fortzusetzen und einen andern Oberfeldherrn zu bestellen; der Patriotenbund fiel von selbst aus einander und jedem Clan blieb es überlassen wie es ihm beliebte mit den Römern sich zu vertragen oder auch nicht. Natürlich überwog durchgängig das Verlangen nach Ruhe. Auch Caesar hatte ein Interesse daran rasch zu Ende zu kommen. Von den zehn ihm bewilligten Jahren waren sieben bereits verstrichen; den letzten Sommer nahm die beabsichtigte Bewerbung um das Consulat in Anspruch; wenn Caesars Interesse wie seine Ehre verlangte, dafs er die neu gewonnenen Landschaften in einem leidlichen und einigermafsen beruhigten Friedensstand seinem Nachfolger übergab, so war, um einen solchen herzustellen, die Zeit wahrlich karg zugemessen. Gnade zu üben war in diesem Falle noch mehr Bedürfnifs für den Sieger als für die Besiegten; und er durfte seinen Stern preisen, dafs die innere Zerfahrenheit und das leichte Naturell der Kelten ihm hierin auf halbem Weg entgegenkam. Wo, wie in den beiden angesehensten mittelgallischen Cantons, dem der Haeduer und dem der Arverner, eine starke römisch gesinnte Partei bestand, da wurde den Landschaften sogleich nach dem Fall von Alesia die vollständige Wiederherstellung ihres früheren Verhältnisses zu Rom ge-

währt und selbst ihre Gefangenen, 20000 an der Zahl, ohne Lösegeld entlassen, während die der übrigen Clans in die harte Knechtschaft der siegreichen Legionare kamen. Wie die Haeduer und die Arverner ergab sich überhaupt der gröfsere Theil der gallischen Districte in sein Schicksal und liefs ohne weitere Gegenwehr die unvermeidlichen Strafgerichte über sich ergehen; aber nicht wenige harrten auch in thörichtem Leichtsinn oder dumpfer Verzweiflung bei der verlorenen Sache aus, bis die römischen Executionstruppen in ihren Grenzen erschienen. Solche Expeditionen wurden noch im Winter 702/3 gegen die Biturigen und die Carnuten unternommen. Ernsteren Widerstand leisteten die Völkerschaften, die das Jahr zuvor von dem Entsatz Alesias sich ausgeschlossen hatten, die Bellovaker in Verbindung mit den Atrebaten, Ambianern, Caleten und anderen belgischen Gauen; es schien als wollten sie beweisen, dafs sie wenigstens nicht aus Mangel an Muth und an Freiheitsliebe an jenem entscheidenden Tage gefehlt hatten. Eifrig betheiligte sich an diesem Kampfe der tapfere König der Atrebaten Commius, dem die Römer seinen Beitritt zur Insurrection am wenigsten verziehen und gegen den kürzlich Labienus sogar einen widerwärtig tückischen Mordversuch gerichtet hatte; er führte den Bellovakern 500 deutsche Reiter zu, deren Werth der vorjährige Feldzug hatte kennen lehren. Der entschlossene und talentvolle Bellovaker Correus, dem die oberste Leitung des Krieges zugefallen war, führte den Krieg wie Vercingetorix ihn geführt hatte, und mit nicht geringem Erfolg; Caesar, obwohl er nach und nach den gröfsten Theil seines Heeres heranzog, konnte das Fufsvolk der Bellovaker weder zum Schlagen bringen noch dasselbe, als der Proviant ihm ausging, hindern sich ungeschädigt nach Hause zu begeben; die römische Reiterei aber, namentlich die keltischen Contingente, erlitten in verschiedenen Gefechten durch die feindlichen Reiter, besonders die deutschen des Commius, die empfindlichsten Verluste. Allein nachdem in einem Scharmützel mit den römischen Fouragirern Correus den Tod gefunden, war der Widerstand auch hier gebrochen; der Sieger stellte erträgliche Bedingungen, auf die hin die Bellovaker nebst ihren Verbündeten sich unterwarfen. Die Treverer wurden durch Labienus zum Gehorsam zurückgebracht und beiläufig das Gebiet der verfehmten Eburonen noch einmal durchzogen und verwüstet. Also ward der letzte Widerstand der belgischen Eidgenossenschaft gebrochen. Noch einen letzten Versuch der Römerherrschaft sich zu erwehren machten die Seegaue in Verbindung mit ihren Nachbarn an der Loire. Insurgenten-

schaaren aus dem andischen, dem carnutischen und anderen umliegenden Gauen sammelten sich an der unteren Loire und belagerten in Limo (Poitiers) die römisch gesinnte Partei der Pictonen. Allein bald fand sich ihnen gegenüber eine so ansehnliche römische Macht zusammen, dafs die Insurgenten die Belagerung aufhoben und abzogen um die Loire zwischen sich und den Feind zu bringen. Auf dem Marsche dahin wurden sie eingeholt und geschlagen, worauf die Carnuten und die übrigen aufständischen Cantone, selbst die Seegaue ihre Unterwerfung eingaben. Die Insurrection war zu Ende; kaum dafs ein kühner Freischaarenführer hie und da noch das nationale Banner aufrecht hielt. Der kühne Drappes und des Vercingetorix treuer Waffengefährte Lucterius sammelten nach der Auflösung der an der Loire versammelten Armee die Entschlossensten und warfen sich mit diesen in die feste Bergstadt Uxellodunum (vielleicht Capdenac unweit Figeac am Lot), die ihnen unter schweren und verlustvollen Gefechten ausreichend zu verproviantiren gelang. Trotz des Verlustes ihrer Führer, von denen Drappes gefangen, Lucterius von der Stadt abgesprengt ward, wehrte die Besatzung sich auf das Aeufserste; erst als Caesar selbst erschien und auf seine Anordnung die Quelle, aus der die Belagerten ihr Wasser holten, mittelst unterirdischer Stollen abgeleitet ward, fiel die Festung, die letzte Burg der keltischen Nation. Um die letzten Verfechter der Sache der Freiheit zu kennzeichnen befahl Caesar der gesammten Besatzung die Hände abzuhauen und sie also, einen jeden in seine Heimath, zu entlassen. Noch hielt sich in der Gegend von Arras der König Commius und seine Streifschaar schlug sich daselbst bis in den Winter 703/4 mit den römischen Truppen herum. Caesar, dem alles daran lag in ganz Gallien wenigstens dem offenen Widerstand ein Ziel zu setzen, gestattete ihm seinen Frieden zu machen und liefs es sogar hingehen, dafs der erbitterte und mit Recht mifstrauische Mann trotzig sich weigerte persönlich im römischen Lager sich einzustellen. Es ist sehr wahrscheinlich, dafs Caesar in ähnlicher Weise bei den schwer zugänglichen Districten im Nordwesten wie im Nordosten Galliens mit einer nur nominellen Unterwerfung, vielleicht sogar schon mit dem factischen Friedenszustand sich genügen liefs*.

* Bei Caesar selbst steht dies freilich begreiflicher Weise nicht geschrieben; aber eine verständliche Andeutung in dieser Beziehung giebt Sallust (*hist.* 1, 9 Kritz), obwohl auch er als Caesarianer schrieb. Weitere Beweise geben die Münzen.

Also ward Gallien, das heifst das Land westlich vom Rhein und nördlich von den Pyrenäen, nach nur achtjährigen Kämpfen den Römern unterthänig. Kaum ein Jahr nach der völligen Beruhigung des Landes, zu Anfang des J. 705 mufsten die römischen Truppen in Folge des nun endlich in Italien ausgebrochenen Bürgerkrieges über die Alpen zurückgezogen werden und es blieben nichts als höchstens einige schwache Rekrutenabtheilungen im Keltenland zurück. Dennoch standen die Kelten nicht wieder gegen die Fremdherrschaft auf; und während in allen alten Provinzen des Reiches die Parteien sich einander bekriegten, blieb allein die neugewonnene Landschaft ihrem Besieger fortwährend botmäfsig. Auch die Entwürfe zur Errichtung deutscher Reiche auf dem linken Ufer des Rheines wiederholten für jetzt sich nicht. Ebenso wenig kam es während der nachfolgenden Krisen zu einer neuen nationalen Insurrection oder deutschen Invasion, obgleich sie die günstigsten Gelegenheiten darboten; wenn irgendwo Unruhen ausbrachen, wie zum Beispiel 708 die Bellovaker gegen die Römer sich erhoben, so waren diese Bewegungen so vereinzelt und so aufser Zusammenhang mit den Verwickelungen in Italien, dafs sie ohne wesentliche Schwierigkeit von den römischen Statthaltern unterdrückt wurden. Allerdings ward dieser Friedenszustand höchst wahrscheinlich, ähnlich wie Jahrhunderte lang der spanische, damit erkauft, dafs man den entlegensten und am lebendigsten von dem Nationalgefühl durchdrungenen Landschaften, der Bretagne, den Scheldedistricten, der Pyrenäengegend vorläufig gestattete sich in mehr oder minder bestimmter Weise der römischen Botmäfsigkeit thatsächlich zu entziehen. Aber darum nicht weniger erwies sich Caesars Bau, wie knapp er auch dazu zwischen anderen zunächst noch dringenderen Arbeiten die Zeit gefunden, wie unfertig und nur nothdürftig abgeschlossen er ihn auch verlassen hatte, dennoch, sowohl hinsichtlich der Zurückweisung der Deutschen als der Unterwerfung der Kelten, in dieser Feuerprobe im Wesentlichen als haltbar. — In der Oberverwaltung blieben die von dem Statthalter des narbonensichen Galliens neu gewonnenen Gebiete vorläufig mit der Provinz Narbo vereinigt; die definitive Organisation derselben konnte erst in einer ruhigeren Zeit erfolgen. Dafs die keltischen Gaue ihre politische Selbstständigkeit verloren, lag im Wesen der Eroberung. Sie wurden durchgängig der römischen Gemeinde steuerpflichtig. Das Steuersystem indefs war natürlich nicht dasjenige, mittelst dessen die adliche und finanzielle Aristokratie Asia ausnutzte, sondern es wurde, wie in Spanien ge-

schah, einer jeden einzelnen Gemeinde eine ein für allemal bestimmte Abgabe auferlegt, deren Erhebung ihr selbst überlassen blieb. Auf diesem Wege flossen jährlich 40 Mill. Sesterzen (2,860000 Thlr.) aus Gallien in die römischen Kassen, die dafür freilich die Rheingrenze auf ihre Kosten zu vertheidigen überkam. Dafs aufserdem die in den Tempeln der Götter und den Schatzkammern der Grofsen aufgehäuften Goldmassen in Folge des Krieges ihren Weg nach Rom fanden, versteht sich von selbst; wenn Caesar im ganzen römischen Reich sein gallisches Gold ausbot und davon auf einmal solche Massen auf den Geldmarkt brachte, dafs das Gold gegen Silber um 25 $\frac{0}{0}$ verlor, so läfst dies ahnen, welche Summen Gallien durch den Krieg eingebüfst hat. Die bisherigen Gauverfassungen mit ihren Erbkönigen oder ihren feudal-oligarchischen Vorstandschaften blieben im Wesentlichen bestehen und selbst das Clientelsystem, das einzelne Cantone von anderen mächtigeren abhängig machte, ward nicht abgeschafft, obwohl mit dem Verlust der staatlichen Selbstständigkeit seine Spitze freilich ihm abgebrochen war; Caesar war nur darauf bedacht unter Benutzung der bestehenden dynastischen, feudalistischen und hegemonischen Spaltungen die Verhältnisse im Interesse Roms zu ordnen und überall der Fremdherrschaft genehme Männer an die Spitze zu bringen. Ueberhaupt sparte Caesar keine Mühe um in Gallien eine römische Partei zu bilden: seinen Anhängern wurden ausgedehnte Belohnungen an Geld und besonders an confiscirten Landgütern bewilligt und ihnen durch Caesars Einflufs Plätze im Gemeinderath und die ersten Gemeindeämter in ihren Gauen verschafft. Diejenigen Gaue, in denen eine hinreichend starke und zuverlässige römische Partei bestand, wie die der Remer, der Lingonen, der Haeduer, wurden durch Ertheilung einer freieren Communalverfassung — des sogenannten Bündnifsrechts — und durch Bevorzugungen bei der Ordnung des Hegemoniewesens gefördert. Den Nationalcult und dessen Priester scheint Caesar von Anfang an so weit irgend möglich geschont zu haben; von Mafsregeln, wie sie in späterer Zeit von den römischen Machthabern gegen das Druidenwesen ergriffen wnrden, findet bei ihm sich keine Spur und es hängt wahrscheinlich damit zusammen, dafs seine gallischen Kriege, so viel wir sehen, nicht so den Charakter des Religionskrieges tragen, wie er bei den britannischen später so bestimmt hervortritt. — Wenn Caesar also der besiegten Nation jede irgend zulässige Rücksicht bewies und ihre nationalen, politischen und religiösen Institutionen so weit

schonte, als es mit der Unterwerfung unter Rom irgend sich vertrug, so geschah dies nicht um auf den Grundgedanken seiner Eroberung, die Romanisirung Galliens zu verzichten, sondern um denselben in möglichst schonender Weise zu realisiren. Auch begnügte er sich nicht dieselben Verhältnisse, die die Südprovinz bereits grofsentheils romanisirt hatten, im Norden ihre Wirkung ebenfalls thun zu lassen, sondern er förderte, als echter Staatsmann, von oben herab die naturgemäfse Entwickelung und that dazu die immer peinliche Uebergangszeit möglichst zu verkürzen. Um zu schweigen von der Aufnahme einer Anzahl vornehmer Kelten in den römischen Bürgerverband, ja einzelner vielleicht schon in den römischen Senat, so ist es wahrscheinlich Caesar gewesen, der in Gallien anstatt der einheimischen Sprache die lateinische als die officielle auch innerhalb der einzelnen Gaue, wenn auch noch mit gewissen Einschränkungen, und anstatt des nationalen das römische Münzsystem in der Art einführte, dafs die Gold- und die Denarprägung den römischen Behörden vorbehalten blieb, dagegen die Scheidemünze von den einzelnen Gauen und nur zur Circulation innerhalb der Gaugrenzen, aber doch auch nach römischem Fufs geschlagen werden sollte. Man mag lächeln über das kauderwelsche Latein, dessen die Anwohner der Loire und Seine fortan verordnungsmäfsig sich beflissen *; es lag doch in diesen Sprachfehlern eine gröfsere Zukunft als in dem correcten hauptstädtischen Latein. Vielleicht geht es auch auf Caesar zurück, wenn die Gauverfassung im Keltenland späterhin der italischen Stadtverfassung genähert erscheint und die Hauptorte des Gaues, so wie die Gemeinderäthe in ihr schärfer hervortreten, als dies in der ursprünglichen keltischen Ordnung wahrscheinlich der Fall war. Wie wünschenswerth in militärischer wie in politischer Hinsicht es gewesen wäre als Stützpuncte der neuen Herrschaft und Ausgangspuncte der neuen Civilisation eine Reihe transalpinischer Colonien zu begründen, mochte Niemand mehr empfinden als der politische Erbe des Gaius Gracchus und des Marius. Wenn er dennoch sich beschränkte auf die Ansiedlung seiner keltischen oder deutschen Reiter in Noviodunum (S. 232) und auf die der Boier im Haeduergau (S. 231), welche

* So lesen wir auf einem Semis, den ein Vergobret der Lexovier (Lisieux, Dep. Calvados) schlagen liefs, folgende Aufschrift: *Cisiambos Cattos vercobreto; simissos* (so) *publicos lixovio.* Die oft kaum leserliche Schrift und das unglaublich abscheuliche Gepräge dieser Münzen stehen mit ihrem stammelnden Latein in bester Harmonie.

letztere Niederlassung in dem Krieg gegen Vercingetorix schon völlig die Dienste einer römischen Colonie that (S. 257), so war die Ursache nur die, dafs seine weiteren Pläne ihm noch nicht gestatteten seinen Legionen statt des Schwertes den Pflug in die Hand zu geben. Was er in späteren Jahren für die altrömische Provinz in dieser Beziehung gethan, wird seines Orts dargelegt werden: es ist nicht unwahrscheinlich, dafs nur die Zeit ihm gemangelt hat um das Gleiche auch auf die von ihm unterworfenen Landschaften zu erstrecken. — Mit der keltischen Nation war es zu Ende. Ihre politische Vernichtung war durch Caesar eine vollendete Thatsache geworden, ihre nationale eingeleitet und im regelmäfsigen Fortschreiten begriffen. Es war dies kein zufälliges Verderben, wie das Verhängnifs es auch entwicklungsfägen Völkern wohl zuweilen bereitet, sondern eine selbstverschuldete und gewissermafsen geschichtlich nothwendige Katastrophe. Schon der Verlauf des letzten Krieges beweist dies, mag man ihn nun im Ganzen oder im Einzelnen betrachten. Als die Fremdherrschaft gegründet werden sollte, leisteten ihr nur einzelne noch dazu meistens deutsche oder halbdeutsche Landschaften energischen Widerstand. Als die Fremdherrschaft gegründet war, wurden die Versuche sie abzuschütteln entweder ganz kopflos unternommen, oder sie waren mehr als billig das Werk einzelner hervorragender Adlicher und darum mit dem Tod oder der Gefangennahme eines Vercingetorix, Camulogenus, Correus sogleich und völlig zu Ende. Der Belagerungs- und der kleine Krieg, in denen sich sonst die ganze sittliche Tiefe der Volkskriege entfaltet, waren und blieben in diesem keltischen von charakteristischer Erbärmlichkeit. Jedes Blatt der keltischen Geschichte bestätigt das strenge Wort eines der wenigen Römer, die es verstanden die sogenannten Barbaren nicht zu verachten, dafs die Kelten dreist die künftige Gefahr herausfordern, vor der gegenwärtigen aber der Muth ihnen entsinkt. In dem gewaltigen Wirbel der Weltgeschichte, der alle nicht gleich dem Stahl harten und gleich dem Stahl geschmeidigen Völker unerbittlich zermalmt, konnte eine solche Nation auf die Länge sich nicht behaupten; billig erlitten die Kelten des Festlandes dasselbe Schicksal von den Römern, das ihre Stammgenossen auf der irischen Insel bis in unsere Tage hinein von den Sachsen erleiden: das Schicksal als Gährungsstoff künftiger Entwickelung aufzugehen in eine staatlich überlegene Nationalität. Im Begriff zu scheiden von der merkwürdigen Nation mag es gestattet sein daran zu erinnern, dafs in den Berichten der Alten

über die Kelten an der Loire und Seine kaum einer der charakteristischen Züge vermifst wird, an denen wir gewohnt sind Paddy zu erkennen. Es findet alles sich wieder: die Lässigkeit in der Bestellung der Felder; die Lust am Zechen und Raufen; die Prahlhansigkeit — wir erinnern an jenes in dem heiligen Hain der Arverner nach dem Sieg von Gergovia aufgehangene Schwert des Caesar, das sein angeblicher ehemaliger Besitzer an der geweihten Stätte lächelnd betrachtete und das heilige Gut sorgfältig zu schonen befahl —; die Rede voll von Vergleichen und Hyperbeln, von Anspielungen und barocken Wendungen; der drollige Humor — ein vorzügliches Beispiel davon ist die Satzung, dafs, wenn Jemand einem öffentlich Redenden ins Wort fällt, dem Störenfried von Polizei wegen ein derbes und wohl sichtbares Loch in den Rock geschnitten wird —; die innige Freude am Singen und Sagen von den Thaten der Vorzeit und die entschiedenste Redner- und Dichtergabe; die Neugier — kein Kaufmann wird durchgelassen, bevor er auf offener Strafse erzählt hat, was er an Neuigkeiten weifs oder nicht weifs — und die tolle Leichtgläubigkeit, die auf solche Nachrichten hin handelt, wefshalb es in den besser geordneten Cantons den Wandersleuten bei strenger Strafe verboten war unbeglaubigte Berichte andern als den Gemeindebeamten mitzutheilen; die kindliche Frömmigkeit, die in dem Priester den Vater sieht und ihn in allen Dingen um Rath fragt; die unübertroffene Innigkeit des Nationalgefühls und das fast familienartige Zusammenhalten der Landsleute gegen den Fremden; die Geneigtheit unter dem ersten besten Führer sich aufzulehnen und Banden zu bilden und daneben wieder die völlige Unfähigkeit den sicheren von Uebermuth wie von Kleinmuth entfernten Muth sich zu bewahren, die rechte Zeit zum Abwarten und zum Losschlagen wahrzunehmen, zu irgend einer Organisation, zu irgend fester militärischer oder politischer Disciplin zu gelangen oder auch nur sie zu ertragen. Es ist und bleibt zu allen Zeiten und aller Orten dieselbe faule und poetische, schwachmüthige und innige, neugierige, leichtgläubige, liebenswürdige, gescheite, aber politisch durch und durch unbrauchbare Nation und darum ist denn auch ihr Schicksal immer und überall dasselbe gewesen. — Aber dafs durch Caesars transalpinische Kriege ein grofses Volk zu Grunde ging, ist noch nicht das bedeutendste Ergebnifs dieses grofsartigen Unternehmens; weit folgenreicher als das negative war das positive Resultat. Es leidet kaum einen Zweifel, dafs, wenn das Senatregiment sein Scheinleben noch einige Menschenalter länger gefristet hätte, die

sogenannte Völkerwanderung vierhundert Jahre früher eingetreten sein würde, als sie eingetreten ist, und eingetreten sein würde zu einer Zeit, wo die italische Civilisation sich weder in Gallien noch an der Donau noch in Africa und Spanien häuslich niedergelassen hatte. Indem der grofse Feldherr und Staatsmann Roms mit sicherem Blick in den deutschen Stämmen den ebenbürtigen Feind der römisch-griechischen Welt erkannte; indem er das neue System offensiver Vertheidigung mit fester Hand selbst bis ins Einzelne hinein begründete und die Reichsgrenzen durch Flüsse oder künstliche Wälle vertheidigen, längs der Grenze die nächsten Barbarenstämme zur Abwehr der entfernteren colonisiren, das römische Heer durch geworbene Leute aus den feindlichen Ländern recrutiren lehrte, gewann er der hellenisch-italischen Cultur die nöthige Frist um den Westen ebenso zu civilisiren, wie der Osten bereits von ihr civilisirt war. Gewöhnliche Menschen schauen die Früchte ihres Thuns; der Same, den geniale Naturen streuen, geht langsam auf. Es dauerte Jahrhunderte, bis man begriff, dafs Alexander nicht blofs ein ephemeres Königreich im Osten errichtet, sondern den Hellenismus nach Asien getragen habe; wieder Jahrhunderte, bis man begriff, dafs Caesar nicht blofs den Römern eine neue Provinz erobert, sondern die Romanisirung der westlichen Landschaften begründet habe. Auch von jenen militärisch leichtsinnigen und zunächst resultatlosen Zügen nach England und Deutschland haben erst die späten Nachfahren den Sinn erkannt. Ein ungeheurer Völkerkreis, von dessen Dasein und Zuständen bis dahin kaum der Schiffer und der Kaufmann einige Wahrheit und viele Dichtung berichtet hatten, ward durch sie der römisch-griechischen Welt aufgeschlossen. ‚Täglich‘, heifst es in einer römischen Schrift vom Mai 698, ‚melden die gallischen Briefe und Botschaften uns bisher unbekannte Namen von Völkern, Gauen und Landschaften‘. Diese Erweiterung des geschichtlichen Horizonts durch Caesars Züge jenseit der Alpen war ein weltgeschichtliches Ereignifs so gut wie die Erkundung von America durch europäische Schaaren. Zu dem engen Kreis der Mittelmeerstaaten traten die mittel- und nordeuropäischen Völker, die Anwohner der Ost- und der Nordsee hinzu, zu der alten Welt eine neue, die fortan durch jene mit bestimmt ward und sie mit bestimmte. Es hat nicht viel gefehlt, dafs bereits von Ariovist durchgeführt ward, was später dem gothischen Theodorich gelang. Wäre dies geschehen, so würde unsere Civilisation zu der römisch-griechischen schwerlich in einem innerlicheren Verhältnifs stehen als zu der indi-

schen und assyrischen Cultur. Dafs von Hellas und Italiens vergangener Herrlichkeit zu dem stolzeren Bau der neueren Weltgeschichte eine Brücke hinüberführt, dafs Westeuropa romanisch, das germanische Europa klassisch ist, dafs die Namen Themistokles und Scipio für uns einen andern Klang haben als Asoka und Salmanassar, dafs Homer und Sophokles nicht wie die Veden und Kalidasa nur den litterarischen Botaniker anziehen, sondern in dem eigenen Garten uns blühen, das ist Caesars Werk; und wenn die Schöpfung seines grofsen Vorgängers im Osten von den Sturmfluthen des Mittelalters fast ganz zertrümmert worden ist, so hat Caesars Bau die Jahrtausende überdauert, die dem Menschengeschlecht Religion und Staat verwandelt, den Schwerpunct der Civilisation selbst ihm verschoben haben, und für das, was wir Ewigkeit nennen, steht er aufrecht.

Um das Bild der Verhältnisse Roms zu den Völkern des Nordens in dieser Zeit zu vollenden, bleibt es noch übrig einen Blick auf die Landschaften zu werfen, die nördlich der italischen und der griechischen Halbinseln von den Rheinquellen bis zum schwarzen Meer sich erstrecken. Zwar in das gewaltige Völkergetümmel, das auch dort damals gewogt haben mag, reicht die Fackel der Geschichte nicht und die einzelnen Streiflichter, die in dieses Gebiet fallen, sind wie der schwache Schimmer in tiefer Finsternifs mehr geeignet zu verwirren als aufzuklären. Indefs es ist die Pflicht des Geschichtschreibers auch die Lücken in dem Buche der Völkergeschichte zu bezeichnen; er darf es nicht verschmähen neben Caesars grofsartigem Vertheidigungssystem der dürftigen Anstalten zu gedenken, durch die die Feldherren des Senats nach dieser Seite hin die Reichsgrenze zu schützen vermeinten. — Das nordöstliche Italien blieb naeh wie vor (II, 160) den Angriffen der alpinischen Völkerschaften preisgegeben. Das im Jahre 695 bei Aquileia lagernde starke römische Heer und der Triumph des Statthalters des cisalpinischen Galliens Lucius Afranius lassen schliefsen, dafs um diese Zeit eine Expedition in die Alpen stattgefunden; wovon es eine Folge sein mag, dafs wir bald darauf die Römer in näherer Verbindung mit einem König der Noriker finden. Dafs aber von dieser Seite auch nachher Italien durchaus nicht gesichert war, bewies der Ueberfall der blühenden Stadt Tergeste durch die alpinischen Barbaren im J. 702, als die transalpinische Insurrection Caesar genöthigt hatte Oberitalien ganz von Truppen zu entblöfsen. — Auch die unruhigen Völker, die den illyrischen Küstenstrich inne hatten, machten ihren römischen Herren beständig zu schaffen. Die Delmater,

schon früher das ansehnlichste Volk dieser Gegend, vergröfserten durch Aufnahme der Nachbaren in ihren Verband sich so ansehnlich, dafs die Zahl ihrer Ortschaften von zwanzig auf achtzig stieg. Ueber die Stadt Promona (nicht weit vom Kerkaflufs), die sie den Liburniern entrissen hatten und wieder herauszugeben sich weigerten, geriethen sie mit den Römern in Händel, und schlugen den Landsturm, den Caesar gegen sie aufbot; was zu ahnden der Ausbruch des Bürgerkrieges hinderte. Zum Theil deswegen ward Dalmatien in demselben ein Heerd der Caesar feindlichen Partei; die Einwohner leisteten in Verbindung mit den Pompeianern und mit den Seeräubern den Feldherren Caesars zu Lande und zu Wasser sehr energischen Widerstand. — Makedonien endlich nebst Epirus und Hellas war so verödet und heruntergekommen wie kaum ein anderer Theil des römischen Reiches. Dyrrhachion, Thessalonike, Byzantion hatten noch einigen Handel und Verkehr; Athen zog durch seinen Namen und seine Philosophenschule die Reisenden und die Studenten an; im Ganzen aber lag über Hellas einst volkreichen Städten und menschenwimmelnden Häfen die Ruhe des Grabes. Aber wenn auch die Griechen sich nicht regten, so setzten doch die Bewohner der schwer zugänglichen makedonischen Gebirge nach alter Weise ihre Raubzüge und Fehden fort, wie denn zum Beispiel um 697/8 Agraeer und Doloper die aetolischen Städte, im J. 700 die in den Drinthälern wohnenden Pirusten das südliche Illyrien überrannten. Ebenso stand es mit den Anwohnern. Die Dardaner an der Nordgrenze wie die Thraker im Osten waren zwar in den achtjährigen Kämpfen 676 bis 683 von den Römern gedemüthigt worden; der mächtigste unter den thrakischen Fürsten, der Herr des alten Odrysenreichs Kotys ward seitdem den römischen Clientelkönigen beigezählt. Allein nichts desto weniger hatte das befriedete Land nach wie vor von Norden und Osten her Einfälle zu leiden. Der Statthalter Gaius Antonius ward sowohl von den Dardanern übel heimgeschickt als auch von den in der heutigen Dobrudscha ansässigen Stämmen, welche mit Hülfe der vom linken Donauufer herbeigezogenen gefürchteten Bastarner ihm bei Istropolis (Istere unweit Kustendsche) eine bedeutende Niederlage beibrachten (692—693). Glücklicher focht Gaius Octavius gegen Besser und Thraker (694). Dagegen machte Marcus Piso (697—698) wiederum als Oberfeldherr sehr schlechte Geschäfte, was auch kein Wunder war, da er um Geld Freunden und Feinden gewährte was sie wünschten. Die thrakischen Dentheleten, (am Strymon) plünderten unter

seiner Statthalterschaft Makedonien weit und breit und stellten auf der grofsen von Dyrrhachion nach Thessalonike führenden römischen Heerstrafse selbst ihre Posten aus; in Thessalonike machte man sich darauf gefafst von ihnen eine Belagerung auszuhalten. Es war nur um so schlimmer, dafs eine starke römische Armee in der Provinz stand und zusah, wie die Bergbewohner und die Nachbarvölker die friedlichen Unterthanen Roms brandschatzten. — Dergleichen Angriffe konnten nun freilich Roms Macht allerdings nicht gefährden und auf eine Schande mehr kam es längst nicht mehr an. Aber eben um diese Zeit begann jenseit der Donau in den weiten dakischen Steppen ein Volk sich staatlich zu consolidiren, das eine andere Rolle in der Geschichte zu spielen bestimmt schien als die Besser und die Dentheleten. Bei den Geten oder Dakern war in uralter Zeit dem König des Volkes ein heiliger Mann zur Seite getreten, Zamolxis genannt, der, nachdem er der Götter Wege und Wunder auf weiten Reisen in der Fremde erkundet und namentlich die Weisheit der ägyptischen Priester und der griechischen Pythagoreer ergründet hatte, in seine Heimath zurückgekommen war um in einer Höhle des ‚heiligen Berges' als frommer Einsiedler sein Leben zu beschliessen. Nur dem König und dessen Dienern blieb er zugänglich und spendete ihm und durch ihn dem Volke seine Orakel für jedes wichtige Beginnen; seinen Landsleuten galt er anfangs als Priester des höchsten Gottes und zuletzt selber als Gott, ähnlich wie es von Moses und Aaron heifst, dafs der Herr den Aaron zum Propheten und zum Gotte des Propheten den Moses gesetzt habe. Es war hieraus eine bleibende Institution geworden; regelmäfsig stand jetzt dem König der Geten ein solcher Gott zur Seite, aus dessen Munde alles kam oder zu kommen schien, was der König befahl. Diese eigenthümliche Verfassung, in der die theokratische Idee der wie es scheint absoluten Königsgewalt dienstbar geworden war, mag den getischen Königen eine Stellung ihren Unterthanen gegenüber gegeben haben, wie etwa Muhamed sie seinen Arabern gegenüber gehabt hat. Die Folge davon war die wunderbarste religiös-politische Reform der Nation, welche um diese Zeit der König der Geten Boerebistas und der Gott Dekaeneos durchsetzten. Das namentlich durch beispiellose Völlerei sittlich und staatlich gänzlich heruntergekommene Volk ward durch das neue Mäfsigkeits- und Tapferkeitsevangelium wie umgewandelt; mit seinen so zu sagen puritanisch disciplinirten und begeisterten Schaaren gründete König Boerebistas binnen wenigen Jahren ein gewaltiges Reich, das auf beiden Ufern der Donau sich aus-

breitete und südwärts bis tief in Thrakien, Illyrien und das norische Land hinein reichte. Eine unmittelbare Berührung mit den Römern hatte noch nicht stattgefunden und es konnte Niemand sagen, was aus diesem sonderbaren an die Anfänge des Islam erinnernden Staat werden möge; das aber mochte man auch ohne Prophet zu sein vorhersagen, dafs Proconsuln wie Antonius und Piso nicht berufen waren mit Göttern zu streiten.

KAPITEL VIII.

Pompeius und Caesars Gesammtherrschaft.

Unter den Demokratenchefs, die seit Caesars Consulat so zu sagen officiell als die gemeinschaftlichen Beherrscher des Gemeinwesens, als die regierenden ‚Dreimänner' anerkannt waren, nahm der öffentlichen Meinung zufolge durchaus die erste Stelle Pompeius ein. Er war es, der den Optimaten der ‚Privatdictator' hiefs; vor ihm that Cicero seinen vergeblichen Fufsfall; ihm galten die schärfsten Sarkasmen in den Mauerplacaten des Bibulus, die giftigsten Pfeile in den Salonreden der Opposition. Es war dies nur in der Ordnung. Nach den vorliegenden Thatsachen war Pompeius unbestritten der erste Feldherr seiner Zeit, Caesar ein gewandter Parteiführer und Parteiredner, von unleugbaren Talenten, aber ebenso notorisch von unkriegerischem, ja weibischem Naturell. Diese Urtheile waren seit langem geläufig; man konnte es von dem vornehmen Pöbel nicht erwarten, dafs er um das Wesen der Dinge sich kümmere und einmal festgestellte Plattheiten wegen obscurer Heldenthaten am Tajo aufgebe. Offenbar spielte Caesar in dem Bunde nur die Rolle des Adjutanten, der das für seinen Chef ausführte, was Flavius, Afranius und andere weniger fähige Werkzeuge versucht und nicht geleistet hatten. Selbst seine Statthalterschaft schien dies Verhältnifs nicht zu ändern. Eine sehr ähnliche Stellung hatte erst kürzlich Afranius eingenommen, ohne darum etwas besonderes zu bedeuten; beide Gallien und vier Legionen waren oft in einer Hand vereinigt gewesen; da es jenseit der Alpen wieder ruhig und Fürst Ariovist von den Römern als Freund und Nachbar anerkannt war, so

war auch keine Aussicht zur Führung eines irgend ins Gewicht fallenden Krieges. Die Vergleichung der Stellungen, wie sie Pompeius durch das gabinisch-manilische, Caesar durch das vatinische Gesetz erhalten hatten, lag nahe; allein sie fiel nicht zu Caesars Vortheil aus. Pompeius gebot fast über das gesammte römische Reich, Caesar über zwei Provinzen. Pompeius standen die Soldaten und die Kassen des Staats beinahe unbeschränkt zur Verfügung, Caesar nur die ihm angewiesenen Armeen und ein Heer von 24000 Mann. Pompeius war es anheimgegeben den Zeitpunkt seines Rücktritts selber zu bestimmen; Caesars Commando war ihm zwar auf lange hinaus, aber doch nur auf eine begrenzte Frist gesichert. Pompeius endlich war mit den wichtigsten Unternehmungen zur See und zu Lande betraut worden; Caesar ward nach Norden gesandt, um von Oberitalien aus die Hauptstadt zu überwachen und dafür zu sorgen, dafs Pompeius ungestört sie beherrsche.

Aber als Pompeius von der Coalition zum Beherrscher der Hauptstadt bestimmt ward, übernahm er eine für ihn völlig unlösbare Aufgabe. Pompeius verstand vom Herrschen nichts weiter als was sich zusammenfassen läfst in Parole und Commando. Die Wellen des hauptstädtischen Treibens gingen hohl zugleich von vergangenen und von zukünftigen Revolutionen; die schwere Aufgabe, diese in vieler Hinsicht dem Paris des neunzehnten Jahrhunderts vergleichbare Stadt ohne bewaffnete Macht zu regieren, war für jenen eckigen vornehmen Mustersoldaten geradezu eine unmögliche. Sehr bald war er so weit, dafs Feinde und Freunde, beide ihm gleich unbequem, seinetwegen machen konnten, was ihnen beliebte; nach Caesars Abgang von Rom beherrschte die Coalition wohl noch die Geschicke der Welt, aber nicht die Strafsen der Hauptstadt. Auch der Senat, dem ja immer noch eine Art nominellen Regiments zustand, liefs die Dinge in der Hauptstadt gehen, wie sie gehen konnten und mochten; zum Theil weil der von der Coalition beherrschten Fraction dieser Körperschaft die Parole der Machthaber fehlte, zum Theil weil die grollende Opposition aus Gleichgültigkeit oder Pessimismus bei Seite trat, hauptsächlich aber weil die gesammte hochadliche Körperschaft ihre vollständige Ohnmacht wo nicht zu begreifen, doch zu fühlen begann. Augenblicklich also gab es in Rom nirgends eine Widerstandskraft irgend welcher Regierung, nirgends eine reelle Autorität. Man lebte im Interregnum zwischen dem zertrümmerten aristokratischen und dem werdenden militärischen Regiment; und wenn das römische Gemeinwesen wie kein anderes

alter oder neuer Zeit alle verschiedensten politischen Functionen und Organisationen rein und normal dargestellt hat, so erscheint in ihm auch die politische Desorganisation, die Anarchie in einer nicht beneidenswerthen Schärfe. Es ist ein seltsames Zusammentreffen, dafs in denselben Jahren, in welchen Caesar jenseit der Alpen ein Werk für die Ewigkeit schuf, in Rom eine der tollsten politischen Grotesken aufgeführt ward, die jemals über die Bretter der Weltgeschichte gegangen ist. Der neue Regent des Gemeinwesens regierte nicht, sondern schlofs in sein Haus sich ein und maulte im Stillen. Die ehemalige halb abgesetzte Regierung regierte gleichfalls nicht, sondern seufzte, bald einzeln in den traulichen Zirkeln der Villen, bald in der Curie im Chor. Der Theil der Bürgerschaft, dem Freiheit und Ordnung noch am Herzen lagen, war des wüsten Treibens übersatt, aber völlig führer- und rathlos verharrte er in nichtiger Passivität und mied nicht blofs jede politische Thätigkeit, sondern, so weit es anging, das politische Sodom selbst. Dagegen das Gesindel aller Art hatte nie bessere Tage, nie lustigere Tummelplätze gehabt. Die Zahl der kleinen grofsen Männer war Legion. Die Demagogie ward völlig zum Handwerk, dem denn auch das Handwerkszeug nicht fehlte: der verschabte Mantel, der verwilderte Bart, das langflatternde Haar, die tiefe Bafsstimme; und nicht selten war es ein Handwerk mit goldenem Boden. In den öffentlichen Versammlungen waren Griechen und Juden, Freigelassene und Sclaven die regelmäfsigsten Besucher und die lautesten Schreier; selbst wenn es zum Stimmen ging, bestand häufig nur der kleinere Theil der Stimmenden aus verfassungsmäfsig stimmberechtigten Bürgern. ‚Nächstens', heifst es in einem Briefe aus dieser Zeit, ‚können wir erwarten, dafs unsere Lakaien die Freilassungssteuer abvotiren'. Die eigentlichen Mächte des Tages waren die geschlossenen und bewaffneten Banden, die aus fechtgewohnten Sclaven und Lumpen zusammengesetzten von vornehmen Abenteurern aufgestellten Bataillone der Anarchie. Ihre Inhaber zählten von Haus aus meistentheils zur Popularpartei; aber seit Caesars Entfernung, der dieser Partei allein zu imponiren und allein sie zu lenken verstanden hatte, war aus derselben alle Disciplin entwichen und jeder Parteigänger machte Politik auf seine eigene Hand. Am liebsten freilich fochten diese Leute auch jetzt noch unter dem demokratischen Panier; aber genau genommen waren sie weder demokratisch noch antidemokratisch gesinnt, sondern schrieben auf die einmal unentbehrliche Fahne, wie es fiel, bald das Volk, bald statt des Volksnamens den Namen des Senats oder den

eines Parteichefs; wie denn zum Beispiel Clodius nach einander für die herrschende Demokratie, für den Senat und für Crassus gefochten oder zu fechten vorgegeben hat. Farbe hielten die Bandenführer nur insofern, als sie ihre persönlichen Feinde, wie Clodius den Cicero, Milo den Clodius, unerbittlich verfolgten, wogegen die Parteistellung ihnen nur als Schachzug in diesen Personenfehden diente. Man könnte ebenso gut ein Charivari auf Noten setzen als die Geschichte dieses politischen Hexensabbaths schreiben wollen; es liegt auch nichts daran all die Mordthaten, Häuserbelagerungen, Brandstiftungen und sonstigen Räuberscenen inmitten einer Weltstadt aufzuzählen und nachzurechnen, wie oft die Scala vom Zischen und Schreien zum Anspeien und Niedertreten und von da zum Steinewerfen und Schwerterzücken durchgemacht ward. Der Protagonist auf diesem politischen Lumpentheater war jener Publius Clodius, dessen, wie schon erwähnt ward (S. 199), die Machthaber sich gegen Cato und Cicero bedienten. Sich selbst überlassen trieb dieser einflufsreiche, talentvolle, energische und in seinem Metier in der That musterhafte Parteigänger zuerst ultrademokratische Politik, gab den Städtern das Getreide umsonst, beschränkte das Recht der Censoren sittenlose Bürger zu bemäkeln, untersagte den Beamten durch religiöse Hindernisse in den Gang der Comitialmaschine einzugreifen und beseitigte wieder die Schranken, die kurz zuvor (690), um dem Bandenwesen zu steuern, dem Associationsrecht der niederen Klassen gesetzt worden waren. Wenn dazu noch das Gesetz hinzutrat, das Clodius bereits entworfen hatte und als Prätor 702 einzubringen gedachte, welches den Freigelassenen und den im thatsächlichen Besitz der Freiheit lebenden Sclaven die gleichen politischen Rechte mit den Freigeborenen gab, so konnte der neue Numa der Freiheit und Gleichheit sein Werk für vollendet erklären, und es war die Zeit gekommen, wo der Urheber all dieser tapferen Verfassungsbesserungen den süfsen Pöbel der Hauptstadt einladen konnte in dem auf einer seiner Brandstätten am Palatin von ihm errichteten Tempel der Freiheit zur Feier des eingetretenen demokratischen Millenniums das Hochamt zu celebriren. Natürlich schlossen diese Freiheitsbestrebungen den Schacher mit Bürgerschaftsbeschlüssen nicht aus; wie Caesar hielt auch Gaesars Affe für seine Mitbürger Statthalterschaften und andere Posten und Pöstchen, für die unterthänigen Könige und Städte die Herrlichkeitsrechte des Staates feil. All diesen Dingen sah Pompeius zu, ohne sich

zu regen. Wenn er es nicht empfand, wie arg er damit sich compromittirte, so empfand es sein Gegner. Clodius ward so dreist, dafs er über eine ganz gleichgültige Frage, die Rücksendung eines gefangenen armenischen Prinzen, mit dem Regenten von Rom geradezu anband und bald ward der Zwist zur förmlichen Fehde, in der Pompeius völlige Hülflosigkeit zu Tage kam. Das Haupt des Staates wufste dem Parteigänger nicht anders zu begegnen als mit dessen eigenen, nur weit ungeschickter geführten Waffen. War er von Clodius wegen des armenischen Prinzen chicanirt worden, so ärgerte er ihn wieder, indem er den von Clodius über alles gehafsten Cicero aus dem Exil erlöste, in das ihn Clodius gesandt hatte, und erreichte denn auch so gründlich seinen Zweck, dafs er Clodius aus einem Gegner in einen unversöhnlichen Feind verwandelte. Wenn Clodius mit seinen Banden die Strafsen unsicher machte, so liefs der siegreiche Feldherr gleichfalls Sclaven und Fechter marschiren, in welchen Balgereien natürlich der General gegen den Demagogen den Kürzeren zog, auf der Strafse geschlagen und von Clodius und dessen Spiefsgesellen Gaius Cato in seinem Garten fast beständig in Belagerung gehalten ward. Es ist nicht der am wenigsten merkwürdige Zug in diesem merkwürdigen Schauspiel, dafs der Regent und der Schwindler in ihrem Hader beide um die Gunst der gestürzten Regierung wetteifernd buhlten, Pompeius zum Theil auch um dem Senat gefällig zu sein ihm gestattete Cicero zurückzuberufen, Clodius dagegen die julischen Gesetze für nichtig erklärte und Marcus Bibulus aufrief deren verfassungswidrige Durchbringung öffentlich zu bezeugen! — Ein positives Resultat konnte natürlicher Weise aus diesem Brodel trüber Leidenschaften nicht hervorgehen; der eigentlichste Charakter desselben war eben seine bis zum Gräfslichen lächerliche Zwecklosigkeit. Das demokratische Treiben war so vollständig abgenutzt, dafs, wie dies in früheren Jahren selbst ein Mann von Caesars Genialität hatte erfahren müssen, sogar der Weg zum Thron nicht mehr durch die Demagogie ging. Wenn mit des Propheten Mantel und Stab, die Caesar längst abgelegt hatte, sich irgend ein toller Geselle noch einmal staffirte und Gaius Gracchus grofse Ideale parodisch verzerrt noch einmal über die Scene führte, so bewies das nur, dafs ihre Zeit vorübergegangen war. In der That ist diese demokratische Agitation nichts als ein geschichtlicher Lückenbüfser; in dem nahe bevorstehenden Entscheidungskampf fiel der sogenannten Partei, von der sie ausging, nicht einmal eine Rolle zu. Selbst das läfst sich nicht behaupten, dafs durch diesen anarchi-

schen Zustand das Verlangen nach einer starken auf Militärmacht gegründeten Regierung in den Gemüthern der politisch indifferent Gesinnten lebendig angefacht worden sei. Auch abgesehen davon, dafs diese neutrale Bürgerschaft hauptsächlich aufserhalb Rom zu suchen war und also von dem hauptstädtischen Crawalliren nicht unmittelbar berührt ward, so waren diejenigen Gemüther, die überhaupt durch solche Motive sich bestimmen liefsen, schon durch frühere Erfahrungen, namentlich die catilinarische Verschwörung, gründlich zum Autoritätsprincip bekehrt worden; auf die eigentlichen Aengsterlinge aber wirkte die Furcht vor der von jeder Usurpation unzertrennlichen ungeheuren Krise bei weitem nachdrücklicher als die Furcht vor der blofsen Fortdauer der im Grunde doch sehr oberflächlichen hauptstädtischen Anarchie. Das einzige Ergebnifs derselben, das geschichtlich in Anschlag kommt, ist die peinliche Stellung, in die Pompeius durch die Angriffe der Clodianer gerieth und durch die sein weiteres Verfahren wesentlich mit bedingt ward.

Wie wenig Pompeius auch die Initiative liebte und verstand, so ward er doch durch die Verhältnisse gezwungen aus seiner bisherigen Passivität herauszutreten. Die verdriefsliche und schimpfliche Lage, in die ihn Clodius versetzt hatte, mufste auf die Länge selbst seine träge Natur zu Hafs und Zorn entflammen. Aber weit wichtiger war die Verwandlung, die in seinem Verhältnifs zu Caesar stattgefunden hatte. Wenn von den beiden verbündeten Machthabern Pompeius in der übernommenen Thätigkeit vollkommen bankerott geworden war, so hatte Caesar aus seiner Competenz etwas zu machen gewufst, was jede Berechnung wie jede Befürchtung weit hinter sich liefs. Ohne wegen der Erlaubnifs viel anzufragen hatte Caesar durch Aushebungen in seiner grofsentheils von römischen Bürgern bewohnten südlichen Provinz sein Heer verdoppelt, hatte mit diesem, statt von Norditalien aus über Rom Wache zu halten, die Alpen überschritten, eine neue kimbrische Invasion im Beginn erstickt und binnen zwei Jahren (696. 697) die römischen Waffen bis an den Rhein und den Kanal getragen. Solchen Thatsachen gegenüber ging selbst der aristokratischen Taktik des Ignorirens und Verkleinerns der Athem aus. Der oft als Zärtling Verhöhnte war jetzt der Abgott der Armee, der gefeierte sieggekrönte Held, dessen junge Lorbeern die welken des Pompeius überglänzten und dem sogar der Senat die nach glücklichen Feldzügen üblichen Ehrenbezeigungen schon 697 in reicherem Mafse zuerkannte, als sie je Pompeius zu Theil geworden waren. Pompeius

stand zu seinem ehemaligen Adjutanten genau wie nach den gabinisch-manilischen Gesetzen dieser gegen ihn gestanden hatte. Jetzt war Caesar der Held des Tages und der Herr der mächtigsten römischen Armee, Pompeius ein ehemals berühmter Exgeneral. Zwar war es zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn noch zu keiner Collision gekommen und das Verhältnifs äufserlich ungetrübt; aber jedes politische Bündnifs ist innerlich aufgelöst, wenn das Machtverhältnifs der Contrahenten sich wesentlich verschiebt. Wenn der Zank mit Clodius nur ärgerlich war, so lag in der veränderten Stellung Caesars für Pompeius eine sehr ernste Gefahr: eben wie einst Caesar und dessen Verbündete gegen ihn, so hatte jetzt er zu suchen, wie er gegen Caesar ein Fundament reeller Macht gewinne. Er war genöthigt seine stolze Amtlosigkeit bei Seite zu legen und als Bewerber um irgend ein aufserordentliches Amt aufzutreten, das ihn in den Stand setzte dem Statthalter der beiden Gallien mit gleicher und wo möglich mit überlegener Macht zur Seite zu bleiben. Wie Pompeius gegenwärtige Stellung derjenigen glich, die Caesar während des mithradatischen Krieges eingenommen hatte, so war auch seine Taktik dieselbe. Um selber ohnmächtig gegen den übermächtigen, aber noch passiven Gegner eine effective Macht zu gewinnen, mufste Pompeius zunächst suchen sich in den Besitz der formellen Regierungsmaschine zu setzen. Anderthalb Jahre zuvor hatte sie unbedingt ihm zur Verfügung gestanden. Die Machthaber regierten Rom damals durch die Comitien, die ihnen als den Herren der Strafse unbedingt gehorchten, und durch den von Caesar energisch terrorisirten Senat; als Vertreter der Coalition in Rom und als deren anerkanntes Haupt hätte Pompeius vom Senat wie von der Bürgerschaft ohne Zweifel jeden Beschlufs erlangt, den er wünschte, selbst wenn er gegen Caesars Interesse war. Allein durch den ungeschickten Handel mit Clodius hatte Pompeius die Strafsenherrschaft eingebüfst und konnte nicht daran denken einen Antrag zu seinen Gunsten bei der Volksgemeinde durchzusetzen. Auch im Senat war es zweifelhaft, ob Pompeius nach dieser langen und verhängnifsvollen Passivität die Zügel der Majorität noch fest genug in der Hand habe um einen solchen Beschlufs durchzusetzen; indefs war hier wenigstens noch nicht alle Aussicht auf Erfolg verschwunden.

Aber die Stellung des Senats oder vielmehr der Nobilität überhaupt war inzwischen eine andere geworden. Eben aus ihrer vollständigen Erniedrigung schöpfte sie frische Kräfte. Es war

bei der Coalition von 694 Verschiedenes an den Tag gekommen, was für das Sonnenlicht noch keineswegs reif war: die Verbannung Catos und Ciceros, welche die öffentliche Meinung, wie sehr auch die Machthaber dabei sich zurückhielten und sogar sich die Miene gaben sie zu beklagen, mit ungeirrtem Tact auf ihre wahren Urheber zurückführte, und die Verschwägerung zwischen Caesar und Pompeius erinnerten mit unerfreulicher Deutlichkeit an monarchische Ausweisungsdecrete und Familienallianzen. Auch das gröfsere Publicum, das den politischen Ereignissen ferner stand, ward aufmerksam auf die immer bestimmter hervortretenden Grundlagen der künftigen Monarchie. Von dem Augenblick an, wo man begriff, dafs es Caesar nicht um eine Modification der republicanischen Verfassung zu thun sei, sondern dafs es sich handle um Sein oder Nichtsein der Republik, werden unfehlbar eine Menge der besten Männer, die bisher sich zur Popularpartei gerechnet und in Caesar ihr Haupt verehrt hatten, auf die entgegengesetzte Seite übergetreten sein. Nicht mehr allein in den Salons und den Landhäusern des regierenden Adels wurden die Reden von den ‚drei Dynasten‘, dem ‚dreiköpfigen Ungeheuer‘ vernommen. Caesars consularischen Reden horchte die Menge dichtgedrängt, ohne dafs Zuruf oder Beifall aus ihr erscholl; keine Hand regte sich zum Klatschen, wenn der demokratische Consul in das Theater trat. Wohl aber pfiff man, wo eines der Werkzeuge der Machthaber öffentlich sich sehen liefs, und selbst gesetzte Männer klatschten, wenn ein Schauspieler eine antimonarchische Sentenz oder eine Anspielung gegen Pompeius vorbrachte. Ja als Cicero ausgewiesen werden sollte, legten eine grofse Zahl — angeblich zwanzigtausend — Bürger gröfstentheils aus den Mittelklassen nach dem Beispiel des Senats das Trauergewand an. ‚Nichts ist jetzt populärer‘, heifst es in einem Briefe aus dieser Zeit, ‚als der Hafs der Popularpartei‘. Die Machthaber liefsen Andeutungen fallen, dafs durch solche Opposition leicht die Ritter ihre neuen Sonderplätze im Theater, der gemeine Mann sein Brotkorn einbüfsen könne; man nahm sich darauf mit den Aeufserungen des Unwillens vielleicht etwas mehr in Acht, aber die Stimmung blieb die gleiche. Mit besserem Erfolg ward der Hebel der materiellen Interessen angesetzt. Caesars Gold flofs in Strömen. Scheinreiche mit zerrütteten Finanzen, einflufsreiche in Geldverlegenheiten befangene Damen, verschuldete junge Adliche, bedrängte Kaufleute und Banquiers gingen entweder selbst nach Gallien, um an der Quelle zu schöpfen, oder wandten sich an Caesars hauptstädtische Agenten; und nicht

leicht ward ein äuſserlich anständiger Mann — mit ganz verlorenem Gesindel mied Caesar sich einzulassen — dort oder hier zurückgewiesen. Dazu kamen die ungeheuren Bauten, die Caesar für seine Rechnung in der Hauptstadt ausführen lieſs und bei denen eine Unzahl von Menschen aller Stände vom Consular bis zum Lastträger hinab Gelegenheit fand zu verdienen, so wie die unermeſslichen für öffentliche Lustbarkeiten aufgewandten Summen. In beschränkterem Maſse that Pompeius das Gleiche; ihm verdankte die Hauptstadt das erste steinerne Theater und er feierte dessen Einweihung mit einer nie zuvor gesehenen Pracht. Daſs solche Spenden eine Menge oppositionell Gesinnter, namentlich in der Hauptstadt, mit der neuen Ordnung der Dinge bis zu einem gewissen Grade aussöhnten, versteht sich ebenso von selbst wie daſs der Kern der Opposition diesem Corruptionssystem nicht erreichbar war. Immer deutlicher kam es zu Tage, wie tief die bestehende Verfassung im Volke Wurzel geschlagen hatte und wie wenig namentlich die dem unmittelbaren Parteitreiben ferner stehenden Kreise, vor allem die Landstädte, der Monarchie geneigt oder auch nur bereit waren sie über sich ergehen zu lassen. Hätte Rom eine Repräsentativverfassung gehabt, so würde die Unzufriedenheit der Bürgerschaft ihren natürlichen Ausdruck in den Wahlen gefunden und, indem sie sich aussprach, sich gesteigert haben; unter den bestehenden Verhältnissen blieb den Verfassungstreuen nichts übrig als dem Senat, der, herabgekommen wie er war, doch immer noch als Vertreter und Verfechter der legitimen Republik erschien, sich unterzuordnen. So kam es, daſs der Senat, jetzt da er gestürzt worden war, plötzlich eine weit ansehnlichere und weit ernster getreue Armee zu seiner Verfügung fand, als da er in Macht und Glanz die Gracchen stürzte und geschirmt durch Sullas Säbel den Staat restaurirte. Die Aristokratie empfand es; sie fing wieder an sich zu regen. Eben jetzt hatte Marcus Cicero, nachdem er sich verpflichtet hatte den Gehorsamen im Senat sich anzuschlieſsen und nicht bloſs keine Opposition zu machen, sondern für die Machthaber nach Kräften zu wirken, von denselben die Erlaubniſs zur Rückkehr erhalten. Obwohl Pompeius der Oligarchie hiemit nur beiläufig eine Concession machte und vor allem dem Clodius einen Possen zu spielen, demnächst ein durch hinreichende Schläge geschmeidigtes Werkzeug in dem redefertigen Consular zu erwerben bedacht war, so nahm man doch die Gelegenheit wahr, wie Ciceros Verbannung eine Demonstration gegen den Senat gewesen war, seine Rückkehr zu republikanischen Demonstrationen zu benutzen. In möglichst

feierlicher Weise, übrigens durch die Bande des Titus Annius Milo geschützt gegen die Clodianer, brachten beide Consuln nach vorgängigem Senatsbeschlufs einen Antrag an die Bürgerschaft dem Consular Cicero die Rückkehr zu gestatten und der Senat rief sämmtliche verfassungstreue Bürger auf bei der Abstimmung nicht zu fehlen. Wirklich versammelte sich am Tage der Abstimmung (4. Aug. 697) in Rom namentlich aus den Landstädten eine ungewöhnliche Anzahl angesehener Männer. Die Reise des Consulars von Brundisium nach der Hauptstadt gab Gelegenheit zu einer Reihe ähnlicher nicht minder glänzender Manifestationen der öffentlichen Meinung. Das neue Bündnifs zwischen dem Senat und der verfassungstreuen Bürgerschaft ward bei dieser Gelegenheit gleichsam öffentlich bekannt gemacht und eine Art Revue über die letztere gehalten, deren überraschend günstiges Ergebnifs nicht wenig dazu beitrug den gesunkenen Muth der Aristokratie wieder aufzurichten. Die seltene Ungeschicklichkeit, die Pompeius in der Leitung der der Coalition ergebenen Fraction des Senats entwickelte, und die Rathlosigkeit der sich selbst überlassenen Clientel steigerten noch ferner den Einflufs, den die Anhänger der gestürzten Regierung im Senat wieder anfingen zu gewinnen. Endlich ward die unwürdige Stellung, die Pompeius gegen Clodius einnahm, dem Ansehen der Coalition ebenso schädlich wie der Nobilität förderlich. Für einen muthigen und geschickten Spieler stand damals — 697 — das Spiel des Adels noch keineswegs verzweifelt. Das Verhältnifs der beiden Machthaber, deren Coalition den Staat beherrschte, hatte sich verschoben und gelockert, seit Caesar übermächtig neben Pompeius sich gestellt und diesen genöthigt hatte um eine neue Machtstellung zu werben; es war wahrscheinlich, dafs, wenn er dieselbe erlangte, es damit auf die eine oder die andere Weise zum Bruch und zum Kampfe kam. Wenn in diesem Pompeius allein blieb, so war seine Niederlage freilich kaum zweifelhaft und die Verfassungspartei fand in diesem Fall nach beendigtem Kampfe sich nur statt unter der Zwei- unter der Einherrschaft. Allein wenn die Nobilität gegen Caesar dasselbe Mittel wandte, durch das dieser seine bisherigen Siege erfochten hatte, und eine Coalition mit dem schwächeren Nebenbuhler einging, so war es wahrscheinlich, dafs mit einem Feldherrn wie Pompeius, mit einem Heere wie das der Verfassungstreuen war, der Sieg der Coalition blieb; nach dem Siege aber mit Pompeius fertig zu werden konnte, nach den Beweisen von politischer Unfähigkeit, die derselbe zeither gegeben, nicht als eine besonders schwierige Aufgabe erscheinen. —

Es war dies die eine der Aristokratie sich darbietende Möglichkeit des endlichen Sieges. Aber es gab noch einen anderen und ehrenvolleren Weg. Warum nicht die Machthaber mit offenem Visir angreifen? warum cassirte nicht ein entschlossener und namhafter Mann an der Spitze des Senats die aufserordentlichen Gewalten als verfassungswidrig und rief die sämmtlichen Republikaner Italiens gegen die Tyrannen und deren Anhang unter die Waffen? Möglicher Weise konnte es auch auf diesem Wege gelingen die Senatsherrschaft noch einmal zu restauriren. Allerdings spielte man hohes Spiel; aber vielleicht war auch hier, wie oft, der muthigste Entschlufs zugleich der klügste.

Im Herbst 697 that Pompeius die ersten Schritte um mit Hülfe des Senats seine politische Stellung zu verbessern. Er knüpfte wieder an an das, wodurch er elf Jahre zuvor seine Macht begründet hatte: an die Brotpreise in der Hauptstadt, die eben damals wie vor dem gabinischen Gesetz eine drückende Höhe erreicht hatten. Ob sie durch besondere Machinationen hinaufgetrieben worden waren, wie deren Clodius bald dem Pompeius, bald dem Cicero und diese wieder jenem Schuld gaben, lässt sich nicht entscheiden; die fortwährende Piraterie, die Leere des öffentlichen Schatzes und die lässige und unordentliche Ueberwachung der Kornzufuhr durch die Regierung reichten übrigens auch ohne politischen Kornwucher an sich schon vollkommen aus, um in einer fast lediglich auf überseeische Zufuhr angewiesenen Grofsstadt Brottheurungen herbeizuführen. Pompeius Plan war sich vom Senat die Oberaufsicht über das Getreidewesen im ganzen Umfang des römischen Reiches und zu diesem Endzwecke theils das unbeschränkte Verfügungsrecht über die römische Staatskasse, theils Heer und Flotte übertragen zu lassen so wie ein Commando, welches nicht blofs über das ganze römische Reich sich erstreckte, sondern dem auch in jeder Provinz das des Statthalters wich — kurz er beabsichtigte eine verbesserte Auflage des gabinischen Gesetzes zu veranstalten, woran sich sodann die Führung des eben damals schwebenden aegyptischen Krieges (S. 146) ebenso von selbst angeschlossen haben würde wie die des mithradatischen an die Razzia gegen die Piraten. Wie sehr auch die Opposition gegen die neuen Dynasten in den letzten Jahren Boden gewonnen hatte, es stand dennoch, als diese Angelegenheit im Sept. 697 im Senat zur Verhandlung kam, die Majorität des Senats noch unter dem Bann des von Caesar erregten Schreckens. Gehorsam nahm sie im Princip ihn an und zwar auf Antrag des Marcus Cicero, der hier den ersten Beweis

der in der Verbannung gelernten Fügsamkeit geben sollte und gab. Allein bei der Feststellung der Modalitäten wurden doch von dem ursprünglichen Plane, den der Volkstribun Gaius Messius vorlegte, sehr wesentliche Stücke abgedungen. Pompeius erhielt weder freie Disposition über das Aerar noch eigene Legionen und Schiffe noch auch eine der der Statthalter übergeordnete Gewalt, sondern man begnügte sich ihm zum Behuf der Ordnung des hauptstädtischen Verpflegungswesens ansehnliche Summen, funfzehn Adjutanten und eine der statthalterischen gleichkommende Gewalt im ganzen römischen Gebiet auf die nächsten fünf Jahre zu decretiren und dies Decret von der Bürgerschaft ratificiren zu lassen. Dafs diese Abänderungen von der eigentlichen Opposition gebilligt wurden, versteht sich, aber sie gingen nicht von ihr aus. Wenn Pompeius in den Hindernissen, auf die er stiefs, die Hand seines Erbfeindes und widerwilligen Bundesgenossen Crassus zu erkennen meinte, wird er sich nicht getäuscht haben; allein Crassus war nicht mächtig genug um Pompeius die Majorität zu entwinden. Die Hauptursache der Niederlage, die Pompeius hier im Senat erlitt, war ohne Zweifel die Rücksicht auf Caesar, dem in Gallien selbst seinen Collegen nicht blofs neben- sondern überzuordnen eben die Furchtsamsten am meisten Bedenken tragen mufsten. Dazu kam die eigene Unfähigkeit des Pompeius, der selbst da, wo er hatte handeln müssen, es nicht über sich gewinnen konnte zum Handeln sich zu bekennen, sondern wie immer seine wahre Absicht gleichsam im Incognito durch seine Freunde vorführen liefs, selber aber in bekannter Bescheidenheit erklärte auch mit Geringerem sich begnügen zu wollen. Es versteht sich, dafs man ihn beim Worte nahm und ihm das Geringere gab. Pompeius war froh wenigstens eine reelle Thätigkeit und vor allen Dingen einen schicklichen Vorwand gefunden zu haben um die Hauptstadt zu verlassen; es gelang ihm auch dieselbe, freilich nicht ohne dafs die Provinzen den Rückschlag schwer empfanden, mit reichlicher und billiger Zufuhr zu versehen. Aber seinen eigentlichen Zweck hatte er verfehlt. Der Proconsulartitel, den er berechtigt war in allen Provinzen zu führen, blieb ein leerer Name, so lange er nicht über eigene Truppen verfügte. Darum griff er die Sache abermals von einer andern Seite an und liefs den Antrag stellen, dafs der Senat ihm den Auftrag ertheilen möge den vertriebenen König von Aegypten in seine Heimath, wenn nöthig mit Waffengewalt, zurückzuführen. Diesmal verfuhr die Opposition bereits weniger rücksichtsvoll. Zunächst ward in den sibyllinischen Orakeln entdeckt, dafs es gottlos sei ein römi-

sches Heer nach Aegypten zu senden; worauf der fromme Senat fast einstimmig beschlofs von der bewaffneten Intervention abzustehen. Pompeius war bereits so gedemüthigt, dafs er auch ohne Heer die Sendung angenommen haben würde; allein in seiner unverbesserlichen Hinterhaltigkeit liefs er auch dies nur durch seine Freunde erklären und sprach und stimmte für die Absendung eines anderen Senators. Natürlich wies der Senat jenen Vorschlag zurück, der ein dem Vaterlande so kostbares Leben freventlich preisgab, und das schliefsliche Ergebnifs der endlosen Verhandlung war der Beschlufs überhaupt in Aegypten nicht zu interveniren (Jan. 698). Diese wiederholten Zurückweisungen, die Pompeius im Senat erhielt und, was schlimmer war, hingehen lassen mufste ohne sie wett zu machen, galten natürlich, mochten sie kommen von welcher Seite sie wollten, dem grofsen Publicum als ebenso viele Siege der Opposition und Niederlagen der Machthaber überhaupt; die Fluth der Opposition war demgemäfs im stetigen Steigen. Schon die Wahlen für 698 waren nur zum Theil im Sinne der Dynasten ausgefallen: Caesars Candidaten für die Praetur Publius Vatinius und Gaius Alfius waren durchgefallen, dagegen zwei entschiedene Anhänger der gestürzten Regierung Gnaeus Lentulus Marcellinus und Gnaeus Domitius Calvinus jener zum Consul, dieser zum Prätor gewählt worden. Für 699 aber war gar als Bewerber um das Consulat Lucius Domitius Ahenobarbus aufgetreten, dessen Wahl bei seinem Einflufs in der Hauptstadt und seinem kolossalen Vermögen schwer zu verhindern und von dem es hinreichend bekannt war, dafs er sich nicht an verdeckter Opposition werde genügen lassen. Die Comitien alsorebellirten; bald stimmte der Senat ein. Es ward feierlich in ihm deliberirt über ein Gutachten, das etruskische Wahrsager von anerkannter Weisheit über gewisse Zeichen und Wunder auf Verlangen des Senats abgegeben hatten. Die himmlische Offenbarung verkündigte, dafs durch den Zwist der höheren Stände die ganze Gewalt über Heer und Schatz auf einen Gebieter überzugehen und der Staat in Unfreiheit zu gerathen in Gefahr sei — es schien, dafs die Götter zunächst auf den Antrag des Gaius Messius zielten. Bald erklärte man sich deutlicher. Das Gesetz über das Gebiet von Capua und die übrigen von Caesar als Consul erlassenen Gesetze waren von der Opposition stets als nichtig bezeichnet und schon im Dec. 697 war im Senat geäufsert worden, dafs es erforderlich sei sie wegen ihrer Formfehler zu cassiren. Am 5. April 698 stellte der Consular Cicero in vollem Senat den Antrag die Berathung über die campanische Acker-

vertheilung auf den 15. Mai anzusetzen. Es war die förmliche Kriegserklärung; und sie war um so bezeichnender, als sie aus dem Munde eines jener Männer kam, die nur dann die Farbe wechseln, wenn sie meinen es mit Sicherheit thun zu können. Offenbar hielt die Aristokratie den Augenblick gekommen um den Kampf nicht mit Pompeius gegen Caesar, sondern gegen sämmtliche Dynasten zugleich zu beginnen. Was weiter folgen werde, war leicht zu sehen. Domitius hatte es kein Hehl, dafs er als Consul bei der Bürgerschaft auf Caesars sofortige Abberufung aus Gallien anzutragen beabsichtige. Eine aristokratische Restauration war im Werke; mit dem Antrag über die Colonie Capua warf die Nobilität den Machthabern den Handschuh hin.

Caesar, obwohl er über die hauptstädtischen Ereignisse von Tag zu Tag detaillirte Berichte empfing und, wenn die militärischen Rücksichten es irgend erlaubten, sie von seiner Südprovinz aus in möglichster Nähe verfolgte, hatte doch bisher sichtbar wenigstens nicht in dieselben eingegriffen. Aber jetzt hatte man ihm so gut wie seinen Collegen, ja ihm vornämlich den Krieg erklärt; er mufste handeln und handelte rasch. Eben befand er sich in der Nähe; die Aristokratie hatte nicht einmal für gut befunden mit dem Bruche zu warten, bis er wieder über die Alpen zurückgegangen sein würde. Anfang April 698 verliefs Crassus die Hauptstadt um mit seinem mächtigeren Collegen das Erforderliche zu verabreden; er fand Caesar in Ravenna. Von da aus begaben beide sich nach Luca und hier traf auch Pompeius mit ihnen zusammen, der bald nach Crassus (11. April), angeblich um die Getreidesendungen aus Sardinien und Africa zu betreiben, sich von Rom entfernt hatte. Die namhaftesten Anhänger der Machthaber, wie der Proconsul des diesseitigen Spaniens Metellus Nepos, der Propraetor von Sardinien Appius Claudius und viele Andere folgten ihnen nach; hundertundzwanzig Lictoren, über zweihundert Senatoren zählte man auf dieser Conferenz, die bereits im Gegensatz zu dem republikanischen den neuen monarchischen Senat repräsentirte. In jeder Hinsicht stand das entscheidende Wort bei Caesar. Er benutzte es um die bestehende Gesammtherrschaft auf einer neuen Basis gleichmäfsigerer Machtvertheilung wiederherzustellen und fester zu gründen. Die militärisch bedeutendsten Statthalterschaften, die es neben der der beiden Gallien gab, wurden den zwei Collegen zugestanden: Pompeius die beider Spanien, Crassus die von Syrien, welche Aemter ihnen durch Volksschlufs auf fünf Jahre (700—704) gesichert und militärisch wie finanziell angemessen ausgestattet

werden sollten. Dagegen bedang Caesar sich die Verlängerung seines Commandos, das mit dem J. 700 zu Ende lief, bis zum Schlufs des J. 705 aus, so wie die Befugnifs seine Legionen auf zehn zu vermehren und die eigenmächtig ausgehobenen Truppen aus der Staatskasse besolden zu lassen. Pompeius und Crassus ward ferner für das nächste Jahr (699), bevor sie in ihre Statthalterschaften abgingen, das zweite Consulat zugesagt, während Caesar es sich ausmachte gleich nach Beendigung seiner Statthalterschaft im J. 706, wo für ihn das gesetzlich zwischen zwei Consulaten erforderliche zehnjährige Intervall verstrichen war, zum zweiten Mal das höchste Amt zu erhalten. Den militärischen Rückhalt, dessen Pompeius und Crassus zur Regulirung der hauptstädtischen Verhältnisse um so mehr bedurften, als die ursprünglich hiezu bestimmten Legionen Caesars für jetzt aus dem transalpinischen Gallien nicht weggezogen werden konnten, fanden sie in den Legionen, die sie für die spanischen und syrischen Armeen neu ausheben und erst, wenn es ihnen selber angemessen schiene, von Italien aus an ihre verschiedenen Bestimmungsplätze abgehen lassen sollten. Die Hauptfragen waren damit erledigt; die untergeordneten Dinge, wie die Festsetzung der gegen die hauptstädtische Opposition zu befolgenden Taktik, die Regulirung der Candidaturen für die nächsten Jahre und dergleichen mehr hielten nicht lange auf. Die persönlichen Zwistigkeiten, die dem Verträgnifs im Wege standen, schlichtete der grofse Meister der Vermittlung mit gewohnter Leichtigkeit und zwang die widerstrebendsten Elemente sich mit einander zu behaben. Zwischen Pompeius und Crassus ward äufserlich wenigstens ein collegialisches Einvernehmen wieder hergestellt. Sogar Publius Clodius ward bestimmt sich und seine Meute ruhig zu halten und Pompeius nicht ferner zu belästigen — keine der geringsten Wunderthaten des mächtigen Zauberers. — Dafs diese ganze Schlichtung der schwebenden Fragen nicht aus einem Compromifs selbstständiger und ebenbürtig rivalisirender Mächte, sondern lediglich aus dem guten Willen Caesars hervorging, zeigen die Verhältnisse. Pompeius befand sich in Luca in der peinlichen Lage eines machtlosen Flüchtlings, der kommt bei seinem Gegner Hülfe zu erbitten. Mochte Caesar ihn zurückweisen und die Coalition als gelöst erklären oder auch ihn aufnehmen und den Bund fortbestehen lassen wie er eben war — Pompeius war so wie so politisch vernichtet. Wenn er alsdann mit Caesar nicht brach, so war er der machtlose Schutzbefohlene seiner Verbündeten. Wenn er dagegen mit Caesar brach und wenn es

ihm gelang, was nicht gerade wahrscheinlich war, noch jetzt eine Coalition mit der Aristokratie zu Stande zu bringen, so war doch auch dieses nothgedrungen und im letzten Augenblick abgeschlossene Bündnifs der Gegner nicht eben furchtbar; schwerlich hat Caesar, um dies abzuwenden, sich zu jenen Concessionen verstanden. Eine ernstliche Rivalität des Crassus Caesar gegenüber war vollends unmöglich. Es ist schwer zu sagen, welche Motive Caesar bestimmten seine überlegene Stellung ohne Noth aufzugeben und, was er seinem Nebenbuhler selbst bei Abschlufs des Bundes 694 versagt und was dieser seitdem, in der offenbaren Absicht gegen Caesar gerüstet zu sein, auf verschiedenen Wegen ohne, ja gegen Caesars Willen vergeblich angestrebt hatte, das zweite Consulat und die militärische Macht, jetzt freiwillig ihm einzuräumen. Allerdings ward Pompeius neue Macht einigermafsen aufgewogen durch die seines alten Feindes und Caesars langjährigen Verbündeten Crassus, und unzweifelhaft erhielt Crassus seine ansehnliche militärische Stellung nur als Gegengewicht gegen Pompeius neue Macht. Allein nichts desto weniger verlor Caesar unendlich, indem sein Rival für seine bisherige Machtlosigkeit eine reelle, wenn auch durch einen Dritten aufgewogene Machtstellung eintauschte. Es ist möglich, dafs Caesar sich seiner Soldaten noch nicht hinreichend Herr fühlte um sie in den Krieg gegen die formellen Autoritäten des Landes mit Zuversicht zu führen; allein ob es zum Bürgerkriege kam oder nicht, stand augenblicklich weit mehr bei der hauptstädtischen Aristokratie als bei Pompeius, und es wäre dies höchstens ein Grund für Caesar gewesen nicht offen mit Pompeius zu brechen, um nicht durch diesen Bruch die Opposition zu ermuthigen, nicht aber ihm das zuzugestehen, was er ihm zugestand. Rein persönliche Motive mochten mitwirken: es kann sein, dafs Caesar sich erinnerte einstmals in gleicher Machtlosigkeit Pompeius gegenüber gestanden zu haben und nur durch dessen freilich mehr schwach- als grofsmüthiges Zurücktreten vom Untergang gerettet worden zu sein; es ist wahrscheinlich, dafs Caesar sich scheute das Herz seiner geliebten und ihren Gemahl aufrichtig liebenden Tochter zu zerreifsen — in seiner Seele war für vieles Raum noch neben dem Staatsmann. Allein die entscheidende Ursache war unzweifelhaft die Rücksicht auf Gallien. Caesar betrachtete — anders als seine Biographen — die Unterwerfung Galliens nicht als eine zur Gewinnung der Krone ihm nützliche beiläufige Unternehmung, sondern es hing ihm die äufsere Sicherheit und die innere Reorganisation, mit

einem Worte die Zukunft des Vaterlandes daran. Um diese Eroberung ungestört vollenden zu können und nicht gleich jetzt die Entwirrung der italischen Verhältnisse in die Hand nehmen zu müssen, gab er unbedenklich seinen politischen Vortheil daran und gewährte Pompeius hinreichende Macht, um mit dem Senat und dessen Anhang fertig zu werden. Es war das ein arger politischer Fehler, wenn Caesar nichts wollte als möglichst rasch König von Rom werden; allein der Ehrgeiz des seltenen Mannes beschränkte sich nicht auf das niedrige Ziel einer Krone. Er traute es sich zu die beiden gleich ungeheuren Arbeiten: der Ordnung der inneren Verhältnisse Italiens und der Gewinnung und Sicherung eines neuen und frischen Bodens für die italische Civilisation, neben einander zu betreiben und zu vollenden. Natürlich kreuzten sich diese Aufgaben; seine gallischen Eroberungen haben ihn auf seinem Wege zum Thron viel mehr noch gehemmt als gefördert. Es trug ihm bittere Früchte, dafs er die italische Revolution, statt sie im J. 698 zu erledigen, auf das J. 706 hinausschob. Allein als Staatsmann wie als Feldherr war Caesar ein überverwegener Spieler, der, sich selber vertrauend wie seine Gegner verachtend, ihnen immer viel und mitunter über alles Mafs hinaus vorgab.

Es war nun also an der Aristokratie ihren hohen Einsatz gut zu machen und den Krieg so kühn zu führen, wie sie kühn ihn erklärt hatte. Allein es giebt kein kläglicheres Schauspiel, als wenn feige Menschen das Unglück haben einen muthigen Entschlufs zu fassen. Man hatte sich eben auf gar nichts vorgesehen. Keinem schien es beigefallen zu sein, dafs Caesar möglicher Weise sich zur Wehre setzen, dafs nun gar Pompeius und Crsasus sich mit ihm aufs Neue und enger als je vereinigen würden. Das scheint unglaublich; man begreift es, wenn man die Persönlichkeiten ins Auge fafst, die damals die verfassungstreue Opposition im Senate führten. Cato war noch abwesend *; der einflufsreichste Mann im Senat war in dieser Zeit Marcus Bibulus, der Held des passiven Widerstandes, der eigensinnigste und stumpfsinnigste aller Consulare. Man hatte die Waffen blofs ergriffen um

* Cato war noch nicht in Rom, als Cicero am 11. März 698 für Sestius sprach (*pro Sest.* 28, 60) und als im Senat in Folge der Beschlüsse von Luca über Caesars Legionen verhandelt ward (Plut. *Caes.* 21); erst bei den Verhandlungen im Anfang 699 finden wir ihn wieder thätig, und da er im Winter reiste (Plut. *Cato min.* 38), kehrte er also Ende 698 nach Rom zurück. Er kann daher auch nicht, wie man mifsverständlich aus Asconius *p.* 35. 53) gefolgert hat, im Febr. 698 Milo vertheidigt haben.

sie zu strecken, so wie der Gegner nur an die Scheide schlug: die bloſse Kunde von den Conferenzen in Luca genügte, um jeden Gedanken einer ernstlichen Opposition niederzuschlagen und die Masse der Aengstlichen, das heiſst die ungeheure Majorität des Senats, wieder zu ihrer in unglücklicher Stunde verlassenen Unterthanenpflicht zurückzubringen. Von der anberaumten Verhandlung zur Prüfung der Gültigkeit der julischen Gesetze war nicht weiter die Rede; die von Caesar auf eigene Hand errichteten Legionen wurden durch Beschluſs des Senats auf die Staatskasse übernommen; die Versuche bei der Regulirung der nächsten Consularprovinzen Caesar beide Gallien oder doch das eine derselben hinwegzudecretiren wurden von der Majorität abgewiesen (Ende Mai 698). So that man öffentlich Buſse. Im Geheimen kamen die Herren deſsgleichen, einer nach dem andern, tödtlich erschrocken über ihre eigene Verwegenheit, um ihren Frieden zu machen und unbedingten Gehorsam zu geloben — keiner schneller als Marcus Cicero, der seine Wortbrüchigkeit zu spät bereute und hinsichtlich seiner jüngsten Vergangenheit sich mit Ehrentiteln belegte, die durchaus mehr treffend als schmeichelhaft waren*. Natürlich lieſsen die Machthaber sich beschwichtigen; man versagte keinem den Pardon, da keiner die Mühe lohnte mit ihm eine Ausnahme zu machen. Um zu erkennen, wie plötzlich nach dem Bekanntwerden der Beschlüsse von Luca der Ton in den aristokratischen Kreisen umschlug, ist es der Mühe werth die kurz zuvor von Cicero ausgegangenen Broschüren mit der Palinodie zu vergleichen, die er ausgehen lieſs, um seine Reue und seine guten Vorsätze öffentlich zu constatiren**.

Wie es ihnen gefiel und gründlicher als zuvor konnten also die Machthaber die italischen Verhältnisse ordnen. Italien und die Hauptstadt erhielten thatsächlich eine wenn auch nicht unter den Waffen versammelte Besatzung und einen der Machthaber zum Commandanten. Von den für Syrien und Spanien durch Crassus und Pompeius ausgehobenen Truppen gingen zwar die ersteren

* *Me asinum germanum fuisse.*

** Diese Palinodie ist die noch vorhandene Rede über die den Consuln des J. 699 anzuweisenden Provinzen. Sie ist Ausgang Mai 698 gehalten; die Gegenstücke dazu sind die Reden für Sestius und gegen Vatinius und die über das Gutachten der etruskischen Wahrsager aus den Monaten März und April, in denen das aristokratische Regime nach Kräften verherrlicht und namentlich Caesar in sehr cavalierem Ton behandelt wird. Man kann es nur billigen, daſs Cicero, wie er selbst gesteht, selbst vertrauten Freunden jene Palinodie zu übersenden sich schämte.

nach dem Osten ab; allein Pompeius liefs in den beiden spanischen Provinzen die bisher dort stehende Besatzung unter seinen Unterbefehlshabern, während er die Offiziere und Soldaten der neu ausgehobenen Legionen auf Urlaub entliefs und selbst mit ihnen in Italien blieb. — Man gehorchte also, weil man gehorchen mufste; der stille Widerstand der öffentlichen Meinung freilich steigerte sich, je deutlicher und allgemeiner es begriffen ward, dafs die Machthaber bemüht waren mit der alten Verfassung ein Ende zu machen und in möglichst schonender Weise die bestehenden Verhältnisse der Regierung und Verwaltung in die Formen der Monarchie zu fügen. Vor allen Dingen wurden alle wichtigeren Angelegenheiten ohne Zuziehung des Senats und namentlich das Militärwesen und die äufseren Verhältnisse, ohne ihn zu fragen, bald durch Volksbeschlufs, bald durch das blofse Gutfinden der Herrscher erledigt. Die in Luca vereinbarten Bestimmungen hinsichtlich der Militärcommandos von Gallien, Spanien und Syrien wurden durch den Volkstribun Gaius Trebonius unmittelbar an die Bürgerschaft gebracht, überhaupt über die Besetzung der wichtigeren Statthalterschaften häufig durch Volksschlufs entschieden. Dafs für die Machthaber es der Einwilligung der Behörden nicht bedürfe, um ihre Truppen beliebig zu vermehren, hatte Caesar bereits hinreichend dargethan; ebensowenig trugen sie Bedenken ihre Truppen sich unter einander zu borgen, wie zum Beispiel Caesar von Pompeius für den gallischen, Crassus von Caesar für den parthischen Krieg solche collegialische Unterstützung empfing. Wenn sonst die Einrichtung neu erworbener Gebiete durch eine Senatscommission beschafft worden war, so organisirte Caesar seine ausgedehnten gallischen Eroberungen durchaus nach eigenem Ermessen. Das den höchstcommandirenden Feldherrn instructionsmäfsig zustehende Recht an einzelne Unterthanen das römische Bürgerrecht zu verleihen ward von Caesar benutzt um bei den massenweisen Aushebungen, die er im cisalpinischen Gallien anordnete, sämmtlichen latinischen Rekruten das Bürgerrecht zu verleihen*, ja sogar um

* Ueberliefert ist dies nicht. Allein da von latinischen Cohorten in Caesars gallischer Armee keine Spur sich findet, vielmehr nach seiner ausdrücklichen Angabe alle im cisalpinischen Gallien ausgehobenen Rekruten in Legionen, d. h. in Bürgermilitär formirt wurden, so ist man zu dieser Annahme gezwungen; denn dafs Caesar aus den latinischen Gemeinden, das heifst aus dem bei weitem gröfseren Theil seiner Provinz überhaupt keine Soldaten ausgehoben hat, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich und läfst sich auch daraus, dafs die nach Ausbruch des Bürgerkrieges von Caesar

förmliche Bürgercolonien, namentlich Novum-Comum (Como) mit fünftausend Colonisten, zu gründen, ohne irgend Jemand deſswegen zu fragen. Piso führte den thrakischen, Gabinius den ägyptischen, Crassus den parthischen Krieg, ohne den Senat zu fragen, ja ohne auch nur, wie es herkömmlich war, an den Senat zu berichten; in ähnlicher Weise wurden Triumphe und andere Ehrenbezeugungen bewilligt und vollzogen, ohne daſs der Senat darum begrüſst ward. Offenbar liegt hierin nicht eine bloſse Vernachlässigung der Formen, die um so weniger erklärlich wäre, als in den bei weitem meisten Fällen eine Opposition des Senats durchaus nicht zu erwarten war; es war die wohl berechnete Absicht den Senat von dem militärischen und dem Gebiet der höheren Politik zu verdrängen und seine Theilnahme an der Verwaltung auf die finanziellen Fragen und die inneren Angelegenheiten zu beschränken. Auch die Gegner erkannten dies wohl und arbeiteten, freilich ohne Erfolg, darauf hin durch Senatsbeschlüsse und Hochverrathsurtheile wenigstens energische Demonstrationen gegen dies Verfahren der Machthaber zu bewirken. Den Senat schob man also in der Hauptsache bei Seite; der minder gefährlichen Volksversammlungen bedienten die Machthaber auch ferner sich noch — es war dafür gesorgt, dass die Herren von der Straſse wenigstens den Machthabern keine Schwierigkeit mehr in den Weg legten —: indeſs in vielen Fällen entledigte man sich auch dieses leeren Schemens und gebrauchte unverholen autokratische Formen.

Der gedemüthigte Senat muſste wohl oder übel in seine Lage sich finden. Der Führer der gehorsamen Majorität blieb Marcus Cicero. Er war brauchbar wegen seines Advocatentalents für alles Gründe oder doch Worte zu finden; und es lag eine echt caesarische Ironie darin den Mann, dessen die Aristokratie sich vorzugsweise zu Demonstrationen gegen die Machthaber bedient hatte, als Mundstück des Servilismus zu verwenden. Darum ertheilte man ihm Verzeihung für sein kurzes Gelüsten wider den Stachel zu löcken, jedoch nicht ohne sich vorher seiner Unterwürfigkeit in jeder Weise versichert zu haben. Gewissermaſsen um als Geiſsel für ihn zu haften hatte sein Bruder einen Offi-

ausgehobene Mannschaft tadelnd bezeichnet wird als ‚gröſstentheils aus den transpadanischen Colonien gebürtig‘ (Caesar *b. c.* 3, 87), ganz und gar nicht folgern. Es gehört vielleicht auch hieher, daſs die Demokratie schon früher die Transpadaner als Bürger hatte behandeln wollen (S. 152); auf jeden Fall ist die Verleihung des Bürgerrechts an ganze Truppenkörper früher und später sehr häufig vorgekommen.

ziersposten im gallischen Heere übernehmen müssen; ihn selbst hatte Pompeius genöthigt eine Unterbefehlshaberstelle unter ihm anzunehmen, welche eine Handhabe hergab um ihn jeden Augenblick mit Manier zu verbannen. Clodius war zwar angewiesen worden ihn bis weiter in Ruhe zu lassen, aber Caesar liefs ebenso wenig um Ciceros willen den Clodius fallen wie den Cicero um des Clodius willen, und der grofse Vaterlandserretter wie der nicht minder grofse Freiheitsmann machten im Hauptquartier von Samarobriva sich eine Antichambreconcurrenz, die gehörig zu illustriren es leider an einem römischen Aristophanes gebrach. Aber nicht blofs ward dieselbe Ruthe über Ciceros Haupte schwebend erhalten, die ihn bereits einmal so schmerzlich getroffen hatte; auch goldene Fesseln wurden ihm angelegt. Bei seinen stark brouillirten Finanzen waren ihm die zinsfreien Darlehen Caesars und die Mitaufseherschaft über die ungeheure Summen in Umlauf setzenden Bauten desselben in hohem Grade willkommen und manche unsterbliche Senatsrede erstickte an dem Gedanken an den Geschäftsträger Caesars, der nach dem Schlufs der Sitzung ihm den Wechsel präsentiren möchte. Also gelobte er sich ‚künftig nicht mehr nach Recht und Ehre zu fragen, sondern um die Gunst der Machthaber sich zu bemühen‘ und ‚geschmeidig zu sein wie ein Ohrläppchen.‘ Man brauchte ihn denn wozu er gut war: als Advocaten, wo es vielfach sein Loos war eben seine bittersten Feinde auf höheren Befehl vertheidigen zu müssen, und vor allem im Senat, wo er fast regelmäfsig den Dynasten als Organ diente und die Anträge stellte, ‚denen Andere wohl zustimmten, aber er selbst nicht‘; ja als anerkannter Führer der Majorität der Gehorsamen erlangte er sogar eine gewisse politische Bedeutung. In ähnlicher Weise wie mit Cicero verfuhr man mit den übrigen der Furcht, der Schmeichelei oder dem Golde zugänglichen Mitgliedern des regierenden Collegiums und es gelang dasselbe im Ganzen botmäfsig zu erhalten. Allerdings blieb eine Fraction von Opponenten, die wenigstens Farbe hielten und weder zu schrecken noch zu gewinnen waren. Die Machthaber hatten sich überzeugt, dafs Ausnahmemafsregeln, wie die gegen Cato und Cicero, ihrer Sache mehr schadeten, als nützten und dafs es ein minderes Uebel sei die unbequeme republikanische Opposition zu ertragen als aus den Opponenten Märtyrer der Republik zu machen. Darum liefs man es geschehen, dafs Cato zurückkam (Ende 698) und von da an wieder im Senat und auf dem Markte, oft unter Lebensgefahr, den Machthabern eine Opposition machte, die wohl ehrenwerth, aber leider doch auch

zugleich lächerlich war. Man liefs es geschehen, dafs er bei Gelegenheit der Anträge des Trebonius den Widerstand auf dem Marktplatz wieder einmal bis zum Handgemenge trieb und dafs er im Senat den Antrag stellte den Pronconsul Caesar wegen seines treulosen Benehmens gegen die Usipeten und Tencterer diesen Barbaren auszuliefern. Man nahm es hin, dafs Marcus Favonius, Catos Sancho, nachdem der Senat den Beschlufs gefafst hatte die Legionen Caesars auf die Staatskasse zu übernehmen, zur Thür der Curie sprang und die Gefahr des Vaterlandes auf die Gasse hinausrief; dafs derselbe in seiner scurrilen Art die weifse Binde, die Pompeius um sein krankes Bein trug, ein deplacirtes Diadem hiefs; dafs der Consular Lentulus Marcellinus, da die Bürger ihm Beifall klatschten, es wohlgethan nannte jetzt zu klatschen, da es noch dem Bürger gestattet sei seine Meinung zu äufsern; dafs der Volkstribun Gaius Ateius Capito den Crassus bei seinem Abzug nach Syrien in allen Formen damaliger Theologie öffentlich den bösen Geistern überantwortete. Im Ganzen waren dies eitle Demonstrationen einer verbissenen Minorität; doch war dieselbe nicht völlig ohne Bedeutung, indem sie theils der im Stillen gährenden republikanischen Opposition Nahrung und Parole gab, theils auch wohl die Senatsmajorität, die doch im Grunde ganz dieselben Gesinnungen gegen die Machthaber hegte, zu einzelnen oppositionellen Beschlüssen fortrifs. Auch die Majorität fühlte das Bedürfnifs wenigstens zuweilen und in untergeordneten Dingen ihrem verhaltenen Groll Luft zu machen und namentlich, nach der Weise der widerwillig Servilen, ihren Groll gegen die grofsen Feinde in der Wuth gegen die kleinen auszulassen. Wo es nur anging, ward den Werkzeugen der Machthaber ein leiser Fufstritt versetzt: so wurde Gabinius das erbetene Dankfest verweigert (698), so Piso aus der Provinz abberufen, so vom Senat Trauer angelegt, als der Volkstribun Gaius Cato die Wahlen für 699 so lange hinderte, als der oppositionelle Consul Marcellinus noch im Amte war. Sogar Cicero, wie demüthig er immer vor den Machthabern sich neigte, liefs doch auch eine ebenso giftige wie geschmacklose Broschüre gegen Caesars Schwiegervater Piso ausgehen. Aber all diese kleinen oppositionellen Velleitäten der Senatsmajorität und nicht minder der resultatlose Widerstand der Minorität zeigen nur um so deutlicher, dafs das Regiment wie einst von der Bürgerschaft auf den Senat, so jetzt von diesem auf die Machthaber übergegangen und der Senat schon nicht viel mehr war als ein monarchischer Staatsrath. ‚Kein Mensch‘, klagten die Anhänger der ge-

stürzten Regierung, ‚gilt das Mindeste aufser den Dreien; die Herrscher sind allmächtig und sie sorgen dafür, dafs keiner darüber im Unklaren bleibe; der ganze Staat ist wie umgewandelt und gehorcht den Gebietern; unsere Generation wird einen Umschwung der Dinge nicht erleben.‘ Man lebte eben nicht mehr in der Republik, sondern in der Monarchie.

Aber wenn über das eigentliche Regierungswesen die Machthaber unumschränkt verfügten, so blieb noch ein von dem eigentlichen Regiment gewissermafsen abgesondertes politisches Gebiet, das leichter zu vertheidigen und schwerer zu erobern war: das der Wahlen der ordentlichen Beamten und das der Geschwornengerichte. Dafs die letzteren in den Gang der Regierung unmittelbar nicht eingreifen, aber überall und vor allem in Rom von dem das Staatswesen beherrschenden Geiste mit beherrscht werden, ist von selber klar. Die Wahlen der Beamten gehörten allerdings von Rechtswegen zu dem eigentlichen Regiment des Staates mit; allein da in dieser Zeit der Staat wesentlich durch aufserordentliche Beamte oder auch ganz titellose Männer verwaltet ward und selbst die höchsten ordentlichen Beamten, wenn sie der oppositionellen Richtung anhingen, doch auf die Staatsmaschine in irgend fühlbarer Weise einzuwirken nicht vermochten, so sanken die ordentlichen Beamten mehr und mehr herab zu Figuranten, wie sich denn auch eben die oppositionellsten von ihnen geradezu und mit vollem Recht als machtlose Nullen bezeichneten, ihre Wahlen also zu Demonstrationen. So konnte, nachdem die Opposition von dem eigentlichen Schlachtfeld bereits gänzlich verdrängt war, dennoch in den Wahlen und den Prozessen die Fehde noch fortgeführt werden. Die Machthaber sparten keine Mühe, um auch hier Sieger zu bleiben. Hinsichtlich der Wahlen hatten sie bereits in Luca für die nächsten Jahre die Candidatenlisten unter einander festgestellt und liefsen kein Mittel unversucht um die dort vereinbarten Candidaten durchzubringen. Zunächst zum Zweck der Wahlagitation spendeten sie ihr Gold aus. Jährlich wurden aus Caesars und Pompeius Heeren eine grofse Anzahl Soldaten auf Urlaub entlassen, um an den Abstimmungen in Rom theilnehmen zu können. Caesar pflegte selbst von Oberitalien aus in möglichster Nähe die Wahlbewegungen zu leiten und zu überwachen. Dennoch ward der Zweck nur sehr unvollkommen erreicht. Für 699 wurden zwar, dem Vertrag von Luca entsprechend, Pompeius und Crassus zu Consuln gewählt und der einzige ausharrende Candidat der Opposition Lucius Domitius beseitigt; allein schon dies war nur durch offenbare Gewalt durch-

gesetzt worden, wobei Cato verwundet ward und andere höchst ärgerliche Auftritte vorfielen. In den nächsten Consularwahlen für 700 aber ward gar allen Anstrengungen der Machthaber zum Trotz Domitius wirklich gewählt, und auch Cato siegte jetzt ob in der Bewerbung um die Praetur, in der ihn das Jahr zuvor zum Aergernifs der ganzen Bürgerschaft Caesars Client Vatinius aus dem Felde geschlagen hatte. Bei den Wahlen für 701 gelang es der Opposition unter andern Candidaten auch die der Machthaber der ärgerlichsten Wahlumtriebe so unwidersprechlich zu überweisen, dafs die Machthaber, auf die der Scandal zurückfiel, nicht anders konnten als sie fallen lassen. Diese wiederholten und argen Niederlagen der Dynasten auf dem Wahlschlachtfeld mögen zum Theil zurückzuführen sein auf die Unregierlichkeit der eingerosteten Maschinerie, die unberechenbaren Zufälligkeiten des Wahlgeschäfts, die Gesinnungsopposition der Mittelklassen, die mancherlei hier eingreifenden und die Parteistellung oft seltsam durchkreuzenden Privatrücksichten; die Hauptursache aber liegt anderswo. Die Wahlen waren in dieser Zeit wesentlich in der Gewalt der verschiedenen Clubs, in die die Aristokratie sich gruppirte; das Bestechungswesen war von denselben im umfassendsten Mafsstab und mit gröfster Ordnung organisirt. Dieselbe Aristokratie also, die im Senat vertreten war, beherrschte auch die Wahlen; aber wenn sie im Senat grollend nachgab, wirkte und stimmte sie hier im Geheimen und vor jeder Rechenschaft sicher den Machthabern unbedingt entgegen. Diese versuchten dem zu steuern durch ein strenges Strafgesetz gegen die clubbistischen Wahlumtriebe, das Crassus als Consul 699 durch die Bürgerschaft bestätigen liefs; dafs damit wenig erreicht ward, versteht sich von selbst und zeigen die Wahlumtriebe der nächsten Jahre. — Ebenso grofse Schwierigkeit machten den Machthabern die Geschwornengerichte. Bei ihrer dermaligen Zusammensetzung entschied in denselben neben dem auch hier einflufsreichen Senatsadel vorwiegend die Mittelklasse. Die Festsetzung eines hochgegriffenen Geschwornencensus durch ein von Pompeius 699 beantragtes Gesetz ist ein bemerkenswerther Beweis dafür, dafs die Opposition gegen die Machthaber ihren Hauptsitz in dem eigentlichen Mittelstand hatte und die hohe Finanz hier wie überall sich gefügiger als dieser erwies. Nichtsdestoweniger war der republikanischen Partei hier noch nicht aller Boden entzogen und sie ward nicht müde mit politischen Criminalanklagen zwar nicht die Machthaber selbst, aber wohl deren hervorragende Werkzeuge zu verfolgen. Dieser Prozefskrieg ward um so leb-

hafter geführt, als dem Herkommen gemäfs das Anklagegeschäft der senatorischen Jugend zukam und begreiflicher Weise unter diesen Jünglingen mehr als unter den älteren Standesgenossen noch republikanische Leidenschaft, frisches Talent und kecke Angriffslust zu finden war. Allerdings waren die Gerichte nicht frei; wenn die Machthaber ernstlich befahlen, wagten sie so wenig wie der Senat den Gehorsam zu verweigern. Keiner von den Gegnern wurde von der Opposition mit so grimmigem fast sprichwörtlich gewordenem Hasse verfolgt wie Vatinius, bei weitem der verwegenste und unbedenklichste unter den engeren Anhängern Caesars; aber sein Herr befahl und er ward von allen gegen ihn erhobenen Anklagen freigesprochen. Indefs Anklagen von Männern, die so wie Gaius Licinius Calvus und Gaius Asinius Pollio das Schwert der Dialektik und die Geifsel des Spottes zu schwingen verstanden, verfehlten ihr Ziel selbst dann noch nicht ganz, wenn sie scheiterten; und auch einzelne Erfolge blieben nicht aus. Meistens freilich wurden sie über untergeordnete Individuen davongetragen, allein es ward doch auch durch sie einer der höchstgestellten und verhafstesten Anhänger der Dynasten gestürzt, der Consular Gabinius, den die Geschwornen Ende 700 der Erpressungen schuldig fanden und ihn in die Verbannung schickten. Allerdings vereinigte gegen Gabinius mit dem unversöhnlichen Hafs der Aristokratie, die ihm das Seeräubergesetz so wenig vergab wie die wegwerfende Behandlung des Senats während seiner syrischen Statthalterschaft, sich die Wuth der hohen Finanz, der gegenüber er als Statthalter Syriens es gewagt hatte die Interessen der Provinzialen zu vertreten, und selbst der Groll des Crassus, dem er bei Uebergabe der Provinz Weitläuftigkeiten gemacht hatte. Sein einziger Schutz gegen alle diese Feinde war Pompeius und dieser hatte alle Ursache seinen fähigsten, keckſten und treuesten Adjutanten um jeden Preis zu vertheidigen; aber hier wie überall verstand er es nicht seine Macht zu gebrauchen und seine Clienten so zu vertreten, wie Caesar die seinigen vertrat. — Im Ganzen war auf dem Gebiet der Volkswahlen und der Geschwornengerichte der Erfolg der Machthaber nur ein sehr zweifelhafter und getheilter. Die Factoren, die hier herrschten, waren minder greifbar und eben darum weit schwerer zu terrorisiren oder zu corrumpiren als die unmittelbaren Organe der Regierung und Verwaltung. Die Gewalthaber stiefsen hier, namentlich in den Volkswahlen, auf die zähe Kraft der geschlossenen und in Coterien gruppirten Oligarchie, mit der man noch durchaus nicht fertig ist, wenn man ihr Regiment gestürzt hat und die um so

schwerer zu brechen ist, je verdeckter sie auftritt. Sie stiefsen hier ferner, namentlich in den Geschwornengerichten, auf den Widerwillen der Mittelklassen gegen das neue monarchische Regiment, den mit allen daraus entspringenden Verlegenheiten sie ebenso wenig zu beseitigen vermochten. Sie erlitten auf beiden Gebieten eine Reihe von Niederlagen, von denen die Wahlsiege der Opposition zwar nur den Werth von Demonstrationen hatten, da die Machthaber die Mittel besafsen und gebrauchten, um jeden mifsliebigen Beamten thatsächlich zu annulliren, die oppositionellen Criminalverurtheilungen aber in empfindlicher Weise sie brauchbarer Gehülfen beraubten. Wie die Dinge standen, vermochten die Machthaber die Volkswahlen und die Geschwornengerichte weder zu entbehren noch ausreichend zu beherrschen und die Opposition, wie sehr sie auch hier sich eingeengt fand, behauptete bis zu einem gewissen Grade doch den Kampfplatz.

Noch schwieriger aber erwies es sich der Opposition auf einem Felde zu begegnen, dem sie immer mehr sich zuwandte, je weiter sie aus der unmittelbaren politischen Thätigkeit herausgedrängt ward. Es war dies die Litteratur. Schon die gerichtliche Opposition war zugleich, ja vor allem eine litterarische, da die Reden regelmäfsig veröffentlicht wurden und als politische Flugschriften dienten. Rascher und schärfer noch trafen die Pfeile der Poesie. Die lebhafte hocharistokratische Jugend, noch energischer vielleicht der gebildete Mittelstand in den italischen Landstädten führten den Pamphleten- und Epigrammenkrieg mit Eifer und Erfolg. Neben einander fochten auf diesem Felde der vornehme Senatorensohn Gaius Licinius Calvus (672—706), der als Redner und Pamphletist ebenso wie als gewandter Dichter gefürchtet war, und die Municipalen von Cremona und Verona Marcus Furius Bibaculus (652—691) und Quintus Valerius Catullus (667—c.700), deren elegante und beifsende Epigramme pfeilschnell durch Italien flogen und sicher ihr Ziel trafen. Durchaus herrscht in der Litteratur dieser Jahre der oppositionelle Ton. Sie ist voll von grimmigem Hohn gegen den ‚grofsen Caesar‘, den ‚einzigen Feldherrn‘, gegen den liebevollen Schwiegervater und Schwiegersohn, welche den ganzen Erdkreis zu Grunde richten, damit es ihren verlotterten Günstlingen möglich werde die Spolien der langhaarigen Kelten durch die Strafsen Roms zu paradiren, mit der Beute der fernsten Insel des Westens königliche Schmäuse auszurichten und als goldregnende Concurrenten die ehrlichen Jungen daheim bei ihren Mädchen auszustechen. Es

ist in den catullischen Gedichten* und den sonstigen Trümmern der Litteratur dieser Zeit etwas von jener Genialität des persönlich-politischen Hasses, von jener in rasender Lust oder ernster Verzweiflung überschäumenden republikanischen Agonie, wie sie in mächtigerer Weise hervortreten in Aristophanes und Demosthenes. Wenigstens der einsichtigste der drei Herrscher erkannte es wohl, dafs es ebenso unmöglich war diese Opposition zu verachten wie durch Machtbefehl sie zu unterdrücken. So weit er konnte, versuchte Caesar die namhaftesten Schriftsteller persönlich zu gewinnen. Schon Cicero hatte die rücksichtsvolle Behandlung, die er vorzugsweise von Caesar erfuhr, zum guten Theil seinem litterarischen Ruf zu danken; aber der Statthalter Galliens verschmähte es nicht, selbst mit jenem Catullus durch Vermittlung des Vaters desselben, in dessen Hause Caesar abzusteigen pflegte, wenn er nach Verona kam, seinen Specialfrieden zu schliefsen und der junge Dichter, der den mächtigen General eben mit den bittersten und persönlichsten Sarkasmen überschüttet hatte, ward von demselben mit der schmeichelhaftesten Auszeichnung behandelt. Ja Caesar war genialisch genug um seinen litterarischen Gegnern auf ihr eigenes Gebiet zu folgen und als indirekte Abwehr vielfältiger Angriffe einen ausführlichen Gesammtbericht über die gallischen Kriege zu veröffentlichen, welcher die Nothwendigkeit und Verfassungsmäfsigkeit seiner Kriegführung mit glücklich angenommener Naivetät vor dem Publikum entwickelte. Allein poetisch und schöpferisch ist nun einmal unbedingt und ausschliefslich die Freiheit; sie und sie allein vermag es noch in der elendesten Carricatur, noch mit ihrem letzten Athemzug frische Naturen zu begeistern. Alle tüchtigen Elemente der Litteratur waren und blieben antimonarchisch, und wenn Caesar selbst sich auf dieses Gebiet wagen durfte ohne zu scheitern, so war der Grund doch nur, dafs er selbst sogar jetzt noch den grofsartigen Traum eines freien Gemeinwesens im

* Die uns aufbehaltene Sammlung ist voll von Beziehungen auf die Ereignisse der J. 699 und 700 und ward ohne Zweifel in dem letzteren bekannt gemacht; der jüngste Vorfall, dessen sie gedenkt, ist der Prozefs des Vatinius (Aug. 700). Hieronymus Angabe, dafs Catullus 697/8 gestorben, braucht also nur um wenige Jahre verschoben zu sein. Daraus, dafs Vatinius ‚bei seinem Consulat sich verschwört', hat man mit Unrecht geschlossen, dafs die Sammlung erst nach Vatinius Consulat (707) erschienen ist; es folgt daraus nur, dafs Vatinius, als sie erschien, schon erwartete Consul zu werden, wozu er bereits 700 alle Ursache hatte; denn ohne Zweifel stand sein Name mit auf der in Luca vereinbarten Candidatenliste (Cicero *ad Att.* 4, 8*b*, 2).

Sinne trug, den er freilich weder auf seine Gegner noch auf seine Anhänger zu übertragen vermochte. Die praktische Politik ward nicht unbedingter von den Machthabern beherrscht als die Litteratur von den Republikanern.

So standen die Dinge in der Hauptstadt. Die Herrscher entschlossen sich gegen die zwar machtlose, aber immer noch lästige und dreiste Opposition nachdrücklich einzuschreiten. Den Ausschlag gab, wie es scheint, die Verurtheilung des Gabinius (Ende 700). Man kam überein eine wenn auch nur zeitweilige Dictatur eintreten zu lassen nnd mittelst dieser neue Zwangsmafsregeln namentlich hinsichtlich der Wahlen und der Geschwornengerichte durchzusetzen. Als derjenige der Herrscher, dem zunächst die Regierung Roms und Italiens oblag, übernahm Pompeius die Ausführung dieses Beschlusses; sie trug denn auch den Stempel der ihm eigenen Schwerfälligkeit im Entschliefsen und im Handeln und seiner wunderlichen Unfähigkeit selbst da, wo er befehlen wollte und konnte, mit der Sprache herauszugehen. Die Forderung ihn mit der Dictatur zu bekleiden ward, wenn auch nur in Andeutungen und nicht durch Pompeius selbst, bereits Ausgang 700 im Senat vorgebracht; allein begreiflicher Weise scheute selbst die servile Majorität davor zurück das zu bewilligen, was der künftige Dictator selbst sich zu scheuen schien offen zu begehren. Als ostensibler Grund diente die fortwährende Clubs- und Bandenwirthschaft in der Hauptstadt, die durch Bestechungen und Gewaltthätigkeiten allerdings auf die Wahlen wie auf die Geschwornengerichte den verderblichsten Einflufs ausübte und den Krawall daselbst in Permanenz hielt; man mufs es zugeben, dafs sie es den Machthabern leicht machte ihre Exceptionalmafsregeln zu rechtfertigen. Die Agitation für die Wahlen von 701, die weit in dieses Jahr sich hineinzogen und erst im Juli 701 nach fast siebenmonatlichem Interregnum stattfanden, hatte bereits die ärgerlichsten Auftritte herbeigeführt und Pompeius erwünschten Anlafs gegeben dem Senat als das einzige Mittel den Knoten wo nicht zu lösen doch zu zerhauen immer bestimmter die Dictatur zu bezeichnen. Allein das entscheidende Befehlswort hatte er immer noch nicht gesprochen, und vielleicht wäre es noch lange ungesprochen geblieben, wenn nicht bei den Consularwahlen für 702 gegen die Candidaten der Machthaber Quintus Metellus Scipio und Publius Plautius Hypsacus, beide dem Pompeius persönlich nahe stehende und durchaus ergebene Männer, der verwegenste Parteigänger der republikanischen Opposition Titus Annius Milo als

Gegencandidat in die Schranken getreten wäre. Milo, ausgestattet mit physischem Muth, mit einem gewissen Talent zur Intrigue und zum Schuldenmachen und vor allem mit reichlich angeborener und sorgfältig ausgebildeter Dreistigkeit, hatte unter den politischen Industrierittern jener Tage sich einen Namen gemacht und war in seinem Handwerk nächst Clodius der renommirteste Mann, natürlich also auch mit diesem in tödtlichster Concurrenzfeindschaft. Clodius stand mit den Machthabern im Einvernehmen und spielte wieder den Ultrademokraten. Da also die eine Partei den Achill der Strafse acquirirt hatte, fiel der Hektor der Strafse der andern von selber zu: Milo ward Aristokrat, und die republikanische Opposition, die jetzt mit Catilina selbst Bündnifs geschlossen hätte, wenn er sich ihr angetragen, erkannte ihn bereitwillig an als ihren rechtmäfsigen Vorfechter in allen Krawallen. In der That waren die wenigen Erfolge, die sie auf diesem Schlachtfelde davon trug, das Werk Milos und seiner wohlgeschulten Fechterbande. So unterstützten denn hinwiederum Cato und die Seinigen Milos Bewerbung um das Consulat; selbst Cicero konnte nicht umhin seinen langjährigen Beschützer gegen Clodius und seines Feindes Feind zu empfehlen; und da Milo selbst weder Geld noch Gewalt sparte um seine Wahl durchzusetzen, so schien dieselbe gesichert. Für die Machthaber wäre sie nicht blofs eine neue empfindliche Niederlage gewesen, sondern auch eine drohende Gefahr; denn es war vorauszusehen, dafs der verwegene Parteigänger sich nicht so leicht wie Domitius und andere Männer der anständigen Opposition als Consul werde annulliren lassen. Da begab es sich, dafs zufällig unweit der Hauptstadt auf der appischen Strafse Achill und Hektor sich begegneten und zwischen den beiderseitigen Banden eine Balgerei entstand, in welcher Clodius selbst einen Säbelhieb in die Schulter erhielt und genöthigt ward in ein benachbartes Haus sich zu flüchten. Es war dies ohne Auftrag Milos geschehen; da die Sache aber so weit gekommen war und der Sturm nun doch einmal bestanden werden mufste, so schien das ganze Verbrechen Milo wünschenswerther und selbst minder gefährlich als das halbe; er befahl seinen Leuten den Clodius aus seinem Versteck hervorzuziehen und ihn niederzumachen (13. Jan. 702). Den Strafsenführern von der Partei der Machthaber, den Volkstribunen Titus Munatius Plancus, Quintus Pompeius Rufus und Gaius Sallustius Crispus erschien dieser Vorfall als ein passender Anlafs um im Interesse ihrer Herren Milos Candidatur zu vereiteln und Pompeius Dictatur durchzusetzen. Die Hefe des Pöbels, namentlich die Freigelassenen und

Sclaven, hatten mit Clodius ihren Patron und künftigen Befreier eingebüfst (S. 281); die erforderliche Aufregung war leicht bewirkt; nachdem der blutige Leichnam auf der Rednerbühne des Marktes in Parade ausgestellt und die dazu gehörigen Reden gehalten worden waren, ging der Krawall los. Zum Scheiterhaufen für den grofsen Befreier ward der Sitz der perfiden Aristokratie bestimmt: die Rotte trug den Körper in das Rathhaus und zündete das Gebäude an. Hierauf zog der Schwarm vor Milos Haus und hielt dasselbe belagert, bis dessen Bande die Angreifer mit Pfeilschüssen vertrieb. Weiter ging es vor das Haus des Pompeius und seiner Consularcandidaten, von denen jener als Dictator, diese als Consuln begrüfst wurden, und von da vor das des Zwischenkönigs Marcus Lepidus, dem die Leitung der Consulwahlen oblag. Da dieser pflichtmäfsig sich weigerte dieselben, wie die brüllenden Haufen es forderten, sofort zu veranstalten, so ward auch er fünf Tage lang in seiner Wohnung belagert gehalten. — Die Unternehmer dieser scandalösen Auftritte hatten ihre Rolle überspielt. Allerdings war auch ihr Herr und Meister entschlossen diesen günstigen Zwischenfall zu benutzen, um nicht blofs Milo zu beseitigen, sondern auch die Dictatur zu ergreifen; allein er wollte sie doch nicht von einem Haufen Knittelmänner empfangen, sondern vom Senat. Jetzt befahl er dem Senat sofort den Dictator zu ernennen und zog zugleich Truppen heran um die in der Hauptstadt herrschende und in der That allen Parteien unerträglich gewordene Anarchie niederzuschlagen. Der Senat gab also nach. Es war nur eine formelle Flause, dafs auf Vorschlag von Cato und Bibulus der Proconsul Pompeius unter Belassung seiner bisherigen Aemter statt zum Dictator zum ‚Consul ohne Collegen' ernannt ward (25 Schaltmonat* 702) — eine Flause, welche eine mit zwiefachem innerem Widerspruch behaftete** Benennung zuliefs, um nur die einfach sachbezeichnende zu vermeiden und die lebhaft erinnert an den weisen Beschlufs des verschollenen Junkerthums den Plebejern nicht das Consulat, sondern nur die consularische Gewalt einzuräumen (I, 188). — Also im legalen Besitz der Vollgewalt ging Pompeius an das Werk und schritt nachdrücklich vor gegen die in den Clubs und den Geschwornengerichten mächtige

* In diesem Jahr folgte auf den Januar mit 29 und den Februar mit 23 Tagen der Schaltmonat mit 28 und sodann der März.

** *Consul* heifst College (I, 159) und ein Consul, der zugleich Proconsul ist, ist ein zugleich wirklicher und stellvertretender Consul.

Opposition. Die bestehenden Wahlvorschriften wurden durch ein besonderes Gesetz wiederholt eingeschärft und durch ein anderes gegen die Wahlumtriebe, das für alle seit 684 begangenen Vergehen dieser Art rückwirkende Kraft erhielt, die bisher darauf gesetzten Strafen gesteigert. Die Geschwornencommissionen blieben zwar bestehen, aber das Recusationsrecht ward beschränkt und, was vielleicht noch wichtiger war, der Redefreiheit in den Gerichten Grenzen gesetzt, indem sowohl die Zahl der Advocaten als die jedem zugemessene Sprechzeit durch Maximalsätze beschränkt und die eingerissene Unsitte neben den That- auch noch Charakterzeugen oder sogenannte ‚Lobredner' zu Gunsten des Angeklagten beizubringen untersagt ward. Der gehorsame Senat decretirte auf Pompeius Wink, dafs durch den Raufhandel auf der appischen Strafse das Vaterland in Gefahr gerathen sei; demnach wurde für alle mit demselben zusammenhängenden Verbrechen durch ein Ausnahmegesetz eine Specialcommission bestellt, deren Mitglieder geradezu von Pompeius ernannt wurden. Es ward auch ein Versuch gemacht dem censorischen Amt wieder eine ernstliche Bedeutung zu verschaffen und durch dasselbe die tiefzerrüttete Bürgerschaft von dem schlimmsten Gesindel zu säubern. — Alle diese Mafsregeln erfolgten unter dem Drucke des Säbels. In Folge der Erklärung des Senats, dafs das Vaterland gefährdet sei, rief Pompeius in ganz Italien die dienstpflichtige Mannschaft unter die Waffen und nahm sie in Eid und Pflicht; vorläufig ward eine ausreichende und zuverlässige Truppe in das Capitol verlegt; bei jeder oppositionellen Regung drohte Pompeius mit bewaffnetem Einschreiten und stellte während der Prozefsverhandlungen über die Ermordung des Clodius allem Herkommen zuwider auf der Gerichtsstätte selbst Wache auf. — Der Plan zur Wiederbelebung der Censur scheiterte daran, dafs unter der servilen Senatsmajorität Niemand sittlichen Muth und Autorität genug besafs, um sich um ein solches Amt auch nur zu bewerben; übrigens erreichten die Machthaber ihren Zweck: die Opposition zu demüthigen und die Zügel straffer anzuziehen, vollkommen. Milo ward von den Geschwornen verurtheilt (8. April 703), Catos Bewerbung um das Consulat für 703 von den Machthabern vereitelt. Die Reden- und Pamphletenopposition erhielt durch die neue Prozefsordnung einen Schlag, von dem sie sich nicht wieder erholt hat; die gefürchtete gerichtliche Beredsamkeit ward damit von dem politischen Gebiet verdrängt und trug fortan die Zügel der Monarchie. Man fing an in diese sich zu finden. Als

Pompeius nicht lange nachher von einer ernsthaften Krankheit genas, ward seine Wiederherstellung durch ganz Italien mit all dem obligaten Freudigkeitsceremoniell gefeiert, das bei solchen Gelegenheiten in Monarchien üblich ist. Die Machthaber zeigten sich befriedigt: schon am 1. Aug. 702 legte Pompeius die Dictatur nieder und theilte das Consulat mit seinem Clienten Metellus Scipio. — Mit alle dem war der Opposition nicht jede Gelegenheit sich zu äufsern abgeschnitten; dies konnte nur gelingen, wenn man aus dem Leben der Nation die Volkswahlen, die Geschwornengerichte und die Litteratur gänzlich ausstrich. Aber bemerkenswerth ist es, dafs Pompeius, indem er der Opposition Fesseln anlegte, zugleich ihr durch seine Ungeschicklichkeit und innerliche Verkehrtheit wieder Vorschub that und ihr selbst unter seiner Dictatur einzelne für ihn empfindliche Triumphe verschaffte. Dafs die Tendenzmafsregeln, die die Herrscher zur Befestigung ihrer Macht ergriffen, officiell als im Interesse der öffentlichen Ruhe und Ordnung getroffene Verfügungen charakterisirt wurden und die Machthaber jeden Bürger, der die Anarchie nicht wolle, als mit ihnen wesentlich einverstanden bezeichneten, war in der Ordnung. Aber Pompeius trieb es mit dieser durchsichtigen Fiction so weit, dafs er zu Mitgliedern der Specialcommission zur Untersuchung des letzten Auflaufs statt sicherer Werkzeuge die achtbarsten Männer aller Parteien, sogar Cato ernannte und seinen Einflufs auf das Gericht wesentlich dazu anwandte um die Ordnung zu handhaben und das in den Gerichten dieser Zeit hergebrachte Spectakeln seinen Anhängern so gut wie den Gegnern unmöglich zu machen. Diese Neutralität des Regenten sah man den Urtheilen des Specialhofes an. Die Geschwornen wagten zwar nicht Milo selbst freizusprechen; aber die meisten untergeordneten Angeklagten von der Partei der republikanischen Opposition gingen frei aus, während die Verurtheilung unnachsichtlich diejenigen traf, die in dem letzten Krawall für Clodius, das heifst für die Machthaber Partei genommen hatten, unter ihnen nicht wenige von Pompeius vertrautesten Freunden, sogar seinen Candidaten zum Consulat Hypsaeus und die Volkstribune Plancus und Rufus, die in seinem Interesse die Emeute dirigirt hatten. Wenn Pompeius deren Verurtheilung nicht hinderte um unparteiisch zu erscheinen, so war dies eine Albernheit, und eine zweite, dafs er denn doch wieder in Nebendingen zu Gunsten seiner Freunde seine eigenen Gesetze verletzte, zum Beispiel im Prozefs des Plancus als Charakterzeuge auftrat, und einzelne ihm besonders nahe stehende Angeklagte,

wie den Metellus Scipio, in der That vor der Verurtheilung schützte. Wie gewöhnlich wollte er auch hier entgegengesetzte Dinge; und indem er versuchte zugleich den Pflichten des unparteiischen Regenten und des Parteihauptes Genüge zu thun, erfüllte er weder diese noch jene und erschien der öffentlichen Meinung mit Recht als despotischer Regent, seinen Anhängern mit gleichem Recht als ein Führer, der die Seinigen entweder nicht schützen konnte oder nicht schützen wollte.

KAPITEL IX.

Crassus Tod. Der Bruch der Gesammtherrscher.

Unter den Häuptern des ‚dreiköpfigen Ungeheuers' war Marcus Crassus Jahre lang mitgerechnet worden, ohne eigentlich mitzuzählen. Er diente den wirklichen Machthabern Pompeius und Caesar als Gleichgewichtstein, oder genauer gesagt, er fiel mit in Caesars Wagschale gegen Pompeius. Diese Rolle des überzähligen Collegen ist nicht allzu ehrenvoll; aber Crassus ward nie durch leidenschaftliches Ehrgefühl gehindert seinen Vortheil zu verfolgen. Er war Kaufmann und liefs mit sich handeln. Was ihm geboten ward, war nicht viel; aber da mehr nicht zu erhalten war, nahm er es an und suchte den nagenden Ehrgeiz und den Verdrufs über seine der Macht so nahe und doch machtlose Stellung über den ihm immer höher sich häufenden Goldbergen zu vergessen. Aber die Conferenz zu Luca wandelte auch für ihn die Verhältnisse um. Um nach den ausgedehnten Zugeständnissen an Pompeius auch ferner gegen ihn im Uebergewicht zu bleiben, gab Caesar seinem alten Verbündeten Crassus Gelegenheit durch den parthischen Krieg eben dahin in Syrien zu gelangen, wohin Caesar durch den keltischen in Gallien gelangt war. Es war schwer zu sagen, ob diese neuen Aussichten mehr den Heifshunger nach Golde reizten, der dem jetzt sechzigjährigen Manne zur andern Natur geworden war und mit jeder neu erworbenen Million nur um so zehrender ward, oder mehr den in der Brust des Graukopfs lange mühsam niedergekämpften und jetzt mit unheimlichem Feuer in ihr glühenden Ehrgeiz. Bereits Anfang 700 traf er in Syrien ein; nicht einmal den Ablauf seines

Consulats hatte er abgewartet um aufzubrechen. Voll hastiger Leidenschaft schien er jede Minute auskaufen zu wollen um das Versäumte nachzuholen, zu den Schätzen des Westens noch die des Ostens einzuthun, Feldherrnmacht und Feldherrnruhm rasch wie Caesar und mühelos wie Pompeius zu erjagen.

Er fand den parthischen Krieg bereits eingeleitet. Pompeius illoyales Verfahren gegen die Parther ist früher erzählt worden (S. 133); er hatte die vertragsmäfsige Euphratgrenze nicht respectirt und zu Gunsten Armeniens, das jetzt römischer Clientelstaat war, mehrere Landschaften vom parthischen Reich abgerissen. König Phraates hatte sich das gefallen lassen; nachdem er aber von seinen beiden Söhnen Mithradates und Orodes ermordet worden war, erklärte der neue König Mithradates dem König von Armenien, des kürzlich verstorbenen Tigranes Sohn Artavasdes, sofort den Krieg (um 698*). Es war dies zugleich eine Kriegserklärung gegen Rom; so wie daher der Aufstand der Juden unterdrückt war, führte der tüchtige und muthige Statthalter Syriens Gabinius die Legionen über den Euphrat. Im Partherreich war indefs inzwischen eine Umwälzung eingetreten: die Grofsen des Reiches, an ihrer Spitze der junge kühne und talentvolle Fürst Surenas, hatten den König Mithradates gestürzt und dessen Bruder Orodes auf den Thron gesetzt. Mithradates machte defshalb gemeinschaftliche Sache mit den Römern und begab sich in Gabinius Lager. Alles versprach dem Unternehmen des römischen Statthalters den besten Erfolg, als er unvermuthet Befehl bekam, den König von Aegypten mit Waffengewalt nach Alexandreia zurückzuführen (S. 147). Er mufste gehorchen; aber in der Erwartung bald wieder zurück zu sein veranlafste er den bei ihm Hülfe bittenden König inzwischen auf eigene Faust den Krieg zu eröffnen. Mithradates that es und besetzte auch Seleukeia uud Babylon; aber Seleukeia nahm Surenas, er der Feldherr persönlich der erste auf der Zinne, mit stürmender Hand ein und in Babylon mufste Mithradates selbst, durch Hunger bezwungen, sich ergeben, worauf er auf Befehl des Bruders hingerichtet ward. Sein Tod war ein fühlbarer Verlust für die Römer; aber die Gährung im parthischen Reich war damit keineswegs zu Ende; auch der armenische Krieg währte noch fort und verhinderte ernstliche Rüstungen gegen Rom. Eben war Gabinius im Begriff nach Beendigung des ägyptischen Feldzugs

* Tigranes lebte noch im Febr. 698 (Cic. *pro Sest.* 27, 59); dagegen herrschte Artavasdes schon vor 700 (Justin 42, 2, 4; Plut. *Crass.* 49).

die immer noch günstige Gelegenheit zu nutzen und den unterbrochenen parthischen Krieg wieder aufzunehmen, als Crassus in Syrien eintraf und mit dem Commando zugleich die Pläne seines Vorgängers übernahm. Voll hochfliegender Hoffnungen schlug er die Schwierigkeiten des Marsches gering, die Widerstandskraft der feindlichen Heere noch geringer an; zuversichtlich sprach er nicht blofs von der Unterwerfung der Parther, sondern eroberte schon in Gedanken die Reiche von Baktrien und Indien.

Eile indefs hatte der neue Alexander nicht. Er fand, bevor er so grofse Pläne ins Werk setzte, noch Mufse zu sehr weitläuftigen und sehr einträglichen Nebengeschäften. Die Tempel der Derketo in Hierapolis Bambyke, des Jehovah in Jerusalem und andere reiche Heiligthümer der syrischen Provinz wurden auf Crassus Befehl ihrer Schätze beraubt und von allen Unterthanen Zuzug oder lieber noch statt desselben Geldsummen beigetrieben. Die militärischen Operationen des ersten Sommers beschränkten sich auf eine umfassende Recognoscirung in Mesopotamien; der Euphrat ward überschritten, bei Ichnae (am Belik nördlich von Rakkah) der parthische Satrap geschlagen und die nächstliegenden Städte, darunter das ansehnliche Nikephorion (Rakkah) besetzt, worauf man mit Zurücklassung von Besatzungen in denselben wieder nach Syrien zurückging. Man hatte bisher geschwankt, ob es rathsamer sei auf dem Umweg über Armenien oder auf der geraden Strafse durch die mesopotamische Wüste die Parther anzugreifen. Der erste Weg durch gebirgige und von zuverlässigen Verbündeten beherrschte Landschaften empfahl sich durch gröfsere Sicherheit; König Artavasdes kam selbst in das römische Hauptquartier um diesen Feldzugsplan zu befürworten. Allein jene Recognoscirung entschied für den Marsch durch Mesopotamien. Die zahlreichen und blühenden griechischen und halbgriechischen Städte in den Landschaften am Euphrat und Tigris, vor allen die Weltstadt Seleukeia, waren der parthischen Herrschaft durchaus abgeneigt; wie früher die Bürger von Karrhae (S. 130), so hatten jetzt alle von den Römern berührten griechischen Ortschaften es mit der That bewiesen, dafs sie bereit waren die unerträgliche Fremdherrschaft abzuschütteln und die Römer als Befreier, beinahe als Landsleute zu empfangen. Der Araberfürst Abgaros, der die Wüste um Edessa und Karrhae und damit die gewöhnliche Strafse vom Euphrat an den Tigris beherrschte, hatte im Lager der Römer sich eingefunden um dieselben seiner Ergebenheit persönlich zu versichern. Durchaus

hatten die Parther sich unvorbereitet gezeigt. So ward denn der Euphrat (bei Biradjik) überschritten. Um von da an den Tigris zu gelangen, konnte man einen zwiefachen Weg wählen. Entweder rückte das Heer am Euphrat hinab bis auf die Höhe von Seleukeia, wo der Euphrat und der Tigris nur noch wenige Meilen von einander entfernt sind; oder man schlug sogleich nach dem Uebergang quer durch die grofse mesopotamische Wüste auf der kürzesten Linie den Weg zum Tigris ein. Der erste Weg führte zunächst nach der parthischen Hauptstadt Ktesiphon, die Seleukeia gegenüber am andern Ufer des Tigris lag; es erhoben sich für diesen im römischen Kriegsrath mehrere gewichtige Stimmen und namentlich der Quästor Gaius Cassius Longinus wies auf die Schwierigkeiten des Wüstenmarsches und auf die bedenklichen Berichte hin, welche über die Kriegsvorbereitungen der Parther von den römischen Besatzungen am linken Euphratufer einliefen. Allein damit im Widerspruch meldete der arabische Fürst Abgaros, dafs die Parther beschäftigt seien ihre westlichen Landschaften zu räumen. Bereits seien ihre Schätze eingepackt und ihr Zug in Bewegung, um sich zu den Hyrkanern und Skythen zu flüchten; nur durch einen Gewaltmarsch auf dem kürzesten Wege sei es überhaupt noch möglich sie zu erreichen; durch einen solchen werde es aber auch wahrscheinlich gelingen wenigstens den Nachtrab der grofsen Armee unter Surenas und Sillakes einzuholen und aufzureiben und ungeheure Beute zu gewinnen. Diese Rapporte der befreundeten Beduinen entschieden über die Marschrichtung: das römische Heer, bestehend aus sieben Legionen, 4000 Reitern und 4000 Schleuderern und Schützen, wandte vom Euphrat sich ab und hinein in die unwirthlichen Ebenen des nördlichen Mesopotamiens. Weit und breit zeigte sich kein Feind; nur Hunger und Durst und die endlose Sandwüste schienen an den Pforten des Ostens Wache zu halten. Endlich, nach vieltägigem mühseligem Marsch, zeigten sich unweit des ersten Flusses, den das römische Heer zu überschreiten hatte, des Balissos (Belik), die ersten feindlichen Reiter. Abgaros mit seinen Arabern ward ausgesandt um zu kundschaften; die Reiterschaaren wichen zurück bis an und über den Flufs und verschwanden in der Ferne, verfolgt von Abgaros und den Seinen. Vergebens harrte man auf seine Rückkehr mit genauerer Kundschaft. Der Feldherr war ungeduldig endlich an den ewig zurückweichenden Feind heranzukommen; sein junger tapferer Sohn Publius, der mit der gröfsten Auszeichnung in Gallien unter Caesar gefochten hatte (S. 227. 243) und von diesem

an der Spitze einer keltischen Reiterschaar zur Unterstützung des Vaters im parthischen Kriege entsandt worden war, brannte vor stürmischer Kampflust. Das Zeichen zum Aufbruch ward gegeben, der Balissos überschritten, das Heer nach kurzer ungenügender Mittagrast ohne Aufenthalt im Sturmschritt vorwärts gegen den Feind geführt. Da erschollen plötzlich rings umher die Kesselpauken der Parther; auf allen Seiten sah man ihre seidenen goldgestickten Fahnen flattern, ihre Eisenhelme und Panzer im Strahl der heifsen Mittagssonne glänzen; und neben ihnen hielt Fürst Abgaros mit seinen Beduinen.

Man begriff zu spät, in welches Netz man sich hatte verstricken lassen. Mit sicherem Blick hatte Surenas sowohl die Gefahr durchschaut wie die Mittel ihr zu begegnen. Mit orientalischem Fufsvolk war gegen die römische Linieninfanterie nichts anzufangen: Surenas hatte sich ihrer entledigt und diese auf dem Hauptschlachtfeld unbrauchbare Masse unter König Orodes eigener Führung gegen Armenien gesandt, wodurch König Artavasdes verhindert ward die versprochenen 10000 schweren Reiter zu Crassus Heer stofsen zu lassen, die dieser jetzt schmerzlich vermifste. Surenas selbst trat der römischen in ihrer Art unübertrefflichen Taktik mit einer vollkommen verschiedenen gegenüber. Sein Heer bestand ausschliefslich aus Reiterei; die Linie bildeten die schweren Reiter, mit langen Stofslanzen bewaffnet und Mann und Rofs durch metallene Schuppenpanzer oder Lederkoller und durch ähnliche Schienen geschirmt; die Masse der Truppen bestand aus berittenen Bogenschützen. Diesen gegenüber waren die Römer in den gleichen Waffen sowohl der Zahl wie der Tüchtigkeit nach durchaus im Nachtheil. Ihre Linieninfanterie, wie vorzüglich sie auch im Nahkampf, sowohl auf kurze Distanz mit dem schweren Wurfspeer* als im Handgemenge mit dem Schwert war, konnte doch eine blofs aus Reiterei bestehende Armee nicht nach Gefallen zum Nahkampf zwingen und fand, wenn es dazu kam, in den eisenstarrenden Schaaren der Lanzenreiter einen auch hierin ihr gewachsenen, wo nicht überlegenen Gegner. Einem Heer gegenüber, wie das des Surenas war, stand das römische strategisch im Nachtheil, weil die Reiterei die Communicationen beherrschte; taktisch, weil jede Nahwaffe der Fern-

* Das Pilum, das nur auf eine Distanz von zehn bis höchstens zwanzig Schritten geworfen wird, gehört zu den Nahwaffen; seiner militärischen Bedeutung nach hat man das Abwerfen der Pila vor dem Angriff mit dem Schwert treffend mit unserer Gewehrsalve vor dem Bajonettangriff verglichen.

waffe unterliegen mufs, wenn jene nicht zum Kampfe Mann gegen Mann zu gelangen vermag. Die concentrirte Stellung, auf der die ganze römische Kriegsweise beruhte, steigerte einem solchen Angriff gegenüber die Gefahr; je dichter die römische Colonne sich schaarte, desto unwiderstehlicher ward allerdings ihr Stofs, aber desto weniger fehlten auch die Fernwaffen ihr Ziel. Unter gewöhnlichen Verhältnissen, wo Städte zu vertheidigen und Bodenschwierigkeiten zu berücksichtigen sind, wäre es nicht möglich jene blofs mit Reiterei gegen Fufsvolk operirende Taktik vollkommen durchzuführen; in der mesopotamischen Wüste, wo das Heer fast wie das Schiff auf der hohen See viele Tagemärsche hindurch weder auf ein Hindernifs noch auf einen strategischen Anhaltspunct traf, war diese Kriegführung eben darum so unwiderstehlich, weil die Verhältnisse gestatteten sie in ihrer ganzen Reinheit und also in ihrer ganzen Gewalt zu entwickeln. Hier vereinigte sich alles um die fremden Fufsgänger gegen die einheimischen Reiter in Nachtheil zu setzen. Wo der schwerbeladene römische Infanterist mühsam durch den Sand oder die Steppe sich hinschleppte und auf dem pfadlosen durch weit auseinander gelegene und schwer aufzufindende Quellen bezeichneten Wege vor Hunger und mehr noch vor Durst verkam, flog der parthische Reitersmann, von Kindesbeinen an gewohnt auf seinem Thier zu sitzen, ja fast auf demselben zu leben, auf seinem geschwinden Rofs oder Kameel leicht durch die Wüste, deren Ungemach er seit langem sich zu erleichtern und im Nothfall zu ertragen gewöhnt war. Hier fiel kein Regen, der die unerträgliche Hitze gemildert und die Bogensehnen und Schleuderriemen der feindlichen Schützen und Schleuderer erschlafft hätte; hier war an vielen Stellen es kaum möglich in dem tiefen Sande ordentliche Gräben und Wälle für das Lager zu ziehen. Kaum vermag die Phantasie eine Lage zu erdenken, in der die militärischen Vortheile mehr auf der einen, die Nachtheile mehr auf der andern Seite wären. — Auf die Frage, unter welchen Verhältnissen bei den Parthern diese neue Taktik entstand, die erste nationale, die auf ihrem rechten Terrain sich der römischen überlegen erwies, können wir leider nur mit Muthmafsungen antworten. Die Lanzenreiter und berittenen Bogenschützen an sich sind im Orient uralt und bildeten bereits die Kerntruppen in den Heeren des Kyros und Dareios. Aber bisher waren diese Waffen nur nebenbei und wesentlich zur Deckung der durchaus unbrauchbaren Infanterie verwendet worden und die parthischen Heere weichen hierin von den übrigen orientalischen ab; es werden parthische Armeen erwähnt, die zu

fünf Sechsteln aus Fufsvolk bestanden. Hier dagegen trat die Reiterei zum ersten Mal ganz selbstständig auf und es erhielt diese Waffe dadurch eine ganz neue Verwendung und einen ganz anderen Werth. Die unwiderstehliche Ueberlegenheit des römischen Fufsvolks im Nahkampf scheint unabhängig von einander die Gegner Roms in den verschiedensten Weltgegenden zu gleicher Zeit und mit ähnlichem Erfolg darauf geführt zu haben ihnen mit der Reiterei und dem Fernkampf entgegenzutreten. Was Cassivellaunus in Britannien vollständig (S. 246), Vercingetorix in Gallien zum Theil gelang (S. 256), was bis zu einem gewissen Grade schon Mithradates Eupator versuchte (S. 64), das hat Surenas nur in gröfserem Mafsstab und vollständiger durchgeführt; wobei es ihm namentlich zu Statten kam, dafs er in der schweren Cavallerie das Mittel eine Linie zu bilden, in dem im Orient nationalen und vornämlich in den persischen Landschaften mit meisterticher Schützenkunst gehandhabten Bogen eine wirksame Fernwaffe, endlich in den Eigenthümlichkeiten des Landes und des Volkes die Möglichkeit fand seinen genialen Gedanken rein zu realisiren. Es bereitete hier, wo der römischen Nahwaffe und dem römischen Concentrirungssystem zum ersten Mal die Fernwaffe und das Deployirungssystem überlegen gegenübertraten, diejenige militärische Revolution sich vor, die erst mit der Einführung des Feuergewehrs ihren vollständigen Abschlufs erhalten hat.

Unter diesen Verhältnissen ward sechs Meilen südlich von Karrhae (Harran), wo römische Besatzung stand, in nördlicher Richtung etwas näher an Ichnae, inmitten der Sandwüste die erste Schlacht zwischen Römern und Parthern geschlagen. Die römischen Schützen wurden vorgesandt, wichen aber augenblicklich zurück vor der ungeheuren Ueberzahl und der weit gröfseren Spannkraft und Tragweite der parthischen Bogen. Die römische Armee, die trotz der Mahnung der einsichtigeren Offiziere sie möglichst entfaltet gegen den Feind zu führen, in ein dichtes Viereck von zwölf Cohorten an jeder Seite gestellt worden war, war bald überflügelt und von den furchtbaren Pfeilen überschüttet, die hier auch ungezielt ihren Mann trafen und denen die Legionen mit nichts auch nur zu erwiedern vermochten. Die Hoffnung, dafs der Feind sich verschiefsen möge, verschwand bei einem Blick auf die endlose Reihe der mit Pfeilen beladenen Kameele. Die Parther, immer weiter sich ausdehnend, waren im Begriff die Ueberflügelung in eine Umzingelung zu verwandeln, als Publius Crassus mit einem auserlesenen Corps von Reitern, Schützen und Linieninfanterie zum Angriff gegen sie vorrückte. Der Aus-

fall gelang; der Feind gab es auf den Kreis zu schliefsen und wich zurück, hitzig verfolgt von dem ungestümen Führer der Römer. Aber als das Corps des Publius die Hauptarmee ganz aus dem Gesicht verloren hatte, hielten die schweren Reiter ihm gegenüber Stand und die von allen Seiten herbeieilenden parthischen Haufen zogen wie ein Netz sich um dasselbe zusammen. Publius, der unter den Pfeilen der berittenen Schützen die Seinigen dicht und nutzlos um sich fallen sah, stürzte verzweifelt mit seiner unbepanzerten keltischen Reiterei sich auf die eisenstarrenden Lanzenreiter der Feinde; allein die todesverachtende Tapferkeit seiner Kelten, die die Lanzen mit den Händen packten oder von den Pferden sprangen um die der Feinde niederzustechen, that ihre Wunder umsonst. Die Trümmer des Corps, unter ihnen der am Schwertarm verwundete Führer, wurden auf eine kleine Anhöhe gedrängt, wo sie den feindlichen Schützen erst recht zur bequemen Zielscheibe dienten. Mesopotamische Griechen, die der Gegend genau kundig waren, beschworen den Crassus mit ihnen abzureiten und einen Versuch zu machen sich zu retten; aber er weigerte sich sein Schicksal von dem der tapferen Männer zu trennen, die sein verwegener Muth in den Tod geführt hatte und liefs von der Hand seines Schildträgers sich durchbohren. Gleich ihm gaben die meisten noch übrigen Offiziere sich selber den Tod. Von der ganzen gegen 6000 Mann starken Abtheilung wurden nicht mehr als etwa 500 gefangen; zu retten vermochte sich keiner. Gegen das Hauptheer hatte inzwischen der Angriff nachgelassen und man rastete nur zu gern, bis das Ausbleiben jeder Meldung von dem entsandten Corps aus der trügerischen Ruhe aufschreckte und man sich in Bewegung setzte um dasselbe aufzusuchen. Allein als der Vater der Wahlstatt sich näherte, ward ihm bereits das Haupt des Sohnes auf einer Stange entgegengetragen; und abermals begann gegen das Hauptheer die schreckliche Schlacht mit demselben Ungestüm und derselben hoffnungslosen Gleichförmigkeit. Man vermochte weder die Lanzenreiter zu sprengen noch die Schützen zu erreichen; erst die Nacht machte dem Morden ein Ende. Hätten die Parther auf dem Schlachtfeld bivouakirt, es wäre schwerlich vom römischen Heer ein Mann entkommen. Allein unfähig wie sie waren ein Handgemenge zu bestehen und darum besorgt vor einem Ueberfall hatten sie die Gewohnheit niemals hart am Feinde zu lagern; höhnisch riefen sie den Römern zu, dafs sie dem Feldherrn eine Nacht schenkten um seinen Sohn zu beweinen und jagten davon, um am andern Morgen wiederzukehren und das blutend am Boden liegende Wild abzu-

fangen. Natürlich warteten die Römer den Morgen nicht ab. Die Unterfeldherren Cassius und Octavius — Crassus selbst hatte gänzlich den Kopf verloren — ordneten an was unvermeidlich war, dafs das Heer mit Zurücklassung der sämmtlichen — angeblich 4000 — Verwundeten und Versprengten sofort und in möglichster Stille aufbreche. Dafs die Parther, als sie den folgenden Tag wiederkamen, zunächst sich daran machten die zerstreut Zurückgelassenen aufzusuchen und niederzumetzeln, und dafs die Besatzung und die Einwohnerschaft von Karrhae, durch Ausreifser frühzeitig von der Katastrophe in Kenntnifs gesetzt, schleunigst der geschlagenen Armee entgegengerückt waren, rettete die Trümmer derselben von der wie es schien unausbleiblichen Vernichtung. An eine Belagerung von Karrhae konnten die parthischen Reiterschaaren natürlich nicht denken; allein bald brachen die Römer freiwillig auf, sei es durch Mangel an Lebensmitteln genöthigt, sei es in Folge der muthlosen Uebereilung des Oberfeldherrn, den die Soldaten vom Commando zu entfernen und dasselbe dem Cassius zu übertragen vergeblich versucht hatten. Man schlug die Richtung ein nach den armenischen Bergen; die Nacht marschirend und am Tage rastend erreichte Octavius mit einem Haufen von 5000 Mann die Festung Sinnaka, die nur noch einen Tagemarsch von den sichernden Höhen entfernt war, und befreite sogar mit eigener Lebensgefahr den Oberfeldherrn, den der Führer irre geleitet und dem Feinde preisgegeben hatte. Da ritt Surenas vor das römische Lager, um im Namen des Königs Orodes den Römern Frieden und Freundschaft zu bieten und auf eine persönliche Zusammenkunft mit dem feindlichen Feldherrn anzutragen. Das römische Heer, demoralisirt wie es war, beschwor, ja zwang seinen Führer das Anerbieten anzunehmen. Surenas empfing den Consular und dessen Stab mit den üblichen Ehren und erbot sich aufs Neue einen Freundschaftspact abzuschliefsen; nur forderte er, mit gerechter Bitterkeit an das Schicksal der mit Lucullus und Pompeius abgeschlossenen Verträge hinsichtlich der Euphratgrenze erinnernd (S. 133), dafs derselbe sogleich schriftlich abgefafst werde. Ein reichgeschmückter Zelter ward vorgeführt: es war ein Geschenk des Königs für den römischen Oberfeldherrn; die Diener des Surenas drängten sich um diesen, beeifert ihn auf das Pferd zu heben. Es schien den römischen Offizieren, als beabsichtige man sich der Person des Oberfeldherrn zu bemächtigen; Octavius, unbewaffnet wie er war, rifs einem der Parther das Schwert aus der Scheide und stiefs den Pferdeknecht nieder. In dem Auf-

lauf, der hieraus sich entspann, wurden die römischen Offiziere alle getödtet; auch der greise Oberfeldherr wollte, wie sein Grofsohm (II, 52), dem Feind nicht lebend als Trophäe dienen und zog den Tod der Gefangenschaft vor. Die im Lager zurückgebliebene führerlose Menge ward zum Theil gefangen, zum Theil versprengt. Was der Tag von Karrhae begonnen hatte, vollendete der von Sinnaka (9. Juni 701); beide nahmen ihren Platz neben den Daten von der Allia, von Cannae und von Arausio. Die Euphratarmee war nicht mehr. Nur der Reiterschaar des Gaius Cassius, welche bei dem Abmarsch von Karrhae von dem Hauptheer abgesprengt worden war, und einigen anderen zerstreuten Haufen und vereinzelten Flüchtlingen gelang es sich den Parthern und den Beduinen zu entziehen und einzeln den Rückweg nach Syrien zu finden. Von über 40000 römischen Legionaren, die den Euphrat überschritten hatten, kam nicht der vierte Mann zurück; die Hälfte war umgekommen; gegen 10000 römische Gefangene wurden von den Siegern im äufsersten Osten ihres Reiches, in Antiochia Margiane, nach parthischer Art als heerpflichtige Leibeigene angesiedelt. Zum ersten Male, seit die Adler die Legionen führten, waren dieselben in diesem Jahre zu Siegeszeichen in den Händen der Feinde, fast gleichzeitig eines deutschen Stammes im Westen (S. 250) und im Osten der Parther geworden. Von dem Eindruck, den die Niederlage der Römer im Osten machte, ist uns leider keine ausreichende Kunde geworden; aber tief und bleibend mufs er gewesen sein. König Orodes richtete eben die Hochzeit seines Sohnes Pakoros mit der Schwester seines neuen Verbündeten, des Königs Artavasdes von Armenien aus, als die Siegesbotschaft bei ihm einlief und nach orientalischer Sitte zugleich mit ihr der abgehauene Kopf des Crassus. Schon war die Tafel aufgehoben und eine der wandernden kleinasiatischen Schauspielertruppen, wie sie in jener Zeit zahlreich bestanden und die hellenische Poesie und die hellenische Bühnenkunst bis tief in den Osten hinein trugen, führte vor dem versammelten Hofe Euripides Bakchen auf. Der Schauspieler, der die Rolle der Agaue spielte, welche in wahnsinnig dionysischer Begeisterung ihren Sohn zerrissen hat und nun, mit dem Haupte desselben auf dem Thyrsus, vom Kithaeron zurückkehrt, vertauschte dieses mit dem blutigen Kopfe des Crassus, und zum unendlichen Jubel seines Publicums von halbhellenisirten Barbaren begann er aufs Neue das wohlbekannte Lied:

Wir bringen vom Berge
Nach Hause getragen

Die herrliche Beute,
Das blutende Wild.

Es war seit den Zeiten der Achaemeniden der erste ernsthafte Sieg, den die Orientalen über den Occident erfochten; und wohl lag auch darin ein tiefer Sinn, dafs zur Feier dieses Sieges das schönste Erzeugnifs der occidentalischen Welt, die griechische Tragödie durch ihre herabgekommenen Vertreter in grotesk grausiger Weise sich selber parodirte. Das römische Bürgerthum und der Genius von Hellas fingen gleichzeitig an sich auf die Ketten des Sultanismus zu schicken.

Die Katastrophe, entsetzlich an sich, schien auch in ihren Folgen furchtbar werden und die Grundfesten der römischen Macht im Osten erschüttern zu sollen. Es war das Wenigste, dafs die Parther jetzt jenseit des Euphrat unbeschränkt schalteten, dafs Armenien, nachdem es schon vor der Katastrophe des Crassus vom römischen Bündnifs abgefallen war, jetzt ganz in parthische Clientel gerieth, dafs den treuen Bürgern von Karrhae durch den von den Parthern ihnen gesetzten neuen Herrn, einen der verrätherischen Wegweiser der Römer Namens Andromachos, ihre Anhänglichkeit an die Occidentalen bitter vergolten ward. Alles Ernstes schickten die Parther sich an nun ihrerseits die Euphratgrenze zu überschreiten und im Verein mit den Armeniern und den Arabern die Römer aus Syrien zu vertreiben. Die Juden und andere Völkerschaften mehr harrten hier der Erlösung von der römischen Herrschaft nicht minder ungeduldig wie die Hellenen jenseit des Euphrat der von der parthischen; in Rom stand der Bürgerkrieg vor der Thür; der Angriff eben hier und eben jetzt war eine schwere Gefahr. Allein zum Glücke Roms hatten auf beiden Seiten die Führer gewechselt. Sultan Orodes verdankte dem heldenmüthigen Fürsten, der ihm die Krone aufgesetzt und das Land von den Feinden gesäubert hatte, zu viel, um sich seiner nicht baldmöglichst durch den Henker zu entledigen. Surenas Platz als Oberfeldherr der nach Syrien bestimmten Invasionsarmee füllte ein Prinz aus, des Königs Sohn Pakoros, dem seiner Jugend und Unerfahrenheit wegen der Fürst Osakes als militärischer Rathgeber beigegeben werden mufste. Andrerseits übernahm bei den Römern an Crassus Stelle das Commando in Syrien interimistisch der besonnene und entschlossene Quästor Gaius Cassius. Da die Parther, eben wie früher Crassus, den Angriff nicht beeilten, sondern in den Jahren 701 und 702 nur schwache schnell zurückgeworfene Streifschaaren über den Euphrat sandten, so behielt Cassius Zeit das Heer einigermafsen zu reorganisiren und die

Juden, die die Erbitterung über die von Crassus verübte Spoliation des Tempels wieder einmal unter die Waffen getrieben hatte, mit Hülfe des treuen Anhängers der Römer Antipatros zum Gehorsam zurückzubringen. Die römische Regierung hätte volle Zeit gehabt zur Vertheidigung der bedrohten Grenze frische Truppen zu senden; allein es unterblieb über den Convulsionen der beginnenden Revolution und als endlich im J. 703 die grofse parthische Invasionsarmee am Euphrat erschien, hatte Cassius immer noch nur die zwei schwachen aus den Trümmern der Armee des Crassus gebildeten Legionen ihr entgegenzustellen. Natürlich konnte er damit weder den Uebergang wehren noch die Provinz vertheidigen. Syrien ward von den Parthern überrannt und ganz Vorderasien zitterte. Allein die Parther verstanden es nicht Städte zu belagern; von Antiochia, in das Cassius mit seinen Truppen sich geworfen hatte, zogen sie nicht blofs unverrichteter Sache ab, sondern wurden auf dem Rückzug am Orontes noch durch Cassius Reiterei in einen Hinterhalt gelockt und hier durch die römische Infanterie übel zugerichtet; Fürst Osakes selbst war unter den Todten und Freund und Feind ward hier inne, dafs die parthische Armee unter einem gewöhnlichen Feldherrn und auf einem gewöhnlichen Terrain nicht viel mehr leiste als jede andere orientalische. Indefs aufgegeben war der Angriff nicht. Noch im Winter 703/4 lagerte Pakoros in Kyrrhestike diesseit des Euphrat; und der neue Statthalter Syriens, Marcus Bibulus, ein ebenso elender Feldherr wie unfähiger Staatsmann, wufste nichts Besseres zu thun als sich in seine Festungen einzuschliefsen. Allgemein ward erwartet, dafs der Krieg im J. 704 mit erneuter Heftigkeit ausbrechen werde. Allein statt gegen die Römer wandte Pakoros die Waffen gegen seinen eigenen Vater und trat defshalb sogar mit dem römischen Statthalter in Einverständnifs. Damit war zwar weder der Fleck von dem Schilde der römischen Ehre gewaschen noch auch Roms Ansehen im Orient wieder hergestellt, allein mit der parthischen Invasion in Vorderasien war es vorbei und es blieb, vorläufig wenigstens, die Euphratgrenze erhalten.

In Rom wirbelte inzwischen der kreisende Vulkan der Revolution seine Rauchwolken sinnbetäubend empor. Man fing an keinen Soldaten und keinen Denar mehr gegen den Landesfeind, keinen Gedanken mehr übrig zu haben für die Geschicke der Völker. Es ist eines der entsetzlichsten Zeichen der Zeit, dafs das ungeheure Nationalunglück von Karrhae und Sinnaka den derzeitigen Politikern weit weniger zu denken und zu reden gab als

jener elende Krawall auf der appischen Strafse, in dem ein paar Monate nach Crassus der Bandenführer Clodius umkam; aber es ist begreiflich und beinahe verzeihlich. Der Bruch zwischen den beiden Machthabern, lange als unvermeidlich gefühlt und oft als nahe verkündigt, rückte jetzt unaufhaltsam heran. Wie das Boot der alten griechischen Schiffersage befand sich das Schiff der römischen Gemeinde gleichsam zwischen zwei auf einander zuschwimmenden Felsen; von Augenblick zu Augenblick den krachenden Zusammenstofs erwartend starrten die, welche es trug, von namenloser Angst gebannt, in die hoch und höher strudelnde Brandung und während jedes kleinste Rücken hier tausend Augen auf sich zog, wagte nicht eines den Blick nach rechts oder links zu verwenden.

Nachdem auf der Zusammenkunft von Luca im April 698 Caesar sich Pompeius gegenüber zu ansehnlichen Concessionen verstanden und die Machthaber damit sich wesentlich ins Gleichgewicht gesetzt hatten, fehlte es ihrem Verhältnifs nicht an den äufseren Bedingungen der Haltbarkeit, insoweit bei einer Theilung der an sich untheilbaren monarchischen Gewalt überhaupt von Haltbarkeit die Rede sein kann. Eine andere Frage war es, ob die inneren Voraussetzungen der Dauerhaftigkeit vorhanden waren und ob die Machthaber, wenigstens für jetzt, gegenseitig sich ohne Hinterhalt als gleichberechtigt anerkannten. Dafs dies bei Caesar der Fall war dafs er um den Preis der Gleichstellung mit Pompeius sich die zur Unterwerfung Galliens nothwendige Frist erkauft hatte, ist früher dargelegt worden. Aber Pompeius war es schwerlich jemals auch nur vorläufig Ernst mit der Collegialität. Er war eine von den kleinlichen und gemeinen Naturen, gegen die es gefährlich ist Grofsmuth zu üben: seinem kleinlichen Sinn mufste es als Gebot der Klugheit erscheinen dem unwillig anerkannten Nebenbuhler bei erster Gelegenheit ein Bein zu stellen, und seine gemeine Seele mufste dürsten nach der Möglichkeit die durch Caesars Nachsicht erlittene Demüthigung ihm umgekehrt zu vergelten. Pompeius Entschlufs mit Caesar zu brechen ist dem Ursprung nach wahrscheinlich so alt wie der Bund der Machthaber selbst, wahrscheinlich aber auch in Pompeius dumpfer und träger Natur erst allmählich zur Klarheit und Reife gelangt. Auf keinen Fall wird das Publikum, das überhaupt Pompeius An- und Absichten gewöhnlich besser durchschaute als er selbst, darin sich getäuscht haben, dafs wenigstens mit dem Tode der schönen Julia, welche in der Blüthe ihrer Jahre im Herbst 700 starb und der ihr einziges Kind bald in das Grab nachfolgte, das persön-

liche Verhältnifs zwischen ihrem Vater und ihrem Gemahl gelöst war. Pompeius war es, der abbrach. Caesar versuchte die vom Schicksal getrennten verwandtschaftlichen Bande wieder herzustellen: er warb für sich um die Hand der einzigen Tochter des Pompeius und trug diesem seine jetzt nächste Verwandte, seiner Schwester Enkelin Octavia zur Gemahlin an; allein Pompeius liefs seine Tochter ihrem bisherigen Gatten Faustus Sulla, dem Sohn des Regenten, und vermählte sich selbst mit der Tochter des Quintus Metellus Scipio. Der persönliche Bruch war unverkennbar eingetreten; man erwartete, dafs der politische ihm auf dem Fufse folgen werde. Allein hierin hatte man sich getäuscht: in öffentlichen Angelegenheiten blieb vorläufig noch ein collegialisches Einvernehmen bestehen. Die Ursache war, dafs Caesar nicht brechen wollte, bevor Galliens Unterwerfung eine vollendete Thatsache war, Pompeius nicht, bevor er durch die Uebernahme der Dictatur die Regierungsbehörden und Italien vollständig in seine Gewalt gebracht haben würde. Es ist sonderbar, aber wohl erklärlich, dafs die Machthaber hiebei sich gegenseitig unterstützten: Pompeius überliefs nach der Katastrophe von Aduatuca im Winter 700 eine seiner auf Urlaub entlassenen italischen Legionen leihweise an Caesar; andrerseits gewährte Caesar Pompeius seine Einwilligung und seine moralische Unterstützung bei den Repressivmafsregeln, die dieser gegen die störrige republikanische Opposition ergriff. Das politische Resultat der letzteren war, dafs Pompeius im Anfang des J. 702 das ungetheilte Consulat und einen durchaus den Caesars überwiegenden Einflufs in der Hauptstadt gewann und dafs die sämmtliche waffenfähige Mannschaft in Italien den Soldateneid in seine Hände und auf seinen Namen ableistete. Pompeius war hiermit am Ziele und es lag in seinem Interesse nun baldmöglichst mit Caesar ein Ende zu machen. Die Absicht trat auch klar genug hervor. Dafs die nach dem Auflauf auf der appischen Strafse stattfindende gerichtliche Verfolgung eben Caesars alte demokratische Parteigenossen mit schonungsloser Härte traf (S. 309), konnte vielleicht noch als blofse Ungeschicklichkeit hingehen. Dafs das neue Gesetz gegen die Wahlumtriebe, indem es bis 684 zurückgriff, auch die bedenklichen Vorgänge bei Caesars Bewerbung um das Consulat mit einschlofs (S. 308), mochte gleichfalls ohne bestimmte Absicht verfügt sein, obgleich nicht wenige Caesarianer darin eine solche zu erkennen meinten. Aber auch bei dem besten Willen konnte man nicht mehr die Augen verschliefsen, als Pompeius sich zum Collegen im Consulat nicht seinen früheren Schwiegervater erkor,

wie es der Lage der Sache entsprach und vielfach gefordert ward, sondern in seinem neuen Schwiegervater sich einen von ihm völlig abhängigen Figuranten an die Seite setzte (S. 309); noch weniger, als Pompeius sich gleichzeitig die Statthalterschaft beider Spanien auf weitere fünf Jahre, also bis 709 verlängern und für die Besoldung seiner Truppen sich aus der Staatskasse eine ansehnliche feste Summe auswerfen liefs, ohne für Caesar die gleiche Verlängerung des Commandos und die gleiche Geldbewilligung zu bedingen. Unverkennbar waren diese Uebergriffe darauf berechnet Caesars Stellung zu untergraben und demnächst ihn zu stürzen. Der Augenblick konnte nicht günstiger sein. Crassus, seit der sullanischen Zeit mit Pompeius aufs tiefste verfeindet und fast ebenso lange mit Caesar politisch und persönlich verbündet, wäre bei einem etwanigen Bruch zwischen Pompeius und Caesar unzweifelhaft auf Caesars Seite getreten; wie er war, allenfalls, wenn er nicht selbst König von Rom sein konnte, auch damit zufrieden der erste Banquier des neuen Königs von Rom zu sein, durfte Caesar überhaupt auf seine Unterstützung mit Sicherheit zählen und auf keinen Fall besorgen ihn sich gegenüber als Verbündeten seiner Feinde zu erblicken. Nur darum hatte Caesar in Luca Pompeius so viel eingeräumt, weil er an Crassus und dessen syrischer Armee zugleich ein Gegengewicht gegen Pompeius erhielt; die Katastrophe vom Juni 701, in der Heer und Feldherr zu Grunde gingen, war auch für Caesar ein furchtbar schwerer Schlag. Wenige Monate später brach in Gallien, eben da es vollständig unterworfen schien, die nationale Insurrection gewaltiger als je aus und zum erstenmal schien hier gegen Caesar ein ebenbürtiger Gegner in dem Arvernerkönig Vercingetorix aufgetreten zu sein. Wieder einmal hatte das Geschick für Pompeius gearbeitet: Crassus war todt, ganz Gallien im Aufstand, Pompeius factisch Dictator von Rom und Herr des Senats — was hätte kommen mögen, wenn er jetzt den Senat zwang Caesar aus Gallien abzurufen! — Aber Pompeius hat es nie veretanden das Glück bei der Locke zu fassen. Er kündigte den Bruch deutlich genug an: bereits 702 liefsen seine Handlungen darüber keinen Zweifel und schon im Frühjahr 703 sprach er seine Absicht mit Caesar zu brechen unverholen aus; aber er brach nicht und liefs ungenutzt die Monate verstreichen.

Indefs wie auch Pompeius zögerte, die Krise rückte doch durch das Schwergewicht der Dinge selbst unaufhaltsam heran und die Vorbereitungen zu ihr wurden allerseits getroffen. — Der bevorstehende Krieg war nicht etwa ein Kampf zwischen Re-

publik und Monarchie, worüber die Entscheidung bereits gefallen war, sondern ein Kampf um den Besitz der Krone Roms zwischen Pompeius und Caesar. Aber keiner der Prätendenten fand seine Rechnung dabei die rechte Parole auszusprechen; er hätte damit den ganzen sehr ansehnlichen Theil der Bürgerschaft, der den Fortbestand der Republik wünschte und an dessen Möglichkeit glaubte, dem Gegner geradezu ins Lager getrieben. Die alten Schlachtrufe, wie sie Gracchus und Drusus, Cinna und Sulla angestimmt hatten, wie verbraucht und inhaltslos sie auch waren, blieben immer noch gut zum Feldgeschrei für den Kampf der beiden um die Alleinherrschaft ringenden Generale. Wenn auch für den Augenblick sowohl Pompeius wie Caesar officiell sich zu der sogenannten Popularpartei rechneten, so konnte es doch keinen Augenblick zweifelhaft sein, dafs Caesar das Volk und den demokratischen Fortschritt, Pompeius die Aristokratie und die legitime Verfassung auf sein Panier schreiben werde. Caesar hatte keine Wahl. Er war von Haus aus und sehr ernstlich Demokrat, die Monarchie wie er sie verstand mehr dem Namen als der Sache nach von dem gracchischen Volksregiment verschieden; und er war ein zu hochsinniger und zu tiefer Staatsmann, um seine Farben zu decken und unter einem anderen als seinem eigenen Wappen zu fechten. Der materielle Gewinn freilich, den dies Feldgeschrei ihm eintrug, war sehr gering; er beschränkte in der Hauptsache sich darauf, dafs er dadurch der Unbequemlichkeit überhoben ward das Königthum beim Namen zu nennen und mit dem verfehmten Namen die Masse der Lauen und die eigenen Anhänger zu consterniren. Positiven Gewinn brachte die demokratische Fahne kaum noch, seit die gracchischen Ideale durch Clodius schändlich und lächerlich geworden waren; denn wo gab es jetzt, abgesehen etwa von den Transpadanern, einen Kreis von irgend welcher Bedeutung, der durch den populären Schlachtruf zur Theilnahme an dem Kampfe sich hätte bestimmen lassen? — Damit wäre auch Pompeius Rolle in dem bevorstehenden Kampf entschieden gewesen, wenn nicht ohnehin schon es sich von selbst verstanden hätte, dafs er in denselben eintreten mufste als der Feldherr der legitimen Republik. Ihn hatte wenn je einen die Natur zum Glied einer Aristokratie bestimmt und nur durch sehr zufällige und sehr egoistische Motive war er als Ueberläufer aus dem aristokratischen in das demokratische Lager geführt worden. Es konnte nicht fehlen, dafs er jetzt wieder auf seine sullanischen Traditionen zurückkam; es war das nicht blofs sachgemäfs, sondern in jeder Beziehung unmittelbar

nützlich. So verbraucht das demokratische Feldgeschrei war, von so gewaltiger Wirkung mufste das conservative sein, wenn es von dem rechten Mann ausging. Vielleicht die Majorität, auf jeden Fall der Kern der Bürgerschaft gehörte der verfassungstreuen Partei an und ihrer numerischen und moralischen Stärke nach war dieselbe wohl berufen in dem bevorstehenden Prätendentenkampf in mächtiger, vielleicht in entscheidender Weise zu interveniren. Es fehlte ihr nichts als ein Führer. Marcus Cato, ihr gegenwärtiges Haupt, that als Vormann seine Schuldigkeit, wie er sie verstand, unter täglicher Lebensgefahr und vielleicht ohne Hoffnung auf Erfolg; seine Pflichttreue war achtbar, aber der letzte auf einem verlorenen Posten zu sein ist Soldaten-, nicht Feldherrnlob. Die gewaltige Reserve, die der Partei der gestürzten Regierung wie von selber in Italien erwachsen war, wufste er weder zu organisiren noch rechtzeitig in den Kampf zu ziehen; und worauf am Ende alles ankam, die militärische Führung hat er aus guten Gründen niemals in Anspruch genommen. Wenn anstatt dieses Mannes, der weder Parteihaupt noch General zu sein verstand, ein Mann von Pompeius politischer und militärischer Bedeutung das Banner der bestehenden Verfassung erhob, so strömten nothwendig die Municipalen Italiens haufenweise demselben zu, um, zwar nicht für den König Pompeius, aber doch gegen den König Caesar fechten zu helfen. Hiezu kam ein anderes wenigstens ebenso wichtiges Moment. Es war Pompeius Art, selbst wenn er sich entschlossen hatte, nicht den Weg zur Ausführung seines Entschlusses finden zu können. Wenn er den Krieg vielleicht zu führen, aber nicht zu erklären verstand, so war die catonische Partei sicher unfähig ihn zu führen, aber sehr fähig und vor allem sehr bereit der in der Gründung begriffenen Monarchie den Krieg zu motiviren und anzukündigen. Nach Pompeius Absicht sollte, während er selbst sich passiv verhielt und in seiner Art bald davon redete demnächst in seine spanischen Provinzen abgehen zu wollen, bald zur Uebernahme des Commandos am Euphrat sich reisefertig machte, die legitime Regierungsbehörde, das heifst der Senat mit Caesar brechen, ihm den Krieg erklären und mit dessen Führung Pompeius beauftragen, der dann, dem allgemeinen Verlangen nachgebend, als Beschützer der Verfassung gegen demagogisch-monarchische Wühlereien, als rechtlicher Mann und Soldat der bestehenden Ordnung gegen die Wüstlinge und Anarchisten, als wohlbestallter Feldherr der Curie gegen den Imperator von der Gasse aufzutreten und das Vaterland wieder einmal zu retten gedachte. Also gewann Pompeius durch die Allianz

mit den Conservativen theils zu seinen persönlichen Anhängern eine zweite Armee, theils ein angemessenes Kriegsmanifest — Vortheile, die allerdings erkauft wurden um den hohen Preis einer Coalition mit den principiellen Gegnern. Von den unzähligen Uebelständen, die hierin lagen, entwickelte sich vorläufig nur erst der eine, aber bereits sehr ernste, dafs Pompeius es aus der Hand gab, wann und wie es ihm gefiel, mit Caesar zu brechen und in diesem entscheidenden Puncte sich abhängig machte von allen Zufälligkeiten und Launen einer aristokratischen Corporation.

So ward also die republikanische Opposition, nachdem sie sich Jahre lang mit der Zuschauerrolle hatte begnügen müssen und kaum hatte wagen dürfen zu pfeifen, jetzt durch den bevorstehenden Bruch der Machthaber wieder auf die politische Schaubühne zurückgeführt. Es war nicht schwer vorauszusehen, wie sie zu Pompeius Coalitionsversuchen sich verhalten werde. Im Senat, auf den es vorläufig allein ankam, war zwar die ganze Körperschaft mit wenigen vereinzelten Ausnahmen der Monarchie abgeneigt; allein die Majorität wollte doch das oligarchische Regiment nur dann restauriren, wenn es ohne Gefahr sich restauriren liefs, womit es denn freilich gute Weile hatte. Sie verlangte vor allen Dingen und um jeden Preis Frieden und war allem abgeneigt, was entschieden war, am meisten einem entschiedenen Bruch mit dem einen oder dem andern der Machthaber. Die kleine Minorität der Entschlossenen, die in Cato ihren Mittelpunct fand, wünschte im Gegentheil nichts eifriger als den Kampf für die Republik und gegen die Monarchie je eher desto lieber zu beginnen. Der klägliche Ausgang des im J. 698 gemachten Versuches (S. 294) hatte sie indefs belehrt, dafs sie für sich allein den Krieg nicht einmal zu bewirken, geschweige denn zu führen vermochte; sie begriff, dafs die einzige Möglichkeit zu einer Restauration des alten Regiments zu gelangen in der Coalition mit dem minder gefährlichen gegen den gefährlicheren Herrscher lag. Wenn Pompeius sich zu der oligarchischen Verfassung bekannte und für sie gegen Caesar zu streiten sich erbot, so konnte und mufste die republikanische Opposition ihn als ihren Feldherrn anerkennen und mit ihm im Bunde die furchtsame Majorität zur Kriegserklärung zwingen. Dafs es Pompeius mit seiner Verfassungstreue nicht voller Ernst war, konnte zwar Niemand entgehen; aber halb wie er in allem war, war es ihm doch auch keineswegs so wie Caesar zum deutlichen und sicheren Bewufstsein gekommen, dafs es das erste Geschäft des neuen Monarchen sein müsse mit dem oligarchischen Gerümpel gründlich und abschliefsend auf-

zuräumen. Auf alle Fälle bildete der Krieg ein wirklich republikanisches Heer und wirklich republikanische Feldherren heran und es konnte dann, nach dem Siege über Caesar, unter günstigeren Aussichten dazu geschritten werden nicht blofs einen der Monarchen, sondern die im Werden begriffene Monarchie selbst zu beseitigen. Verzweifelt wie die Sache der Oligarchie stand, mufste das Anerbieten des Pompeius mit ihr sich zu alliiren als eine unerwartet günstige Fügung betrachtet werden.

Der Abschlufs der Allianz zwischen Pompeius und der catonischen Partei erfolgte verhältnifsmäfsig rasch. Schon während Pompeius Dictatur hatte beiderseits eine bemerkenswerthe Annäherung stattgefunden. Pompeius ganzes Verhalten in der milonischen Krise, seine schroffe Zurückweisung des die Dictatur ihm antragenden Pöbels, seine bestimmte Erklärung nur vom Senat dies Amt annehmen zu wollen, seine unnachsichtige Strenge gegen die Ruhestörer jeder Art und namentlich gegen die Ultrademokraten, die auffallende Courtoisie, womit er Cato und dessen Gesinnungsgenossen behandelte, schienen ebenso darauf berechnet der Partei der Ordnung entgegenzukommen wie sie für den Demokraten Caesar beleidigend waren. Andrerseits hatten auch Cato und seine Getreuen den Antrag Pompeius, die Dictatur zu übertragen, statt ihn mit gewohntem Rigorismus zu bekämpfen, unter unwesentlichen Formänderungen zu dem ihrigen gemacht; zunächst aus den Händen des Bibulus und Cato hatte Pompeius das ungetheilte Consulat empfangen. Wenn so schon zu Anfang des J. 702 zwischen der catonischen Partei und Pompeius wenigstens ein stillschweigendes Einverständnifs stattfand, so durfte das Bündnifs als förmlich abgeschlossen gelten, als bei den Consulwahlen für 703 zwar nicht Cato selbst gewählt ward, aber doch neben einem insignificanten Manne der Senatsmajorität einer der entschiedensten Anhänger Catos, Marcus Claudius Marcellus. Marcellus war kein stürmischer Eiferer und noch weniger ein Genie, aber ein charakterfester und strenger Aristokrat, eben der rechte Mann um, wenn mit Caesar der Krieg eröffnet werden sollte, ihm denselben zu erklären. Wie die Verhältnisse lagen, konnte diese nach den unmittelbar vorher gegen die republikanische Opposition ergriffenen Repressivmafsregeln so auffallende Wahl kaum anders erfolgt sein als mit Einwilligung oder wenigstens mit stillschweigender Zulassung des gegenwärtigen Machthabers von Rom. Langsam und schwerfällig, wie er pflegte, aber sicher und unverwandt schritt Pompeius auf den Bruch zu.

In Caesars Absicht lag es auch jetzt nicht mit Pompeius zu

brechen. Zwar ernstlich und auf die Dauer konnte er die Herrschergewalt mit keinem Collegen theilen wollen, am wenigsten mit einem so untergeordneter Art wie Pompeius war, und ohne Zweifel war er längst entschlossen nach Beendigung der gallischen Eroberung die Alleinherrschaft für sich zu nehmen und nöthigenfalls mit den Waffen zu erzwingen. Allein eine Natur wie die seinige, in der der Offizier durchaus dem Staatsmann untergeordnet war, konnte nicht verkennen, dafs die Regulirung des staatlichen Organismus durch Waffengewalt denselben in ihren Folgen tief und oft für immer zerrüttet; Caesar wünschte wenn irgend möglich die Verwickelung durch friedliche Mittel oder wenigstens ohne offenbaren Bürgerkrieg zu lösen. Sollte aber nun einmal der Bürgerkrieg geführt werden, so konnte er für Caesar in keinem ungelegeneren Momente beginnen als in diesem, wo er, von jedem unmittelbaren Eingreifen in Italien ausgeschlossen, die Coalition seines neuen Gegners und der grundsätzlich ihm feindlichen Verfassungspartei nicht wohl im Stande war zu verhindern. Darum wünschte er das Verhältnifs mit Pompeius und damit den Frieden wenn irgend möglich aufrecht zu halten und in friedlicher Weise zu dem bereits in Luca ihm zugesicherten Consulat für 706 zu gelangen. Ward er alsdann nach abschliefsender Erledigung der keltischen Angelegenheiten in ordnungsmäfsiger Weise an die Spitze des Staats gestellt, so konnte er, der dem Staatsmann Pompeius noch weit entschiedener überlegen war als dem Feldherrn, ohne Schwierigkeit diesen in der Curie und auf dem Forum ausmanövriren und zur thatsächlichen Alleinherrschaft gelangen. Vielleicht war es möglich für seinen schwerfälligen, unklaren und hoffärtigen Nebenbuhler irgend eine ehrenvolle und einflufslose Stellung zu ermitteln, in der dieser sich zu annulliren zufrieden war; ähnlich wie Napoleon die Grofswählerschaft für Cambacerès erfand. Die wiederholten Versuche Caesars, sich mit Pompeius verschwägert zu halten, mochten eine solche Lösung anbahnen und in der Succession der aus beider Blut herstammenden Spröfslinge die letzte Schlichtung des alten Haders herbeiführen sollen. Die republikanische Opposition blieb dann führerlos, also wahrscheinlich ebenfalls ruhig und der Friede ward erhalten. Aber wenn es auch auf diese oder jene Weise zum Bürgerkrieg kam — und die Wahrscheinlichkeit war allerdings dafür —, so konnte doch Caesar dann als Consul von Rom aus den Krieg schicklicher und vortheilhafter führen als wenn er jetzt genöthigt ward als Proconsul von Gallien gegen den Senat und dessen Feldherrn zu

Felde zu ziehen; in diesem Fall war er es, der über die gehorsame Senatsmajorität verfügte und konnte er die Coalition der Pompeianer und der Republikaner erschweren, ja vielleicht völlig vereiteln. Allerdings hing das Gelingen dieses Planes davon ab, dafs Pompeius gutmüthig genug war Caesar das ihm in Luca zugesicherte Consulat für 706 jetzt noch zuzugestehen; aber selbst wenn dies fehlschlug, war es für Caesar immer noch vortheilhaft die gröfste Nachgiebigkeit thatsächlich und wiederholt zu documentiren. Theils ward dadurch Zeit gewonnen um im Keltenland zum Ziele zu kommen, wo der Aufstand des Vercingetorix eben alles Erreichte von Neuem in Frage stellte und Caesar vom Winter 701/2 bis zum Sommer 703 unausgesetzt beschäftigte; theils blieb den Gegnern die gehässige Initiative des Bruches und also des Bürgerkriegs, was sowohl der Senatsmajorität und der Partei der materiellen Interessen, als auch namentlich den eigenen Soldaten gegenüber für Caesar vom gröfsten Belang war. — Hienach handelte er. Er rüstete freilich: durch neue Aushebungen im Winter 702/3 stieg die Zahl seiner Legionen einschliefslich der von Pompeius entlehnten auf elf. Aber zugleich billigte er ausdrücklich und öffentlich Pompeius Verhalten während der Dictatur und die durch ihn bewirkte Wiederherstellung der Ordnung in der Hauptstadt, wies die Warnungen geschäftiger Freunde als Verleumdungen zurück, übersah, was sich übersehen liefs und ertrug, was ertragen werden konnte, unerschütterlich festhaltend nur an der einen und entscheidenden Forderung, dafs das nach republikanischem Staatsrecht zulässige, von seinem Collegen vertragsmäfsig zugestandene zweite Consulat ihm in gehöriger Weise zu Theil werde. Indefs bedurfte es hiezu nothwendig noch zweier weiterer Zugeständnisse von Seiten des Pompeius. Das eine war der Sache nach schon in dem Vertrag von Luca enthalten. Hier war festgesetzt worden, dafs Caesars Statthalterschaft mit dem letzten December 705 zu Ende gehen und das Consulat ihm für 706 offen gehalten werden solle. Allein da nach der römischen Verfassung der Consularcandidat ein halbes Jahr vor dem Amtsantritt persönlich sich in der Hauptstadt als Bewerber zu melden verpflichtet war, der Statthalter aber die Hauptstadt erst nach Niederlegung seines Amtes betreten durfte, so konnte diese Clausel nur ausgeführt werden, wenn Caesar, wie dies oft geschehen war, von der Pflicht persönlicher Bewerbung dispensirt ward. Caesar mufste hierauf bestehen, denn wenn er die Statthalterschaft abgab, ehe er das Consulat übernahm, so war die Anklage, die nach römischem Recht gegen den fungiren-

den Beamten unzulässig war, alsdann ihm gewifs, wie denn Cato längst geschworen hatte ihn bei erster Gelegenheit zu belangen; und da Pompeius ein mehr als zweifelhafter Beschützer war, so hatte das Publicum ganz Recht ihm für diesen Fall einen milonischen Prozefs zu prophezeien. Pompeius erkannte denn auch die Billigkeit dieser Forderung an und es ward im J. 702 durch ein tribunicisches Gesetz Caesar gestattet sich abwesend um das Consulat zu bewerben. Bald darauf erging die neue Wahlordnung (S. 308); mit Befremden sahen Caesars Freunde, dafs die Verpflichtung der Candidaten sich persönlich zu melden darin allgemein wiederholt und keinerlei Ausnahme zu Gunsten der durch frühere Gesetze davon Dispensirten hinzugefügt war. Auf Caesars Beschwerde ward eine solche beschränkende Clausel dem schon solennisirten Gesetz zwar eingefügt, aber nicht durch neuen Volksschlufs bestätigt. Nach formellem Recht war das zu Gunsten Caesars ergangene Privileg durch die jüngere Wahlordnung unzweifelhaft aufgehoben und die nachträglich eingerückte Clausel ebenso unzweifelhaft nichtig; die kümmerliche Hinterhältigkeit des Collegen lag hier offen zu Tage; dennoch fand es Caesar in seinem Interesse all diese Winkelzüge nicht zu sehen und mit jener Clausel sich zu begnügen. — Wenn Pompeius dies Begehren Caesars wenigstens nicht offen zurückzuweisen wagte, so stiefs dagegen das zweite: ihm die Cumulirung der Statthalterschaft und des Consulats zu gestatten — auf die entschiedenste Weigerung. Dies ging allerdings über den Vertrag von Luca hinaus; allein es war eine unter den veränderten Verhältnissen durchaus gerechte, ja schlechterdings nothwendige Forderung des Collegen an den Collegen. Vor wenigen Jahren erst hatte Pompeius die Statthalterschaft beider Spanien mit dem Consulat zusammen verwaltet und noch gegenwärtig cumulirte er, aufser dem wichtigen Oberaufsichtsamt über das hauptstädtische Verpflegungswesen, den militärischen Oberbefehl in Italien mit dem spanischen; es war nur billig dem Collegen das Gleiche zu gewähren. Caesar konnte es nicht darauf ankommen lassen neben Pompeius, der sämmtliche waffenfähige Mannschaft in Italien in Eid und Pflicht genommen hatte, blofs als Consul, das heifst ohne militärischen Oberbefehl und ohne Truppen, zu stehen; es war das Wenigste, was er fordern konnte, ihm neben dem Consulat das Commando in Norditalien und jenseit der Alpen zu belassen. Die Sache kam im Senat zur Verhandlung: nach dem Gutachten des neuen Consuls Marcus Marcellus ward Caesars Begehren abgelehnt (Anf. 703). Es konnte nicht zweifelhaft sein, dafs

Pompeius diese Zurückweisung zugelassen, wo nicht veranlafst hatte.

Der catonischen Partei schien der Augenblick gekommen offen aufzutreten. In den ersten Monaten des J. 703 stellte der Consul Marcus Marcellus im Senat den Antrag, dafs derselbe, da die Unterwerfung Galliens beendigt sei, den Proconsul Gaius Caesar veranlassen wolle die ausgedienten Soldaten sofort zu entlassen und sein aufserordentliches Commando niederzulegen; dafs ferner der Senat die von Caesar in Oberitalien vorgenommenen Bürgerrechtsverleihungen und Coloniegründungen als verfassungswidrig und nichtig cassiren und imgleichen, um mögliche Mifsverständnisse zu vermeiden, declariren möge, dafs das durch Exceptionalgesetz dem Proconsul beider Gallien gestattete Recht sich abwesend um das Consulat zu bewerben durch die jüngere Wahlordnung aufgehoben, auch nicht darin gesetzmäfsig reservirt sei. Wenn Marcellus noch zu weiterer Verdeutlichung seiner Absichten einen Rathsherrn von Comum, der durch das angefochtene Colonierecht dieser Stadt römischer Bürger geworden war, mit der nur gegen Nichtbürger zulässigen Strafe des Auspeitschens belegte, so war dies ziemlich überflüssig; man konnte der Kriegserklärung wenigstens das Verdienst der Klarheit ohnehin nicht absprechen. Wieder verlor Pompeius Monate in feierlichem Zaudern; als endlich (29. Sept. 703) die entscheidende Senatssitzung stattfand, bewirkten die Angst der Majorität vor dem Bruch und Pompeius rückhaltiges und unsicheres Benehmen zusammen, dafs der Antrag des Marcellus zwar nicht zurückgewiesen, aber doch ihm die Spitze abgebrochen und endlosen Weiterungen Thür und Thor geöffnet ward. Die Veteranen des gallischen Heeres wurden durch Beschlufs des Senats aufgefordert um ihren Abschied einzukommen und also die Sprengung der gefürchteten caesarischen Armee vom Senat in derselben Weise an die Hand genommen, wie es einst durch Volksschlufs mit dem Heere Lucullis geschehen war (S. 68. 98.); die Verhandlung über Caesars Abberufung ward dagegen auf den 1. März 704 vertagt. Zugleich trat Pompeius jetzt öffentlich auf die Seite der Verfassungspartei gegen Caesar: das Begehren desselben eine Verlängerung der Statthalterschaft über den letzten Dec. 705 hinaus zu erhalten nannte er mit geschmackloser Grobheit ebenso unverschämt, wie wenn ein Sohn von dem Vater verlange, dafs er von ihm sich mit dem Stock schlagen lasse, und sprach von der Verpflichtung der Beamten dem Senat unbedingt zu gehorchen, ohne um Bürgerschaftsbeschlüsse, tribunicische Inter-

cessionen und ähnliche antiquirte Formalitäten sich zu bekümmern. Es ging dies zunächst darauf, dafs Caesar sein Amt durch Volksschlufs garantirt war und mehrere Tribune von Caesars Partei sich bereit hielten jeden Caesar feindlichen Senatsbeschlufs durch Intercession zu annulliren; allein es sprach sich unzweifelhaft darin die Ansicht der entschiedenen Opposition überhaupt aus, dafs es nothwendig sei nach einem allfälligen Siege energischer noch, als Sulla gethan, die Oligarchie durchzuführen und alles, was wie Volksfreiheit auch nur aussah, gründlich zu beseitigen; wie man es denn auch ohne Zweifel absichtlich unterliefs sich bei diesen Angriffen gegen Caesar irgendwie der Comitien zu bedienen. — Caesar blieb trotz jener offenbar feindlichen Beschlüsse seiner bisherigen Taktik treu. Zwar zog er, nachdem die Insurrection in Gallien überwältigt war, unter dem schicklichen Vorwand der Grenzvertheidigung (S. 274) im Sommer 703 eine Legion nach Norditalien, allein er brach nicht blofs nicht mit dem Senat, sondern er gab die Hoffnung nicht auf die Senatsmajorität, deren Angst vor dem Bruch bekannt war, ungeachtet des von Pompeius auf sie ausgeübten Druckes für die von Caesar herrührenden Vergleichsvorschläge zu gewinnen, so dafs nicht er, sondern der Gegner in offenen Widerspruch mit der höchsten Regierungsbehörde gerieth. Die Ausführung dieser ebenso viel List wie Muth erfordernden Aufgabe übernahm der Volkstribun Gaius Curio, wohl das eminenteste unter den liederlichen Genies* dieser Epoche, übertroffen an vornehmer Eleganz, an fliefsender und geistreicher Rede, an der bei energisch angelegten, aber verlotterten Charakteren in den Pausen des Müssiggangs nur um so mächtiger sich regenden Thatkraft, aber auch unübertroffen in wüster Wirthschaft, im Borgtalent — man berechnete seine Schulden auf 60 Mill. Sest. (4 Mill. Thlr.) — und in sittlicher und politischer Grundsatzlosigkeit. Schon früher hatte er Caesar sich zu Kauf angetragen und war abgewiesen worden; das Talent, das er seitdem in seinen Angriffen auf Caesar entwickelte, bestimmte diesen ihn nachträglich zu erstehen — der Preis war hoch, aber die Waare war es werth. Curio hatte bisher den Demagogen gemacht und als solcher gewettert sowohl gegen Caesar wie gegen Pompeius. Die anscheinend unparteiische Stellung, die dies ihm gab, benutzte er mit seltener Gewandtheit, um, als im Frühjahr 704 der Antrag Caesar zur Niederlegung seines aufserordentlichen Commandos in Gallien zu veranlassen wieder zur Verhand-

* *Homo ingeniosissime nequam* (Velleius).

lung im Senat kam, die Ausdehnung dieser Maſsregel auch auf Pompeius und dessen auſserordentliche Commandos vorzuschlagen. Seine Auseinandersetzung, daſs ein verfassungsmäſsiger Zustand sich nur durch Beseitigung sämmtlicher Ausnahmestellungen herbeiführen lasse, die einseitige Beseitigung aber eines der Generale, sei es Caesars, sei es Pompeius, die Gefahr für die Verfassung nur steigern werde, leuchtete den politischen Halbweisen wie dem groſsen Publicum vollkommen ein. Caesar seinerseits, der von Oberitalien aus den Verhandlungen folgte, erklärte sich mit Curios Vorschlag sogleich einverstanden und erbot sich Statthalterschaft und Commando augenblicklich niederzulegen, so wie Pompeius das Gleiche thue; ohne Frage war es ihm damit auch Ernst, denn nur die von Pompeius in Italien eingenommene Ausnahmestellung nöthigte ihn an der seinigen festzuhalten. So offenbar hatte Curios Vorschlag die Majorität im Senate für sich, daſs Pompeius und die Minorität der Entschiedenen nicht einmal wagten es zur Abstimmung kommen zu lassen. Pompeius erklärte, daſs Caesar sein Commando jedenfalls bis zum 23. Nov. 704 abgeben müsse und daſs er selbst zwar dem gegebenen Beispiel bald zu folgen gedenke, aber für seinen Rücktritt weder diesen noch irgend einen andern bestimmten Termin festzusetzen vermöge. Uebrigens documentirten er und seine Verbündeten ihre Rathlosigkeit durch eine abermalige Vertagung; noch einmal ging der Senat unverrichteter Sache auseinander. Bis jetzt war es also nicht Caesar, sondern Pompeius, der dem offenbaren Willen des Senats sich widersetzte. Pompeius suchte auf einem andern Weg Caesar mit den legalen Behörden in Widerspruch und ins offenbare Unrecht zu bringen. Der Senat beschloſs auf seine Veranlassung, daſs für den bevorstehenden parthischen Krieg (S. 322) Pompeius und Caesar jeder eine Legion abzugeben hätten; in Folge dieses Beschlusses forderte Pompeius die vor mehreren Jahren an Caesar geborgte Legion von diesem zurück, so daſs, wenn Caesar dem Beschlusse nachkam, er in der That zwei Legionen einbüſste; und doch lieſs sich weder die Opportunität des Senatsbeschlusses noch die Berechtigung des von Pompeius erhobenen Begehrens bestreiten. Es war ein empfindlicher Verlust; aber Caesar war an seiner vortheilhaften Stellung der strengen Gerechtigkeit und zuvorkommenden Nachgiebigkeit mehr gelegen als an einigen Tausend Soldaten mehr; die beiden Legionen kamen ohne Verzug und stellten der Regierung sich zur Verfügung. Aber statt nach Syrien eingeschifft zu werden, wurden sie in Capua zu Pompeius Verfügung gehalten und

das Publicum hatte abermals Gelegenheit Caesars offenkundige Bestrebungen den Bürgerkrieg abzuwenden mit der perfiden Kriegsvorbereitung der Gegner zu vergleichen. So verflofs der Sommer 704 in schwüler Stille und der Tag, den Pompeius als den unwiderruflich letzten Termin für Caesars Abberufung bezeichnet hatte, der 13. Nov. 704 kam allmählich heran. Caesar hatte den Sommer benutzt um die transalpinischen Angelegenheiten schliefslich zu ordnen; die aufs Neue beginnenden Verhandlungen fanden ihn wieder in Ravenna. Die Vertagung hatte den Gegnern Caesars keinen besseren Rath gebracht. Sie hatten bisher die Abstimmung über Curios Antrag verhindert; jetzt fand sie statt und constatirte die Niederlage der Partei des Pompeius und Cato in ihrem ganzen Umfang. Mit 370 gegen 22 Stimmen beschlofs der Senat, dafs die Proconsuln von Spanien und Gallien beide aufzufordern seien ihre Aemter zugleich niederzulegen. Pompeius also ward vom Senat nicht minder abberufen als Caesar und während Caesar bereit stand dem Befehl nachzukommen, verweigerte Pompeius geradezu den Gehorsam. Der vorsitzende Consul Gaius Marcellus, des Marcus Marcellus Vetter und gleich diesem zur catonischen Partei gehörig, hielt der servilen Majorität eine bittere Strafpredigt; und ärgerlich war es freilich so im eigenen Lager geschlagen zu werden und geschlagen mittelst der Phalanx der Memmen. Aber wo sollte der Sieg auch herkommen unter einem Führer, der, statt kurz und bestimmt den Senatoren seine Befehle zu dictiren, sich auf seine alten Tage bei einem Professor der Redekunst zum zweiten Mal in die Lehre begab, um dem jugendfrischen glänzenden Talente Curios mit seiner neu aufpolirten Eloquenz zu begegnen?

Auch die verfassungstreue Opposition war in der peinlichsten Lage. Sie zunächst hatte es übernommen die Dinge zum Bruche zu treiben und den Senat mit sich fortzureifsen, und sah nun in der ärgerlichsten Weise ihr Fahrzeug auf den Sandbänken der schlaffen Majorität stranden. Von Pompeius mufsten ihre Führer in den Conferenzen die bittersten Vorwürfe hören; er wies mit Nachdruck und mit vollem Recht auf die Gefahren des Scheinfriedens hin, und wenn es auch nur an ihm selber lag den Knoten durch eine rasche That zu durchhauen, so wufsten seine Verbündeten doch sehr wohl, dafs diese von ihm nimmermehr erwartet werden durfte und dafs es an ihnen war ein Ende zu machen. Nachdem die Vorfechter der Verfassung und des Senatregiments bereits früher die verfassungsmäfsigen Rechte der Bürgerschaft und der Volkstribunen für inhaltlose Formali-

täten erklärt hatten (S. 333), sahen sie sich jetzt in die Nothwendigkeit versetzt die verfassungsmäfsigen Entscheidungen des Senats selbst in ähnlicher Weise zu behandeln und, da die legitime Regierung nicht mit ihrem Willen sich wollte retten lassen, sie wider ihren Willen zu erretten. Es war das weder neu noch zufällig; in ganz ähnlicher Weise wie jetzt Cato und die Seinen hatten auch Sulla (II, 323) und Lucullus (S. 57) jeden im rechten Interesse der Regierung gefafsten energischen Entschlufs derselben über den Kopf nehmen müssen; die Verfassungsmaschine war eben vollständig abgenutzt und wie seit Jahrhunderten die Comitien, so war jetzt auch der Senat nichts als ein lahmes aus dem Geleise weichendes Rad. — Es ging die Rede, dafs Caesar vier Legionen aus dem jenseitigen in das diesseitige Gallien gezogen und bei Placentia aufgestellt habe. Obwohl diese Truppenverlegung an sich in den Befugnissen des Statthalters lag, Curio überdies die vollständige Grundlosigkeit dieses Gerüchts im Senat handgreiflich darthat und die Curie den Antrag des Consuls, darauf hin Pompeius Marschbefehl gegen Caesar zu ertheilen, mit Mehrheit verwarf, so begab sich dennoch der Consul des laufenden Jahres Gaius Marcellus in Verbindung mit den beiden für 705 erwählten gleichfalls zur catonischen Partei gehörigen Consuln zu Pompeius, und diese drei Männer ersuchten kraft eigener Machtvollkommenheit den General sich an die Spitze der beiden bei Capua stehenden Legionen zu stellen und nach Ermessen die italische Wehrmannschaft unter die Waffen zu rufen. Eine formwidrigere Vollmacht zur Eröffnung des Bürgerkrieges liefs schwer sich denken; allein man hatte keine Zeit mehr auf solche Nebensachen Rücksicht zu nehmen: Pompeius nahm sie an. Die Kriegsvorbereitungen, die Aushebungen begannen; um sie persönlich zu fördern verliefs Pompeius im December 704 die Hauptstadt.

Caesar mufste lange erkannt haben, dafs der in erster Linie verfolgte Plan: auf friedlichem Wege das Consulat für 706 zu erlangen uud von da aus der Alleinherrschaft sich zu bemächtigen, von Pompeius durchschaut und vereitelt war. Er war darauf gefafst und längst entschlossen in diesem Fall den Handschuh zwar nicht hinzuwerfen, aber wohl ihn aufzuheben, wenn er hingeworfen ward. Dies war also geschehen und Caesar hatte es vollständig erreicht den Gegnern die Initiative des Bürgerkrieges zuzuschieben. Zwar täuschte der Instinct der Massen sich darüber keinen Augenblick, dafs es in diesem Krieg sich um andere Dinge handelte als um formale Rechtsfragen;

aber dennoch war es nicht gering anzuschlagen, dafs Caesar den Rechtsboden bis auf das Aeufserste festgehalten und Pompeius gezwungen hatte den Krieg zu erklären, und ihn zu erklären nicht als Vertreter der legitimen Gewalt, sondern als Feldherr einer offenbar revolutionären und die Mehrheit terrorisirenden Senatsminorität. Jetzt, wo der Krieg erklärt war, lag es in Caesars Interesse baldmöglichst zum Schlagen zu kommen. Die Rüstungen der Gegner waren erst im Beginnen und selbst die Hauptstadt unbesetzt. In zehn bis zwölf Tagen konnte daselbst eine den in Oberitalien stehenden Truppen Caesars dreifach überlegene Armee beisammen sein; aber noch war es nicht unmöglich Rom unvertheidigt zu überrumpeln, ja vielleicht durch einen raschen Winterfeldzug ganz Italien einzunehmen und den Gegnern ihre besten Hülfsquellen zu verschliefsen, bevor sie noch dieselben nutzbar zu machen vermochten. Der kluge und energische Curio, der nach Niederlegung seines Tribunats (10. Dec. 704) sofort zu Caesar nach Ravenna gegangen war, stellte seinem Meister die Lage der Dinge lebhaft vor und es bedurfte dessen nicht um Caesar zu überzeugen, dafs jetzt das Zaudern nur schaden könne. Allein da er, um nicht den Gegnern Veranlassung zu Beschwerden zu geben, nach Ravenna selbst bisher keine Truppen gezogen hatte, konnte er für jetzt nichts thun als seinen sämmtlichen Corps den Befehl zum schleunigsten Aufbruch zufertigen. Die Zwischenzeit, bis wenigstens die eine am nächsten stehende Legion in Ravenna eintraf, nützte er, um ein letztes Ultimatum nach Rom zu senden, das wenn zu nichts anderem gut, doch durch Nachgiebigkeit bis aufs Aeufserste seine Gegner noch weiter in der öffentlichen Meinung compromittirte und vielleicht sogar, indem Caesar zu zaudern schien, sie bestimmte die Rüstungen gegen ihn lässiger zu betreiben. In diesem Ultimatum erbot sich Caesar auf die Cumulirung des Consulats und des Proconsulats zu verzichten und sofort sowohl die Statthalterschaft des jenseitigen Galliens niederzulegen als auch von den zehn ihm eigenen Legionen acht aufzulösen; er bedang sich nichts, als dafs entweder die Statthalterschaft des diesseitigen Galliens und Illyriens mit einer, oder auch die des diesseitigen Galliens allein mit zwei Legionen ihm bis zur Uebernahme des Consulats verbleibe und liefs alle Pompeius früher zugemutheten Concessionen fallen. Ob es Caesar mit diesen erstaunlichen Zugeständnissen Ernst war und er sein Spiel gegen Pompeius selbst bei solchem Vorgeben durchführen zu können sich getraute, oder ob er darauf rechnete, dafs man auf der anderen

Seite bereits zu weit gegangen sei um in diesen Vergleichsvorschlägen mehr zu finden als den Beweis dafür, dafs Caesar sein Spiel selbst als verloren betrachte, läfst sich nicht mehr mit Sicherheit entscheiden. Die Wahrscheinlichkeit ist dafür, dafs Caesar weit eher den Fehler allzu kecken Spielens als den schlimmeren beging etwas zu versprechen, was er nicht zu halten gesonnen war und dafs, wenn wunderbarer Weise seine Vorschläge angenommen worden wären, er sein Wort gut gemacht haben würde. Curio übernahm es seinen Herrn noch einmal in der Höhle des Löwen zu vertreten. In drei Tagen durchflog er die Strafse von Ravenna nach Rom; als die neuen Consuln Lucius Lentulus und Gaius Marcellus der Jüngere* zum ersten Mal am 1. Jan. 705 den Senat versammelten, übergab er in voller Sitzung das von dem Feldherrn an den Senat gerichtete Schreiben. Die Volkstribune Marcus Antonius, in der Scandalchronik der Stadt bekannt als Curios vertrauter Freund und aller seiner Thorheiten Genosse, aber zugleich auch aus den ägyptischen und gallischen Feldzügen als glänzender Reiteroffizier, und Quintus Cassius Longinus, Pompeius ehemaliger Quästor, welche beide jetzt an Curios Stelle Caesars Sache in Rom führten, erzwangen die sofortige Verlesung der Depesche. Die ernsten und klaren Worte, in denen Caesar den drohenden Bürgerkrieg, den allgemeinen Wunsch nach Frieden, Pompeius Uebermuth, seine eigene Nachgiebigkeit mit der ganzen unwiderstehlichen Macht der Wahrheit darlegte, die Vergleichsvorschläge von einer ohne Zweifel seine eigenen Anhänger überraschenden Mässigung, die bestimmte Erklärung, dafs hiemit die Hand zum Frieden zum letzten Mal geboten sei, machten den tiefsten Eindruck. Trotz der Furcht vor den zahlreich in die Hauptstadt geströmten Soldaten des Pompeius war die Gesinnung der Majorität nicht zweifelhaft; man durfte nicht wagen sie sich aussprechen zu lassen. Ueber den von Caesar erneuerten Vorschlag, dafs beiden Statthaltern zugleich die Niederlegung ihres Commandos aufgegeben werden möge, so wie über den von Marcus Caelius Rufus und Marcus Calidius gestellten Antrag, Pompeius zur sofortigen Abreise nach Spanien zu veranlassen, weigerten sich die Consuln, wie sie als Vorsitzende es durften, die Abstimmung zu eröffnen. Selbst der Antrag eines der entschie-

* Zu unterscheiden von dem gleichnamigen Consul des J. 704; dieser war ein Vetter, der Consul des J. 705 ein Bruder des Marcus Marcellus Consul 703.

densten Gesinnungsgenossen, der nur nicht über die militärische Lage der Dinge so blind war wie seine Partei, des Marcus Marcellus: die Beschlufsfassung auszusetzen, bis der italische Landsturm unter Waffen stehe und den Senat zu schützen vermöge, durfte nicht zur Abstimmung gebracht werden. Pompeius liefs durch sein gewöhnliches Organ Quintus Scipio erklären, dafs er jetzt oder nie die Sache des Senats aufzunehmen entschlossen sei und sie fallen lasse, wenn man noch länger zaudere. Der Consul Lentulus sprach es unumwunden aus, dafs es gar auf den Beschlufs des Senats nicht mehr ankomme, sondern, wenn derselbe bei seiner Servilität verharren sollte, er von sich aus handeln und mit seinen mächtigen Freunden das Weitere veranlassen werde. So terrorisirt beschlofs die Majorität, was ihr befohlen ward: dafs Caesar bis zu einem bestimmten nicht fernen Tage das jenseitige Gallien an Lucius Domitius Ahenobarbus, das diesseitige an Marcus Servilius Nonianus abzugeben und das Heer zu entlassen habe, widrigenfalls er als Hochverräther erachtet werde. Als die Tribunen von Caesars Partei gegen diesen Beschlufs ihres Intercessionsrechts sich bedienten, wurden sie nicht blofs, wie sie wenigstens behaupteten, in der Curie selbst von pompeianischen Soldaten mit den Schwertern bedroht und, um ihr Leben zu retten, in Sclavenkleidern aus der Hauptstadt zu flüchten gezwungen, sondern es behandelte auch der Senat ihr formell durchaus verfassungsmäfsiges Einschreiten wie einen Revolutionsversuch, erklärte das Vaterland in Gefahr und rief in den üblichen Formen die gesammte Bürgerschaft unter die Waffen und an die Spitze der Bewaffneten die sämmtlichen verfassungstreuen Beamten (7. Jan. 705).

Nun war es genug. Wie Caesar durch die flüchtigen Tribune, die schutzflehend zu ihm in das Lager kamen, von der Aufnahme in Kenntnifs gesetzt ward, welche seine Vorschläge in der Hauptstadt gefunden hatten, rief er die Soldaten der dreizehnten Legion, die inzwischen aus ihren Cantonnirungen bei Tergeste (Triest) in Ravenna eingetroffen war, zusammen und entwickelte vor ihnen den Stand der Dinge. Es war nicht blofs der geniale Herzenskündiger und Geisterbeherrscher, dessen glänzende Rede in diesem erschütternden Wendepunkt seines und des Weltgeschicks hoch empor leuchtete und flammte; nicht blofs der freigebige Heermeister und der sieghafte Feldherr, welcher zu Soldaten sprach, die von ihm selbst unter die Waffen gerufen und seit acht Jahren mit immer steigernder Begeisterung seinen Fahnen gefolgt waren; es sprach vor allem der energische und consequente

Staatsmann, der nun seit neunundzwanzig Jahren die Sache der Freiheit in guter und böser Zeit vertreten, für sie den Dolchen der Mörder und den Henkern der Aristokratie, den Schwertern der Deutschen und den Fluthen des unbekannten Oceans Trotz geboten hatte ohne je zu weichen und zu wanken, der die sullanische Verfassung zerrissen, das Regiment des Senats gestürzt, die wehr- und waffenlose Demokratie in dem Kampfe jenseit der Alpen beschildet und bewehrt hatte; und er sprach nicht zu dem clodianischen Publicum, dessen republikanischer Enthusiasmus längst zu Asche und Schlacken niedergebrannt war, sondern zu den jungen Mannschaften aus den Städten und Dörfern Norditaliens, die den mächtigen Gedanken der bürgerlichen Freiheit noch frisch und rein empfanden, die noch fähig waren für Ideale zu fechten und zu sterben, die selbst das Bürgerrecht erst von Caesar empfangen hatten und für ihre Landschaft es von ihm zu empfangen hofften, die Caesars Sturz den Ruthen und Beilen abermals preisgab und die die thatsächlichen Beweise bereits davon besafsen (S. 333), wie unerbittlichen Gebrauch die Oligarchie davon gegen die Transpadaner zu machen gedachte. Vor solchen Zuhörern legte ein solcher Redner die Thatsachen dar: den Dank für die Eroberung Galliens, den der Adel dem Feldherrn und dem Heer bereitete, die geringschätzige Beseitigung der Comitien, die Terrorisirung des Senats, die heilige Pflicht das vor einem halben Jahrtausend von den Vätern mit den Waffen in der Hand dem Adel abgezwungene Volkstribunat mit gewaffneter Hand zu schirmen, den alten Schwur zu halten, den jene für sich wie für die Enkel ihrer Enkel geleistet, für die Tribunen der Gemeinde Mann für Mann einzustehen bis in den Tod (I, 177). Als dann er, der Führer und Feldherr der Popularpartei, die Soldaten des Volkes aufrief jetzt, nachdem der Güteversuch erschöpft, die Nachgiebigkeit an den äufsersten Genzen angelangt war, jetzt ihm zu folgen in den letzten, den unvermeidlichen, den entscheidenden Kampf gegen den ebenso verhafsten wie verachteten, ebenso perfiden wie unfähigen und bis zur Lächerlichkeit unverbesserlichen Adel — da war kein Offizier und kein Soldat, der sich zurückgehalten hätte. Der Aufbruch ward befohlen; an der Spitze seines Vortrabs überschritt Caesar den schmalen Bach, der seine Provinz von Italien schied und jenseit dessen die Verfassung den Proconsul von Gallien bannte. Indem er nach neunjähriger Abwesenheit den Boden des Vaterlandes wieder betrat, betrat er zugleich die Bahn der Revolution. ‚Die Würfel waren geworfen.‘

KAPITEL X.

Brundisium, Ilerda, Pharsalos und Thapsus.

Zwischen den beiden bisherigen Gesammtherrschern von Rom sollten also die Waffen entscheiden, wer von ihnen berufen sei Roms erster Alleinherrscher zu sein. Sehen wir, wie für die bevorstehende Kriegführung zwischen Caesar und Pompeius sich das Machtverhältnifs gestellt hatte.

Caesars Macht ruhte zunächst auf der durchaus unumschränkten Gewalt, deren er innerhalb seiner Partei genofs. Wenn die Ideen der Demokratie und der Monarchie in ihr zusammenflossen, so war dies nicht die Folge einer zufällig eingegangenen und zufällig lösbaren Coalition, sondern es war im tiefsten Wesen der Demokratie ohne Repräsentativverfassung begründet, dafs Demokratie wie Monarchie zugleich ihren höchsten und letzten Ausdruck in Caesar fanden. Innerhalb seiner Partei stand Caesar ohne Genossen, nur umgeben von politischen und militärischen Adjutanten, die eben wie seine Soldaten geschult waren nicht nach Grund und Zweck zu fragen, sondern unbedingt zu gehorchen. In wie hohen Ehren er auch jedes brauchbare Werkzeug hielt, so blieb es doch immer Werkzeug, und Caesar entschied politisch wie militärisch durchaus in erster und letzter Instanz. Hieraus erklärt sich wohl auch der auffallende Umstand, dafs, als der Bürgerkrieg begann, keiner von Caesars Soldaten und Offizieren in das feindliche Lager überging mit der einzigen Ausnahme des von allen am höchsten gestellten und geehrten Titus Labienus. Caesar übertrug ihm im J. 704 den Oberbefehl im diesseitigen Gallien, um ihm durch denselben den Weg zum Con-

sulat zu erleichtern; aber Labienus trat hier mit den Pompeianern in Verbindung und beim Beginn der Feindseligkeiten im J. 705 begab er statt in Caesars sich in Pompeius Hauptquartier. Wir sind über Labienus Charakter zu unvollkommen unterrichtet, um seinen Uebertritt sicher zu würdigen. Allem Anschein nach war er eine jener Persönlichkeiten, die mit militärischer Brauchbarkeit die vollständigste staatsmännische Unfähigkeit vereinigen, und die dann, wenn sie unglücklicher Weise Politik machen wollen oder müssen, jenen tollen Schwindelanfällen ausgesetzt sind, wovon die Geschichte der napoleonischen Marschälle so manches tragikomische Beispiel aufzeigt. Allein wenigstens der Anlafs dieses Abfalls und der grenzenlosen Erbitterung, mit der Labienus seitdem gegen Caesar stritt, läfst sich mit Wahrscheinlichkeit bezeichnen. Labienus, der mit Caesar alle Drangsale der düstern catilinarischen Zeit (S. 153), wie allen Glanz der gallischen Siegeslaufbahn getheilt, der regelmäfsig selbstständig befehligt, häufig die halbe Armee geführt hatte, mochte wohl sich berechtigt halten als das zweite Haupt der Demokratie neben Caesar zu gelten; und dafs er mit diesem Anspruch zurückgewiesen ward, wird ihn in das Lager der Gegner geführt haben. Es war für Caesar nicht gleichgültig, dafs sein ältester und tüchtigster Waffengefährte jetzt gegen ihn focht und dafs überhaupt die Behandlung seiner Offiziere als unselbstständiger Adjutanten keine zur Uebernahme eines abgesonderten Commandos geeigneten Männer in seinem Lager emporkommen liefs, während er doch bei der leicht vorherzusehenden Zersplitterung des bevorstehenden Krieges durch alle Provinzen des weiten Reiches eben solcher Männer dringend bedurfte. Allein alle diese Nachtheile wurden weit aufgewogen durch die erste und nur um diesen Preis zu bewahrende Bedingung eines jeden Erfolgs, die Einheit der obersten Leitung. — Diese einheitliche Leitung erwies ihre volle Gewalt aber erst durch die Brauchbarkeit der Werkzeuge. Hier kam in erster Linie in Betracht die Armee. Sie zählte noch neun Legionen Infanterie oder höchstens 50000 Mann, welche alle vor dem Feinde gestanden und von denen zwei Drittel sämmtliche Feldzüge gegen die Kelten mitgemacht hatten. Die Reiterei bestand aus deutschen und norischen Söldnern, deren Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit in dem Kriege gegen Vercingetorix erprobt worden war. Der achtjährige Krieg voll mannigfacher Wechselfälle gegen die tapfere, wenn auch militärisch der italischen durchaus nachstehende keltische Nation hatte Caesar die Gelegenheit gegeben seine Armee zu organisiren, wie nur er zu organisiren verstand. Alle Brauchbarkeit des Sol-

daten setzt physische Tüchtigkeit voraus: bei Caesars Aushebungen wurde mehr als auf Vermögen und Moralität auf Stärke und Gewandtheit der Rekruten gesehen. Aber die Brauchbarkeit der Armee beruht wie die einer jeden Maschine vor allen Dingen auf der Leichtigkeit und der Schnelligkeit der Bewegung: in der Bereitschaft zum sofortigen Aufbruch zu jeder Zeit und in der Schnelligkeit des Marschirens erlangten Caesars Soldaten eine selten erreichte und wohl nie übertroffene Vollkommenheit. Muth galt natürlich über alles: die Kunst den kriegerischen Wetteifer und den Corpsgeist anzufachen, so dafs die Bevorzugung einzelner Soldaten oder Abtheilungen selbst den Zurückstehenden als die nothwendige Folge der Hierarchie der Tapferkeit erschien, übte Caesar mit unerreichter Meisterschaft. Er gewöhnte den Leuten das Fürchten ab, indem er nicht selten, wo es ohne ernste Gefahr geschehen konnte, die Soldaten von einem bevorstehenden Kampf nicht in Kenntnifs setzte, sondern sie unvermuthet auf den Feind treffen liefs. Aber der Tapferkeit gleich stand der Gehorsam. Der Soldat wurde angehalten das Befohlene zu thun, ohne nach Ursache und Absicht zu fragen; manche zwecklose Strapaze wurde einzig als Uebung in der schweren Kunst der blinden Folgsamkeit ihm auferlegt. Die Disciplin war streng, aber nicht peinlich: unnachsichtlich ward sie gehandhabt, wenn der Soldat vor dem Feinde stand; zu andern Zeiten, vor allem nach dem Siege, wurden die Zügel nachgelassen und wenn es dem sonst brauchbaren Soldaten dann beliebte sich zu parfümiren oder mit eleganten Waffen und andern Dingen sich zu putzen, ja sogar wenn er Brutalitäten oder Unrechtfertigkeiten selbst bedenklicher Art sich zu Schulden kommen liefs und nur nicht zunächst die militärischen Verhältnisse dadurch berührt wurden, so ging die Narrentheidung wie das Verbrechen ihm hin und die defsfälligen Klagen der Provinzialen fanden bei dem Feldherrn ein taubes Ohr. Meuterei dagegen ward, nicht blofs den Anstiftern, sondern selbst dem Corps, niemals verziehen. Aber der rechte Soldat soll nicht blofs überhaupt tüchtig, tapfer und gehorsam, sondern er soll dies alles willig, ja freiwillig sein; und nur genialen Naturen ist es gegeben durch Beispiel und durch Hoffnung und vor allem durch das Bewufstsein zweckmäfsig gebraucht zu werden die beseelte Maschine, die sie regieren, zum freudigen Dienen zu bestimmen. Wenn der Offizier, um von seinen Leuten Tapferkeit zu verlangen, selber der Gefahr mit ihnen ins Auge gesehen haben mufs, so hatte Caesar auch als Feldherr Gelegenheit gehabt den Degen zu ziehen und dann gleich dem Besten ihn gebraucht; an Thätigkeit

aber und Strapazen muthete er stets sich selbst weit mehr zu als seinen Soldaten. Wenn der Sieg zunächst dem Feldherrn Gewinn bringt, so sorgte Caesar dafür, dafs doch auch für den Soldaten sich persönliche Hoffnungen an denselben knüpften. Dafs er es verstand die Soldaten für die Sache der Demokratie zu begeistern, so weit die prosaisch gewordene Zeit noch Begeisterung gestattete, und dafs die politische Gleichstellung der transpadanischen Landschaft, der Heimath seiner meisten Soldaten, mit dem eigentlichen Italien als eines der Kampfziele hingestellt ward, wurde schon erwähnt (S. 152). Es versteht sich, dafs daneben auch materielle Prämien nicht fehlten, sowohl besondere für hervorragende Waffenthaten wie allgemeine für jeden tüchtigen Soldaten; dafs die Offiziere dotirt, die Soldaten beschenkt und für den Triumph die verschwenderischsten Gaben in Aussicht gestellt wurden. Aber in nichts offenbart sich das Talent eine Armee zu organisiren so entschieden wie darin, dafs in jedem einzelnen grossen oder kleinen Triebrad des mächtigen Instruments das Gefühl zweckmäfsig verwendet zu werden erweckt wird. Der gewöhnliche Mensch ist zum Dienen bestimmt und er sträubt sich nicht Werkzeug zu sein, wenn er fühlt, dafs ein Meister ihn lenkt. Allgegenwärtig und jederzeit ruhte der Adlerblick des Feldherrn auf dem ganzen Heer, mit unparteiischer Gerechtigkeit belohnend und bestrafend und der Thätigkeit eines Jeden die zum Besten aller dienenden Wege weisend, so dafs auch mit des Geringsten Schweifs und Blut nicht experimentirt oder gespielt ward und darum auch, wo es nöthig war, unbedingte Hingebung bis in den Tod gefordert werden konnte. Ohne dem Einzelnen in das gesammte Triebwerk den Einblick zu gestatten, liefs Caesar ihn doch genug von dem politischen und militärischen Zusammenhang der Dinge ahnen, um als Staatsmann und Feldherr von dem Soldaten erkannt, auch wohl idealisirt zu werden. Durchaus behandelte er die Soldaten nicht als seines Gleichen, aber als Männer, die Wahrheit zu fordern berechtigt und zu ertragen fähig waren und die den Versprechungen und den Versicherungen des Feldherrn Glauben zu schenken hatten, ohne Prellerei zu vermuthen oder auf Gerüchte zu horchen; als langjährige Kameraden in Krieg und Sieg, unter denen kaum einer war, den er nicht mit Namen kannte und bei dem sich nicht in all den Feldzügen ein mehr oder minder persönliches Verhältnifs zu dem Feldherrn gebildet hätte; als gute Genossen, mit denen er zutraulich und mit der ihm eigenen heiteren Elasticität schwatzte und verkehrte; als Schutzbefohlene, deren Dienste zu vergelten, deren Unbill

und Tod zu rächen ihm heilige Pflicht war. Vielleicht nie hat es eine Armee gegeben, die so vollkommen war, was die Armee sein soll: eine für ihre Zwecke fähige und für ihre Zwecke willige Maschine in der Hand eines Meisters, der auf sie seine eigene Spannkraft überträgt. Caesars Soldaten waren und fühlten sich zehnfacher Uebermacht gewachsen; wobei nicht übersehen werden darf, dafs bei der durchaus auf das Handgemenge und vornehmlich den Schwertkampf berechneten römischen Taktik der geübte römische Soldat dem Neuling noch in weit höherem Grade überlegen war, als dies unter den heutigen Verhältnissen der Fall ist*. Aber noch mehr als durch die überlegene Tapferkeit fühlten die Gegner sich gedemüthigt durch die unwandelbare und rührende Treue, mit der Caesars Soldaten an ihrem Feldherrn hingen. Es ist wohl ohne Beispiel in der Geschichte, dafs als der Feldherr seine Soldaten aufrief ihm in den Bürgerkrieg zu folgen, mit der einzigen schon erwähnten Ausnahme des Labienus kein römischer Offizier und kein römischer Soldat ihn im Stich liefs. Die Hoffnungen der Gegner auf eine ausgedehnte Desertion scheiterten ebenso schmählich wie der frühere Versuch sein Heer wie das des Lucullus auseinander zu sprengen (S. 333); selbst Labienus erschien in Pompeius Lager wohl mit einem Haufen keltischer und deutscher Reiter, aber ohne einen einzigen Legionar. Ja die Soldaten, als wollten sie zeigen, dafs der Krieg ganz ebenso ihre Sache sei wie die des Feldherrn, machten unter sich aus, dafs sie den Sold, den ihnen Caesar beim Ausbruch des Bürgerkrieges zu verdoppeln versprochen hatte, bis zu dessen Beendigung dem Feldherrn creditiren, und inzwischen die ärmeren Kameraden aus allgemeinen Mitteln unterstützen wollten; überdies rüstete und besoldete jeder Unteroffizier einen Reiter aus seiner Tasche. — Wenn also Caesar das Eine hatte, was Noth that: unbeschränkte politische und militärische Gewalt und eine schlagfertige zuverlässige Armee, so war extensiv seine Macht verhältnifsmäfsig be-

* Ein gefangener Centurio von der zehnten Legion Caesars erklärte dem feindlichen Oberfeldherrn, dafs er bereit sei es mit zehn von seinen Leuten gegen die beste feindliche Cohorte (500 Mann) aufzunehmen (*bell. Afric.* 45). ‚In der Fechtweise der Alten‘, urtheilt Napoleon, ‚bestand die Schlacht aus lauter Zweikämpfen; in dem Munde des heutigen Soldaten würde es Prahlerei sein, was in dem jenes Centurio nur richtig war‘. Von dem Soldatengeist, der Caesars Armee durchdrang, legen die Berichte über den africanischen und den zweiten spanischen Krieg, von denen jener einen Offizier zweiten Ranges zum Verfasser zu haben scheint, dieser ein in jeder Beziehung subalternes Lagerjournal ist, lebendigen Beweis ab.

schränkt. Sie ruhte wesentlich auf der oberitalischen Provinz. Diese Landschaft war nicht blofs die am besten bevölkerte unter allen italischen, sondern auch unbedingt der Sache der Demokratie ergeben. Von der daselbst herrschenden Stimmung zeugt das Verhalten einer Abtheilung Rekruten von Opitergium (Oderzo in der Delegation Treviso), die nicht lange nach dem Ausbruch des Krieges in den illyrischen Gewässern auf einem elenden Flofs von den feindlichen Kriegsschiffen umzingelt wurden, aber statt sich zu ergeben, lieber sich den ganzen Tag bis zur sinkenden Sonne zusammenschiefsen liefsen und in der folgenden Nacht, so weit sie den Geschossen entgangen waren, mit eigener Hand sich den Tod gaben. Man begreift, was einer solchen Bevölkerung zugemuthet werden konnte. Wie sie Caesar bereits die Mittel gewährt hatte seine ursprüngliche Armee mehr als zu verdoppeln, so stellten auch nach Ausbruch des Bürgerkrieges zu den sofort angeordneten umfassenden Aushebungen die Rekruten zahlreich sich ein. In dem eigentlichen Italien dagegen war Caesars Einflufs dem der Gegner nicht entfernt zu vergleichen. Wenn er auch durch geschickte Manöver die catonische Partei ins Unrecht zu setzen gewufst und alle, die einen Vorwand wünschten um mit gutem Gewissen entweder dem Krieg zu entgehen, wie die Senatsmajorität, oder seine Partei zu ergreifen, wie seine Soldaten und die Transpadaner, von seinem guten Recht hinreichend überzeugt hatte, so liefs sich doch die Masse der Bürgerschaft natürlich dadurch nicht irren und sah, als der Commandant von Gallien seine Legionen gegen Rom in Bewegung setzte, allen formalen Rechtserörterungen zum Trotz, in Cato und Pompeius die Vertheidiger der legitimen Republik, in Caesar den demokratischen Usurpator. Allgemein erwartete man von dem Neffen des Marius, dem Verbündeten Catilinas die Wiederholung der marianisch-cinnanischen Greuel, die Realisirung der von Catilina entworfenen Saturnalien der Anarchie; und wenn auch Caesar hierdurch allerdings Verbündete gewann, die politischen Flüchtlinge sofort in Masse sich ihm zur Verfügung stellten, die verlorenen Leute ihren Erlöser in ihm sahen, die niedrigsten Schichten des haupt- und landstädtischen Pöbels durch die Kunde von seinem Anmarsch in Gährung geriethen, so waren dies doch von den Freunden, die gefährlicher als die Feinde sind. Noch weniger als in Italien hatte Caesar in den Provinzen und den Clientelstaaten Einflufs. Das transalpinische Gallien gehorchte ihm zwar und die Colonisten von Narbo so wie die sonst daselbst ansässigen römischen Bürger waren ihm ergeben; allein selbst

in der narbonensischen Provinz hatte die Verfassungspartei zahlreiche Anhänger und nun gar die neueroberten Landschaften waren für Caesar in dem bevorstehenden Bürgerkrieg weit mehr eine Last als ein Vortheil, wie er denn aus guten Gründen in demselben von dem keltischen Fufsvolk gar keinen, von der Reiterei nur sparsamen Gebrauch machte. In den übrigen Provinzen und den benachbarten halb oder ganz unabhängigen Staaten hatte Caesar wohl auch versucht sich Rückhalt zu verschaffen, hatte den Fürsten reiche Geschenke gespendet, in manchen Städten grofse Bauten ausführen lassen und in Nothfällen ihnen finanziellen und militärischen Beistand gewährt; allein im Ganzen war natürlich damit nicht viel erreicht worden und die Verbindungen mit den deutschen und keltischen Fürsten in den Rhein- und Donaulandschaften, namentlich das der Reiterwerbung wegen wichtige Verhältnifs zu dem norischen König Voctio waren wohl die einzigen, die für ihn etwas bedeuten mochten.

Wenn Caesar also in den Kampf eintrat nur als Commandant von Gallien, ohne andere wesentliche Hülfsmittel als brauchbare Adjutanten und ein treues Heer, so begann ihn Pompeius als thatsächliches Oberhaupt des römischen Gemeinwesens und im Vollbesitz aller der legitimen Regierung des grofsen römischen Reiches zur Verfügung stehenden Hülfsquellen. Allein wenn seine Stellung politisch und militärisch weit ansehnlicher war, so war sie dagegen auch weit minder klar und fest. Wenn die Einheit der Oberleitung aus Caesars Stellung sich von selbst und mit Nothwendigkeit ergab, so war sie dagegen der Natur der Coalition zuwider. Pompeius täuschte darüber sich nicht, dafs unumschränkte Gewalt die erste Bedingung des Erfolges ist; er versuchte sie der Coalition aufzuzwingen und liefs sich vom Senat zum alleinigen und ununschränkten Oberfeldherrn zu Lande und zur See ernennen. Allein der Senat selbst liefs sich doch nicht beseitigen und ein überwiegender Einflufs auf die politische, ein gelegentliches und darum doppelt schädliches Eingreifen in die militärische Oberleitung konnte ihm nicht verwehrt werden. Die Erinnerung an den zwanzigjährigen auf beiden Seiten mit vergifteten Waffen geführten Krieg zwischen Pompeius und der Verfassungspartei, das auf beiden Seiten lebhaft vorhandene und mühsam verhehlte Bewufstsein, dafs die nächste Folge des erfochtenen Sieges der Bruch zwischen den Siegern sein werde, die Verachtung, die man gegenseitig und von beiden Seiten mit nur zu gutem Grund sich zollte, die unbequeme Anzahl angesehener und einflufsreicher Männer in den Reihen der Aristokratie und

die geistige und sittliche Inferiorität fast aller Betheiligten erzeugten überhaupt bei den Gegnern Caesars ein widerwilliges und widersetzliches Zusammenwirken, das mit dem einträchtigen und geschlossenen Handeln auf der andern Seite den übelsten Contrast bildet. Wenn also alle Nachtheile der Coalition zweier Feinde gegen einen dritten von Caesars Gegnern in ungewöhnlichem Mafse empfunden wurden, so war doch allerdings auch diese Coalition eine sehr ansehnliche Macht. Die See beherrschte sie ausschliefslich: alle Häfen, alle Kriegsschiffe, alles Flottenmaterial war in ihren Händen. Ihre Landarmee bestand hauptsächlich in den spanischen Heeren, sieben krieggewohnten Legionen unter tüchtigen und zuverlässigen Führern von Pompeius engerer Partei. Auch in den übrigen Provinzen, natürlich mit Ausnahme der beiden Gallien, waren die Statthalter- und Commandantenstellen während der letzten Jahre unter dem Einflufs von Pompeius und der Senatsminorität mit zuverlässigen Männern besetzt worden und die in Sicilien, Africa, Makedonien, Asia, Syrien und sonst zerstreuten freilich schwachen Truppenabtheilungen standen zu Pompeius Verfügung. Durchaus und mit grofser Entschiedenheit ergriffen die Clientelstaaten Partei gegen Caesar und für Pompeius. In diesen abgelegenen Theilen des Reiches überstrahlte die Glorie des Siegers in drei Welttheilen noch weit die des Eroberers von Gallien. Die bedeutendsten Fürsten und Städte waren in den verschiedensten Abschnitten seiner mannigfaltigen Wirksamkeit zu Pompeius in die engsten persönlichen Beziehungen getreten — wie er denn in dem Kriege gegen die Marianer der Waffengenosse der Könige von Numidien und Mauretanien gewesen war und das Reich des ersteren wieder aufgerichtet hatte (II, 319); wie er im mithradatischen Kriege aufser einer Menge anderer kleinerer geistlicher und weltlicher Fürstenthümer die Königreiche Bosporus, Armenien und Kappadokien wiederhergestellt, das galatische des Deiotarus geschaffen hatte (S. 132. 135); wie zunächst auf seine Veranlassung der ägyptische Krieg unternommen und durch seinen Adjutanten die Lagidenherrschaft neu befestigt worden war (S. 147); wie selbst die Stadt Massalia in Caesars eigener Provinz diesem wohl auch manche Vergünstigungen, aber Pompeius vom sertorianischen Kriege her eine sehr ansehnliche Gebietserweiterung verdankte (S. 24), auch davon abgesehen, dafs hier die regierende Oligarchie mit der römischen in einem natürlichen und durch vielfache Zwischenbeziehungen befestigten Bunde stand. Mehr aber vielleicht noch als durch diese Rücksichten wurden die Clientelstaaten bestimmt sich gegen Caesar zu erklären durch die

nicht unbekannt gebliebenen An- und Absichten des Erben des Gaius Gracchus über die erforderliche Reunion der abhängigen Staaten und die Nützlichkeit der Provinzialcolonisationen. Keiner unter den abhängigen Dynasten sah von dieser Gefahr sich näher bedroht als König Juba von Numidien. Nicht blofs war er vor Jahren, noch bei Lebzeiten seines Vaters Hiempsal, mit Caesar persönlich aufs heftigste zusammengerathen, sondern es hatte auch kürzlich derselbe Curio, der jetzt unter Caesars Adjutanten fast den ersten Platz einnahm, bei der römischen Bürgerschaft den Antrag auf Einziehung des numidischen Reiches gestellt. Sollte endlich es so weit kommen, dafs die unabhängigen Nachbarstaaten in den römischen Bürgerkrieg eingriffen, so war der einzige wirklich mächtige, der der Parther, durch die zwischen Pakoros und Bibulus angeknüpfte Verbindung (S. 322) thatsächlich bereits mit der aristokratischen Partei alliirt, während Caesar viel zu sehr Römer war um aus Parteiinteressen sich mit den Ueberwindern seines Freundes Crassus zu verkuppeln. Was endlich Italien anlangt, so war, wie schon gesagt, die grofse Majorität der Bürgerschaft Caesar abgeneigt; vor allem natürlich die gesammte Aristokratie mit ihrem sehr beträchtlichen Anhang, nicht viel minder aber auch die hohe Finanz, die nicht hoffen durfte bei einer durchgreifenden Reform des Gemeinwesens ihre parteiischen Geschwornengerichte und ihr Erpressungsmonopol zu conserviren. Ebenso antidemokratisch gesinnt waren die kleinen Capitalisten, die Landgutbesitzer und überhaupt alle Klassen, die etwas zu verlieren hatten; nur dafs freilich in diesen Schichten die Sorge um die nächsten Zinstermine und um Saaten und Ernten jede andere Rücksicht in der Regel überwog. — Unter den Waffen standen indefs auf dieser Seite zunächst nur die zwei von Caesar kürzlich abgegebenen Legionen, deren Effectivbestand sich nicht über 7000 Mann belief und deren Zuverlässigkeit mehr als zweifelhaft war, da sie, ausgehoben im diesseitigen Gallien und alte Waffengefährten Caesars, über die unfeine Intrigue, durch die man sie das Lager hatte wechseln machen (S. 335), in hohem Grade mifsvergnügt waren und ihres Feldherrn, der ihnen vor ihrem Abmarsch die für den Triumph jedem Soldaten versprochenen Geschenke grofsmüthig vorausgezahlt hatte, sehnsüchtig gedachten. Allein aufser den spanischen Truppen, die mit dem Frühjahr entweder auf dem Landweg durch Gallien oder zur See in Italien eintreffen konnten, brauchte in Italien selbst die Mannschaft der von den Aushebungen von 699 noch übrigen drei Legionen (S. 295) so wie das im J. 702 in Pflicht genommene ita-

lische Aufgebot (S. 308) nur aus dem Urlaub einberufen zu werden. Mit Einrechnung dieser stellte sich die Zahl der Pompeius im Ganzen zur Verfügung stehenden Truppen, ohne die sieben Legionen in Spanien und die in den andern Provinzen zerstreuten zu rechnen, blofs in Italien auf zehn Legionen* oder gegen 60000 Mann, so dafs es eben keine Uebertreibung war, wenn Pompeius behauptete nur mit dem Fufse stampfen zu müssen, um den Boden Italiens mit Bewaffneten zu bedecken. Freilich bedurfte es, wenn auch kurzer, doch einiger Frist, um diese Truppen zu mobilisiren; die Anstalten dazu so wie zur Effectuirung der neuen in Folge des Ausbruchs des Bürgerkrieges vom Senat angeordneten Aushebungen waren aber auch bereits überall im Gange. Unmittelbar nach dem entscheidenden Senatsbeschlufs (7. Jan. 705) mitten im tiefen Winter waren die angesehensten Männer der Aristokratie in die verschiedenen Landschaften abgegangen, um die Einberufung der Rekruten und die Anfertigung von Waffen zu beschleunigen. Sehr empfindlich war der Mangel an Reiterei, da man für diese gewohnt war sich gänzlich auf die Provinzen und namentlich die keltischen Contingente zu verlassen; um wenigstens einen Anfang zu machen, wurden dreihundert Caesar gehörende Gladiatoren aus den Fechtschulen von Capua entnommen und beritten gemacht, was indefs so allgemeine Mifsbilligung fand, dafs Pompeius diese Truppe wieder auflöste und dafür aus den berittenen Hirtensclaven Apuliens 300 Reiter aushob. — In der Staatskasse war Ebbe wie gewöhnlich; man war beschäftigt aus den Gemeindekassen und selbst den Tempelschätzen der Municipien den unzureichenden Baarbestand zu ergänzen.

Unter diesen Umständen ward zu Anfang Januar 705 der Krieg erklärt. Von marschfähigen Truppen hatte Caesar nicht mehr als eine Legion, 5000 Mann Infanterie und 300 Reiter, bei Ravenna, das auf der Chaussee etwa 50 deutsche Meilen von Rom entfernt war; Pompeius zwei schwache Legionen, 7000 Mann Infanterie und eine geringe Reiterschaar, unter Appius Claudius Befehlen bei Luceria, von wo man, ebenfalls auf der Chaussee, ungefähr eben so weit nach der Hauptstadt hatte. Die andern Truppen Caesars, abgesehen von den rohen noch in der Bildung begriffenen Rekrutenabtheilungen, standen zur Hälfte an der Saone und Loire, zur Hälfte in Belgien, während Pompeius italische Reser-

* Diese Ziffer gab Pompeius selbst an (Caesar *b. c.* 1, 6) und es stimmt damit, dafs er in Italien etwa 60 Cohorten oder 30000 Mann einbüfste und 25000 nach Griechenland überführte (Caesar *b. c.* 3, 10).

ven bereits von allen Seiten in den Sammelplätzen eintrafen; lange bevor auch nur die Spitze der transalpinischen Heerhaufen Caesars in Italien einrücken konnte, mufste hier ein weit überlegenes Heer bereit stehen sie zu empfangen. Es schien eine Thorheit mit einem Haufen von der Stärke des catilinarischen und augenblicklich ohne wirksame Reserve gegen eine überlegene und stündlich anwachsende Armee unter einem fähigen Feldherrn angreifend vorzugehen; allein es war eine Thorheit im Geiste Hannibals. Wenn der Anfang des Kampfes bis zum Frühjahr sich hinauszog und Pompeius gestattet ward mit seinen spanischen Truppen im transalpinischen, mit seinen italischen im cisalpinischen Gallien die Offensive zu ergreifen, so hatte er allen Grund dem Ausgang des Krieges mit Zuversicht entgegenzusehen. Pompeius, als Taktiker Caesar gewachsen, an Erfahrung ihm überlegen, war in einem solchen regelmäfsig verlaufenden Feldzug ein furchtbarer Gegner; jetzt liefs er, gewohnt mit überlegenen Massen langsam und sicher zu operiren, durch einen so durchaus improvisirten Angriff vielleicht sich deroutiren. Die jetzt Caesar gegenüberstehende Armee bestand entweder aus seinen alten Soldaten oder aus schlecht geübten und in der Bildung begriffenen Rekrutenabtheilungen; was seine dreizehnte Legion nach der ernsten Probe des gallischen Ueberfalls und der Januarcampagne im Bellovakerland (S. 266) nicht aus der Fassung bringen konnte, die Plötzlichkeit des Krieges und die Mühsal des Winterfeldzuges, mufste solche Heerhaufen desorganisiren. — So rückte denn Caesar in Italien ein.* Zwei Chausseen führten damals aus der Romagna nach Süden: die aemilisch-cassische, die von Bononia über den Apennin nach Arretium und Rom, und die popillisch-flaminische, die von Ravenna nach Fanum an der Küste des adriatischen Meeres sich hielt und dort sich theilend, in westlicher Richtung durch den Furlopafs nach Rom, in südlicher nach Ancon und weiter nach Apulien lief. Auf der ersteren gelangte Marcus Antonius bis Arretium, auf der zweiten drang Caesar selbst vor. Widerstand ward nirgends geleistet: die vornehmen Werbeoffiziere waren keine Militärs, die Rekrutenmassen keine Soldaten, die Landstädter nur besorgt nicht in eine Belagerung verwickelt zu werden. Als Curio

* Der Senatbeschlufs war vom 7. Jan.; am 18. wufste man schon in Rom seit mehreren Tagen, dafs Caesar eingerückt sei (Cic. *ad Att.* 7, 10. 9, 10, 4); der Bote von Ravenna nach Rom brauchte allermindestens drei Tage. Danach fällt der Aufbruch um den 12. Januar, welcher nach der gangbaren Reduction dem julianischen 24. Nov. 704 entspricht.

mit 1500 Mann auf Iguvium anrückte, wo ein paar Tausend umbrischer Rekruten unter dem Praetor Quintus Minucius Thermus sich gesammelt hatten, suchten auf die blofse Meldung seines Anmarsches General und Soldaten das Weite; und ähnlich ging es im Kleinen überall. Caesar hatte die Wahl entweder gegen Rom, dem seine Reiter in Arretium bereits auf 28 deutsche Meilen sich genähert hatten, oder gegen die bei Luceria lagernden Legionen zu marschiren. Er wählte das Letztere. Die Consternation der Gegenpartei war grenzenlos. Pompeius erhielt die Meldung von Caesars Anmarsch in Rom; er schien anfangs die Hauptstadt vertheidigen zu wollen, aber als die Nachricht von Caesars Einrücken in das Picenische und von seinen ersten Erfolgen daselbst einlief, gab er sie auf und befahl die Räumung. Ein panischer Schreck, vermehrt durch das falsche Gerücht, dafs Caesars Reiter vor den Thoren sich gezeigt hätten, kam über die vornehme Welt. Die Senatoren, denen angezeigt worden war, dafs man jeden in der Hauptstadt zurückbleibenden als Mitschuldigen des Rebellen Caesar behandeln werde, strömten schaarenweise aus den Thoren. Die Consuln selbst hatten so vollständig den Kopf verloren, dafs sie nicht einmal die Kassen in Sicherheit brachten, und als Pompeius sie aufforderte dafür nachträglich zu sorgen, wozu ausreichend Zeit war, liefsen sie ihm zurücksagen, dafs sie es für sicherer hielten, wenn er zuvor Picenum besetze! Man war rathlos; also ward grofser Kriegsrath in Teanum Sidicinum gehalten (23. Jan.), dem Pompeius, Labienus und beide Consuln beiwohnten. Auch hier hatte man zunächst wieder Vergleichsvorschläge zu berathen, die Caesar selbst jetzt noch zu erneuern nicht unterliefs: er erbot sich sein Heer sofort zu entlassen, seine Provinzen den ernannten Nachfolgern zu übergeben und sich in regelrechter Weise um das Consulat zu bewerben, wofern Pompeius nach Spanien abgehe und in Italien entwaffnet werde. Die Antwort war, dafs man, wenn Caesar sogleich in seine Provinz zurückkehre, sich anheischig mache die Entwaffnung Italiens und die Abreise des Pompeius durch einen ordnungsmäfsig in der Hauptstadt zu fassenden Senatsbeschlufs herbeizuführen; was, wenn es mehr war als eine plumpe Prellerei, wohl eine Annahme des Vergleichsvorschlags sein sollte, jedenfalls aber der Sache nach eine Ablehnung war. Die von Caesar gewünschte persönliche Zusammenkunft mit Pompeius lehnte dieser ab und mufste sie ablehnen, um nicht durch den Anschein einer neuen Coalition mit Caesar das schon rege Mifstrauen der Verfassungspartei noch mehr zu reizen. Der in Teanum festgestellte Kriegsplan ging da-

hin, dafs Pompeius das Commando der bei Luceria stehenden Truppen, auf denen trotz ihrer Unzuverlässigkeit doch alle Hoffnung beruhte, übernehmen, mit diesen in seine und Labienus Heimath, in Picenum einrücken, dort wie einst vor fünfunddreifsig Jahren (II, 308) den Landsturm persönlich zu den Waffen rufen und an der Spitze der treuen picentischen und der krieg(gewohnten ehemals caesarischen Cohorten versuchen solle dem Vordringen des Feindes eine Schranke zu setzen. Es kam nur darauf an, ob die picenische Landschaft sich so lange hielt, bis Pompeius zu ihrer Vertheidigung herankam. Bereits war Caesar mit seiner wieder vereinigten Armee auf der Küstenstrafse über Ancon in Picenum eingedrungen. Auch hier waren die Rüstungen in vollem Gange; gleich in der nördlichsten picenischen Stadt Auximum stand ein ansehnlicher Haufe von Rekruten unter Publius Attius Varus beisammen; allein auf Ersuchen der Municipalität räumte Varus die Stadt noch ehe Caesar erschien und eine Handvoll von dessen Soldaten, die den Trupp unweit Auximum einholten, zerstreuten ihn vollständig nach kurzem Gefecht — es war das erste in diesem Kriege. Ebenso räumten bald darauf Gaius Lucilius Hirrus mit 3000 Mann Camerinum, Publius Lentulus Spinther mit 5000 Asculum. Die Pompeius ganz ergebenen Mannschaften liefsen zum gröfsten Theil Haus und Hof willig im Stich und folgten den Führern über die Grenze; die Landschaft selbst aber war schon nicht mehr zu retten, als der zur vorläufigen Leitung der Vertheidigung von Pompeius gesandte Offizier Lucius Vibullius Rufus, kein vornehmer Senator, aber ein kriegskundiger Militär, daselbst eintraf: er mufste sich begnügen die geretteten etwa 6—7000 Rekruten den unfähigen Werbeoffizieren abzunehmen und sie vorläufig nach dem nächsten Sammelplatz zu führen. Dies war Corfinium, der Mittelpunct der Aushebungen im albensischen, marsischen und paelignischen Gebiet; die hier versammelte Rekrutenmasse von beiläufig 15000 Mann war das Contingent der streitbarsten und zuverlässigsten Landschaften Italiens und der Kern des in der Bildung begriffenen Heeres der Verfassungspartei. Als Vibullius hier eintraf, war Caesar noch mehrere Tagemärsche zurück; es war nichts im Wege Pompeius Befehlen gemäfs sofort aufzubrechen und die geretteten picentischen nebst den in Corfinium gesammelten Rekruten dem Hauptheer in Apulien zuzuführen. Allein in Corfinium commandirte der designirte Nachfolger Caesars Lucius Domitius, einer der bornirtesten Starrköpfe der römischen Aristokratie; und dieser weigerte sich nicht blofs Pompeius Befehlen Folge zu leisten, sondern ver-

hinderte auch den Vibullius wenigstens mit der Mannschaft aus Picenum nach Apulien abzumarschiren. So fest hielt er sich überzeugt, dafs Pompeius nur aus Eigensinn zaudere und nothwendig zum Entsatz herbeikommen müsse, dafs er kaum sich ernstlich auf die Belagerung gefafst machte und nicht einmal die in die umliegenden Städte verlegten Rekrutenhaufen in Corfinium zusammenzog. Pompeius kam nicht, da er seine beiden unzuverlässigen Legionen wohl als Rückhalt für den picentischen Landsturm verwenden, aber nicht mit ihnen allein Caesar die Schlacht anbieten konnte. Statt seiner kam Caesar (14. Febr.). Zu den Truppen desselben war in Picenum die zwölfte und vor Corfinium die achte Legion von den transalpinischen gestofsen und aufserdem wurden theils aus den pompeianischen gefangenen oder freiwillig sich stellenden, theils aus den auf Caesars Befehl überall ausgehobenen Rekruten drei neue Legionen gebildet, so dafs er vor Corfinium bereits an der Spitze einer Armee von 40,000 Mann, zur Hälfte gedienter Leute stand. So lange Domitius auf Pompeius Eintreffen hoffte, liefs er die Stadt vertheidigen; als dessen Briefe ihn endlich enttäuscht hatten, beschlofs er nicht etwa auf dem verlorenen Posten auszuharren, womit er seiner Partei den gröfsten Dienst geleistet haben würde, auch nicht einmal zu capituliren, sondern, während dem gemeinen Soldaten der Entsatz als nahe bevorstehend angekündigt ward, selbst mit den vornehmen Offizieren in der nächsten Nacht auszureifsen. Indefs selbst diesen sauberen Plan ins Werk zu setzen verstand er nicht. Sein verwirrtes Benehmen verrieth ihn. Ein Theil der Mannschaften fing an zu meutern; die marsischen Rekruten, die eine solche Schändlichkeit ihres Feldherrn nicht für möglich hielten, wollten gegen die Meuterer kämpfen; aber auch sie mufsten sich widerwillig von der Wahrheit der Anschuldigung überzeugen, worauf denn die gesammte Besatzung ihren Stab festnahm und ihn, sich und die Stadt an Caesar übergab (20. Febr.). Das 3000 Mann starke Corps in Alba und 1500 in Tarracina gesammelte Rekruten ergaben sich hierauf, so wie Caesars Reiterpatrouillen sich zeigten; eine dritte Abtheilung in Sulmo von 3500 Mann war bereits früher genöthigt worden zu capituliren. — Pompeius hatte Italien verloren gegeben, so wie Caesar Picenum eingenommen hatte; nur wollte er die Einschiffung so lange wie möglich verzögern, um von den Mannschaften zu retten, was noch zu retten war. Langsam hatte er sich demnach nach dem nächsten Hafenplatz Brundisium in Bewegung gesetzt. Hier fanden die beiden Legionen von Luceria und was Pom-

peius in dem menschenleeren Apulien an Rekruten in der Eile hatte zusammenraffen können, so wie die von den Consuln und den sonstigen Beauftragten in Campanien ausgehobenen und eiligst nach Brundisium beorderten Mannschaften sich ein; eben dahin begab sich eine Menge politischer Flüchtlinge, unter ihnen die angesehensten Senatoren in Begleitung ihrer Familien. Die Einschiffung begann; allein die vorräthigen Schiffe genügten nicht, um die ganze Masse, die sich doch noch auf 25000 Köpfe belief, auf einmal zu transportiren. Es blieb nichts übrig als das Heer zu theilen. Die gröfsere Hälfte ging vorauf (4. März); mit der kleineren von etwa 10000 Mann erwartete Pompeius in Brundisium die Rückkehr der Flotte, denn wie wünschenswerth für einen etwaigen Versuch Italien wieder einzunehmen auch der Besitz von Brundisium war, so getraute man sich doch nicht den Platz auf die Dauer gegen Caesar zu halten. Inzwischen traf Caesar vor Brundisium ein; die Belagerung begann. Caesar versuchte vor allem die Hafenmündung durch Dämme und schwimmende Brücken zu schliefsen, um die rückkehrende Flotte auszusperren; allein Pompeius liefs die im Hafen liegenden Handelsfahrzeuge armiren und wufste die völlige Schliefsung des Hafens so lange zu verhindern, bis die Flotte erschien und die von Pompeius trotz der Wachsamkeit der Belagerer und der feindlichen Gesinnung der Stadtbewohner mit grofser Geschicklichkeit bis auf den letzten Mann unbeschädigt aus der Stadt herausgezogenen Truppen aus Caesars Bereich nach Griechenland entführte (17. März). An dem Mangel einer Flotte scheiterte wie die Belagerung selbst so auch die weitere Verfolgung. — In einem zweimonatlichen Feldzug, ohne ein einziges ernstliches Gefecht, hatte Caesar eine Armee von zehn Legionen so aufgelöst, dafs mit genauer Noth die kleinere Hälfte derselben in verwirrter Flucht über das Meer entkommen und die ganze italische Halbinsel mit Einschlufs der Hauptstadt nebst der Staatskasse und allen daselbst aufgehäuften Vorräthen in der Gewalt des Siegers geblieben war. Nicht ohne Grund klagte die geschlagene Partei über die schauerliche Raschheit, Einsicht und Energie des ‚Ungeheuers'.

Indefs es liefs sich fragen, ob Caesar durch die Eroberung Italiens mehr gewann oder mehr verlor. In militärischer Hinsicht wurden zwar jetzt sehr ansehnliche Hülfsquellen nicht blofs den Gegnern entzogen, sondern auch für Caesar flüssig gemacht; schon im Frühjahr 705 zählte seine Armee in Folge der überall angeordneten massenhaften Aushebungen statt der ursprünglichen neun zwischen dreifsig und fünfunddreifsig Legionen. Andrer-

seits aber wurde es jetzt nicht blofs nöthig in Italien eine ansehnliche Besatzung zurückzulassen, sondern auch Mafsregeln zu treffen gegen die von den seemächtigen Gegnern beabsichtigte Sperrung des überseeischen Verkehrs und gegen die in Folge dessen namentlich der Hauptstadt drohende Hungersnoth, wodurch Caesars bereits hinreichend verwickelte militärische Aufgabe noch weiter sich complicirte. Finanziell war es allerdings von Belang, dafs es geglückt war der hauptstädtischen Kassenbestände von 4135 Pfunden Gold und 900000 Pfunden Silber (gegen 23 Mill. Thlr.) sich zu bemächtigen; aber die hauptsächlichsten Einnahmequellen, namentlich die Abgaben aus dem Orient waren doch in den Händen des Feindes und den so sehr vermehrten Bedürfnissen für das Heer sowie der neuen Verpflichtung gegenüber für die darbende hauptstädtische Bevölkerung zu sorgen waren selbst diese ungeheuren Summen so wenig zureichend, dafs Caesar sich bald genöthigt sah den Privatcredit anzusprechen und, da es unmöglich schien, dafs er damit lange sich friste, allgemein als die einzig übrig bleibende Aushülfe umfassende Confiscationen erwartet wurden. — Ernstere Schwierigkeiten noch bereiteten die politischen Verhältnisse, in welche Caesar mit der Eroberung Italiens eintrat. Die Besorgnifs der besitzenden Klassen vor einer anarchischen Umwälzung war allgemein. Feinde und Freunde sahen in Caesar einen zweiten Catilina; Pompeius glaubte oder behauptete zu glauben, dafs Caesar nur durch die Unmöglichkeit seine Schulden zu bezahlen zum Bürgerkrieg getrieben worden sei. Das war allerdings absurd; aber in der That waren Caesars Antecedentien nichts weniger als beruhigend und noch weniger beruhigend der Hinblick auf das Gefolge, das jetzt ihn umgab. Individuen des anbrüchigsten Rufes, stadtkundige Gesellen wie Quintus Hortensius, Gaius Curio, Marcus Antonius — dieser der Stiefsohn des auf Ciceros Befehl hingerichteten Catilinariers Lentulus — spielten darin die ersten Rollen; die höchsten Vertrauensposten wurden an Männer vergeben, die es längst aufgegeben hatten ihre Schulden auch nur zu summiren; man sah caesarische Beamte Tänzerinnen nicht blofs unterhalten — das thaten Andere auch —, sondern öffentlich in Begleitung solcher Dirnen erscheinen. War es ein Wunder, dafs auch ernsthafte und politisch parteilose Männer Amnestie für alle landflüchtigen Verbrecher, Vernichtung der Schuldbücher, umfassende Confiscations-, Acht- und Mordbefehle erwarteten, ja eine Plünderung Roms durch die gallische Soldatesca? — Indefs hierin täuschte das ‚Ungeheuer' die Erwartungen seiner Feinde wie

seiner Freunde. Wie Caesar die erste italische Stadt Ariminum besetzte, untersagte er allen gemeinen Soldaten sich bewaffnet innerhalb der Mauern sehen zu lassen; durchaus und ohne Unterschied, ob sie ihn freundlich oder feindlich empfangen hatten, wurden die Landstädte vor jeder Unbill geschützt. Als die meuterische Garnison am späten Abend Corfinium übergab, verschob er, gegen jede militärische Rücksicht, die Besetzung der Stadt bis zum andern Morgen, einzig um die Bürgerschaft nicht einem nächtlichen Einmarsch seiner erbitterten Soldaten preiszugeben. Von den Gefangenen wurden die Gemeinen, als voraussetzlich politisch indifferent, in die eigene Armee eingereiht, die Offiziere aber nicht blofs verschont, sondern auch ohne Unterschied der Person und ohne Abnahme irgend welcher Zusagen frei entlassen und was sie als Privateigenthum in Anspruch nahmen, ohne auch nur die Berechtigung der Reclamationen mit Strenge zu untersuchen, ihnen ohne Weiterung verabfolgt. So ward selbst Lucius Domitius behandelt, ja sogar dem Labienus das zurückgelassene Geld und Gepäck ins feindliche Lager nachgesandt. In der peinlichsten Finanznoth wurden dennoch die ungeheuren Güter der anwesenden wie der abwesenden Gegner nicht angegriffen; ja Caesar borgte lieber bei den Freunden, als dafs er auch nur durch Ausschreibung der formell zulässigen, aber thatsächlich antiquirten Grundsteuer (II, 362) die Besitzenden gegen sich aufgeregt hätte. Nur die Hälfte, und nicht die schwerere, seiner Aufgabe betrachtete der Sieger als mit dem Siege gelöst; die Bürgschaft der Dauer sah er nach seiner eigenen Aeufserung allein in der unbedingten Begnadigung der Besiegten. Mit dieser grenzenlosen Milde Caesars contrastirte seltsam das wilde Racheschnauben der geschlagenen Partei. Auf dem ganzen Marsche von Ravenna bis Brundisium hatte Caesar unablässig die Versuche erneuert eine persönliche Zusammenkunft mit Pompeius und einen erträglichen Vergleich einzuleiten; aber wenn die Aristokratie schon früher von keiner Aussöhnung etwas hatte wissen wollen, so hatte die so unerwartete und so schimpfliche Emigration ihren Zorn bis zum Wahnsinn gesteigert. Die Mittheilungen, die aus dem Emigrantenlager den in Italien zurückgebliebenen Freunden regelmäfsig zukamen, flossen über von Entwürfen zu Confiscationen und Proscriptionen, von Epurationsplänen des Senats und des Staats, gegen die Sullas Restauration Kinderspiel war und die selbst die gemäfsigten Parteigenossen mit Entsetzen vernahmen. Die tolle Leidenschaft der Ohnmacht, die weise Mäfsigung der Macht thaten ihre Wirkung. Die ganze Masse, der die materiellen Interessen über die politi-

schen gingen, warf sich Caesar in die Arme. Die Landstädte vergötterten ‚die Rechtschaffenheit, die Mäfsigung, die Klugheit‘ des Siegers; und selbst die Gegner räumten es ein, dafs es mit diesen Huldigungen Ernst war. Die hohe Finanz, Steuerpächter und Geschworne verspürten nach dem argen Schiffbruch, der die Verfassungspartei in Italien betroffen hatte, keine besondere Lust sich weiter denselben Steuermännern anzuvertrauen; die Capitalien kamen wieder zum Vorschein und ‚die reichen Herren begaben sich wieder an ihr Tagewerk die Zinsbücher zu schreiben‘. Selbst die grofse Majorität des Senats, wenigstens der Zahl nach — denn allerdings befanden sich von den vornehmeren und einflufsreichen Senatsmitgliedern nur wenige darunter — war, trotz der Befehle des Pompeius und der Consuln, in Italien, zum Theil sogar in der Hauptstadt selbst zurückgeblieben und liefs Caesars Regiment sich gefallen. Caesars eben in ihrer scheinbaren Ueberschwänglichkeit wohl berechnete Milde erreichte ihren Zweck: die zappelnde Angst der besitzenden Klassen vor der drohenden Anarchie wurde einigermafsen beschwichtigt. Wohl war dies für die Folgezeit ein unberechenbarer Gewinn; die Abwendung der Anarchie und der fast nicht minder gefährlichen Angst vor der Anarchie war die Vorbedingung der künftigen Reorganisation des Gemeinwesens. Aber für den Augenblick war diese Milde für Caesar gefährlicher als die Erneuerung der cinnanischen und catilinarischen Raserei gewesen sein würde: sie verwandelte Freunde in Feinde und Feinde nicht in Freunde. Caesars catilinarischer Anhang grollte, dafs das Morden und Plündern unterblieb; von diesen verwegenen, verzweifelten und zum Theil talentvollen Gesellen waren die bedenklichsten Quersprünge zu erwarten. Die Republikaner aller Schattirungen dagegen wurden durch die Gnade des Ueberwinders weder bekehrt noch versöhnt. Nach dem Credo der catonischen Partei entband die Pflicht gegen das, was sie Vaterland nannte, von jeder anderen Rücksicht; selbst wer Caesar Freiheit und Leben verdankte, blieb befugt und verpflichtet gegen ihn die Waffen zu ergreifen oder doch mindestens gegen ihn zu complottiren. Die minder entschiedenen Fractionen der Verfassungspartei liefsen zwar allenfalls sich willig finden von dem neuen Monarchen Frieden und Schutz anzunehmen; aber sie hörten doch darum nicht auf die Monarchie wie den Monarchen wenigstens zu verwünschen. Je offenbarer die Verfassungsänderung hervortrat, desto bestimmter kam der grofsen Majorität der Bürgerschaft, sowohl in der politisch lebhafter aufgeregten Hauptstadt wie in der energischeren ländlichen und landstädtischen Be-

völkerung, ihre republikanische Gesinnung zum Bewufstsein; insofern berichteten die Verfassungsfreunde in Rom mit Recht an ihre Gesinnungsgenossen im Exil, dafs daheim alle Klassen und alle Individuen pompeianisch gesinnt seien. Die schwierige Stimmung all dieser Kreise wurde noch gesteigert durch den moralischen Druck, den die entschiedeneren und vornehmeren Gesinnungsgenossen eben als Emigranten auf die Menge der Geringeren und Lauen ausübten. Dem ehrlichen Mann schlug über sein Verbleiben in Italien das Gewissen, und der Halbaristokrat glaubte sich zu den Plebejern zu stellen, wenn er nicht mit den Domitiern und den Metellern ins Exil ging und gar wenn er in dem caesarischen Senat der Nullitäten mit safs. Die eigene Milde des Siegers gab dieser stillen Opposition erhöhte politische Bedeutung: da Caesar nun einmal des Terrorismus sich enthielt, so schienen die heimlichen Feinde ihre Abneigung gegen sein Regiment ohne viele Gefahr bethätigen zu können. Sehr bald machte er in dieser Beziehung merkwürdige Erfahrungen mit dem Senat. Caesar hatte den Kampf begonnen, um den terrorisirten Senat von seinen Unterdrückern zu befreien. Dies war geschehen; er wünschte also von dem Senat die Billigung des Geschehenen, die Vollmacht zu weiterer Fortsetzung des Krieges zu erlangen. Zu diesem Zwecke beriefen, als Caesar vor der Hauptstadt erschien (Ende März), die Volkstribunen seiner Partei ihm den Senat (1. April). Die Versammlung war ziemlich zahlreich, aber selbst von den in Italien gebliebenen Senatoren waren doch die namhaftesten ausgeblieben, sogar der ehemalige Führer der servilen Majorität Marcus Cicero und Caesars eigener Schwiegervater Lucius Piso; und was schlimmer war, auch die Erschienenen waren nicht geneigt auf Caesars Vorschläge einzugehen. Als Caesar von einer Vollmacht zur Fortsetzung des Krieges sprach, meinte der eine der zwei einzigen anwesenden Consulare Servius Sulpicius Rufus, ein urfurchtsamer Mann, der nichts wünschte als einen ruhigen Tod in seinem Bette, dafs Caesar sich sehr um das Vaterland verdient machen werde, wenn er es aufgebe den Krieg nach Griechenland und Spanien zu tragen. Als dann Caesar wenigstens versuchte seine Friedensvorschläge durch den Senat an Pompeius zu übermitteln, war man dem an sich zwar nicht entgegen, aber die Drohungen der Emigranten gegen die Neutralen hatten diese so in Furcht gesetzt, dafs Niemand sich fand um die Friedensbotschaft zu übernehmen. An der Abneigung der Aristokratie den Thron des Monarchen errichten zu helfen und an derselben Schlaffheit des hohen Collegiums, durch die kurz zuvor Caesar

Pompeius legale Ernennung zum Oberfeldherrn in dem Bürgerkrieg vereitelt hatte, scheiterte jetzt auch er mit dem gleichen Verlangen. Andere Hemmungen kamen hinzu. Da beide Consuln im feindlichen Lager waren und der Versuch fehlschlug den Consul Lentulus, dessen zerrüttete Vermögensverhältnisse Jedermann kannte, zu kaufen, so war es überhaupt nach formellem Recht sehr schwierig oder vielmehr unmöglich, die von Caesar gewünschte Ernennung eines Dictators zu bewirken. Der Volkstribun Lucius Metellus ferner legte gegen sämmtliche Schritte des Proconsuls Protest ein und machte Miene die Staatskasse, als Caesars Leute kamen um sie zu leeren, mit seinem Leibe zu decken. Caesar konnte in diesem Falle nicht umhin den Unverletzlichen so sänftlich wie möglich bei Seite schieben zu lassen; übrigens blieb er dabei sich aller terroristischen Mafsregeln zu enthalten. Dem Senat erklärte er, eben wie es kurz zuvor die Verfassungspartei gethan, dafs er zwar gewünscht habe mit Beihülfe der höchsten Behörde die Verhältnisse zu ordnen; allein da diese verweigert werde, könne er ihrer auch entrathen. Ohne weiter um den Senat und die staatsrechtlichen Formalien sich zu kümmern, übergab er die einstweilige Verwaltung der Hauptstadt dem Prätor Marcus Aemilius Lepidus als Stadtpräfecten und ordnete für die Verwaltung der ihm gehorchenden Landschaften und die Fortsetzung des Krieges das Erforderliche an. Selbst unter dem Getöse des Riesenkampfes und neben dem lockenden Klang der verschwenderischen Versprechungen Caesars machte es doch noch tiefen Eindruck auf die hauptstädtische Menge, als sie in ihrem freien Rom zum ersten Mal den Monarchen als Monarchen schalten und die Thüre der Staatskasse durch seine Soldaten aufsprengen sah. Allein die Zeiten waren nicht mehr, wo Eindrücke und Stimmungen der Masse den Gang der Ereignisse bestimmten; die Legionen entschieden und auf einige schmerzliche Empfindungen mehr oder weniger kam eben nichts weiter an.

Caesar eilte den Krieg wieder aufzunehmen. Seine bisherigen Erfolge verdankte er der Offensive und er gedachte auch ferner bei derselben zu bleiben. Die Lage seines Gegners war seltsam. Nachdem der ursprüngliche Plan, den Feldzug zugleich von Italien und Spanien aus in den beiden Gallien offensiv zu führen, durch Caesars Angriff vereitelt worden war, war Pompeius Absicht gewesen Italien aufzugeben und nach Spanien zu gehen. Hier hatte er eine sehr starke Stellung. Das Heer zählte sieben Legionen; es dienten darin eine grofse Anzahl von Pompeius Veteranen und die mehrjährigen Kämpfe in den lusitanischen

Bergen hatten Soldaten und Offiziere gestählt. Unter den Anführern war Marcus Varro zwar nichts als ein berühmter Gelehrter und ein getreuer Anhänger; aber Lucius Afranius hatte mit Auszeichnung im Orient und in den Alpen gefochten, und Marcus Petreius, der Ueberwinder Catilinas, war ein ebenso unerschrockener wie fähiger Offizier. Wenn in der jenseitigen Provinz Caesar noch von seiner Statthalterschaft her (S. 203) mancherlei Anhang hatte, so war dagegen diejenige, auf die es zunächst ankam, die Ebroprovinz mit allen Banden der Ehrfurcht und der Dankbarkeit an den berühmten General gefesselt, der daselbst zwanzig Jahre zuvor im sertorianischen Kriege commandirt und nach dessen Beendigung sie reorganisirt hatte. Wenn Pompeius mit den aus der italischen Katastrophe geretteten Heerestrümmern dort sich hin begab und an der Spitze seiner gesammten Macht Caesar entgegentrat, so war es keineswegs unwahrscheinlich, dafs in diesem Kampfe ihm die Oberhand blieb. Unglücklicher Weise aber hatte er, in der Hoffnung die in Corfinium stehenden Truppen noch retten zu können, so lange in Apulien sich verweilt, dafs er statt der campanischen Häfen das nähere Brundisium zum Einschiffungsort zu wählen genöthigt war. Warum er, Herr der See und Siciliens, nicht späterhin auf den ursprünglichen Plan wieder zurückkam, läfst sich nicht entscheiden; genug es geschah nicht. Caesar blieb die Wahl entweder gegen die Armee, die in Griechenland unter Pompeius eigenem Befehl sich organisirte, oder gegen die schlagfertige seiner Unterfeldherren in Spanien den nächsten Angriff zu richten. Er hatte für das Letztere sich entschieden und, so wie der italische Feldzug zu Ende ging, Mafsregeln getroffen um neun seiner besten Legionen, ferner 6000 Reiter, theils in den Keltengauen von Caesar einzeln ausgesuchte Leute, theils deutsche Söldner, und eine Anzahl iberischer und ligurischer Schützen an der unteren Rhone zusammenzuziehen. — Aber auch seine Gegner waren hier thätig. Der vom Senat zu Caesars Nachfolger bestimmte Statthalter des diesseitigen Galliens Lucius Domitius hatte von Corfinium aus, so wie Caesar ihn freigegeben, sich mit seinem Gesinde und mit Pompeius Vertrauensmann Lucius Vibullius Rufus nach Massalia auf den Weg gemacht und in der That die Stadt bestimmt sich für Pompeius zu erklären, ja Caesars Truppen den Durchmarsch zu weigern. Von den spanischen Truppen blieben die zwei am wenigsten zuverlässigen Legionen unter Varros Oberbefehl in der jenseitigen Provinz stehen; dagegen hatten die fünf besten Legionen, verstärkt durch 40000 Mann spanischen Fufs-

volks, theils keltiberischer Linieninfanterie, theils lusitanischer und anderer Leichten, und durch 5000 spanische Reiter, unter Afranius und Petreius, den durch Vibullius überbrachten Befehlen des Pompeius gemäfs, sich aufgemacht um die Pyrenäen dem Feinde zu sperren. — Hierüber traf Caesar selbst in Gallien ein und entsandte sogleich, da er selbst noch durch die Einleitung der Belagerung von Massalia zurückgehalten ward, den gröfsten Theil seiner an der Rhone versammelten Truppen, sechs Legionen und die Reiterei, auf der grofsen über Narbo (Narbonne) nach Rhoda (Rosas) führenden Chaussee, um an den Pyrenäen dem Feinde zuvorzukommen. Es gelang; als Afranius und Petreius an den Pässen anlangten, fanden sie dieselben bereits besetzt von den Caesarianern und nahmen nach dem Verlust der Pyrenäenlinie zwischen diesen und dem Ebro eine Stellung bei Ilerda (Lerida). Diese Stadt liegt vier Meilen nördlich vom Ebro an dem rechten Ufer eines Nebenflusses desselben, des Sicoris (Segre), über den nur eine einzige solide Brücke unmittelbar bei Ilerda führte. Südlich von Ilerda treten die das linke Ufer des Ebro begleitenden Gebirge ziemlich nahe an die Stadt hinan; nordwärts erstreckt sich zu beiden Seiten des Sicoris ebenes Land, das von dem Hügel, auf welchem die Stadt gebaut ist, beherrscht wird. Für eine Armee, die sich mufste belagern lassen, war es eine vortreffliche Stellung; aber die Vertheidigung Spaniens konnte, nachdem die Pyrenäenlinie verloren war, doch nur hinter der Ebrolinie ernstlich aufgenommen werden, und da weder eine feste Verbindung zwischen Ilerda und dem Ebro hergestellt noch dieser Flufs überbrückt war, so war der Rückzug aus der vorläufigen in die wahre Vertheidigungsstellung nicht hinreichend gesichert. Die Caesarianer setzten sich oberhalb Ilerda in dem Delta fest, das der Flufs Sicoris mit dem unterhalb Ilerda mit ihm sich vereinigenden Cinga (Cinca) bildet; indefs ward es mit dem Angriff erst Ernst, nachdem Caesar im Lager eingetroffen war (23. Juni). Ein Gefecht unter den Mauern der Stadt, in dem beide Theile mit gleicher Erbitterung und gleicher Tapferkeit kämpften, ergab nach vielfach wechselnden Erfolgen als letztes Resultat, dafs die Caesarianer ihren Zweck: zwischen dem pompeianischen Lager und der Stadt sich festzusetzen und dadurch der Steinbrücke sich zu bemächtigen, nicht erreichten. Sie blieben also für ihre Communication mit Gallien ausschliefslich angewiesen auf zwei in der Eile über den Sicoris geschlagene Brücken, welche, da der Flufs bei Ilerda selbst zur Ueberbrückung schon zu ansehnlich war, vier bis fünf deutsche Meilen weiter oberwärts hatten ge-

schlagen werden müssen. Als nun mit der Schneeschmelze die Hochwasser kamen, wurden diese Nothbrücken weggerissen und der Sicoris wie die Cinca so hoch angeschwellt, dafs für die nächste Zeit sie nicht anders als auf Schiffen passirt werden konnten. Da es an diesen fehlte und auch die Wiederherstellung der Brücken nicht erfolgen konnte ohne das andere Ufer zu gewinnen, so war die römische Armee beschränkt auf den schmalen Raum zwischen der Cinca und dem Sicoris; das linke Ufer des Sicoris und damit die Strafse, auf der die Armee mit Gallien und Italien communicirte, war fast unvertheidigt den Pompeianern preisgegeben, die den Flufs theils auf der Stadtbrücke, theils nach lusitanischer Art auf Schläuchen schwimmend zu passiren vermochten. Es war die Zeit kurz vor der Ernte; die alte Frucht war fast aufgebraucht, die neue noch nicht eingebracht und der enge Landstreif zwischen den beiden Bächen bald ausgezehrt. Im Lager herrschte förmliche Hungersnoth — der preufsische Scheffel Weizen kostete 300 Denare (84 Thlr.) — und brachen bedenkliche Krankheiten aus; dagegen häufte am linken Ufer Proviant und die mannigfaltigste Zufuhr sich an, dazu Mannschaften aller Art: Nachschub aus Gallien von Reiterei und Schützen, beurlaubte Offiziere und Soldaten, heimkehrende Streifschaaren, im Ganzen eine Masse von 6000 Köpfen, die die Pompeianer mit überlegener Macht angriffen und mit grofsem Verlust in die Berge drängten, während die Caesarianer am rechten Ufer dem ungleichen Gefecht unthätig zusehen mufsten. Die Verbindungen der Armee waren in den Händen der Pompeianer; in Italien blieben die Nachrichten von Caesars Armee plötzlich aus und die bedenklichen Gerüchte, die dort umzulaufen begannen, waren von der Wahrheit nicht allzuweit entfernt. Indefs die Schlaffheit der Pompeianer und ein glücklicher Gedanke Caesars rettete die Armee. Hätten jene ihren Vortheil mit einigem Nachdruck verfolgt, so konnte es ihnen nicht fehlen die auf dem linken Ufer des Sicoris zusammengedrängte kaum widerstandsfähige Masse entweder in ihre Gewalt zu bringen oder wenigstens nach Gallien zurückzudrängen und dies Ufer so vollständig zu besetzen, dafs ohne ihr Wissen kein Mann den Flufs überschritt. Allein beides war versäumt worden; jene Haufen waren wohl mit Verlust bei Seite gedrängt, aber doch weder vernichtet noch völlig zurückgeworfen worden und die Ueberschreitung des Flusses zu wehren überliefs man wesentlich dem Flusse selbst. Hierauf baute Caesar seinen Plan. Er liefs tragbare Kähne von leichtem Holzgestell und Korbgeflecht mit lederner Bekleidung, nach dem Muster der im Kanal bei den Brit-

ten und später den Sachsen üblichen, im Lager anfertigen und sie auf Wagen an den Punct, wo die Brücken gestanden hatten, transportiren. Das andere Ufer war frei; man erreichte auf den gebrechlichen Nachen dasselbe ohne Schwierigkeit und stellte die Brücken wieder her; und sofort wurde auch die Verbindungsstrafse wieder frei gemacht und die sehnlich erwartete Zufuhr in das Lager geschafft. — Kaum war durch Caesars glücklichen Einfall das Heer aus der ungeheuren Gefahr gerissen, als er durch seine an Tüchtigkeit der feindlichen weit überlegene Reiterei die Landschaft am linken Ufer des Sicoris durchstreifen liefs und den Feind hinderte von hier aus sich zu versorgen. Schon traten die ansehnlichsten spanischen Gemeinden zwischen den Pyrenäen und dem Ebro, Osca, Tarraco, Dertosa und andere, ja selbst einzelne südlich vom Ebro auf Caesars Seite. Durch die Reiter Caesars und die Uebertritte der benachbarten Gemeinden wurde den Pompeianern die Zufuhr knapp; sie entschlossen sich nun endlich zum Rückzug hinter die Ebrolinie und machten jetzt eiligst Anstalt unterhalb der Sicorismündung eine Schiffbrücke über den Ebro zu schlagen. Caesar dagegen hoffte in Folge der fehlerhaften Aufstellung der Gegner bei Ilerda ihnen den Rückweg über den Ebro abschneiden und sie in Ilerda einschliefsen zu können. Allein um Ilerda ernstlich zu umstellen bedurfte er einer Verbindung der beiden Flufsufer unmittelbar bei der Stadt, indem er sonst seine Armee in zwei nur auf einem weiten Umweg mit einander communicirende Corps aufgelöst und jedes derselben einzeln dem Angriff der ganzen feindlichen Heermasse ausgesetzt haben würde. Seine Soldaten schanzten Tag und Nacht, um durch Abzugsgräben den Flufs so viel tiefer zu legen, dafs die Infanterie ihn durchwaten könne. Alles kam darauf an, ob die Vorbereitungen der Pompeianer um den Ebro zu passiren oder die der Caesarianer um Ilerda einzuschliefsen früher zu Ende kamen. Es waren die Pompeianer, die zuerst fertig wurden: als sie nach Vollendung der Schiffbrücke den Marsch nach dem Ebro zu am linken Ufer des Sicoris antraten, konnten zwar Caesars Reiter den Strom passiren und, dem Feinde an die Fersen sich heftend, ihn aufhalten und schädigen, aber da dem Fufsgänger das Wasser noch bis an die Schultern ging, mufste die Infanterie auf dem rechten Ufer des Flusses zurückbleiben. Allein als Caesars Soldaten am grauenden Morgen die seit Mitternacht abziehenden feindlichen Colonnen erblickten, begriffen sie mit der instinctmäfsigen Sicherheit kriegggewohnter Veteranen die Bedeutung dieses Rückzugs, der sie nöthigte dem Gegner in ferne, un-

wegsame und von feindlichen Schaaren erfüllte Landschaften zu folgen; auf ihre eigene Bitte wagte es der Feldherr auch die Infanterie in den Flufs zu führen und ohne Unfall ward er durchschritten. Es war die höchste Zeit. Wenn die schmale Ebene, welche die Stadt Ilerda von den den Ebro einfassenden Gebirgen trennt, einmal durchschritten und das Heer in die Berge eingetreten war, so war es nicht mehr möglich demselben den Rückzug an den Ebro zu verwehren; und schon hatten die Pompeianer trotz der beständigen den Marsch ungemein verzögernden Angriffe der feindlichen Reiterei bis auf eine Meile sich den Bergen genähert. Allein, seit Mitternacht auf dem Marsche und unsäglich erschöpft, gaben sie ihren ursprünglichen Plan, die Ebene noch an diesem Tage ganz zu durchschreiten, auf und schlugen ein Lager; so holte Caesars Infanterie sie ein und lagerte am Abend ihnen gegenüber. Die Pompeianer beabsichtigten in der Nacht weiter zu marschiren, allein es unterblieb aus Furcht vor den Folgen nächtlicher Angriffe der Reiterei; und auch am folgenden Tage standen beide Heere unbeweglich sich gegenüber, nur beschäftigt die Gegend zu recognosciren. Am frühen Morgen des dritten brach Caesar auf, um durch die pfadlosen Berge zur Seite der Strafse sich einen Weg zu bahnen und also den Weg zum Ebro dem Feinde zu verlegen. Der Zweck des seltsamen Marsches, der anfangs in das Lager vor Ilerda sich zurückzuwenden schien, ward von den pompeianischen Offizieren nicht sogleich erkannt. Als sie ihn fafsten, opferten sie Lager und Gepäck und rückten im Gewaltmarsch auf der Hauptstrafse vor, um die Höhen zu gewinnen. Indefs es war bereits zu spät: schon hielten auf der Hauptstrafse selbst die geschlossenen Massen der Feinde. Ein verzweifelter Versuch der Pompeianer über die Bergsteile einen neuen Weg zum Ebro ausfindig zu machen ward von der römischen Reiterei vereitelt, welche die dazu vorgesandten lusitanischen Truppen umzingelte und zusammenhieb. Wäre es zwischen der pompeianischen Armee, die die feindlichen Reiter im Rücken, das Fufsvolk von vorne sich gegenüber hatte und gänzlich demoralisirt war, und den Caesarianern zu einer Schlacht gekommen, so war deren Ausgang kaum zweifelhaft und die Gelegenheit zum Schlagen bot mehrfach sich dar; aber Caesar machte keinen Gebrauch davon und zügelte nicht ohne Mühe die ungeduldige Kampflust seiner siegesgewissen Soldaten. Die pompeianische Armee war ohnehin strategisch verloren; Caesar vermied es durch nutzloses Blutvergiefsen sein Heer zu schwächen und die arge Fehde noch weiter zu vergiften. Schon am Tage

nach dem Abschneiden der Ebropassage hatten die Soldaten der beiden Heere mit einander angefangen zu fraternisiren und wegen der Uebergabe zu unterhandeln, ja es waren bereits die von den Pompeianern geforderten Bedingungen, namentlich Schonung der Offiziere, von Caesar zugestanden worden, als Petreius mit seiner aus Sclaven und Spaniern bestehenden Escorte über die Unterhändler zukam und die Caesarianer, deren er habhaft ward, niedermachen liefs. Caesar dagegen sandte die in sein Lager gekommenen Pompeianer ungeschädigt zurück und beharrte dabei eine friedliche Lösung zu suchen. Ilerda, wo die Pompeianer noch Besatzung und ansehnliche Magazine hatten, ward jetzt das Ziel ihres Marsches; allein sie hatten vor sich das feindliche Heer und zwischen sich und der Festung den Sicoris. Die pompeianische Armee marschirte in der Gegend herum ohne ihrem Ziele näher zu kommen; ihre Reiterei ward allmählich so eingeschüchtert, dafs das Fufsvolk sie in die Mitte nehmen und Legionen in die Nachhut gestellt werden mufsten; die Beschaffung von Wasser und Fourage ward immer schwieriger; schon mufste man die Lastthiere niederstofsen, da man sie nicht ernähren konnte. Endlich fand die umherirrende Armee sich förmlich eingeschlossen, den Sicoris im Rücken, vor sich das feindliche Heer, das Wall und Graben um sie herumzog. Sie versuchte den Flufs zu überschreiten, aber Caesars deutsche Reiter und leichte Infanterie besetzten ihr zuvorkommend das entgegenstehende Ufer. Alle Tapferkeit und alle Treue konnten die unvermeidliche Capitulation nicht länger abwenden (2. Aug. 705). Caesar gewährte nicht blofs Offizieren und Soldaten Leben, Freiheit und den Besitz der ihnen noch gebliebenen so wie die Zurückgabe der bereits ihnen abgenommenen Habe, deren vollen Werth er selber seinen Soldaten zu erstatten übernahm, sondern, während er die in Italien gefangenen Rekruten zwangsweise in seine Armee eingereiht hatte, ehrte er diese alten Legionare des Pompeius durch die Zusage, dafs keiner wider seinen Willen genöthigt werden solle in sein Heer einzutreten. Er forderte nur, dafs ein jeder die Waffen abgebe und sich in seine Heimath verfüge. Demgemäfs wurden die aus Spanien gebürtigen Soldaten, etwa der dritte Theil der Armee, sogleich, die italischen an der Grenze des jen- und diesseitigen Galliens verabschiedet. — Das diesseitige Spanien fiel mit der Auflösung dieser Armee von selbst in die Gewalt des Siegers. Im jenseitigen führte Marcus Varro für Pompeius den Oberbefehl. Als dieser die Katastrophe von Ilerda erfuhr, schien es ihm das Räthlichste sich in die Inselstadt Gades zu werfen und die beträchtlichen

Summen, die er durch Einziehung der Tempelschätze und der Vermögen angesehener Caesarianer zusammengebracht hatte, so wie die nicht unbedeutete von ihm aufgestellte Flotte und die ihm anvertrauten zwei Legionen dorthin in Sicherheit zu bringen. Allein auf das bloſse Gerücht von Caesars Ankunft erklärten die namhaftesten Städte der Caesar seit langem anhänglichen Provinz sich für diesen und verjagten die pompeianischen Besatzungen oder bestimmten sie zu gleichem Abfall: so Corduba, Carmo und Gades selbst. Auch eine der Legionen brach auf eigene Hand nach Hispalis auf und trat mit dieser Stadt zugleich auf Caesars Seite. Als endlich auch Italica dem Varro die Thore sperrte, entschloſs dieser selbst sich zu capituliren. — Ungefähr gleichzeitig unterwarf sich auch Massalia. Mit seltener Energie hatten die Massalioten nicht bloſs die Belagerung ertragen, sondern auch die See gegen Caesar behauptet; es war ihr heimisches Element und sie durften hoffen auf diesem kräftige Unterstützung von Pompeius zu empfangen, da er ja die Meere ausschlieſslich beherrschte. Indeſs der tüchtige Decimus Brutus, derselbe, der über die Veneter den ersten Seesieg im Ocean erfochten hatte (S. 240), wuſste rasch eine Flotte herzustellen und trotz der tapferen Gegenwehr der feindlichen, theils aus albioekischen Soldknechten der Massalioten, theils aus Hirtensclaven des Domitius bestehenden Flottenmannschaft, durch seine tapfern aus den Legionen auserlesenen Schiffssoldaten die stärkere massaliotische Flotte zu überwinden und die gröſsere Hälfte der Schiffe zu versenken oder zu erobern. Indeſs als ein kleines pompeianisches Geschwader unter Lucius Nasidius aus dem Osten über Sicilien und Sardinien im Hafen von Massalia eintraf, erneuerten die Massalioten ihre Seerüstung und liefen zugleich mit den Schiffen des Nasidius abermals aus. Hätten in dem Treffen, das auf der Höhe von Tauroeis (la Ciotat östlich von Marseille) geschlagen ward, die Schiffe des Nasidius mit demselben verzweifelten Muth gestritten, den die massaliotischen in diesem Gefechte bewiesen, so möchte das Ergebniſs des Tages wohl ein verschiedenes gewesen sein; allein die Flucht der Nasidianer entschied den Sieg für Brutus. Die Trümmer der Flotte der Pompeianer flüchteten nach Spanien und die Belagerten sahen sich von der See vollständig verdrängt. Auf der Landseite leitete Gaius Trebonius die Belagerung. Auch er traf auf die entschlossenste Gegenwehr und ward durch die häufigen Ausfälle der albioekischen Söldner und die geschickte Verwendung der ungeheuren in der Stadt aufgehäuften Geschützvorräthe vielfältig gehemmt; allein endlich rückten doch die Arbeiten der Be-

lagerer bis an die Mauer vor und einer der Thürme stürzte zusammen. Die Massalioten erklärten, daſs sie die Vertheidigung aufgäben, aber mit Caesar selbst die Capitulation abzuschlieſsen wünschten; weſshalb sie den römischen Befehlshaber ersuchten bis zu Caesars Ankunft die Belagerungsarbeiten einzustellen. Trebonius hatte von Caesar gemessenen Befehl die Stadt so weit irgend möglich zu schonen; er gewährte den erbetenen Waffenstillstand. Allein die Massalioten benutzten ihn zu einem tückischen Ausfall, in dem sie die eine Hälfte der fast unbewachten römischen Werke vollständig niederbrannten. So begann von Neuem und mit gesteigerter Erbitterung der Belagerungskampf. Der tüchtige Befehlshaber der Römer stellte mit überraschender Schnelligkeit die vernichteten Thürme und den Damm wieder her; bald waren die Massalioten abermals vollständig eingeschlossen. Als Caesar von der Unterwerfung Spaniens zurückkehrend vor ihrer Stadt ankam, fand er dieselbe theils durch die feindlichen Angriffe, theils durch Hunger und Seuchen aufs Aeuſserste gebracht und zum zweiten Mal, und dieses Mal ernstlich, bereit auf jede Bedingung zu capituliren; nur Domitius, der schmählich miſsbrauchten Nachsicht des Siegers eingedenk, bestieg ein Schiff und schlich sich durch die römische Flotte, um für seinen unversöhnlichen Groll ein drittes Schlachtfeld zu suchen. Caesars Soldaten hatten geschworen die ganze männliche Bevölkerung der treubrüchigen Stadt über die Klinge springen zu lassen und forderten mit Ungestüm von dem Feldherrn das Zeichen zur Plünderung. Allein Caesar, seiner groſsen Aufgabe die hellenisch-italische Civilisation im Westen zu begründen auch hier eingedenk, lieſs sich nicht zwingen die Fortsetzung zu der Zerstörung Korinths zu liefern. Massalia, von jenen einst so zahlreichen freien und seemächtigen Städten der alten ionischen Schiffernation die von der Heimath am weitesten entfernte und fast die letzte, in der das hellenische Seefahrerleben noch rein und frisch sich erhalten hatte, wie sie denn auch die letzte griechische Stadt gewesen ist, die zur See geschlagen hat — Massalia muſste zwar seine Waffen- und Flottenvorräthe an den Sieger abliefern und verlor einen Theil seines seine Nationalität und blieb, wenn auch materiell in geschmälerten Gebietes und seiner Privilegien, aber behielt seine Freiheit und Verhältnissen, doch geistig nach wie vor der Mittelpunct der hellenischen Cultur in der fernen eben jetzt zu neuer geschichtlicher Bedeutung gelangenden keltischen Landschaft.

Während also in den westlichen Landschaften der Krieg nach manchen bedenklichen Wechselfällen schlieſslich sich durchaus zu

Caesars Gunsten entschied und Spanien und Massalia unterworfen, die feindliche Hauptarmee bis auf den letzten Mann gefangen genommen wurde, hatten auch auf dem zweiten Kriegsschauplatze, auf welchem Caesar es nothwendig gefunden hatte sofort nach der Eroberung Italiens die Offensive zu ergreifen, die Waffen entschieden. — Es ward schon gesagt, daſs die Pompeianer die Absicht hatten Italien auszuhungern. Die Mittel dazu hatten sie in Händen. Sie beherrschten die See durchaus und arbeiteten allerorts, in Gades, Utica, Messana, vor allem im Osten mit groſsem Eifer an der Vermehrung ihrer Flotte; sie hatten ferner die sämmtlichen Provinzen inne, aus denen die Hauptstadt ihre Subsistenzmittel zog: Sardinien und Corsica durch Marcus Cotta, Sicilien durch Marcus Cato, Africa durch den selbsternannten Oberfeldherrn Titus Attius Varus und den ihnen eng verbündeten König Juba von Numidien. Es war für Caesar unumgänglich nöthig diese Pläne des Feindes zu durchkreuzen und demselben die Getreideprovinzen zu entreiſsen. Quintus Valerius ward mit einer Legion nach Sardinien gesandt und zwang den pompeianischen Statthalter die Insel zu räumen. Die wichtigere Unternehmung Sicilien und Africa dem Feinde zu entreiſsen wurde unter Beistand des tüchtigen und kriegserfahrenen Gaius Caninius Rebilus dem jungen Gaius Curio anvertraut. Sicilien ward ohne Schwertstreich besetzt; Cato, ohne rechte Armee und kein Mann des Degens, räumte die Insel, nachdem er die Sikelioten vorher aufgefordert hatte sich nicht durch unzulänglichen Widerstand nutzlos zu compromittiren. Curio lieſs zur Deckung dieser für die Hauptstadt so wichtigen Insel die Hälfte seiner Truppen zurück und schiffte sich mit der andern, zwei Legionen und 500 Reitern, nach Africa ein. Hier durfte er erwarten ernsten Widerstand zu finden. Auſser der ansehnlichen und in ihrer Art tüchtigen Armee Jubas hatte der Statthalter Varus aus den in Africa ansässigen Römern zwei Legionen gebildet und ferner eine kleine Flotte von zehn Segeln aufgestellt. Mit Hülfe seiner überlegenen Flotte bewerkstelligte indeſs Curio ohne Schwierigkeit die Landung zwischen Hadrumetum, wo die eine Legion der Feinde nebst ihren Kriegsschiffen, und Utica, vor welcher Stadt ihre zweite Legion unter Varus selbst stand. Curio wandte sich gegen Varus und schlug sein Lager unweit Utica, eben da wo anderthalb Jahrhunderte zuvor der ältere Scipio sein erstes Winterlager in Africa genommen hatte (I, 474). Seine Stellung war besonders deshalb schwierig, weil Caesar, genöthigt seine Kerntruppen für den spanischen Krieg zusammenzuhalten, die

sicilisch-africanische Armee gröfstentheils aus den vom Feind übernommenen Legionen, namentlich den Kriegsgefangenen von Corfinium hatte zusammensetzen müssen. Die Offiziere der pompeianischen Armee in Africa, die zum Theil ebenfalls in denselben in Corfinium überwundenen Legionen gestanden hatten, liefsen kein Mittel unversucht, um die Soldaten zu ihrem ersten Eidschwur wieder zurückzubringen. Indefs Caesar hatte in seinem Stellvertreter sich nicht vergriffen. Curio verstand es ebensowohl die Bewegungen des Heeres und der Flotte zu lenken, als auch persönlichen Einflufs auf die Soldaten zu gewinnen. Die Verpflegnng war reichlich, die Gefechte ohne Ausnahme glücklich; nur Einzelne liefsen sich bewegen ihre neue Fahne wieder mit der alten zu vertauschen. Varus, in der Voraussetzung, dafs es den Truppen Curios nur an Gelegenheit fehle auf seine Seite überzugehen, entschlofs sich, hauptsächlich um ihnen diese zu verschaffen, eine Schlacht zu liefern. Der Erfolg rechtfertigte seine Erwartungen nicht. Begeistert durch die feurige Ansprache ihres jugendlichen Führers schlugen Curios Reiter die feindlichen in die Flucht und säbelten im Angesichte beider Heere die mit den Reitern ausgerückte leichte Infanterie der Feinde nieder; und ermuthigt durch diesen Erfolg und durch Curios persönliches Beispiel gingen die caesarischen Legionen durch die schwierige die beiden Linien trennende Thalschlucht vor zum Angriff, den die Pompeianer aber nicht erwarteten, sondern schimpflich in ihr Lager zurückflohen und auch dies die Nacht darauf räumten. Der Sieg war so vollständig, dafs Curio sofort dazu schritt Utica zu belagern. Als aber die Meldung eintraf, dafs König Juba mit seiner gesammten Heeresmacht zum Entsatz heranrücke, entschlofs sich Curio, eben wie bei Syphax Eintreffen Scipio gethan, die Belagerung aufzuheben und in Scipios ehemaliges Lager zurückzugehen, bis aus Sicilien Verstärkung nachkommen werde. Allein bald darauf lief ein zweiter Bericht ein, dafs König Juba durch Angriffe seiner Nachbarfürsten veranlafst worden sei mit seiner Hauptmacht wieder umzukehren und den Belagerten nur ein mäfsiges Corps unter Saburra zu Hülfe sende. Curio, der bei seinem lebhaften Naturell nur sehr ungern sich entschlossen hatte zu rasten, brach sofort wieder auf, um mit Saburra zu schlagen, bevor derselbe mit der Besatzung von Utica in Verbindung treten könne. Seiner Reiterei, die am Abend voraufgegangen war, gelang es in der That das Corps des Saburra am Bagradas bei nächtlicher Weile zu überraschen und übel zuzurichten; und auf diese Siegesbotschaft beschleunigte Curio den Marsch der Infan-

terie, um durch sie die Niederlage zu vollenden. Bald erblickte man das Corps des Saburra, das auf den letzten Abhängen der gegen den Bagradas sich senkenden Anhöhen mit den römischen Reitern sich herumschlug; die heranrückenden Legionen halfen dasselbe völlig in die Ebene hinabdrängen. Allein hier wendete sich das Gefecht. Saburra stand nicht, wie man meinte, ohne Rückhalt, sondern nicht viel mehr als eine deutsche Meile entfernt von der numidischen Hauptmacht. Bereits trafen der Kern des numidischen Fufsvolks und 2000 gallische und spanische Reiter auf dem Kampfplatz ein, um Saburra zu unterstützen und der König selbst mit dem Gros der Armee und sechzehn Elephanten war im Anmarsch. Nach dem Nachtmarsch und dem hitzigen Gefecht waren von den römischen Reitern augenblicklich nicht viel über 200 beisammen; diese so wie die Infanterie waren von den Strapazen und dem Fechten aufs Aeufserste erschöpft, und alle in der weiten Ebene, in die man sich hatte verlocken lassen, rings eingeschlossen von den beständig sich mehrenden feindlichen Schaaren. Vergeblich versuchte Curio handgemein zu werden; die libyschen Reiter wichen, wie sie pflegten, sowie eine römische Abtheilung vorging, und wenn diese umkehrte, fand sie von denselben Reiterhaufen sich verfolgt. Vergeblich versuchte er die Höhen wieder zu gewinnen; sie wurden von den feindlichen Reitern besetzt und versperrt. Es war alles verloren. Das Fufsvolk ward niedergehauen bis auf den letzten Mann. Von der Reiterei gelang es Einzelnen sich durchzuschlagen; auch Curio hätte wahrscheinlich sich zu retten vermocht, aber er ertrug es nicht ohne das ihm anvertraute Heer allein vor seinem Herrn zu erscheinen und starb mit dem Degen in der Hand. Selbst die Mannschaft, die im Lager vor Utica sich zusammenfand und die Flottenbesatzung, die sich so leicht nach Sicilien hätten retten können, ergaben sich unter dem Eindruck der fürchterlich raschen Katastrophe den Tag darauf an Varus (Aug. oder Sept. 705). — So endigte die von Caesar angeordnete sicilisch-africanische Expedition. Sie erreichte insofern ihren Zweck, als durch die Besetzung Siciliens in Verbindung mit der von Sardinien wenigstens dem dringendsten Bedürfnifs der Hauptstadt abgeholfen ward; die vereitelte Eroberung Africas, aus welcher die siegende Partei keinen weiteren wesentlichen Gewinn zog, und der Verlust zweier unzuverlässiger Legionen liefsen sich verschmerzen. Aber ein unersetzlicher Verlust für Caesar, ja für Rom war Curios früher Tod. Nicht ohne Ursache hatte Caesar dem militärisch unerfahrenen und wegen seines Lotterlebens berufenen

jungen Mann das wichtigste selbstständige Commando anvertraut; es war ein Funken von Caesars eigenem Geist in dem feurigen Jüngling. Auch er hatte wie Caesar den Becher der Lust bis auf die Hefen geleert; auch er ward nicht darum Staatsmann, weil er Offizier war, sondern es gab seine politische Thätigkeit ihm das Schwert in die Hand; auch seine Beredsamkeit war nicht die der gerundeten Perioden, sondern die Beredsamkeit des tief empfundenen Gedankens; auch seine Kriegführung ruhte auf dem raschen Handeln mit geringen Mitteln; auch sein Wesen war Leichtigkeit und oft Leichtfertigkeit, anmuthige Offenherzigkeit und volles Leben im Augenblick. Wenn, wie sein Feldherr von ihm sagt, Jugendfeuer und hoher Muth ihn zu Unvorsichtigkeiten hinrissen und wenn er, um nicht einen verzeihlichen Fehler sich verzeihen zu lassen, allzu stolz den Tod nahm, so fehlen Momente gleicher Unvorsichtigkeit und gleichen Stolzes auch in Caesars Geschichte nicht. Man darf es beklagen, dafs es dieser übersprudelnden Natur nicht vergönnt war auszuschäumen und sich aufzubewahren für die folgende an Talenten so bettelarme, dem schrecklichen Regiment der Mittelmäfsigkeiten so rasch verfallene Generation.

Von Osten her, wo der Feldherr, der Senat, die zweite grofse Armee, die Hauptflotte, ungeheure militärische und noch ausgedehntere finanzielle Hülfsmittel der Gegner Caesars sich befanden, ward in diesen allentscheidenden Kampf im Westen so gut wie gar nicht eingegriffen. Vergeblich fragt man nach zureichenden Gründen für diese verhängnifsvolle Unthätigkeit; nicht einmal das läfst sich bestimmen, welche Rolle den Heerkörpern im Westen nach dem Verlust Italiens in Pompeius Kriegsplan zugedacht war. Dafs er die Absicht gehabt seinem in Spanien fechtenden Heer über Africa und Mauretanien zu Hülfe zu kommen, war nichts als ein im Lager von Ilerda umlaufendes abenteuerliches und ohne Zweifel durchaus grundloses Gerücht. Viel wahrscheinlicher ist es, dafs er bei seinem früheren Plan, Caesar im dies- und jenseitigen Gallien von zwei Seiten her anzugreifen (S. 352), selbst noch nach dem Verlust von Italien beharrte und einen combinirten Angriff zugleich von Spanien und Makedonien aus beabsichtigte, so dafs die Armeen nach Umständen entweder an der Rhone oder am Po zusammengetroffen wären. Vermuthlich sollte die spanische so lange an den Pyrenäen sich defensiv verhalten, bis die in der Organisation begriffene makedonische gleichfalls marschfähig war; worauf dann beide zugleich gegen Gallien aufgebrochen sein und die Flotte vermuthlich gleichzeitig versucht haben würde

das eigentliche Italien zurückzuerobern. Ueber diesen weitschichtigen Anstalten geschah denn vorläufig gar nichts. Nicht einmal ein ernstlicher Versuch auf Italien fand statt, wo Caesar sich darauf gefafst gemacht hatte einem Angriff zu begegnen. Einer der tüchtigsten seiner Offiziere, der Volkstribun Marcus Antonius war hier zum Oberbefehlshaber mit proprätorischer Gewalt ernannt worden. Die südöstlichen Häfen Sipus, Brundisium, Tarent, wo am ersten ein Landungsversuch zu erwarten war, hatten eine Besatzung von drei Legionen erhalten. Aufserdem bekam Quintus Hortensius, des bekannten Redners ungerathener Sohn, den Auftrag eine Flotte im tyrrhenischen, Publius Dolabella den eine zweite im adriatischen Meere zu bilden, welche theils die Vertheidigung unterstützen, theils für die bevorstehende Ueberfahrt nach Griechenland mit verwandt werden sollten. Falls Pompeius versuchen würde zu Lande in Italien einzudringen, so hatten Marcus Licinius Crassus, der älteste Sohn des alten Collegen Caesars, als Commandant des diesseitigen Galliens, und des Marcus Antonius jüngerer Bruder Gaius als Commandant von Illyricum hier die Vertheidigung zu leiten. Indefs der vermuthete Angriff liefs lange auf sich warten. Erst im Hochsommer des Jahres ward man wenigstens in Illyrien handgemein. Hier stand Caesars Statthalter Gaius Antonius mit seinen zwei Legionen auf der Insel Curicta (Veglia im Golf von Quarnero), Caesars Admiral Publius Dolabella mit 40 Schiffen in dem schmalen Meerarm zwischen dieser Insel und dem Festland. Das letztere Geschwader griffen Pompeius Flottenführer im adriatischen Meer, Marcus Octavius mit der griechischen, Lucius Scribonius Libo mit der illyrischen Flottenabtheilung an und vernichteten sämmtliche Schiffe Dolabellas. Antonius, hiedurch auf seiner Insel abgeschnitten, schwebte in der gröfsten Gefahr. Ihn zu retten kamen aus Italien ein Corps unter Basilus und Sallustius und das Geschwader des Hortensius aus dem tyrrhenischen Meer; allein weder jenes noch dieses vermochten der weitüberlegenen feindlichen Flotte etwas anzuhaben; sie mufsten die Legionen des Antonius ihrem Schicksal überlassen. Die Vorräthe gingen zu Ende, die Truppen wurden schwierig und meuterisch; mit Ausnahme weniger Abtheilungen, denen es gelang auf Flöfsen das Festland zu erreichen, mufste das Corps, immer noch funfzehn Cohorten stark, die Waffen strecken. Es ward auf den Schiffen Libos nach Makedonien geführt um dort in die pompeianische Armee eingereiht zu werden, während Octavius zurückblieb um die Unterwerfung der jetzt von Truppen entblöfsten illyrischen Küste zu vollenden. Die Delmater, die noch von

Caesars Statthalterschaft her mit ihm in Fehde lagen (S. 275), die wichtige Inselstadt Issa (Lissa) und andere Ortschaften ergriffen die Partei des Pompeius; allein in Salonae (Spalatro) und Lissos (Alessio) gelang es den Anhängern Caesars sich zu behaupten und in der ersteren Stadt hielten sie nicht blofs die Belagerung muthig aus, sondern machten, als sie aufs Aeufserste gebracht waren, einen Ausfall mit solchem Erfolg, dafs Octavius die Belagerung aufhob und nach Dyrrhachion abfuhr um dort zu überwintern. — Der in Illyricum von der pompeianischen Flotte erfochtene Erfolg war an sich nicht unbedeutend; aber auf den Gesammtgang des Feldzugs wirkte er doch in entscheidender Weise nicht ein und zwerghaft gering erscheint er, wenn man erwägt, dafs die Verrichtungen der unter Pompeius Oberbefehl stehenden Land- und Seemacht während des ganzen ereignifsreichen Jahres 705 sich auf diese einzige Waffenthat beschränkten. Die Unthätigkeit der Landmacht wird wenigstens begreiflich, wenn man den aufgelösten Zustand der in der östlichen Hälfte des Reiches zerstreuten Streitkräfte, die Methode des Feldherrn nie anders als mit überlegenen Massen zu operiren, seine Schwerfälligkeit und die Zerfahrenheit der Coalition in Betracht zieht; aber dafs die Flotte, die doch ohne Rivalen das Mittelmeer beherrschte, so gar nichts that um in den Gang der Dinge einzugreifen, nichts für Spanien, so gut wie nichts für die treuen Massalioten, nichts um Sardinien, Sicilien, Africa zu vertheidigen und Italien wo nicht wieder zu besetzen, doch wenigstens ihm die Zufuhr abzusperren — das macht an unsere Vorstellungen von der im pompeianischen Lager herrschenden Verwirrung und Verkehrtheit Ansprüche, denen wir nur mit Mühe zu genügen vermögen. — Das Gesammtresultat war entsprechend. Caesars doppelte Offensive gegen Spanien und gegen Sicilien und Africa war dort vollständig, hier wenigstens theilweise gelungen; dagegen ward Pompeius Plan Italien auszuhungern durch die Wegnahme Siciliens in der Hauptsache, sein allgemeiner Feldzugsplan durch die Vernichtung der spanischen Armee vollständig vereitelt; und in Italien waren Caesars Vertheidigungsanstalten nur zum kleinsten Theil zur Verwendung gekommen. Trotz der empfindlichen Verluste in Africa und Illyrien ging doch Caesar in der entschiedensten und entscheidendsten Weise aus diesem ersten Kriegsjahr als Sieger hervor.

Wenn indefs vom Osten aus nichts Wesentliches geschah um Caesar an die Unterwerfung des Westens zu hindern, so arbeitete man doch wenigstens dort in der so schmählich gewonne-

nen Frist daran sich politisch und militärisch zu consolidiren. Der grofse Sammelplatz der Gegner Caesars ward Makedonien. Dorthin begab sich Pompeius selbst und die Masse der brundisinischen Emigranten; dorthin die übrigen Flüchtlinge aus dem Westen: Marcus Cato aus Sicilien, Lucius Domitius von Massalia, namentlich aber aus Spanien eine Menge der besten Offiziere und Soldaten der aufgelösten Armee, an der Spitze ihre Feldherren Afranius und Varro. In Italien ward die Emigration unter den Aristokraten allmählich nicht blofs Ehren-, sondern fast Modesache und neuen Schwung erhielt sie durch die ungünstigen Nachrichten, die über Caesars Lage vor Ilerda eintrafen; auch von den laueren Parteigenossen und den politischen Achselträgern kamen nach und nach nicht wenige an und selbst Marcus Cicero überzeugte sich endlich, dafs er seine Bürgerpflicht nicht ausreichend damit erfülle, eine Abhandlung über die Eintracht zu schreiben. Der Emigrantensenat in Thessalonike, wo das officielle Rom seinen interimistischen Sitz aufschlug, zählte gegen 200 Mitglie-der, darunter manche hochbejahrte Greise und fast sämmtliche Consulare. Aber freilich waren es Emigranten und deren Treiben hier nicht besser als anderswo. Auch die vornehme Welt Roms stellte in diesem römischen Koblenz ihre hohen Ansprüche und dürftigen Leistungen, ihre unzeitigen Reminiscenzen und unzeitigeren Recriminationen, ihre politischen Verkehrtheiten und finanziellen Verlegenheiten in kläglicher Weise zur Schau. Es war das Wenigste, dafs man, während der alte Bau zusammensank, mit der peinlichsten Wichtigkeit jeden alten Schnörkel und Rostfleck der Verfassung in Obacht nahm: am Ende war es blofs lächerlich, wenn es den vornehmen Herren Gewissensscrupel machte aufserhalb des geheiligten städtischen Bodens ihre Rathversammlung Senat zu heifsen und sie vorsichtig sich die ‚Dreihundert' titulirten;* oder wenn man weitläuftige staatsrechtliche Untersuchungen anstellte, ob und wie ein Curiatgesetz von Rechtswegen sich anderswo als auf dem Capitol zu Stande brin-

* Da nach formellem Recht die ‚gesetzliche Rathversammlung' unzweifelhaft ebenso wie das ‚gesetzliche Gericht' nur in der Stadt selbst oder innerhalb der Bannmeile stattfinden konnte, so nannte der Senat von Thessalonike sich die ‚Dreihundert' (*bell. Afric.* 88. 90; Appian 2, 95), nicht weil er aus 300 Mitgliedern bestand, sondern weil dies die uralte Normalzahl der Senatoren war (I, 58). Es ist sehr glaublich, dafs diese Versammlung sich durch angesehene Ritter verstärkte; aber wenn Plutarch (*Cato* 59. 61) die Dreihundert zu italischen Grofshändlern macht, so hat er seine Quelle (*b. Afr.* 90) mifsverstanden.

den lasse. Weit schlimmer war die Gleichgültigkeit der Lauen und die bornirte Verbissenheit der Ultras. Jene waren weder zum Handeln zu bringen noch auch nur zum Schweigen. Wurden sie aufgefordert in einer bestimmten Weise für das gemeine Beste thätig zu sein, so betrachteten sie mit der schwachen Leuten eigenen Inconsequenz jedes solche Ansinnen als einen böswilligen Versuch sie noch weiter zu compromittiren und thaten das Befohlene gar nicht oder mit halbem Herzen. Dabei aber fielen sie natürlich mit ihrem verspäteten Besserwissen und ihren superklugen Unausführbarkeiten den Handelnden beständig zur Last; ihr Tagewerk bestand darin jeden kleinen und groſsen Vorgang zu bekritteln, zu bespötteln und zu beseufzen und durch ihre eigene Lässigkeit und Hoffnungslosigkeit die Menge abzuspannen und zu entmuthigen. Wenn hier die Atonie der Schwäche zu schauen war, so stand dagegen deren Hypertonie bei den Ultras in voller Blüthe. Hier hatte man es kein Hehl, daſs die Vorbedingung für jede Friedensverhandlung die Ueberbringung von Caesars Kopf sei: jeder der Friedensversuche, die Caesar auch jetzt noch wiederholentlich machte, ward unbesehen von der Hand gewiesen oder nur benutzt, um auf heimtückische Weise den Beauftragten des Gegners nach dem Leben zu stellen. Daſs die erklärten Caesarianer sammt und sonders Leben und Gut verwirkt hatten, verstand sich von selbst; aber auch den mehr oder minder Neutralen ging es wenig besser. Lucius Domitius, der Held von Corfinium, machte im Kriegsrath alles Ernstes den Vorschlag diejenigen Senatoren, die im Heer des Pompeius gefochten hätten, über alle, die entweder neutral geblieben oder zwar emigrirt, aber nicht in das Heer eingetreten seien, abstimmen zu lassen und diese einzeln je nach Befinden freizusprechen oder mit Geldbuſse oder auch mit dem Verlust des Lebens und des Vermögens zu bestrafen. Ein anderer dieser Ultras erhob gegen Lucius Afranius wegen seiner mangelhaften Vertheidigung Spaniens förmlich bei Pompeius eine Anklage auf Bestechung und Verrath. Diesen in der Wolle gefärbten Republikanern nahm ihre politische Theorie fast den Charakter eines religiösen Glaubensbekenntnisses an; sie haſsten denn auch die laueren Parteigenossen und den Pompeius mit seinem persönlichen Anhang wo möglich noch mehr als die offenbaren Gegner und durchaus mit jener Stupidität des Hasses, wie sie sonst den orthodoxen Theologen eigen zu sein pflegt. Sie wesentlich verschuldeten die zahllosen und erbitterten Specialfehden, die die Emigrantenarmee und den Emigrantensenat zerrissen. Aber es blieb nicht bei Worten. Marcus Bibulus, Titus

Labienus und Andere dieser Coterie führten ihre Theorie praktisch durch und liefsen was ihnen von Caesars Armee an Offizieren oder Soldaten in die Hände fiel, in Masse hinrichten; was begreiflicher Weise Caesars Truppen nicht gerade bewog mit minderer Energie zu fechten. Zu einer Contrerevolution in Italien zu Gunsten der Verfassungsfreunde waren alle Elemente vorhanden (S. 360); wenn während Caesars Abwesenheit sie dennoch nicht ausbrach, so lag, nach der Versicherung einsichtiger Gegner Caesars, die Ursache hauptsächlich in der allgemeinen Besorgnifs vor dem unbezähmbaren Wüthen der republikanischen Ultras nach erfolgter Restauration. Die Besseren im pompeianischen Lager waren in Verzweiflung über dies rasende Treiben. Pompeius, selbst ein tapferer Soldat, schonte, so weit er durfte und konnte, der Gefangenen; aber er war zu schwachmüthig und in einer zu schiefen Stellung, um, wie es ihm als Oberfeldherrn zukam, alle Greuel dieser Art zu hemmen oder zu ahnden. Energischer versuchte der einzige Mann, der wenigstens mit sittlicher Haltung in den Kampf eintrat, Marcus Cato diesem Treiben zu steuern: er erwirkte es, dafs der Senat die Plünderung der unterthänigen Städte und die Tödtung eines Bürgers anders als in der Schlacht untersagte. Ebenso dachte der tüchtige Marcus Marcellus. Freilich wufste es niemand besser als Cato und Marcellus, dafs die extreme Partei ihre rettenden Thaten wenn nöthig allen Senatsbeschlüssen zum Trotze vollzog. Wenn aber bereits jetzt, wo man noch Klugheitsrücksichten zu beobachten hatte, die Wuth der Ultras sich nicht bändigen liefs, so mochte man nach dem Siege auf eine Schreckensherrschaft sich gefafst machen, von der Marius und Sulla selbst sich schaudernd abgewandt haben würden; und man begreift es, dafs Cato, seinem eigenen Geständnifs zufolge, mehr als vor einer Niederlage graute vor dem Siege seiner eigenen Partei. — Die Leitung der militärischen Vorbereitungen im makedonischen Lager lag in der Hand des Oberfeldherrn Pompeius. Die stets schwierige und gedrückte Stellung desselben hatte durch die unglücklichen Ereignisse des J. 705 sich noch beträchtlich verschlimmert. In den Augen seiner Parteigenossen trug er wesentlich davon die Schuld. Es war das in vieler Hinsicht nicht gerecht. Ein guter Theil der erlittenen Unfälle kam auf Rechnung der Verkehrtheit und Unbotmäfsigkeit der Unterfeldherren, namentlich des Consuls Lentulus und des Lucius Domitius; von dem Augenblick an, wo Pompeius an die Spitze der Armee getreten war, hatte er sie geschickt und muthig geführt und wenigstens sehr ansehnliche Streitkräfte aus dem Schiffbruch gerettet; dafs

er Caesars jetzt von Allen anerkanntem durchaus überlegenen Genie nicht gewachsen war, konnte nicht billig ihm vorgeworfen werden. Allein auch hier entschied allein der Erfolg. Im Vertrauen auf den Feldherrn Pompeius hatte die Verfassungspartei mit Caesar gebrochen; die verderblichen Folgen dieses Bruches fielen auf den Feldherrn Pompeius zurück, und wenn auch bei der notorischen militärischen Unfähigkeit aller übrigen Chefs kein Versuch gemacht ward das Obercommando zu wechseln, so wurde doch wenigstens das Vertrauen zu dem Oberfeldherrn paralysirt. Zu diesen Nachwehen der erlittenen Niederlagen kamen die nachtheiligen Einflüsse der Emigration. Unter den eintreffenden Flüchtlingen war allerdings eine Anzahl tüchtiger Soldaten und fähiger Offiziere namentlich der ehemaligen spanischen Armee; allein die Zahl derer, die kamen um zu dienen und zu fechten, war ebenso gering wie zum Erschrecken grofs die der vornehmen Generale, die mit ebenso gutem Fug wie Pompeius sich Proconsuln und Imperatoren nannten, und der vornehmen Herren, die nur mehr oder weniger unfreiwillig am activen Kriegsdienst sich betheiligten. Durch diese ward die hauptstädtische Lebensweise in das Feldlager eingebürgert, durchaus nicht zum Vortheil des Heeres: die Zelte solcher Herren waren anmuthige Lauben, der Boden mit frischem Rasen zierlich bedeckt, die Wände mit Epheu bekleidet; auf dem Tisch stand silbernes Tafelgeschirr und oft kreiste dort schon am hellen Tage der Becher. Diese eleganten Krieger machten einen seltsamen Contrast mit Caesars Grasteufeln, vor deren grobem Brot jene erschraken und die in Ermangelung dessen auch Wurzeln afsen und eher Baumrinde zu kauen als vom Feinde abzulassen schwuren. Wenn ferner schon an sich die unvermeidliche Rücksicht auf eine collegialische und dem Oberfeldherrn persönliche abgeneigte Behörde Pompeius in seiner Thätigkeit hemmte, so steigerte diese Verlegenheit sich ungemein, als der Emigrantensenat beinahe im Hauptquartier selbst seinen Sitz aufschlug und nun alles Gift der Emigration in diesen Senatssitzungen sich entleerte. All diese Uebelstände, die Pompeius Stellung behinderten, thaten ihre volle Wirkung um so mehr, als sie in keiner bedeutenden Persönlichkeit ein Gegengewicht fanden. Pompeius selbst war dazu geistig viel zu untergeordnet und viel zu zögernd, schwerfällig und versteckt. Marcus Cato würde wenigstens die erforderliche moralische Autorität gehabt und auch des guten Willens, Pompeius damit zu unterstützen, nicht ermangelt haben; allein Pompeius, statt ihn zum Beistand aufzufordern, setzte ihn mit mifstrauischer Eifersucht zurück und übertrug zum

Beispiel das so wichtige Obercommando der Flotte lieber an den in jeder Beziehung unfähigen Bibulus als an Cato. Wenn somit Pompeius die politische Seite seiner Stellung mit der ihm eigenen Verkehrtheit behandelte und was an sich schon verdorben war, nach Kräften weiter verdarb, so erfüllte er dagegen mit anerkennenswerthem Eifer die Pflicht seine bedeutenden, aber aufgelösten Streitkräfte militärisch zu organisiren. Den Kern derselben bildeten die aus Italien mitgebrachten Truppen, aus denen mit den Ergänzungen aus den illyrischen Kriegsgefangenen und den in Griechenland domicilirten Römern zusammen fünf Legionen gebildet wurden. Drei andere kamen aus dem Osten: die beiden aus den Trümmern der Armee des Crassus gebildeten syrischen und eine aus den zwei schwachen bisher in Kilikien stehenden combinirte. Der Wegziehung dieser Besatzungstruppen stand nichts im Wege, da theils die Pompeianer mit den Parthern im Einvernehmen standen und selbst ein Bündnifs mit ihnen hätten haben können, wenn Pompeius nicht unwillig sich geweigert hätte den geforderten Preis: die Abtretung der von ihm selbst zum Reiche gebrachten syrischen Landschaft, dafür zu zahlen; theils Caesars Plan zwei Legionen nach Syrien zu entsenden und durch den in Rom gefangen gehaltenen Prinzen Aristobulos die Juden abermals unter die Waffen zu bringen, zum Theil durch andere Ursachen, zum Theil durch Aristobulos Tod vereitelt ward. Weiter wurden aus den in Kreta und Makedonien angesiedelten gedienten Soldaten eine, aus den kleinasiatischen Römern zwei neue Legionen ausgehoben. Zu allem dem kamen 2000 Freiwillige, die aus den Trümmern der spanischen Kernschaaren und anderen ähnlichen Zuzügen hervorgingen, und endlich die Contingente der Unterthanen. Wie Caesar hatte Pompeius es verschmäht von denselben Infanterie zu requiriren; nur zur Küstenbesatzung waren die epirotischen, aetolischen und thrakischen Milizen aufgeboten und aufserdem an leichten Truppen 3000 griechische und kleinasiatische Schützen und 1200 Schleuderer angenommen worden. Die Reiterei dagegen bestand aufser einer aus dem jungen Adel Roms gebildeten mehr ansehnlichen als militärisch bedeutenden Nobelgarde und den von Pompeius beritten gemachten apulischen Hirtensclaven (S. 351) ausschliefslich aus den Zuzügen der Unterthanen und Clienten Roms. Den Kern bildeten die Kelten, theils von der Besatzung von Alexandreia (S. 148), theils die Contingente des Königs Deiotarus, der trotz seines hohen Alters an der Spitze seiner Reiter in Person erschienen war, und der übrigen galatischen Dynasten. Mit ihnen

wurden vereinigt die vortrefflichen thrakischen Reiter, die theils von ihren Fürsten Sadala und Rhaskyporis herangeführt, theils von Pompeius in der makedonischen Provinz angeworben waren; die kappadokische Reiterei; die von König Antiochos von Kommagene gesendeten berittenen Schützen; die Zuzüge der Armenier von diesseit des Euphrat unter Taxiles, von jenseit desselben unter Megabates und die von König Juba gesandten numidischen Schaaren — die gesammte Masse stieg auf 7000 Pferde. — Sehr ansehnlich endlich war die pompeianische Flotte. Sie ward gebildet theils aus den von Brundisium mitgeführten oder später erbauten römischen Fahrzeugen, theils aus den Kriegsschiffen des Königs von Aegypten, der kolchischen Fürsten, des kilikischen Dynasten Tarkondimotos, der Städte Tyros, Rhodos, Athen, Kerkyra und überhaupt der sämmtlichen asiatischen und griechischen Seestaaten und zählte gegen 500 Segel, wovon die römischen den fünften Theil ausmachten. An Getreide und Kriegsmaterial waren in Dyrrhachion ungeheure Vorräthe aufgehäuft. Die Kriegskasse war wohlgefüllt, da die Pompeianer sich im Besitz der hauptsächlichsten Einnahmequellen des Staats befanden und die Geldmittel der Clientelfürsten, der angesehenen Senatoren, der Steuerpächter und überhaupt der gesammten römischen und nichtrömischen Bevölkerung in ihrem Bereich für sich nutzbar machten. Was in Africa, Aegypten, Makedonien, Griechenland, Vorderasien und Syrien das Ansehen der legitimen Regierung und Pompeius oftgefeierte Königs- und Völkerclientel vermochte, war zum Schutz der römischen Republik in Bewegung gesetzt worden; wenn in Italien die Rede ging, dafs Pompeius die Geten, Kolchier und Armenier gegen Rom bewaffne, wenn im Lager Pompeius der König der Könige hiefs, so waren dies kaum Uebertreibungen zu nennen. Im Ganzen gebot er über eine Armee von 7000 Reitern und elf Legionen, von denen freilich höchstens fünf als krieggewohnt bezeichnet werden durften, und über eine Flotte von 500 Segeln. Die Stimmung der Soldaten, für deren Verpflegung und Sold Pompeius genügend sorgte und denen für den Fall des Sieges die grofsartigsten Belohnungen zugesichert waren, war durchgängig gut, in manchen und eben den tüchtigsten Abtheilungen sogar vortrefflich; indefs bestand doch ein grofser Theil der Armee aus neu ausgehobenen Truppen, deren Formirung und Exercirung, wie eifrig sie auch betrieben ward, nothwendiger Weise Zeit erforderte. Die Armee überhaupt war imposant, aber zugleich einigermafsen buntscheckig. — Nach der Absicht des

Oberfeldherrn sollte bis zum Winter 705/6 Heer und Flotte wesentlich vollständig an der Küste und in den Gewässern von Epirus vereinigt sein. Der Admiral Bibulus war auch bereits mit 110 Schiffen in seinem neuen Hauptquartier Kerkyra eingetroffen. Dagegen war das Landheer, dessen Hauptquartier während des Sommers zu Berrhoea am Haliakmon gewesen war, noch zurück: die Masse bewegte sich langsam auf der grofsen Kunststrafse von Thessalonike nach der Westküste auf das neue Hauptquartier Dyrrhachion zu; die beiden Legionen, die Metellus Scipio aus Syrien heranführte, standen gar noch bei Pergamon in Kleinasien im Winterquartier und wurden erst zum Frühjahr in Europa erwartet. Man nahm sich eben Zeit. Vorläufig waren die epirotischen Häfen aufser durch die Flotte nur noch durch die Bürgerwehren und die Aufgebote der Umgegend vertheidigt.

So war es Caesar möglich geblieben trotz des dazwischenfallenden spanischen Krieges auch in Makedonien die Offensive für sich zu nehmen, und er wenigstens säumte nicht. Längst hatte er die Zusammenziehung von Kriegs- und Transportschiffen in Brundisium angeordnet und nach der Capitulation der spanischen Armee und dem Fall von Massalia die dort verwendeten Kerntruppen zum gröfsten Theil eben dahin dirigirt. Die unerhörten Anstrengungen zwar, die also von Caesar den Soldaten zugemuthet wurden, lichteten mehr als die Gefechte die Reihen, und die Meuterei einer der vier ältesten Legionen, der neunten, auf ihrem Durchmarsch durch Placentia war ein gefährliches Zeichen der bei der Armee einreifsenden Stimmung; doch wurden Caesars Geistesgegenwart und persönliche Autorität derselben Herr und von dieser Seite stand der Einschiffung nichts im Wege. Allein woran schon im März 705 die Verfolgung des Pompeius gescheitert war, der Mangel an Schiffen drohte auch diese Expedition zu vereiteln. Die Kriegsschiffe, die Caesar in den gallischen, sicilischen und italischen Häfen zu erbauen befohlen hatte, waren noch nicht fertig oder doch nicht zur Stelle; sein Geschwader im adriatischen Meer war das Jahr zuvor bei Curicta vernichtet worden (S. 374); er fand bei Brundisium nicht mehr als zwölf Kriegsschiffe und kaum Transportfahrzeuge genug, um den dritten Theil seiner nach Griechenland bestimmten Armee von 12 Legionen und 10000 Reitern auf einmal überzuführen. Die ansehnliche feindliche Flotte beherrschte ausschliefslich das adriatische Meer und namentlich die sämmtlichen Insel- und festländischen Häfen der Ostküste. Unter solchen Umständen drängt die Frage sich auf, warum Caesar nicht statt des

Seeweges den zu Lande durch Illyrien einschlug, welcher aller von der Flotte drohenden Gefahren ihn überhob und überdies für seine gröfstentheils aus Gallien kommenden Truppen kürzer war als der über Brundisium. Zwar waren die illyrischen Landschaften unbeschreiblich rauh und arm; aber sie sind doch von andern Armeen nicht lange nachher durchschritten worden und dieses Hindernifs konnte schwerlich dem Eroberer Galliens unübersteiglich erscheinen. Vielleicht besorgte er, dafs während des schwierigen illyrischen Marsches Pompeius seine gesammte Streitmacht über das adriatische Meer führen möchte, wodurch die Rollen auf einmal sich umkehren, Caesar in Makedonien, Pompeius in Italien zu stehen kommen konnte; obwohl ein solcher rascher Wechsel dem schwerfälligen Gegner doch kaum zuzutrauen war. Vielleicht hatte Caesar auch, als er sich für den Seeweg entschied, dies in der Voraussetzung gethan, dafs seine Flotte inzwischen auf einen achtunggebietenden Stand gebracht sein würde, und als er nach seiner Rückkehr aus Spanien des wahren Standes der Dinge im adriatischen Meere inne ward, mochte es zu spät sein den Feldzugsplan zu ändern. Vielleicht, ja nach Caesars raschem stets zur Entscheidung drängenden Naturell darf man sagen wahrscheinlich, fand er durch die augenblicklich noch unbesetzte, aber sicher in wenigen Tagen mit Feinden sich bedeckende epirotische Küste sich unwiderstehlich gelockt den ganzen Plan des Gegners wieder einmal durch einen verwegenen Streich zu durchkreuzen. Wie dem auch sei, am 4. Jan. 706* ging Caesar mit sechs durch Strapazen und Krankheiten sehr gelichteten Legionen und 600 Reitern von Brundisium nach der epirotischen Küste unter Segel. Es war ein Seitenstück zu der tollkühnen britannischen Expedition; indefs wenigstens der erste Wurf war glücklich. Inmitten der akrokeraunischen (Chimara-) Klippen, auf der wenig besuchten Rhede von Paleassa (Paljassa) ward die Küste erreicht. Man sah die Transportschiffe sowohl aus dem Hafen von Orikon (Bucht von Avlona), wo ein pompeianisches Geschwader von 18 Schiffen lag, als auch aus dem Hauptquartier der feindlichen Flotte bei Kerkyra; aber dort hielt man sich zu schwach, hier war man nicht segelfertig und ungehindert ward der erste Transport ans Land gesetzt. Während die Schiffe sogleich zurückgingen um den zweiten nachzuholen, überstieg Caesar noch denselben Abend die akrokeraunischen Berge. Seine ersten Erfolge waren so grofs wie die Ueberra-

* Oder nach dem berichtigten Kalender etwa am 5. Nov. 705.

schung der Feinde. Der epirotische Landsturm setzte nirgends sich zur Wehr; die wichtigen Hafenstädte Orikon und Apollonia nebst einer Menge kleinerer Ortschaften wurden weggenommen, Dyrrhachion, von den Pompeianern zum Hauptwaffenplatz ausersehen und mit Vorräthen aller Art angefüllt, aber nur schwach besetzt, schwebte in der gröfsten Gefahr.

Indefs der weitere Verlauf des Feldzugs entsprach diesem glänzenden Anfange nicht. Bibulus machte die Nachlässigkeit, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, nachträglich durch verdoppelte Anstrengungen zum Theil wieder gut. Nicht blofs brachte er von den heimkehrenden Transportschiffen gegen dreifsig auf, die er sämmtlich mit Mann und Maus verbrennen liefs, sondern er richtete auch längs des ganzen von Caesar besetzten Küstenstrichs, von der Insel Sason (Saseno) bis zu den Häfen von Kerkyra, den sorgfältigsten Wachdienst ein, so beschwerlich auch die rauhe Jahreszeit und die Nothwendigkeit den Wachtschiffen alle Bedürfnisse, selbst Holz und Wasser, von Kerkyra zuzuführen denselben machten; ja nachdem er selbst bald darauf den ungewohnten Strapazen erlegen war, sperrte sein Nachfolger Libo sogar eine Zeitlang den Hafen von Brundisium, bis ihn von der kleinen Insel vor demselben, auf der er sich festgesetzt hatte, der Wassermangel wieder vertrieb. Es war schlechterdings nicht möglich den zweiten Transport der caesarischen Armee nachzuführen. Ebensowenig gelang die Wegnahme von Dyrrhachion. Pompeius erfuhr durch einen der Friedensboten Caesars von dessen Vorbereitungen zur Fahrt nach der epirotischen Küste und den Marsch beschleunigend warf er sich noch eben zu rechter Zeit in diesen wichtigen Waffenplatz. Caesars Lage war kritisch. Obwohl er in Epirus so weit sich ausbreitete, als es bei der geringen Stärke seiner Armee nur irgend möglich war, so blieb die Subsistenz seiner Armee doch schwierig und unsicher, während die Feinde, im Besitz der Magazine von Dyrrhachion und Herren der See, Ueberflufs an allem hatten. Mit seinem vermuthlich wenig über 20000 Mann starken Heer konnte er dem wenigstens doppelt so zahlreichen pompeianischen keine Schlacht anbieten, sondern mufste sich glücklich schätzen, dafs Pompeius methodisch zu Werke ging und, statt sofort die Schlacht zu erzwingen, zwischen Dyrrhachion und Apollonia am rechten Ufer des Apsos, gegenüber Caesar auf dem linken, das Winterlager bezog, um mit dem Frühjahr nach dem Eintreffen der Legionen von Pergamon mit unwiderstehlicher Uebermacht den Feind zu vernichten. So verflossen Monate. Wenn der Ein-

tritt der besseren Jahreszeit, die dem Feinde starken Zuzug und den freien Gebrauch seiner Flotte brachte, Caesar noch in derselben Lage fand, so war er, in den epirotischen Felsen mit seiner schwachen Schaar eingekeilt zwischen der ungeheuren Flotte und dem dreifach überlegenen Landheer der Feinde, allem Anschein nach verloren; und schon neigte der Winter sich zu Ende. Alle Hoffnung beruhte immer noch darauf, dafs die Transportflotte durch die Blokade sich durchschlich oder durchschlug. Es war das mehr als verwegen; aber nach der ersten freiwilligen Tollkühnheit war diese zweite durch die Nothwendigkeit geboten. Wie verzweifelt Caesar selbst seine Lage erschien, beweist sein Entschlufs, da die Flotte immer nicht kam, allein auf einer Fischerbarke durch das adriatische Meer nach Brundisium zu fahren um sie zu holen; was in der That nur darum unterblieb, weil sich kein Schiffer fand die verwegene Fahrt zu unternehmen. Indefs es bedurfte seines persönlichen Erscheinens nicht um den treuen Offizier, der in Italien commandirte, Marcus Antonius zu bestimmen diesen letzten Versuch zu machen, um seinen Herrn zu retten. Abermals lief die Transportflotte, mit vier Legionen und 800 Reitern an Bord, aus dem Hafen von Brundisium aus und glücklich führte sie ein starker Südwind an Libos Galeeren vorüber. Allein derselbe Wind, der hier die Flotte rettete, machte es ihr unmöglich, wie ihr befohlen war, nach der apolloniatischen Küste zu steuern, und zwang sie an Caesars und Pompeius Lager vorbeizufahren und nördlich von Dyrrhachion unweit Lissos zu landen, welche Stadt zu gutem Glück noch zu Caesar hielt (S. 375). Indefs noch war die Transportflotte nicht geborgen: aus dem Hafen von Dyrrhachion, an dem sie vorüberfuhr, waren die rhodischen Galeeren aufgebrochen um sie zu verfolgen, und kaum waren Antonius Schiffe in den Hafen von Lissos eingefahren, als auch das feindliche Geschwader vor demselben erschien. Aber eben in diesem Augenblick schlug plötzlich der Wind um und warf die verfolgenden Galeeren wieder zurück in die offene See und zum Theil an die felsige Küste. Durch die wunderbarsten Glücksfälle war die Landung auch des zweiten Transports gelungen. Noch standen zwar Antonius und Caesar etwa vier Tagemärsche von einander, getrennt durch Dyrrhachion und die gesammte feindliche Armee; indefs Antonius bewerkstelligte glücklich den gefährlichen Marsch um Dyrrhachion herum durch die Pässe des Graba Balkan und ward von Caesar, der ihm entgegengegangen war, am rechten Ufer des Apsos aufgenommen. Pompeius, nachdem er vergeblich versucht hatte die Vereinigung der beiden feindlichen Armeen zu

verhindern und das Corps des Antonius einzeln zum Schlagen zu zwingen, nahm eine neue Stellung bei Asparagion an dem Flusse Genusos (Uschkomobin), der dem Apsos parallel zwischen diesem und der Stadt Dyrrhachion fliefst, und hielt hier sich wieder unbeweglich. Caesar fühlte jetzt sich stark genug eine Schlacht zu liefern; da Pompeius darauf nicht einging, versuchte er, eben wie in der Stellung vor Ilerda, sich zwischen das feindliche Lager und die Festung, auf die es sich stützte, zu werfen. Pompeius erkannte die Absicht seines Gegners nicht rechtzeitig und seine Truppen standen denen Caesars an Marschirfähigkeit weit nach; es gelang diesem zwischen Dyrrhachion und dem feindlichen Heer sich festzusetzen, indefs die Resultate der gelungenen Operation waren gering. Die Kette des Graba Balkan, die in der Richtung von Osten nach Westen streichend am adriatischen Meere in der schmalen Landzunge von Dyrrhachion endigt, entsendet drei Meilen östlich von Dyrrhachion in südwestlicher Richtung einen Seitenarm, der in bogenförmiger Richtung ebenfalls zum Meere sich wendet. Der Haupt- und der Seitenarm des Gebirges schliefsen zwischen sich eine kleine um eine Klippe am Meeresstrand sich ausbreitende Ebene ein. Hier nahm Pompeius jetzt sein Lager, und obwohl die caesarische Armee ihm den Landweg nach Dyrrhachion verlegt hielt, blieb er doch mit Hülfe seiner Flotte fortwährend mit Dyrrhachion in Verbindung und ward von dort mit allem Nöthigen reichlich und bequem versehen, während bei den Caesarianern, trotz starker Detachirungen in das Hinterland und trotz aller Anstrengung des Feldherrn ein geordnetes Fuhrwesen und damit eine regelmäfsige Verpflegung zu organisiren, es doch mehr als knapp herging und Fleisch, Gerste, ja Wurzeln sehr häufig die Stelle des gewohnten Weizens vertreten mufsten. Da der phlegmatische Gegner beharrlich bei seiner Passivität blieb, entschlofs sich Caesar den Höhenkreis zu besetzen, der die von Pompeius eingenommene Strandebene einschlofs, um wenigstens die überlegene feindliche Reiterei festzustellen und ungestörter gegen Dyrrhachion operiren zu können, wo möglich aber den Gegner entweder zur Schlacht oder zur Einschiffung zu nöthigen. Von Caesars Truppen war beinahe die Hälfte ins Binnenland detachirt; es schien fast abenteuerlich mit dem Rest eine vielleicht doppelt so zahlreiche concentrirt aufgestellte auf die See und die Flotte gestützte Armee gewissermafsen belagern zu wollen. Dennoch schlossen Caesars Veteranen unter unsäglichen Anstrengungen das pompeianische Lager mit einer drei und eine halbe deutsche Meile langen Postenkette ein und fügten später, eben

wie vor Alesia, zu dieser inneren Linie noch eine zweite äufsere, um sich vor Angriffen von Dyrrhachion aus und vor den mit Hülfe der Flotte so leicht ausführbaren Umgehungen zu schützen. Pompeius machte keinen Versuch durch eine Schlacht die Einschliessung zu hindern, sondern begnügte sich auch seinerseits um sein Lager herum eine Anzahl Schanzen anzulegen und dieselben durch Linien mit einander zu verbinden. Die Erdarbeiten fanden statt unter beständigen Gefechten, indem man beiderseits die Schanzen möglichst weit vorzurücken bemüht war, Pompeius auch mehrmals einzelne Schanzen der Feinde mit überlegenen Streitkräften angriff um die feindliche Linie zu sprengen. Durchgängig behielt in diesen Scharmützeln die erprobte Tapferkeit der Caesarianer die Oberhand; wie denn zum Beispiel einmal eine einzige Cohorte sich gegen vier Legionen mehrere Stunden lang in ihrer Schanze hielt, bis Unterstützung herbeikam. Andrerseits mifslangen Caesars Versuche sich Dyrrhachions zu bemächtigen, wo er Einverständnisse hatte, durch die Dazwischenkunft der Flotte. Unaufhörlich ward an den verschiedensten Puncten — an einem der heifsesten Tage an sechs Stellen zugleich — gefochten, ein Haupterfolg aber auf keiner Seite erreicht. Doch machten sich die Folgen der Einschliefsung den Pompeianern allmählich in drückender Weise fühlbar. Die Stauung der von den Höhen in die Ebene sich ergiefsenden Bäche nöthigte sie sich mit sparsamem und schlechtem Brunnenwasser zu begnügen. Noch empfindlicher war der Mangel an Futter für die Lastthiere und die Pferde, dem auch die Flotte nicht genügend abzuhelfen vermochte; sie fielen zahlreich und es half nur wenig, dafs die Pferde durch die Flotte nach Dyrrhachion geschafft wurden, da sie auch hier nicht viel mehr Futter fanden. Lange konnte Pompeius nicht mehr zögern sich durch einen gegen den Feind geführten Schlag aus seiner unbequemen Lage zu befreien. Da ward er durch keltische Ueberläufer in Kenntnifs gesetzt, dafs der Feind es versäumt habe den Strand zwischen seinen beiden 600 Fufs von einander entfernten Schanzenketten durch einen Querwall zu sichern. Hierauf baute er seinen Plan. Während er die innere Linie der Verschanzungen Caesars vom Lager aus durch die Legionen, die äufsere durch die auf Schiffe gesetzten und jenseit der feindlichen Verschanzungen gelandeten leichten Truppen angreifen liefs, landete eine dritte Abtheilung in dem Zwischenraum zwischen beiden Linien und griff die schon hinreichend beschäftigten Besatzungen derselben im Rücken an. Die zunächst am Meer befindliche Schanze wurde genommen und die Besatzung floh in wilder Ver-

wirrung; mit Mühe gelang es dem Befehlshaber der nächsten Schanze Marcus Antonius diese zu behaupten und für den Augenblick dem Vordringen der Pompeianer ein Ziel zu setzen; aber, abgesehen von dem ansehnlichen Verlust, blieb die äufserste Schanze am Meer in den Händen der Pompeianer und die Linie durchbrochen. Um so eifriger ergriff Caesar die Gelegenheit, die bald darauf sich ihm darbot, eine unvorsichtig sich vereinzelnde pompeianische Legion mit dem Gros seiner Infanterie anzugreifen. Allein die angegriffene Legion leistete tapferen Widerstand und in dem mehrmals zum Lager gröfserer und kleinerer Abtheilungen benutzten und kreuz und quer von Wällen und Gräben durchzogenen Terrain, auf dem gefochten ward, kam Caesars rechter Flügel nebst der Reiterei ganz vom Wege ab und statt den linken im Angriff auf die pompeianische Legion zu unterstützen, gerieth er in einen engen aus einem der alten Lager zum Flufs hin geführten Laufgraben. So fand Pompeius, der den Seinigen zu Hülfe mit fünf Legionen eiligst herbeikam, die beiden Flügel der Feinde von einander getrennt und den einen in einer gänzlich verlorenen Stellung. Wie die Caesarianer ihn anrücken sahen, ergriff sie ein panischer Schreck; alles stürzte in wilder Flucht zurück und wenn es bei dem Verlust von 1000 der besten Soldaten blieb und Caesars Armee nicht eine vollständige Niederlage erlitt, so hatte sie dies nur dem Umstand zu danken, dafs auch Pompeius sich in dem coupirten Terrain nicht frei entwickeln konnte und überdies, eine Kriegslist besorgend, seine Truppen anfangs zurückhielt. Aber auch so waren es unheilvolle Tage. Nicht blofs hatte Caesar die empfindlichsten Verluste erlitten und seine Verschanzungen, das Resultat einer viermonatlichen Riesenarbeit, auf einen Schlag eingebüfst: er war durch die letzten Gefechte wieder genau auf den Punct zurückgeworfen, von welchem er ausgegangen war. Von der See war er vollständiger verdrängt als je, seit des Pompeius älterer Sohn Gnaeus Caesars wenige Kriegsschiffe, die im Hafen von Orikon lagerten, durch einen kühnen Angriff theils verbrannt, theils weggeführt und bald nachher die in Lissos zurückgebliebene Transportflotte gleichfalls in Brand gesteckt hatte; jede Möglichkeit von Brundisium noch weitere Verstärkungen heranzuziehen war damit für Caesar verloren. Die zahlreiche pompeianische Reiterei, jetzt ihrer Fesseln entledigt, ergofs sich in die Umgegend und drohte Caesar die stets schwierige Verpflegung der Armee völlig unmöglich zu machen. Caesars verwegenes Unternehmen gegen einen seemächtigen auf die Flotte gestützten Feind blofs zu Lande die

Offensive durchzuführen war vollständig gescheitert. Auf dem bisherigen Kriegsschauplatz fand er sich einer unbezwinglichen Defensive gegenüber und vermochte weder gegen Dyrrhachion noch gegen das feindliche Heer einen ernstlichen Schlag auszuführen; dagegen hing es jetzt nur von Pompeius ab gegen den bereits in seinen Subsistenzmitteln sehr gefährdeten Gegner unter den günstigsten Verhältnissen die Offensive zu ergreifen. Der Krieg war an einem Wendepunct angelangt. Bisher hatte Pompeius, allem Anschein nach, das Kriegsspiel ohne eigenen Plan gespielt und nur nach dem jedesmaligen Angriff seine Vertheidigung bemessen; es war dies nicht gerade zu tadeln, da das Hinziehen des Krieges ihm Gelegenheit gab seine Rekruten schlagfähig zu machen, seine Reserven heranzuziehen und das Uebergewicht seiner Flotte im adriatischen Meer immer vollständiger zu entwickeln. Durch die Niederlagen von Dyrrhachion aber hatte die Lage der Dinge sich völlig verwandelt. Zwar Pompeius nicht ungegründete Erwartung, dafs die feindliche Armee durch Hunger und Meuterei bald in völlige Auflösung gerathen werde, ward durch die eminente soldatische Energie der Veteranen Caesars vereitelt; allein Caesar war allerdings nicht blofs taktisch, sondern auch strategisch geschlagen und er schien weder in seiner gegenwärtigen Stellung sich behaupten noch dieselbe zweckmäfsig wechseln zu können. Jetzt war es an Pompeius die Offensive zu ergreifen; und er war dazu entschlossen.

Es boten sich dem Sieger drei verschiedene Wege dar um seinen Sieg fruchtbar zu machen. Der erste und einfachste war von der überwundenen Armee nicht abzulassen und, wenn sie aufbrach, sie zu verfolgen. Ferner konnte Pompeius Caesar selbst und dessen Kerntruppen in Griechenland stehen lassen und selber, wie er längst es vorbereitet hatte, mit der Hauptarmee nach Italien überfahren, wo die Stimmung entschieden antimonarchisch war und die Streitmacht Caesars nach Entsendung der besten Truppen und des tapfern und zuverlässigen Commandanten zu der griechischen Armee nicht gar viel bedeuten wollte. Endlich konnte der Sieger sich auch in das Binnenland wenden, die Legionen des Metellus Scipio an sich ziehen und versuchen die im Binnenlande stehenden Truppen Caesars aufzuheben. Es hatte nämlich dieser, unmittelbar nachdem der zweite Transport bei ihm eingetroffen war, theils, um die Subsistenzmittel für seine Armee herbeizuschaffen, starke Detachements nach Aetolien und Thessalien entsandt, theils ein Corps von zwei Legionen unter Gnaeus Domitius Calvinus auf der egnatischen Chaussee gegen Makedonien vorgehen lassen, das dem auf derselben Strafse

von Thessalonike her anrückenden Corps des Scipio den Weg verlegen und wo möglich es einzeln schlagen sollte. Schon hatten Calvinus und Scipio sich bis auf wenige Meilen einander genähert, als Scipio plötzlich sich südwärts wandte und, rasch den Haliakmon (Jadsche Karasu) überschreitend, an dem sein Gepäck und ein Posten unter Marcus Favonius zurückblieb, in Thessalien eindrang, um die mit der Unterwerfung des Landes beschäftigte Recrutenlegion Caesars unter Lucius Cassius Longinus mit Uebermacht anzugreifen. Longinus zog sich über die Berge nach Ambrakia auf das von Caesar nach Aetolien gesandte Detachement unter Gnaeus Calvisius Sabinus zurück; Scipio konnte ihn nur durch seine thrakischen Reiter verfolgen lassen, da Calvinus seine unter Favonius am Haliakmon zurückgelassene Reserve mit dem gleichen Schicksal bedrohte, welches er selbst dem Longinus zu bereiten gedachte. So trafen Calvinus und Scipio am Haliakmon wieder zusammen und lagerten hier längere Zeit einander gegenüber. — Pompeius konnte zwischen diesen Plänen wählen; Caesar blieb keine Wahl. Er trat nach jenem unglücklichen Gefechte den Rückzug auf Apollonia an. Pompeius folgte. Der Marsch von Dyrrhachion nach Apollonia auf einer schwierigen von mehreren Flüssen durchschnittenen Strafse war keine leichte Aufgabe für eine geschlagene und vom Feinde verfolgte Armee; indefs die geschickte Leitung des Feldherrn und die unverwüstliche Marschirfähigkeit der Soldaten nöthigten Pompeius nach viertägiger Verfolgung dieselbe als nutzlos einzustellen. Er hatte jetzt sich zu entscheiden zwischen der italischen Expedition und dem Marsch in das Binnenland; und so räthlich und lockend auch jene schien, so manche Stimmen auch dafür sich erhoben, er zog es doch vor das Corps des Metellus nicht preiszugeben, um so mehr als er durch diesen Marsch das des Calvinus in die Hände zu bekommen hoffte. Calvinus stand augenblicklich auf der egnatischen Strafse bei Herakleia Lynkestis, zwischen Pompeius und Scipio und, nachdem Caesar sich auf Apollonia zurückgezogen, von diesem weiter entfernt als von der grofsen Armee des Pompeius, zu alle dem ohne Kenntnifs von den Vorgängen bei Dyrrhachion und von seiner bedenklichen Lage, da nach den bei Dyrrhachion errungenen Erfolgen die ganze Landschaft sich zu Pompeius neigte und die Boten Caesars überall aufgegriffen wurden. Erst als die feindliche Hauptmacht bis auf wenige Stunden sich ihm genähert hatte, erfuhr Calvinus aus den Erzählungen der feindlichen Vorposten selbst den Stand der Dinge und ein rascher Aufbruch in südlicher Richtung gegen Thessalien zu entzog ihn im letzten

Augenblick der drohenden Vernichtung. Caesar war inzwischen unangefochten nach Apollonia gelangt. Sogleich nach der Katastrophe von Dyrrhachion hatte er sich entschlossen, wenn möglich den Kampf von der Küste weg in das Binnenland zu verlegen, um die letzte Ursache des Fehlschlagens seiner bisherigen Anstrengungen, die feindliche Flotte aus dem Spiel zu bringen. Der Marsch nach Apollonia hatte nur den Zweck gehabt dort, wo seine Depots sich befanden, seine Verwundeten in Sicherheit zu bringen und seinen Soldaten die Löhnung zu zahlen; so wie dies geschehen war, brach er mit Hinterlassung von Besatzungen in Apollonia, Orikon und Lissos nach Thessalien auf. Nach Thessalien hatte auch das Corps des Calvinus sich in Bewegung gesetzt; und die aus Italien, jetzt auf dem Landwege durch Illyrien, anrückenden Verstärkungen, zwei Legionen unter Quintus Cornificius, konnte er gleichfalls hier leichter noch als in Epirus an sich ziehen. Auf schwierigen Pfaden im Thale des Aoos aufwärts steigend und die Bergkette überschreitend, die Epirus von Thessalien scheidet, gelangte er an den Peneios; eben dorthin ward Calvinus dirigirt und die Vereinigung der beiden Armeen ward also auf dem kürzesten und dem Feinde am wenigsten ausgesetzten Wege bewerkstelligt. Sie erfolgte bei Aeginion unweit der Quelle des Peneios. Die erste thessalische Stadt, vor der die jetzt vereinigte Armee erschien, Gomphoi schlofs ihr die Thore; sie ward rasch erstürmt und der Plünderung preisgegeben. Dadurch geschreckt unterwarfen sich die übrigen Städte Thessaliens, so wie nur Caesars Legionen vor den Mauern sich zeigten. Ueber diesen Märschen und Gefechten und mit Hülfe der wenn auch nicht allzu reichlichen Vorräthe, die die Landschaft am Peneios darbot, schwanden allmählich die Spuren und die Erinnerungen der überstandenen unheilvollen Tage. — Pompeius störte hierin nicht. Er hatte gesiegt; aber was waren die Ergebnisse des Sieges? Sowohl Caesar wie Calvinus hatten der Verfolgung sich entzogen; dem beweglichen Feinde konnte Pompeius mit seiner schwerfälligen Armee und seiner zahlreichen Reiterei nicht auf den Gebirgsmärschen folgen. Nach Calvinus eiligem Rückzug wäre es möglich gewesen, da Scipio jetzt ohne Gefährde Dyrrhachion erreichen konnte, die Hauptmacht nach Italien einzuschiffen; indefs vorläufig wurde nur eine Abtheilung der Flotte nach Sicilien und Italien gesendet. Der Erfolg von Dyrrhachion hatte die Zuversicht im pompeianischen Lager so sehr gesteigert, dafs man beschlofs zu bleiben und auf der griechischen Halbinsel die Sache mit Caesar zum Austrag zu bringen. Man konnte alsdann entweder von Caesar

sich aufsuchen lassen oder ihn aufsuchen. Im ersteren Falle ward Caesar gezwungen entweder den Krieg in die Länge zu ziehen, was weder seinem Naturell noch seinem Interesse entsprach, oder die Feldschlacht irgendwo an der Küste, wo Pompeius Flotte mitzuwirken vermochte, und auf dem von Pompeius bestimmten Schlachtfeld anzunehmen. Im zweiten Falle dagegen war es Caesar, der das Schlachtfeld wählte, wo es ihm beliebte, natürlich also vom Meere entfernt und obwohl jetzt der Angegriffene, bestimmten dennoch seine Bewegungen auch ferner im Allgemeinen den Gang des Krieges. Wenn es vielleicht schon fehlerhaft war nicht nach Italien zu gehen, wo der Erfolg kaum zweifelhaft war, so war es eine mit der früheren ängstlichen Kriegführung der Pompeianer seltsam contrastirende Dreistigkeit mit Aufopferung aller sicheren Vortheile nun auf einmal dem Gegner auf dessen Schlachtfeld sich zum Kampfe zu stellen und nur darauf bedacht zu sein dies auf dem möglichst bequemen Wege zu erreichen. Indefs Schwachmuth und Uebermuth gehen regelmäfsig zusammen; man war eben entschlossen um jeden Preis baldmöglichst mit Caesar zu schlagen. Cato übernahm das Commando in Dyrrhachion, wo eine Besatzung von 18 Cohorten, und in Kerkyra, wo 300 Kriegsschiffe zurückblieben; Pompeius und Scipio begaben sich, jener wie es scheint die egnatische Chaussee bis Pella verfolgend und dann die grofse Strafse nach Süden einschlagend, dieser vom Haliakmon aus durch die Pässe des Olymp, an den untern Peneios und trafen bei Larissa zusammen. Caesar stand nicht weit davon, in der Ebene, die zwischen dem Othrysgebirge und dem Peneios sich ausbreitet und von den Bächen Enipeus und Apidanos durchschnitten wird, am linken Ufer des erstgenannten Baches; ihm gegenüber am andern Ufer desselben schlug Pompeius sein Lager*. Auf Pompeius Seite sprachen

* Die genaue Bestimmung des Schlachtfeldes ist schwierig. Gefochten ward auf dem linken Ufer des Enipeus, wo Neu- und sicher auch Altpharsalos lag (Strabon 2, 431), da die Pompeianer, die das Gesicht nach Süden wandten, ihren rechten Flügel an den Enipeus lehnten (Caesar *b. c.* 3, 83; Frontinus 2, 3, 22); auch setzt Appian 2, 75 das Schlachtfeld ausdrücklich zwischen den Enipeus und die Stadt Pharsalos. Aber das Lager der Pompeianer kann nicht am linken, sondern mufs auf dem rechten Ufer gewesen sein, theils weil sie Caesar den Weg nach Skotussa verlegten, theils weil ihre Rückzugslinie offenbar über die oberhalb des Lagers befindlichen Berge nach Larissa ging; hätten sie auf dem linken gelagert, so konnten sie nimmermehr hoffen das hier sehr steile Thal des Enipeus zu passiren und Pompeius hätte dann, statt nach Larissa, nach Lamia flüchten müssen. Militärschriftsteller haben, um aus diesen Schwierigkeiten herauszukommen, die

alle militärischen Gründe dahin die Entscheidungsschlacht jetzt nicht zu verzögern. Seine Armee war vollständig beisammen; Caesar dagegen erwartete noch das früher nach Aetolien und Thessalien detachirte, jetzt unter Quintus Fufius Calenus in Griechenland stehende Corps von fast zwei Legionen und die auf dem Landweg von Italien nachgesandten bereits in Illyrien angelangten zwei Legionen des Cornificius. Pompeius Heer, elf Legionen oder 47000 Mann und 7000 Pferde stark, war dem Caesars an Fufsvolk um mehr als das Doppelte, an Reiterei um das Siebenfache überlegen; Strapazen und Gefechte hatten Caesars Truppen so decimirt, dafs seine acht Legionen nicht über 22000 Mann unter den Waffen, also bei weitem nicht die Hälfte des Normalbestandes zählten. Pompeius siegreiche mit einer zahllosen Reiterei und guten Magazinen versehene Armee hatte Lebensmittel in Fülle, während Caesars Truppen nothdürftig sich hinhielten und erst mit der nicht fernen Getreideernte bessere Verpflegung erhofften. Die Stimmung der pompeianischen Soldaten, die in der letzten Campagne den Krieg kennen und ihrem Führer vertrauen gelernt hatten, war die beste. Solche Erwägungen rechtfertigten allerdings diejenigen, welche jetzt, da man nun einmal in Thessalien Caesar gegenüber stand, darauf drangen baldmöglichst eine Feldschlacht zu liefern. Indefs trug Pompeius Bedenken den Bach, der beide Heere schied, seinerseits zu überschreiten; und auch Caesar fand sich nicht veranlafst mit seiner weit schwächeren Armee dem Feind auch diesen Vortheil noch einzuräumen. In der Meinung dafs Pompeius auch diesmal wie so oft dem Kampfe auszuweichen entschlossen sei, war er eben im Begriff gegen Skotussa aufzubrechen, als er die Pompeianer sich anschicken sah auf seinem Ufer ihm die Schlacht anzubieten. Es war vornämlich die Emigrantenungeduld

Schlacht an den Apidanos statt an den Enipeus verlegt; wahrscheinlicher als diese den Berichten der Alten geradezu widersprechende Annahme dürfte die sein, dafs die Pompeianer am rechten Ufer des Enipeus ihr Lager schlugen, aber den Flufs passirten um am linken zu schlagen, und also auch auf dem Rückzug wieder über den Flufs in ihr Lager zurückgingen, von wo sie sodann sich die Abhänge von Krannon und Skotussa hinauf zogen, welche über dem letzteren Ort zu den steilen Felsen von Kynoskephalae sich gipfeln. Caesar und seine Ausschreiber verschweigen die zwiefache Ueberschreitung des Flusses, weil dieselbe die übrigens aus der ganzen Erzählung hervorgehende Kampfbegierde der Pompeianer zu deutlich ins Licht stellen würde; militärisch unmöglich war die Operation nicht, da der Enipeus im Sommer häufig ganz trocken ist, die Pompeianer auch bei dem Anfang der Schlacht volle Zeit hatten sich aufzustellen und den Rückzug wenigstens des Centrums und des rechten Flügels nicht in allzu grofser Hast bewerkstelligten.

der vielen vornehmen Offiziere und Heerbegleiter, die Pompeius zu diesem entscheidenden Schritt gedrängt hatte. Seit den Ereignissen von Dyrrhachion betrachteten diese Herren den Triumph ihrer Partei als eine ausgemachte Thatsache; bereits wurde eifrig gehadert über die Besetzung des von Caesar innegehabten Oberpontificats und Aufträge nach Rom gesandt um für die nächsten Wahlen Häuser am Markte zu miethen. Pompeius, meinten sie, zaudere nur mit der Schlacht, um noch etwas länger über so viele Consulare und Prätorier zu gebieten und seine Agamemnonrolle zu verewigen. Pompeius gab nach; und also ward, fast auf derselben Wahlstatt, wo hundertundfunfzig Jahre zuvor die Römer ihre Herrschaft im Osten begründet hatten (I, 531), am 9. August 706 die Schlacht von Pharsalos geschlagen. Pompeius lehnte den rechten Flügel an den Enipeus, Caesar ihm gegenüber den linken an das vor dem Enipeus sich ausbreitende durchschnittene Terrain; die beiden anderen Flügel standen in die Ebene hinaus, beiderseits gedeckt durch die Reiterei und die leichten Truppen. Pompeius Absicht war sein Fufsvolk möglichst zu versagen und jedenfalls in der Vertheidigung zu halten, dagegen mit seiner Reiterei die schwache Reiterschaar, die, nach deutscher Art mit leichter Infanterie gemischt, ihr gegenüberstand, zu zersprengen und sodann Caesars rechten Flügel in den Rücken zu nehmen. Sein Fufsvolk hielt auch den ersten Stofs der feindlichen Infanterie muthig aus und es kam das Gefecht hier zum Stehen. Labienus indessen sprengte die feindliche Reiterei nach tapferem, aber kurzem Widerstand aus einander und entwickelte sich linkshin, um das Fufsvolk zu umgehen. Aber Caesar, die Niederlage seiner Reiterei voraussehend, hatte hinter ihr auf der bedrohten Flanke seines rechten Flügels etwa 2000 seiner besten Legionare aufgestellt. Wie die feindlichen Reiter, die caesarischen vor sich hertreibend, heran und um die Linie herum jagten, prallten sie plötzlich auf auf diese unerschrocken gegen sie anrückende Kernschaar und, durch den unerwarteten und ungewohnten Infanterieangriff* rasch in Verwirrung gebracht, sprengten sie mit ver-

* In diesen Zusammenhang gehört die bekannte Anweisung Caesars an seine Soldaten nach den Gesichtern der feindlichen Reiter zu stofsen. Die Infanterie, welche hier in ganz irregulärer Weise offensiv gegen die Cavallerie auftrat, der mit den Säbeln nicht beizukommen war, sollte ihre Pila nicht abwerfen, sondern sie als Handspeere gegen die Reiter brauchen und, um dieser sich besser zu erwehren, damit nach oben zu stofsen (Plutarch *Pomp.* 69. 71. *Caes.* 45; Appian 2, 76. 78; Flor. 2, 13; Oros. 6, 15; irrig Frontin 4, 7, 32). Die anekdotenhafte Umwendung dieser Instruction

hängten Zügeln vom Schlachtfeld. Die siegreichen Legionare, nachdem sie die preisgegebenen Schützen der Feinde zusammengehauen hatten, rückten auf den linken Flügel des Feindes los und begannen nun ihrerseits dessen Umgehung. Zugleich ging Caesars bisher zurückgehaltenes drittes Treffen auf der ganzen Linie zum Angriff vor. Die unverhoffte Niederlage der besten Waffe des pompeianischen Heeres, wie sie den Muth der Gegner hob, brach den der Armee und vor allem den des Feldherrn. Als Pompeius, der seinem Fufsvolk von Haus nicht traute, die Reiter zurückjagen sah, ritt er sofort von dem Schlachtfeld zurück in das Lager, ohne auch nur den Ausgang des von Caesar befohlenen Gesammtangriffs abzuwarten. Seine Legionen fingen an zu schwanken und bald über den Bach in das Lager zurückzuweichen, was nicht ohne schweren Verlust bewerkstelligt ward. Der Tag war also verloren und mancher tüchtige Soldat gefallen, die Armee indefs noch im Wesentlichen intact und Pompeius Lage weit minder bedenklich als die Caesars nach der Niederlage von Dyrrhachion. Aber wenn Caesar in den Wechselfällen seiner Geschicke es gelernt hatte, dafs das Glück es liebt auch seinen Günstlingen wohl auf Augenblicke sich zu entziehen, um abermals durch Beharrlichkeit von ihnen bezwungen zu werden, so kannte Pompeius das Glück bis dahin nur als die beständige Göttin und verzweifelte an sich und an ihr, als sie ihm entwich; und wenn in Caesars grofsartiger Natur auch die Verzweiflung nur immer mächtigere Kräfte entwickelte, so versank Pompeius dürftige Seele unter dem gleichen Druck in den unendlichen Abgrund der Kümmerlichkeit. Wie einst im Kriege mit Sertorius er im Begriff gewesen war das anvertraute Amt im Stiche lassend vor dem überlegenen Gegner auf und davon zu gehen (S. 28), so warf er jetzt, da er die Legionen über den Bach zurückweichen sah, die verhängnifsvolle Feldherrnschärpe von sich und ritt auf dem nächsten Weg dem Meere zu, um dort ein Schiff sich zu suchen. Seine Armee, entmuthigt und führerlos — denn Scipio, obwohl von Pompeius als College im Obercom-

dafs die pompeianischen Reiter durch die Furcht vor Schmarren im Gesicht zum Weglaufen sollten gebracht werden, und auch wirklich ‚die Hände vor die Augen haltend' (Plutarch) davon galoppirt seien, fällt in sich selbst zusammen; denn sie hat nur dann eine Pointe, wenn die pompeianische Reiterei hauptsächlich aus dem jungen Adel Roms, den ‚artigen Tänzern' bestand; und dies ist falsch (S. 380). Höchstens kann es sein, dafs der Lagerwitz jener einfachen und zweckmäfsigen militärischen Ordre diese sehr unsinnige, aber allerdings lustige Beziehung gab.

mando anerkannt, war doch nur dem Namen nach Oberfeldherr — hoffte hinter den Lagerwällen Schutz zu finden; aber Caesar gestattete ihr keine Rast: rasch war die hartnäckige Gegenwehr der römischen und thrakischen Lagerwachen überwältigt und die Masse genöthigt sich in Unordnung die Anhöhen von Krannon und Skotussa hinaufzuziehen, an deren Fufse das Lager geschlagen war. Sie versuchte auf diesen Hügeln sich fortbewegend Larissa wieder zu erreichen; allein Caesars Truppen, weder der Beute noch der Müdigkeit achtend und auf besseren Wegen in der Ebene vorrückend, verlegten den Flüchtigen den Weg; ja als am späten Abend die Pompeianer ihren Marsch einstellten, vermochten ihre Verfolger es noch eine Schanzlinie zu ziehen, die den Zugang zu dem einzigen in der Nähe befindlichen Bach den Flüchtigen verschlofs. So endigte der Tag von Pharsalos. Die feindliche Armee war nicht blofs geschlagen, sondern vernichtet. 15000 der Feinde lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfeld, während die Caesarianer nur 200 Mann vermifsten; die noch zusammengebliebene Masse, immer noch gegen 20000 Mann, streckten am Morgen nach der Schlacht die Waffen; nur einzelne Trupps, darunter freilich die namhaftesten Offiziere, suchten eine Zuflucht in den Bergen; von den elf feindlichen Adlern wurden Caesar neun überbracht. Caesar, der schon am Tage der Schlacht die Soldaten erinnert hatte im Feinde nicht den Mitbürger zu vergessen, behandelte die Gefangenen nicht wie Bibulus und Labienus; indefs auch er fand es doch nöthig jetzt die Strenge walten zu lassen. Die gemeinen Soldaten wurden in das Heer eingereiht, gegen die Leute besseren Standes Geldbufsen oder Vermögensconfiscationen erkannt; die gefangenen Senatoren und namhaften Ritter erlitten mit wenigen Ausnahmen den Tod. Die Zeiten unbedingter Gnade waren vorbei; je länger er währte, desto rücksichtsloser und unversöhnlicher waltete der Bürgerkrieg.

Es dauerte einige Zeit, bevor die Folgen des neunten August 706 vollständig sich übersehen liefsen. Was am wenigsten Zweifel litt, war der Uebertritt aller derer, die nur aus Klugheitsrücksichten oder widerwillig sich zu der bei Pharsalos überwundenen Partei geschlagen hatten, auf die Seite des Siegers; die Niederlage war eine so völlig entscheidende, dafs dem Sieger alles zufiel, was nicht für eine verlorene Sache streiten wollte oder mufste. Alle die Könige, Völker und Städte, die bisher Pompeius Clientel gebildet hatten, riefen jetzt ihre Flotten- und Heerescontingente zurück und weigerten den Flüchtlingen der geschlagenen Partei

die Aufnahme — so Aegypten, Kyrene, die Gemeinden Syriens, Phoenikiens, Kilikiens und Kleinasiens, Rhodos, Athen und überhaupt der ganze Osten. Ja König Pharnakes vom Bosporus trieb den Diensteifer so weit, dafs er auf die Nachricht von der pharsalischen Schlacht nicht blofs die manches Jahr zuvor von Pompeius frei erklärte Stadt Phanagoria und die Gebiete der von ihm bestätigten kolchischen Fürsten, sondern selbst das von demselben dem König Deiotarus verliehene Königreich Kleinarmenien in Besitz nahm. Fast die einzigen Ausnahmen von dieser allgemeinen Unterwerfung waren die kleine Stadt Megara, die von den Caesarianern sich belagern und erstürmen liefs, und König Juba von Numidien, der von Caesar die Einziehung seines Reiches schon längst, und nach dem Siege über Curio nur um so sicherer zu gewärtigen hatte und also freilich, wohl oder übel, bei der geschlagenen Partei ausharren mufste. Ebenso wie die Clientelgemeinden sich dem Sieger von Pharsalos unterwarfen, kam auch der Schweif der Verfassungspartei, alle die mit halbem Herzen mitgemacht hatten, oder gar, wie Marcus Cicero und seines Gleichen, nur um die Aristokratie herumtrippelten wie die Halbhexen um den Blocksberg, herbei um mit dem neuen Alleinherrscher ihren Frieden zu machen, den denn auch dessen geringschätzige Nachsicht den Bittstellern bereitwillig und höflich gewährte. Aber der Kern der geschlagenen Parteien transigirte nicht. Mit der Aristokratie war es vorbei; aber doch konnten die Aristokraten sich nimmermehr zur Monarchie bekehren. Auch die höchsten Offenbarungen der Menschheit sind vergänglich; die einmal wahre Religion kann zur Lüge, die einst segenshafte Staatsordnung zum Fluche werden; aber selbst das vergangene Evangelium noch findet seine Bekenner, und wenn solcher Glaube nicht Berge versetzen kann wie der Glaube an die lebendige Wahrheit, so bleibt er doch sich selber bis zu seinem Untergange treu und weicht aus dem Reiche der Lebendigen nicht, bevor er seine letzten Priester und seine letzten Bürger sich nachgezogen hat und ein jüngeres Geschlecht, von jenen umgehenden Gespenstern befreit, über die verjüngte Welt regiert. So war es in Rom. In welchen Abgrund der Entartung auch jetzt das aristokratische Regiment versunken war, es war einst ein grofsartiges politisches System gewesen; das heilige Feuer, durch das Italien erobert und Hannibal besiegt worden war, wie auch getrübt und verdumpft, glühte doch fort in dem römischen Adel, so lange es einen solchen gab, und machte eine innerliche Verständigung zwischen den Männern des

alten Regiments und dem neuen Monarchen unmöglich. Wohl begriffen wenigstens diejenigen von ihnen, die es vermochten sich schmerzliche Wahrheiten einzugestehen, dafs nach der Vernichtung der beiden grofsen Armeen der Verfassungspartei bei Ilerda und Pharsalos die Monarchie unvermeidlich war. Allein für sie blieb einmal nur die Wahl entweder die Monarchie ertragend jeder öffentlichen Thätigkeit sich zu enthalten, oder aber, nicht um den Sieg, sondern um rascheren und ehrenvolleren Untergang gegen die Monarchie weiter zu kämpfen. Ein grofser Theil der Verfassungspartei wählte die erste Alternative; freilich regelmäfsig nicht ohne den Hintergedanken sich damit auf einen künftigen Umschwung der Dinge aufzusparen. Vorzugsweise thaten dies die minder namhaften Parteigenossen; doch zählte auch der tüchtige Marcus Marcellus, derselbe, der den Bruch mit Caesar herbeigeführt hatte (S. 329), zu diesen Verständigen und verbannte sich freiwillig nach Lesbos. Aber in der Majorität der echten Aristokratie war die Leidenschaft mächtiger als die kühle Ueberlegung; wobei freilich auch die Selbsttäuschungen über den noch möglichen Erfolg und die Besorgnisse vor der drohenden Rache des Siegers mannigfaltig mitwirkten. Keiner wohl beurtheilte mit so schmerzlicher Klarheit und so frei von Furcht wie von Hoffnung für sich die Lage der Dinge wie Marcus Cato. Er schwankte einen Augenblick, ob die Verfassungspartei den Krieg überhaupt noch fortsetzen dürfe, der nothwendig für eine verlorene Sache Vielen Opfer zumuthete, die nicht wufsten, wofür sie sie brachten. Aber wenn er sich entschlofs den Krieg weiter zu führen, so suchte er doch so weit möglich in denselben keinen hineinzuziehen, der entschlossen war den Untergang der Republik zu überleben und mit der Monarchie sich abzufinden. So lange die Republik nur bedroht gewesen, meinte er, habe man das Recht und die Pflicht gehabt auch den lauen und schlechten Bürger zur Theilnahme an dem Kampfe zu zwingen; aber jetzt sei es sinnlos und grausam den Einzelnen zu nöthigen, dafs er mit der verlorenen Republik sich zu Grunde richte. Nicht blofs entliefs er selbst Jeden, der nach Italien heimzukehren begehrte; als der wildeste unter den wilden Parteimännern, Gnaeus Pompeius der Sohn, auf die Hinrichtung dieser Leute, namentlich des Cicero drang, war es einzig Cato, der sie durch seine sittliche Autorität verhinderte. — Auch Pompeius begehrte keinen Frieden. Wäre er ein Mann gewesen, der es verdiente an dem Platze zu stehen wo er stand, so möchte man meinen, er habe es begriffen, dafs wer nach der Krone greift, nicht wieder zurück kann

in das Geleise der gewöhnlichen Existenz, und darum für den, der fehl gegriffen, kein Platz mehr auf der Erde ist. Allein schwerlich dachte Pompeius zu grofs, um eine Gnade zu erbitten, die der Sieger vielleicht hochherzig genug gewesen wäre ihm nicht zu versagen, sondern vielmehr wohl zu gering dazu. Sei es nun, dafs er es nicht über sich gewann Caesar sich anzuvertrauen, sei es dafs er in seiner gewöhnlichen unklaren und unentschiedenen Weise, nachdem der erste unmittelbare Eindruck der Katastrophe von Pharsalos geschwunden war, wieder anfing Hoffnung zu schöpfen, Pompeius war entschlossen den Kampf gegen Caesar fortzusetzen und nach dem pharsalischen noch ein anderes Schlachtfeld sich zu suchen.

So ging also, wie Caesar immer durch Klugheit und Mässigung den Groll seiner Gegner zu beschwichtigen und ihre Zahl zu mindern bemüht war, der Kampf nichts desto weniger unabänderlich weiter. Allein da die führenden Männer fast alle bei Pharsalos mitgefochten hatten und durch die Niederlage nach allen Seiten hin versprengt waren, kam man nicht dazu für die Fortsetzung des Feldzugs einen gemeinschaftlichen Plan zu verabreden, obwohl mit Ausnahme von Lucius Domitius Ahenobarbus, der auf der Flucht niedergemacht ward, die sämmtlichen namhaften Führer sich retteten. Die meisten derselben gelangten, theils durch die öden makedonischen und illyrischen Gebirge, theils mit Hülfe der Flotte, nach Kerkyra, wo Marcus Cato die zurückgelassene Reserve commandirte. Hier fand unter Catos Vorsitz eine Art Kriegsrath statt, dem Quintus Scipio, Titus Labienus, Lucius Afranius, Gnaeus Pompeius der Sohn und Andere beiwohnten; allein theils die Abwesenheit des Oberfeldherrn und die peinliche Ungewifsheit über sein Schicksal, theils die innere Zerfahrenheit der Partei verhinderten eine gemeinsame Beschlufsfassung und es schlug schliefslich Jeder den Weg ein, der ihm für sich oder für die gemeinsame Sache am zweckmäfsigsten zu sein schien. Es war in der That in hohem Grade schwierig unter den vielen Strohhalmen, an die man etwa sich anklammern konnte, denjenigen zu bezeichnen, der am längsten über Wasser halten würde. Makedonien und Griechenland waren durch die Schlacht von Pharsalos verloren. Zwar hielten noch Cato Dyrrhachion und Kerkyra, Rutilius Lupus den Peloponnes für die Verfassungspartei. Allein Dyrrhachion wurde auf die Nachricht von der Niederlage sogleich geräumt und auch Kerkyra versuchte man nicht auf die Dauer zu behaupten. Einen Augenblick schien es, als wollten die Pompeianer sich in Patrae auf dem Peloponnes vertheidigen;

allein die Nachricht von Calenus Anrücken genügte um sie von hier zu verscheuchen. In Italien hatten die nach den Siegen von Dyrrhachion dorthin entsandten pompeianischen Geschwader (S. 391) gegen die Häfen von Brundisium, Messana und Vibo nicht unbedeutende Erfolge errungen und in Messana namentlich die ganze in der Ausrüstung begriffene Flotte Caesars niedergebrannt; allein die bei diesen Angriffen thätigen Schiffe, gröfstentheils kleinasiatische und syrische, wurden in Folge der pharsalischen Schlacht von ihren Gemeinden abberufen, so dafs diese Expedition damit von selber ein Ende nahm. In Kleinasien und Syrien standen augenblicklich gar keine Truppen weder der einen noch der andern Partei, mit Ausnahme der bosporanischen Armee des Pharnakes, die angeblich für Rechnung Caesars verschiedene Landschaften der Gegner desselhen eingenommen hatte. In Aegypten stand zwar noch ein ansehnliches römisches Heer, gebildet aus den dort von Gabinius zurückgelassenen (S. 148) und seitdem aus italischen Landstreichern und syrischem oder kilikischem Räubergesindel recrutirten Truppen; allein es verstand sich von selbst und ward durch die Rückberufung der aegyptischen Schiffe bald unzweifelhaft festgestellt, dafs der Hof von Alexandreia keineswegs die Absicht hatte bei der geschlagenen Partei auszuhalten oder gar ihr seine Truppenmacht zur Verfügung zu stellen. Etwas günstigere Aussichten boten sich den Besiegten im Westen dar. In Spanien waren unter dem Heer wie unter der Bevölkerung die pompeianischen Sympathien so mächtig, dafs sie den Angriff verhinderten, den die Caesarianer von dort aus gegen Africa beabsichtigten, und eine Insurrection unausbleiblich schien, so wie ein namhafter Führer auf der Halbinsel sich zeigen würde. In Africa aber hatte dieselbe oder vielmehr der eigentliche Machthaber daselbst, König Juba von Numidien seit dem Herbst 705 Zeit gehabt ungestört zu rüsten. — Der ganze Osten war durch die Schlacht von Pharsalos verloren; allein in Africa und vielleicht in Spanien konnte die geschlagene Partei noch ein Schlachtfeld finden, ohne ihren Rechtsboden zu verlassen. Es war wohl peinlich und demüthigend, aber nicht verfassungswidrig König Jubas Hülfe gegen die revolutionären Mitbürger in Anspruch zu nehmen; denn König Juba war kein unabhängiger Fürst, sondern ein Unterthan der römischen Gemeinde. — Auf jedem andern noch offenen Wege aber trat man heraus aus der Verfassung, mochte man nun, sich selber aufserhalb des Gesetzes erklärend, die Räuberfehde eröffnen, oder, mit unabhängigen Nachbarstaaten ein Bündnifs schliefsend, den Landes-

feind in den inneren Streit hineinziehen, oder endlich, die Monarchie mit den Lippen bekennend, im Dunkeln gegen sie conspiriren. Der erste dieser Wege war wenigstens der natürliche und insofern richtigste Ausdruck der verzweifelten Lage der überwundenen Parteien. Das Gebirge und vor allem das Meer waren in jener Zeit seit Menschengedenken wie die Freistatt allen Frevels, so auch die des unerträglichen Elends und des unterdrückten Rechtes; Pompeianern und Republikanern lag es nahe der Monarchie Caesars, die sie ausstiefs, in den Bergen und auf den Meeren trotzig den Krieg zu machen und namentlich nahe die Piraterie in gröfserem Mafsstab, in festerer Geschlossenheit, mit bestimmteren Zielen wieder aufzunehmen. Selbst nach der Abberufung der aus dem Osten gekommenen Geschwader besafsen sie noch eine sehr ansehnliche eigene Flotte, während Caesar immer noch so gut wie ohne Kriegsschiffe war; und ihre Verbindung mit den Delmatern, die im eigenen Interesse gegen Caesar aufgestanden waren (S. 375), ihre Herrschaft über die wichtigsten Meere und Hafenplätze, gaben für den Seekrieg, namentlich im Kleinen, die vortheilhaftesten Aussichten. Wie einst Sullas Demokratenhetze geendigt hatte mit dem sertorianischen Aufstand, der anfangs Piraten-, dann Räuberfehde war und schliefslich ein sehr ernstlicher Krieg ward, so konnte, wenn in der catonischen Aristokratie oder unter den Anhängern des Pompeius so viel Geist und Feuer war wie in der marianischen Demokratie, und wenn in ihr der rechte Seekönig sich fand, auf der noch unbezwungenen See wohl ein von Caesars Monarchie unabhängiges und vielleicht dieser gewachsenes Gemeinwesen entstehen. — In jeder Hinsicht weit schärfere Mifsbilligung verdiente der Gedanke einen unabhängigen Nachbarstaat in den römischen Bürgerkrieg hineinzuziehen und durch ihn eine Contrerevolution herbeizuführen; Gesetz und Sittlichkeit verurtheilen den Ueberläufer strenger als den Räuber und leichter findet die siegreiche Räuberschaar den Rückweg zu einem freien und geordneten Gemeinwesen, als die vom Landesfeind zurückgeführte Emigration. Uebrigens war es auch kaum wahrscheinlich, dafs die geschlagene Partei auf diesem Wege eine Restauration würde bewirken können. Der einzige Staat, auf den sie versuchen konnte sich zu stützen, war der der Parther; und von diesem war es wenigstens zweifelhaft, ob er ihre Sache zu der seinigen machen, und sehr unwahrscheinlich, dafs er gegen Caesar sie durchfechten werde. — Die Zeit der republikanischen Verschwörungen aber war noch nicht gekommen.

Während also die Trümmer der geschlagenen Partei rathlos

vom Schicksal sich treiben liefsen und auch die den Kampf fortzusetzen entschieden waren, nicht wufsten wie noch wo, hatte Caesar, wie immer rasch entschlossen und rasch handelnd, alles bei Seite gelassen um Pompeius zu verfolgen, den einzigen seiner Gegner, den er als Offizier achtete und denjenigen, durch dessen persönliche Gefangennahme wenigstens die eine und vielleicht die gefährlichere Hälfte seiner Gegner wahrscheinlich paralysirt ward. Mit weniger Mannschaft fuhr er über den Hellespont — seine einzelne Barke traf in demselben auf eine feindliche nach dem schwarzen Meer bestimmte Flotte und nahm dieselbe mit ihrer durch die Kunde von der pharsalischen Schlacht wie mit Betäubung geschlagenen Mannschaft gefangen — und eilte, so wie die nothwendigsten Anordnungen getroffen waren, Pompeius in den Osten nach. Pompeius war vom pharsalischen Schlachtfeld nach Lesbos gegangen, wo er seine Gemahlin und seinen zweiten Sohn Sextus abholte, und weiter um Kleinasien herum nach Kilikien und von da nach Kypros gesegelt. Er hätte zu seinen Parteigenossen nach Kerkyra oder Africa gelangen können; allein der Widerwille gegen seine aristokratischen Verbündeten und der Gedanke an die Aufnahme, die nach dem Tage von Pharsalos und vor allem nach seiner schimpflichen Flucht ihn dort erwartete, scheinen ihn bewogen zu haben seinen Weg für sich zu gehen und lieber in den Schutz des Partherkönigs als in den Catos sich zu begeben. Während er beschäftigt war von den römischen Steuerpächtern und Kaufleuten auf Kypros Geld und Sclaven beizutreiben und einen Haufen von 2000 Sclaven zu bewaffnen, erhielt er die Nachricht, dafs Antiochia sich für Caesar erklärt habe und der Weg zu den Parthern nicht mehr offen sei. So änderte er seinen Plan und ging unter Segel nach Aegypten, wo in dem Heere eine Menge seiner alten Soldaten dienten und die Lage und die reichen Hülfsmittel des Landes Zeit und Gelegenheit gewährten den Krieg zu reorganisiren. — In Aegypten hatten nach Ptolemaeos Auletes Tode (Mai 703) dessen Kinder, die etwa sechzehnjährige Kleopatra und der zehnjährige Ptolemaeos Dionysos, nach dem Willen ihres Vaters gemeinschaftlich und als Gatten den Thron bestiegen; allein bald vertrieb der Bruder oder vielmehr dessen Vormund Potheinos die Schwester aus dem Reiche. Kleopatra floh nach Syrien und suchte von da in ihr väterliches Reich zurückzukommen; und Ptolemaeos und Potheinos standen eben, um gegen sie die Ostgrenze zu decken, mit der ganzen aegyptischen Armee bei Pelusion, als Pompeius bei dem kasischen Vorgebirge vor Anker ging und den König ersuchen liefs ihm die Landung

zu gestatten. Der aegyptische Hof, längst von der Katastrophe bei Pharsalos unterrichtet, war im Begriffe Pompeius zurückzuweisen; allein der Hofmeister des Königs Theodotos wies darauf hin, dafs in diesem Falle Pompeius wahrscheinlich seine Verbindungen in der aegyptischen Armee benutzen werde um dieselbe aufzuwiegeln; es sei sicherer und auch mit Rücksicht auf Caesar zu empfehlen, wenn man die Gelegenheit wahrnehme um Pompeius aus der Welt zu schaffen. Dergleichen politische Raisonnements verfehlten bei den Staatsmännern der hellenischen Welt nicht leicht ihre Wirkung. Der General der königlichen Truppen Achillas und einige von Pompeius ehemaligen Soldaten fuhren mit einem Kahn an Pompeius Schiff heran und luden ihn ein zum König zu kommen und, da das Fahrwasser seicht sei, ihre Barke zu besteigen. Im Aussteigen stach der Kriegstribun Lucius Septimius ihn hinterrücks nieder, unter den Augen seiner Gattin und seines Sohnes, welche von dem Verdeck ihres Schiffes aus dem Morde zusehen mufsten, ohne retten oder rächen zu können (28. Sept. 706). An demselben Tage, an dem er dreizehn Jahre zuvor, über Mithradates triumphirend, in die Hauptstadt eingezogen war (S. 141) endigte auf einer öden Düne des unwirthlichen kasischen Strandes durch die Hand eines seiner alten Soldaten der Mann, der ein Menschenalter hindurch der Grofse geheifsen und Jahre lang Rom beherrscht hatte. Ein guter Offizier, übrigens aber von mittelmäfsigen Gaben des Geistes und des Herzens, hatte das Schicksal mit dreifsigjähriger dämonischer Beständigkeit alle glänzend mühelosen Aufgaben nur darum ihm zu lösen gewährt, alle von Andern gepflanzten und gepflegten Lorbeeren nur darum ihm zu brechen gestattet, nur darum alle Bedingungen zur Erlangung der höchsten Gewalt ihm entgegengetragen, um an ihm ein Beispiel falscher Gröfse aufzustellen, wie die Geschichte kein zweites kennt. Unter allen kläglichen Rollen giebt es keine kläglichere als die mehr zu gelten als zu sein; und es ist das Verhängnifs der Monarchie, da doch kaum alle tausend Jahre in dem Volke ein Mann aufsteht, welcher König nicht blofs heifst, sondern auch ist, dafs diese Kläglichkeit unvermeidlich an ihr haftet. Wenn dies Mifsverhältnifs zwischen Scheinen und Sein vielleicht nie so schroff hervorgetreten ist wie in Pompeius, so mag der ernste Gedanke wohl dabei verweilen, dafs eben er auch in gewissem Sinn die Reihe der römischen Monarchen eröffnet. — Als Caesar, Pompeius Spuren folgend, auf der Rhede von Alexandreia eintraf, war bereits alles vorüber. Mit tiefer Erschütterung wandte er sich ab, als ihm der Mörder das

Haupt des Mannes auf das Schiff entgegentrug, der sein Schwiegersohn und lange Jahre sein Genosse in der höchsten Gewalt gewesen war und den lebend in die Hände zu bekommen er wohl gewünscht haben mochte. Die Antwort auf die Frage, wie Caesar in diesem Falle verfahren sein würde, hat der Dolch des voreiligen Mörders abgeschnitten; aber wenn die menschliche Theilnahme, die in Caesars grofser Seele noch neben dem Ehrgeiz Raum fand, ihm die Schonung des ehemaligen Freundes gebot, so forderte auch sein Interesse denselben auf andere Art als durch den Henker zu annulliren. Pompeius war zwanzig Jahre lang der anerkannte Gebieter von Rom gewesen; eine so tief gewurzelte Herrschaft geht nicht unter mit dem Tode des Herrn. Pompeius Tod löste die Pompeianer nicht auf, sondern gab ihnen statt eines bejahrten, unfähigen und vernutzten Hauptes an dessen beiden Söhnen Gnaeus und Sextus zwei Führer, welche beide jung und rührig und von denen der zweite eine entschiedene Capacität war. Der neugegründeten Erbmonarchie heftete sogleich parasitisch sich das erbliche Prätendententhum an und es war sehr zweifelhaft, ob Caesar bei diesem Wechsel der Personen nicht mehr verlor als er gewann.

Indefs für den Augenblick hatte Caesar in Aegypten nichts weiter zu thun und die Römer wie die Aegyptier erwarteten, dafs er sofort wieder unter Segel gehen und sich an die Unterwerfung Africas und an das unermefsliche Organisationswerk machen werde, das ihm nach dem Siege bevorstand. Allein Caesar, seiner Gewohnheit getreu, wo er einmal in dem weiten Reiche sich befand, die Verhältnisse sogleich und persönlich endgültig zu regeln, und fest überzeugt, dafs weder von der römischen Besatzung noch von dem Hofe irgend ein Widerstand zu erwarten sei, überdies in dringender Geldverlegenheit, landete in Alexandreia mit den zwei ihn begleitenden auf 3200 Mann zusammengeschmolzenen Legionen und 800 keltischen und deutschen Reitern, nahm Quartier in der königlichen Burg und ging daran die nöthigen Summen beizutreiben und die aegyptische Erbfolge zu ordnen, ohne sich stören zu lassen durch Potheinos naseweise Bemerkung, dafs Caesar sich lieber als um diese um seine so wichtigen eigenen Angelegenheiten bekümmern möge. Uebrigens verfuhr er dabei gegen die Aegypter gerecht und selbst nachsichtig. Obwohl der dem Pompeius geleistete Beistand zur Auflegung einer Kriegscontribution berechtigte, ward doch das erschöpfte Land damit verschont; Caesar begnügte sich statt der im J. 695 stipulirten jetzt noch etwa zur Hälfte rückständigen Summe (S. 147) eine Restzahlung von 10 Mill. Denaren (2,860000 Thlr.) zu fordern. Den

beiden kriegführenden Geschwistern ward die sofortige Einstellung der Feindseligkeiten anbefohlen und beide zur Untersuchung und Entscheidung des Streites vor den Schiedsherrn geladen. Man fügte sich; der königliche Knabe befand sich bereits in der Burg und auch Kleopatra stellte dort sich ein. Allein im Stillen bereitete ein Ungewitter sich vor. Alexandreia war eine Weltstadt so gut wie Rom, an Einwohnerzahl der italischen Hauptstadt schwerlich nachstehend, an rührigem Handelsgeist, an Handwerkergeschick, an Sinn für Wissenschaft und Kunst ihr weit überlegen; in der Bürgerschaft war ein reges nationales Selbstgefühl und wenn kein politischer Sinn, doch ein unruhiger Geist, der sie ihre Strafsenkrawalle so regelmäfsig und so herzhaft abhalten liefs wie heutzutage die pariser; man kann sich ihre Empfindungen denken, als sie in der Residenz der Lagiden den römischen Feldherrn schalten und ihre Könige vor seinem Tribunal Recht nehmen sah. Potheinos und der königliche Knabe, beide begreiflicher Weise sehr unzufrieden mit der peremtorischen Einmahnung alter Schulden wie mit der Intervention in dem Thronstreit, welche nur zu Gunsten der Kleopatra ausfallen konnte, liefsen die Schätze der Tempel und das goldene Tischgeräth des Königs mit absichtlicher Ostentation zur Befriedigung der römischen Forderungen verwenden; mit steigender Erbitterung schauten die abergläubisch frommen und der weltberühmten Pracht ihres Hofes wie eines eigenen Besitzes sich erfreuenden Aegyptier die nackten Wände der Tempel und die hölzernen Becher auf der Tafel ihres Königs. Nicht viel anders dachte die römische Occupationsarmee. Durch den langen Aufenthalt in Aegypten und die vielen Zwischenheirathen zwischen den Soldaten und ägyptischen Mädchen war sie so denationalisirt, dafs im Fall eines Bruches bei ihr kaum Hülfe zu erwarten war; überdies zählte sie eine Menge alter Soldaten des Pompeius und verlaufener italischer Verbrecher und Sclaven in ihren Reichen. Welcher Art die Stimmung der Bürgerschaft und der Soldaten war, zeigte schon der Auflauf bei der Landung, als die Menge die römischen Beile in die alte Königsburg tragen sah, und die zahlreich in der Stadt an den Soldaten Caesars verübten Meuchelmorde. Caesar hatte, so wie er sich nach der Landung mit seiner Handvoll Leute dieser erbitterten Menge gegenüber fand, die ungeheure Gefahr wohl begriffen, in der er schwebte. Allein die Umkehr war wegen der in dieser Jahreszeit herrschenden Nordwestwinde schwierig und der Versuch der Einschiffung konnte leicht das Signal werden zum Ausbruch der Insurrection; überhaupt lag es nicht in Cae-

sars Art unverrichteter Sache sich davonzumachen. Er beorderte also sogleich Verstärkungen aus Asien herbei und trug inzwischen, bis diese eintrafen, die gröfste Sicherheit zur Schau. Nie war es lustiger in seinem Lager hergegangen als während dieser alexandrinischen Rast; und wenn die schöne und geistreiche Kleopatra mit ihren Reizen überhaupt nicht und am wenigsten bei ihrem Richter sparsam war, so schien auch Caesar unter all seinen Siegen die über schöne Frauen am höchsten zu schätzen. Es war ein lustiges Vorspiel zu sehr ernsten Auftritten. Die römische Occupationsarmee, die auf Caesars Befehl ihre Operationen an der syrischen Grenze hatte einstellen müssen, erschien unvermuthet vor Alexandreia unter Führung des Achillas und, wie später sich auswies, auf geheimen Befehl des Königs und seines Vormundes. Die Bürgerschaft machte sofort mit den Soldaten gemeinschaftliche Sache. Mit einer Geistesgegenwart, die seine Tolldreistigkeit gewissermassen rechtfertigt, raffte Caesar schleunigst seine zerstreuten Mannschaften zusammen, bemächtigte sich der Person des Königs und seiner Minister, verschanzte sich in der königlichen Burg und dem benachbarten Theater, liefs, da es an Zeit gebrach die in dem Haupthafen unmittelbar vor dem Theater stationirte Kriegsflotte in Sicherheit zu bringen, dieselbe anzünden und die den Hafen beherrschende Leuchtthurminsel Pharos durch Böte besetzen. So war wenigstens eine beschränkte Vertheidigungsstellung gewonnen und die Möglichkeit Zufuhr und Verstärkungen herbeizuschaffen offen gehalten worden. Zugleich ging dem Commandanten von Kleinasien wie auch den nächsten unterthänigen Landschaften, den Syrern und Nabataeern, den Kretensern und den Rhodiern, der Befehl zu, schleunigst Truppen und Schiffe nach Aegypten zu expediren. Die Insurrection, an deren Spitze die jüngere Schwester der regierenden Könige Arsinoe und deren Vertrauter, der Eunuch Ganymedes sich gestellt hatten, schaltete indefs frei in ganz Aegypten und in dem gröfsten Theil der Hauptstadt, in deren Strafsen täglich gefochten ward, ohne dafs es weder Caesar gelang sich freier zu entwickeln und wenigstens bis zu dem hinter der Stadt befindlichen Süfswassersee von Marea durchzubrechen, wo er sich mit Wasser und mit Fourage hätte versorgen können, noch den Alexandrinern der Belagerten Herr zu werden und sie alles Trinkwassers zu berauben; denn als die Nilkanäle in Caesars Stadttheil durch hineingeleitetes Seewasser verdorben waren, fand sich unerwartet trinkbares Wasser in den am Strande gegrabenen Brunnen. Da Caesar von der Landseite nicht zu über-

wältigen war, richteten sich die Anstrengungen der Belagerer darauf seine Flotte zu vernichten und ihn von der See abzuschneiden, auf der die Zufuhr ihm zukam. Die Leuchtthurminsel und der Damm, durch den sie mit dem Festland zusammenhing, theilte den Hafen in eine westliche und eine östliche Hälfte, die durch zwei Bogenöffnungen des Dammes mit einander in Verbindung standen. Die Bürger beherrschten den Damm und den West-, Caesar die Insel und den Osthafen; da die alexandrinische Flotte verbrannt war, fuhren seine Schiffe ungehindert ab und zu und es mifslang den Alexandrinern dieselben durch Brander, die aus dem West- in den Osthafen gesandt wurden, zu vernichten. Sie stellten darauf mit den Resten ihres Arsenals ein kleines Geschwader her und verlegten Caesars Schiffen, als dieselben eine Transportflotte mit einer aus Kleinasien nachgekommenen Legion hereinbugsirten, mit diesem den Weg. Diesmal wurden Caesars vortreffliche rhodische Seeleute des Feindes Herr; indefs gelang es nicht lange darauf den Bürgern sich der Leuchtthurminsel zu bemächtigen* und von da aus die schmale und klippige Mündung des Osthafens gröfseren Schiffen gänzlich zu sperren; so dafs Caesars Flotte genöthigt war auf der offenen Rhede vor dem Osthafen zu stationiren und seine Verbindung mit der See nur noch an einem schwachen Faden hing. Auf jener Rhede wurde zu wiederholten Malen Caesars Flotte von der überlegenen feindlichen Seemacht angegriffen; sie konnte dem ungleichen Kampf nicht ausweichen, da der Verlust der Leuchtthurminsel ihr den Rückzug in den inneren Hafen verschlofs, noch auch das Weite suchen, da der Verlust der Rhede Caesar ganz von der See abgesperrt haben würde; so mufste sie schlagen, so oft es dem Gegner beliebte, und ward sie ein einziges Mal überwunden, so war Caesar vollständig eingeschlossen. Wenn auch die tapfern Legionare, unterstützt durch die Gewandtheit der rhodischen Matrosen, bisher noch immer diese Gefechte zu Gunsten der Römer entschieden hatten, so erneuerten und steigerten doch die Alexandriner mit unermüdeter Beharrlichkeit ihre Flottenrüstungen und bei jedem Seetreffen stand die Existenz der Belagerten auf dem Spiel. Es ward schlechterdings nöthig einen Versuch zur Wiedergewinnung

* Der Verlust der Leuchtthurminsel mufs nebst der Schilderung eines zweiten Seetreffens, in dem die bei Chersonesos geschlagene ägyptische Flotte vernichtet ward, in der Lücke *b. Alex.* 12 ausgefallen sein, da die Insel anfänglich ja in Caesars Gewalt war (*b. c.* 3, 112. *b. Alex.* 8). Der Damm mufs beständig in der Gewalt der Feinde geblieben sein, da Caesar mit der Insel zu Wasser communicirte.

der Leuchtthurminsel zu machen. Der doppelte Angriff durch Böte von der Hafen-, und durch die Kriegsschiffe von der Seeseite her gelang; er brachte nicht blofs die Insel, sondern auch den unteren Theil des Dammes in Caesars Gewalt. Bei der zweiten Bogenöffnung des Dammes befahl Caesar anzuhalten und den Damm hier gegen die Stadt zu durch einen Querwall zu sperren. Allein während hier um die Schanzenden ein hitziges Gefecht sich entspann, entblöfsten die römischen Truppen den unteren Theil des Dammes gegen die Insel zu; unversehens landete hier eine Abtheilung Aegyptier, griff die auf dem Damm am Querwall zusammengedrängten römischen Soldaten und Matrosen von hinten an und sprengte die ganze Masse in wilder Verwirrung in das Meer. Ein Theil ward von den römischen Schiffen aufgenommen; die Meisten ertranken. Etwa 400 Soldaten und eine noch grössere Zahl von der Flottenmannschaft waren das Opfer dieses Tages; der Feldherr selbst, der das Schicksal der Seinigen getheilt hatte, hatte sich auf sein Schiff, und als dieses von Menschen überschwert sank, schwimmend auf ein anderes retten müssen. Indefs so empfindlich auch der erlittene Verlust war, er ward durch den Wiedergewinn der Leuchtthurminsel, die sammt dem Damm bis zur ersten Bogenöffnung in Caesars Händen blieb, reichlich aufgewogen. Endlich kam der ersehnte Entsatz. Mithradates von Pergamon, ein tüchtiger Kriegsmann aus der Schule des Mithradates Eupator, dessen natürlicher Sohn er zu sein behauptete, führte zu Lande von Syrien her eine buntscheckige Armee heran: die Ityraeer des Fürsten vom Libanos (S. 126), die Beduinen des Jamblichos, Sampsikeramos Sohn (S. 125), die Juden unter dem Minister Antipatros, überhaupt die Contingente der kleinen Häuptlinge und Gemeinden Kilikiens und Syriens. Von Pelusion, das ihm am Tage seiner Ankunft zu besetzen geglückt war, schlug er, um das durchschnittene Terrain des Delta zu vermeiden und den Nil vor seiner Theilung zu überschreiten, die grofse Strafse nach Memphis ein, wobei seine Truppen von den besonders in diesem Theil Aegyptens zahlreich ansässigen Juden vielfache landsmannschaftliche Unterstützung empfingen. Die Aegypter, jetzt den jungen König Ptolemaeos an der Spitze, welchen Caesar in der vergeblichen Hoffnung die Insurrection durch ihn zu beschwichtigen zu den Seinigen entlassen hatte, entsandten auf dem Nil ein Heer, um Mithradates auf dem jenseitigen Ufer festzuhalten. Dasselbe traf ihn auch noch jenseit Memphis bei dem sogenannten Judenlager, zwischen Onion und Heliupolis; allein Mithradates, geübt in römischer

Weise zu manövriren und zu lagern, gewann bei Memphis unter glücklichen Gefechten das andere Ufer. Caesar andererseits, so wie er von dem Eintreffen der Entsatzarmee Kunde erhielt, führte einen Theil seiner Truppen auf Schiffen an die Spitze des Sees von Marea westlich von Alexandreia und marschirte um diesen herum und den Nil hinab dem flufsaufwärts herankommenden Mithradates entgegen. Die Vereinigung erfolgte, ohne dafs der Feind sie zu hindern versucht hätte. Caesar rückte dann in das Delta, wohin der König sich zurückgezogen hatte, warf, trotz des tiefeingeschnittenen Kanals vor ihrer Fronte, die ägyptische Vorhut im ersten Anlauf und stürmte sofort das ägyptische Lager selbst. Es befand sich zwischen dem Nil, von dem es nur ein schmaler Weg trennte, und schwer zugänglichen Sümpfen am Fufs einer Anhöhe. Caesar liefs zugleich in der Fronte und von dem Weg am Nil aus das Lager berennen und ein drittes Detachement während dieses Sturmes die Anhöhen hinter dem Lager ungesehen ersteigen. Der Sieg war vollständig; das Lager ward genommen und was von den Aegyptiern nicht unter den feindlichen Schwertern fiel, ertrank bei dem Versuch zu der Nilflotte zu entkommen. Mit einem der Böte, die mit Menschen überladen sanken, verschwand auch der junge König in den Wellen seines heimischen Stromes. Unmittelbar vom Schlachtfeld rückte Caesar von der Landseite her gerades Wegs an der Spitze seiner Reiterei in den von den Aegyptiern besetzten Theil der Hauptstadt. Im Trauergewande, ihre Götterbilder in den Händen, empfingen ihn Friede bittend die Feinde, die Seinigen aber, da sie ihn von der andern Seite als von der er ausgegangen als Sieger wiederkehren sahen, mit grenzenlosem Jubel. Das Schicksal der Stadt, die den Herrn der Welt in seinen Plänen zu kreuzen gewagt und um ein Haar seinen Untergang herbeigeführt hatte, lag in Caesars Hand; allein er war zu sehr Regent, um empfindlich zu sein und verfuhr mit den Alexandrinern wie mit den Massalioten. Caesar, hinweisend auf die arg verwüstete und bei Gelegenheit des Flottenbrandes ihrer Kornmagazine, ihrer weltberühmten Bibliothek und anderer bedeutender öffentlicher Gebäude beraubte Stadt, ermahnte die Einwohnerschaft ernstlich sich künftig allein der Künste des Friedens zu befleifsigen und die Wunden zu heilen, die sie sich selber geschlagen; übrigens begnügte er sich den in Alexandreia zahlreich angesessenen Juden dieselben Rechte zu gewähren, deren die griechische Stadtbevölkerung genofs. Anstatt der bisherigen den Königen von Aegypten zur Verfügung gestellten rö-

mischen Occupationsarmee blieb in der Hauptstadt eine förmliche römische Besatzung, zwei der daselbst belagerten und eine dritte später aus Syrien nachgekommene Legion, deren Befehlshaber Caesar ernannte. Absichtlich ward zu diesem Vertrauensposten kein Mann ausersehen, dessen Rang es ihm möglich gemacht hätte ihn zu mifsbrauchen, sondern ein tüchtiger Soldat niedrigster Geburt, eines Freigelassenen Sohn Rufio. Das Regiment Aegyptens erhielten unter Roms Oberhoheit Kleopatra und deren jüngerer Bruder Ptolemaeos; die Prinzessin Arsinoe ward, um nicht den nach orientalischer Art der Dynastie ebenso ergebenen wie gegen den einzelnen Dynasten gleichgültigen Aegyptern abermals als Vorwand für Insurrectionen zu dienen, nach Italien abgeführt.

Dieser alexandrinische Aufstand, so geringfügig er an sich war und so wenig er innerlich zusammenhing mit den weltgeschichtlichen Ereignissen, die zugleich im römischen Staate sich vollzogen, griff dennoch insofern in dieselben folgenreich ein, als er den Mann, der alles in allem war und ohne den nichts gefördert und nichts gelöst werden konnte, vom October 705 bis zum März 706 nöthigte, seine eigentlichen Aufgaben liegen zu lassen um mit Juden und Beduinen einen Stadtpöbel zu bekämpfen. Die Folgen des persönlichen Regiments fingen an sich fühlbar zu machen. Man hatte die Monarchie; aber überall herrschte die entsetzlichste Verwirrung und der Monarch war nicht da. Eben wie die Pompeianer waren augenblicklich auch die Caesarianer ohne obere Leitung; es entschied überall die Fähigkeit der einzelnen Offiziere und vor allen Dingen der Zufall.

In Kleinasien stand bei Caesars Abreise nach Aegypten kein Feind. Indefs hatte Caesars Statthalter daselbst, der tüchtige Gnaeus Domitius Calvinus den Auftrag erhalten dem König Pharnakes wieder abzunehmen, was er den Verbündeten des Pompeius ohne Auftrag entrissen hatte; und da dieser, ein starrköpfiger und übermüthiger Despot wie sein Vater, die Räumung Kleinarmeniens beharrlich verweigerte, so blieb nichts übrig als gegen ihn marschiren zu lassen. Calvinus hatte von den drei ihm zurückgelassenen aus pharsalischen Kriegsgefangenen gebildeten Legionen zwei nach Aegypten absenden müssen; er ergänzte die Lücke durch eine eiligst aus den im Pontus domicilirten Römern zusammengeraffte und zwei nach römischer Art exercirte Legionen des Deiotarus und rückte in Kleinarmenien ein. Allein das bosporanische in zahlreichen Kämpfen mit den Anwohnern des schwarzen Meeres erprobte Heer erwies sich tüch-

tiger als das seinige. In dem Treffen bei Nikopolis ward Calvinus pontisches Aufgebot zusammengehauen und die galatischen Legionen liefen davon; nur die eine alte Legion des Calvinus schlug mit mäfsigem Verlust sich durch. Statt Kleinarmenien zu erobern, konnte Calvinus nicht einmal verhindern, dafs Pharnakes sich seiner pontischen ‚Erbstaaten' wieder bemächtigte und über die Bewohner, namentlich die unglücklichen Amisener, die ganze Schale seiner scheufslichen Sultanslaunen ausgofs (Winter 706/7). Als indefs Caesar selbst eintraf und ihm sagen liefs, dafs der Dienst, der ihm persönlich von Pharnakes geleistet sei, indem er Pompeius keine Hülfe gewährt habe, nicht in Betracht kommen dürfe gegen den dem Reiche zugefügten Schaden, und dafs vor jeder Unterhandlung er die Provinz Pontus räumen und das geraubte Gut zurückstellen müsse, erklärte er sich bereit zu gehorchen; aber wohl wissend, wie guten Grund Caesar hatte nach dem Westen zu eilen, machte er keine ernstlichen Anstalten zur Räumung. Er wufste nicht, dafs Caesar abthat, was er angriff. Ohne weiter zu verhandeln, nahm Caesar die eine von Alexandreia mitgebrachte Legion und die Truppen des Calvinus und Deiotarus zusammen und rückte gegen Pharnakes Lager bei Ziela. Wie die Bosporaner ihn kommen sahen, durchschritten sie keck den tiefen Bergspalt, der ihre Fronte deckte, und griffen den Hügel hinauf die Römer an. Caesars Soldaten waren noch mit dem Lagerschlagen beschäftigt und einen Augenblick schwankten die Reihen; allein die kriegsgewohnten Veteranen sammelten sich rasch und gaben das Beispiel zum allgemeinen Angriff und zum vollkommenen Siege (2. Aug. 707). In fünf Tagen war der Feldzug beendigt — zu dieser Zeit, wo jede Stunde kostbar war, ein unschätzbarer Glücksfall. Mit der Verfolgung des Königs, der über Sinope heimgegangen war, beauftragte Caesar des Pharnakes illegitimen Bruder, den tapfern Mithradates von Pergamon, welcher zum Lohn der in Aegypten geleisteten Dienste an Pharnakes Stelle die bosporanische Königskrone empfing. Im Uebrigen wurden die syrischen und kleinasiatischen Angelegenheiten friedlich geschlichtet, die eigenen Bundesgenossen reich belohnt, die des Pompeius im Ganzen mit Geldbufsen oder Verweisen entlassen. Nur der mächtigste unter den Clienten des Pompeius Deiotarus ward wieder auf sein angestammtes enges Gebiet, den tolistoboischen Gau beschränkt. An seiner Stelle ward mit Kleinarmenien König Ariobarzanes von Kappadokien belehnt, mit dem von ihm usurpirten Vierfürstenthum der Trokmer der neue König des Bosporus, welcher wie von väterlicher Seite dem pontischen,

so von mütterlicher einem der galatischen Fürstengeschlechter entstammte.

Auch in Illyrien hatten, während Caesar in Aegypten war, sehr ernsthafte Auftritte sich zugetragen. Die delmatische Küste war seit Jahrhunderten ein wunder Fleck der römischen Herrschaft und die Bewohner mit Caesar noch von seiner Statthalterschaft her in offener Fehde; im Binnenland aber wimmelte es von der thessalischen Campagne her von Trupps versprengter Pompeianer. Indeſs hatte Quintus Cornificius mit den aus Italien nachrückenden Legionen sowohl die Eingebornen wie die Flüchtlinge im Zaum gehalten und zugleich der in diesen rauhen Gegenden so schwierigen Verpflegung der Truppen genügt. Selbst als der tüchtige Marcus Octavius, der Sieger von Curicta (S. 374), mit einem Theil der pompeianischen Flotte in diesen Gewässern erschien, um hier zur See und zu Lande den kleinen Krieg gegen Caesar zu leiten, wuſste Cornificius, gestützt auf die Schiffe und den Hafen der Jadertiner (Zara), nicht bloſs sich zu behaupten, sondern bestand auch selbst zur See gegen die Flotte des Gegners manches glückliche Gefecht. An seine Stelle trat als Statthalter von Illyrien Aulus Gabinius, den Caesar aus der Verbannung zurückgerufen hatte (S. 302). Kaum war er mit 15 Cohorten und 3000 Reitern im Winter 706/7 auf dem Landweg in Illyrien eingetroffen, so wechselte er das System der Kriegführung. Statt sich wie sein Vorgänger auf den kleinen Krieg zu beschränken, unternahm der kühne thätige Mann sogleich trotz der rauhen Jahreszeit eine Expedition in die Gebirge. Aber die ungünstige Witterung, die Schwierigkeit der Verpflegung und der tapfere Widerstand der Delmater rieben das Heer auf; Gabinius muſste den Rückzug antreten, ward auf diesem von den Delmatern angegriffen und schmählich geschlagen, und erreichte mit den schwachen Ueberresten seiner stattlichen Armee mühsam Salonae, wo er bald darauf starb. Die meisten illyrischen Küstenstädte ergaben sich hierauf der Flotte des Octavius; die an Caesar festhielten, wie Salonae und Epidauros (Ragusa), wurden von der Flotte zur See, zu Lande von den Barbaren so heftig bedrängt, daſs die Uebergabe und die Capitulation der in Salonae eingeschlossenen Heerestrümmer nicht mehr fern schien. Da improvisirte der Commandant der brundisinischen Depots, der energische Publius Vatinius eine Flotte und eine Armee, indem er in Ermangelung von Kriegsschiffen gewöhnliche Böte mit Schnäbeln versah und die aus den Hospitälern entlassenen Soldaten in Cohorten formirte, und lieferte der weit überlegenen octavianischen

Flotte bei der Insel Tauris (Torcola zwischen Lesina und Curzola) ein Treffen, in dem die Tapferkeit des Anführers und der Schiffssoldaten wie so oft ersetzte, was den Schiffen abging, und die Caesarianer einen glänzenden Sieg erfochten. Marcus Octavius verliefs diese Gewässer und begab sich nach Africa (Frühjahr 707); die Delmater setzten zwar noch Jahre lang mit grofser Hartnäckigkeit sich zur Wehre, allein es war dies nichts als ein localer Gebirgskrieg. Als Caesar aus Aegypten zurückkam, hatte sein entschlossener Adjutant die in Illyrien drohende Gefahr bereits beseitigt.

Um so ernster stand es in Africa, wo die Verfassungspartei vom Anfang des Bürgerkrieges an unumschränkt geherrscht und ihre Macht fortwährend gesteigert hatte. Bis zur pharsalischen Schlacht hatte hier eigentlich König Juba das Regiment geführt; er hatte Curio überwunden und die Kraft des Heeres waren seine flüchtigen Reiter und seine zahllosen Schützen; der pompeianische Statthalter Varus spielte neben ihm eine so subalterne Rolle, dafs er sogar diejenigen Soldaten Curios, die sich ihm ergeben hatten, dem König hatte ausliefern und deren Hinrichtung oder Abführung in das innere Numidien mit hatte ansehen müssen. Dies änderte sich nach der pharsalischen Schlacht. An eine Flucht zu den Parthern dachte mit Ausnahme des Pompeius selbst kein namhafter Mann der geschlagenen Partei. Ebenso wenig versuchte man die See mit vereinten Kräften zu behaupten; Marcus Octavius Kriegführung in den illyrischen Gewässern stand vereinzelt und war ohne dauernden Erfolg. Die grofse Majorität der Republikaner wie der Pompeianer wandte sich nach Africa, wo allein noch ein ehrenhafter und verfassungsmäfsiger Kampf gegen den Usurpator möglich war. Dort fanden die Trümmer der bei Pharsalos zersprengten Armee, die Besatzungstruppen von Dyrrhachion, Kerkyra und dem Peloponnes, die Reste der illyrischen Flotte sich allmählich zusammen; es trafen dort ein der zweite Oberfeldherr Metellus Scipio, die beiden Söhne des Pompeius Gnaeus und Sextus, der politische Führer der Republikaner Marcus Cato, die tüchtigen Offiziere Labienus, Afranius, Petreius, Octavius und Andere. Die Emigration fand einen neuen Mittelpunct und wenn sie mit verringerten Kräften zusammenkam, so war dagegen ihr Fanatismus wo möglich noch gesteigert. Man fuhr nicht blofs fort die Gefangenen und selbst die Parlamentäre Caesars zu ermorden, sondern König Juba, in dem die Erbitterung des Parteimannes mit der Wuth des halbbarbarischen Africaners zusammenflofs, stellte die Maxime auf, dafs in

jeder der Sympathien mit dem Feinde verdächtigen Gemeinde die Bürgerschaft ausgerottet und die Stadt niedergebrannt werden müsse, und führte auch in einigen Fällen, zum Beispiel gegen das unglückliche Vaga bei Hadrumetum, diese Theorie in der That praktisch durch. Nur Cato bewirkte es durch seinen energischen Widerspruch, dafs die Hauptstadt der Provinz, das blühende Utica, eben wie einst Karthago von den numidischen Königen längst mit schelem Auge angesehen, nicht von König Juba dieselbe Behandlung erfuhr, und man gegen die allerdings nicht mit Unrecht der Hinneigung zu Caesar beschuldigte Bürgerschaft mit Vorsichtsmafsregeln sich begnügte. — Da weder Caesar selbst noch einer seiner Statthalter das Geringste gegen Africa unternahm, so hatte man vollkommen Zeit sich dort politisch und militärisch zu reorganisiren. Vor allem war es nothwendig die durch Pompeius Tod erledigte Oberfeldherrnstelle aufs Neue zu beetzen. König Juba hatte nicht übel Lust die Stellung, die er bisher in Africa gehabt, auch ferner zu behaupten; wie er denn überhaupt nicht mehr als Client der Römer, sondern als gleichberechtigter Verbündeter oder gar als Schutzherr auftrat und zum Beispiel es sich herausnahm römisches Courantgeld mit seinem Namen und Wappen zu schlagen, ja sogar den Anspruch erhob allein im Lager den Purpur zu führen und den römischen Heerführern ansann den purpurnen Feldherrnmantel abzulegen. Metellus Scipio ferner forderte den Oberbefehl für sich, weil Pompeius ihn, mehr aus schwiegersöhnlichen als aus militärischen Rücksichten, im thessalischen Feldzug als sich gleich berechtigt anerkannt hatte. Die gleiche Forderung erhob Varus als — freilich selbsternannter — Statthalter von Africa, da der Krieg in seiner Provinz geführt werden sollte. Endlich die Armee begehrte zum Führer den Proprätor Marcus Cato. Offenbar hatte sie Recht. Cato war der einzige Mann, der für das schwere Amt die erforderliche Hingebung, Energie und Autorität besafs; wenn er kein Militär war, so war es doch unendlich besser einen Nichtmilitär, der sich zu bescheiden und seine Unterfeldherrn handeln zu lassen verstand, als einen Offizier von unerprobter Fähigkeit wie Varus oder gar einen von erprobter Unfähigkeit wie Metellus Scipio zum Oberfeldherrn zu bestellen. Indefs die Entscheidung fiel schliefslich auf eben diesen Scipio, und Cato selbst war es, der sie im Wesentlichen bestimmte. Es geschah dies nicht, weil er jener Aufgabe sich nicht gewachsen fühlte oder weil seine Eitelkeit bei dem Ausschlagen mehr ihre Rechnung fand als bei dem Annehmen; noch weniger weil er Scipio liebte oder achtete, mit dem er viel-

mehr persönlich verfeindet war und der überall bei seiner notorischen Untüchtigkeit einzig durch seine Schwiegervaterschaft zu einer gewissen Bedeutung gelangt war; sondern einzig und allein, weil sein verbissener Rechtsformalismus lieber die Republik von Rechtswegen zu Grunde gehen liefs als sie auf irreguläre Weise rettete. Als er nach der pharsalischen Schlacht auf Kerkyra mit Marcus Cicero zusammentraf, hatte er sich erboten diesem, der noch von seiner kilikischen Statthalterschaft her mit der Generalschaft behaftet war, wie es Rechtens war, als dem höherstehenden Offizier das Commando in Kerkyra zu übertragen und den unglücklichen Advocaten, der seine Lorbeeren tausendmal verwünschte, durch diese Bereitwilligkeit fast zur Verzweiflung, aber auch alle halbwegs einsichtigen Männer zum Erstaunen gebracht. Hier, wo etwas mehr darauf ankam, wurden die gleichen Principien geritten: Cato erwog die Frage, wem die Oberfeldherrnstelle gebühre, als handelte es sich um ein Ackerfeld bei Tusculum, und sprach sie dem Scipio zu. Durch diesen Ausspruch wurden seine eigene und die Candidatur des Varus beseitigt. Er war es aber auch und er allein, der mit Energie den Ansprüchen des Königs Juba entgegentrat und es ihn fühlen liefs, dafs der römische Adel zu ihm nicht bittend komme wie zu dem Grofskönig der Parther, um bei dem Schutzherrn Beistand zu suchen, sondern befehlend, um von dem Unterthan Beistand zu fordern. Bei dem gegenwärtigen Stande der römischen Streitkräfte in Africa konnte Juba nicht umhin etwas gelindere Saiten aufzuziehen, obgleich er freilich bei dem schwachen Scipio es dennoch durchsetzte, dafs die Besoldung seiner Truppen der römischen Kasse aufgebürdet und für den Fall des Sieges ihm die Abtretung der Provinz Africa zugesichert ward. — Dem neuen Oberfeldherrn zur Seite trat wiederum der Senat der ‚Dreihundert', der in Utica seinen Sitz aufschlug und seine gelichteten Reihen durch Aufnahme der angesehensten und vermögendsten Männer des Ritterstandes ergänzte. — Die Rüstungen wurden, hauptsächlich durch Catos Eifer, mit der gröfsten Energie gefördert und jeder waffenfähige Mann, selbst Freigelassene und Libyer, in die Legionen eingestellt; wodurch allerdings dem Ackerbau die Hände so sehr entzogen wurden, dafs ein grofser Theil der Felder unbestellt blieb, aber auch ein imposantes Resultat erzielt ward. Das schwere Fufsvolk zählte vierzehn Legionen, wovon zwei bereits durch Varus aufgestellt, acht andere theils aus den Flüchtlingen, theils aus den in der Provinz Conscribirten gebildet und vier römisch bewaffnete Legionen des König Juba waren. Die schwere Reiterei, bestehend

aus den mit Labienus eingetroffenen Kelten und Deutschen und allerlei darunter eingereihten Leuten, war ohne Jubas römisch gerüstete Reiterschaar 1600 Mann stark. Die leichten Truppen bestanden aus zahllosen Massen numidischer Reiter ohne Zaum und Zügel und blofs mit Wurfspeeren bewaffnet, aus einer Anzahl berittener Bogenschützen und grofsen Schwärmen von Schützen zu Fufs. Dazu kamen endlich Jubas 120 Elephanten und die von Publius Varus und Marcus Octavius befehligte 55 Segel starke Flotte. Dem drückenden Geldmangel wurde einigermafsen durch eine Selbstbesteuerung des Senats abgeholfen, die um so ergiebiger war, als die reichsten africanischen Capitalisten in denselben einzutreten veranlafst worden waren. Getreide und andere Vorräthe hatte man in den vertheidigungsfähigen Festungen in ungeheuren Massen aufgehäuft, während zugleich aus den offenen Ortschaften die Vorräthe möglichst entfernt worden waren. Die Abwesenheit Caesars, die schwierige Stimmung seiner Legionen, die Gährung in Spanien und Italien hoben allmählich die Stimmung und die Erinnerung an die pharsalische Schlacht fing an neuen Siegeshoffnungen zu weichen. — Die von Caesar im Osten verlorene Zeit rächte nirgends sich schwerer als hier. Hätte er unmittelbar nach Pompeius Tod sich nach Africa gewendet, so würde er daselbst ein schwaches, desorganisirtes und consternirtes Heer und vollständige Anarchie unter den Führern vorgefunden haben; wogegen jetzt, namentlich durch Catos Energie, eine der bei Pharsalos geschlagenen an Zahl gleiche Armee unter namhaften Führern und unter einer gesicherten Oberleitung in Africa stand.

Es schien überhaupt über dieser africanischen Expedition Caesars ein eigener Unstern zu walten. Caesar hatte noch vor seiner Einschiffung nach Aegypten in Spanien und Italien verschiedene Mafsregeln zur Einleitung und Vorbereitung des africanischen Krieges angeordnet; aus allen aber war nichts als Unheil entsprungen. Von Spanien aus sollte, Caesars Anordnung zufolge, der Statthalter der südlichen Provinz Quintus Cassius Longinus mit vier Legionen nach Africa übersetzen, dort den König Bogud von Westmauretanien* an sich ziehen und mit ihm gegen Numi-

* Die Staatengestaltung im nordwestlichen Africa während dieser Zeit liegt sehr im Dunkel. Nach dem jugurthinischen Kriege herrschte König Bocchus von Mauretanien wahrscheinlich vom westlichen Meer bis zum Hafen von Saldae in dem heutigen Marocco und Algier (II, 149); die Fürsten von Tingis (Tanger), die allerdings schon früher vorkommen (Plut. *Sert.* 9) und zu denen wahrscheinlich Sallusts (*hist.* 2, 31 Kritz) Leptasta und Ciceros (*in Vat.* 5, 12) Mastanesosus gehören, mögen in beschränkten Grenzen selbst-

dien und Africa vorgehen. Aber jenes nach Africa bestimmte Heer schlofs eine Menge geborener Spanier und zwei ganze ehemals pompeianische Legionen in sich; pompeianische Sympathien herrschten in der Armee wie in der Provinz und das ungeschickte und tyrannische Auftreten des caesarischen Statthalters war nicht geeignet sie zu beschwichtigen. Es kam förmlich zum Aufstande; Truppen und Städte ergriffen Partei für oder gegen den Statthalter; schon war es darauf und daran, dafs die, welche gegen den Statthalter Caesars sich erhoben hatten, offen die Fahne des Pompeius aufsteckten; schon hatte Pompeius älterer Sohn Gnaeus, um diese günstige Wendung zu benutzen, sich von Africa nach Spanien eingeschifft, als die Desavouirung des Statthalters durch die angesehensten Caesarianer selbst und das Einschreiten des Statthalters der nördlichen Provinz den Aufstand eben noch rechtzeitig unterdrückten. Gnaeus Pompeius, der unterwegs mit einem vergeblichen Versuch sich in Mauretanien festzusetzen Zeit verloren hatte, kam zu spät; Gaius Trebonius, den Caesar nach seiner Heimkehr zur Ablösung des Cassius nach Spanien sandte (Herbst 707), fand überall unweigerlichen Gehorsam. Aber natürlich war über diesen Irrungen von Spanien aus nichts geschehen, um die Organisation der Republikaner in Africa zu stören; ja es war sogar in Folge der Verwicklungen mit Longinus König Bogud von Westmauretanien, der auf Caesars Seite stand und wenigstens König Juba einige Hindernisse hätte in den Weg legen können, mit seinen Truppen nach Spanien abgerufen worden. — Bedenklicher noch waren die Vorgänge unter den Truppen, die Caesar im südlichen Italien hatte zusammenziehen lassen, um mit ihnen nach Africa überzuschiffen. Es waren gröfstentheils die alten Legionen, die in Gallien, Spanien, Thessalien Caesars Thron begründet hatten. Der Geist dieser Truppen war durch die Siege nicht gebessert worden und die lange Rast in Unteritalien zerrüttete sie vollständig. Die fast übermenschlichen Zumuthungen, die der Feld-

ständig gewesen oder auch bei ihm zu Lehn gegangen sein; ähnlich wie um diese Zeit in dem benachbarten Numidien Cirta, wie es scheint unter Jubas Oberherrlichkeit, von dem Fürsten Massinissa besessen ward (App. 4, 54). Um 672 finden wir an Bocchus Stelle einen König Bogud (II, 318), vermuthlich des Bocchus Sohn. Von 705 an erscheint das Reich getheilt zwischen dem König Bogud, der die westliche, und dem König Bocchus, der die östliche Hälfte besitzt und auf welche die seitdem gebliebene Scheidung Mauretaniens in Boguds Reich oder den Staat von Tingis und Bocchus Reich oder den Staat von Jol (Caesarea) zurückgeht (Plin. *h. n.* 5, 2, 19, vergl. *bell. Afr.* 23).

herr an sie machte und deren Folgen in den schrecklich gelichteten Reihen nur zu grell hervortraten, liefsen selbst in diesen Eisenmännern einen Sauerteig des Grolls zurück, der nur der Zeit und der Ruhe bedurfte, um die Gemüther in Gährung zu bringen. Der einzige Mann, der ihnen imponirte, war seit einem Jahre fern und fast verschollen, ihre vorgesetzten Offiziere aber scheuten weit mehr sich vor den Soldaten als diese vor ihnen und sahen den Weltbesiegern jede Brutalität gegen ihre Quartiergeber und jede Indisciplin nach. Als nun der Befehl sich nach Sicilien einzuschiffen kam und der Soldat das üppige Wohlleben in Campanien wieder mit einer dritten der spanischen und thessalischen an Drangsalen sicher nicht nachstehenden Campagne vertauschen sollte, rissen die allzu lange gelockerten und allzu plötzlich wieder angezogenen Zügel. Die Legionen weigerten sich zu gehorchen, bevor die versprochenen Geschenke ihnen gezahlt seien, und wiesen die von Caesar gesandten Offiziere mit Hohnreden, ja mit Steinwürfen zurück. Ein Versuch den beginnenden Aufstand durch Steigerung der versprochenen Summen zu dämpfen hatte nicht blofs keinen Erfolg, sondern die Soldaten brachen massenweise auf, um in der Hauptstadt die Erfüllung der Versprechungen von dem Feldherrn zu erpressen. Einzelne Offiziere, die die meuterischen Rotten unterwegs zurückzuhalten versuchten, wurden erschlagen. Es war eine furchtbare Gefahr. Caesar liefs die wenigen in der Stadt befindlichen Soldaten die Thore besetzen, um die mit Recht befürchtete Plünderung wenigstens für den ersten Anlauf abzuwehren und erschien plötzlich unter den tobenden Haufen mit der Frage was sie begehrten. Man rief: den Abschied. Augenblicklich ward er wie gebeten ertheilt. Wegen der Geschenke, fügte Caesar hinzu, welche er für den Triumph seinen Soldaten zugesagt habe, so wie wegen der Aecker, die er ihnen nicht versprochen, aber bestimmt gehabt, möchten sie an dem Tage, wo er mit den andern Soldaten triumphiren werde, sich bei ihm melden; an dem Triumphe selbst freilich könnten sie als vorher entlassen natürlich nicht theilnehmen. Auf diese Wendung waren die Massen nicht gefafst; überzeugt, dafs Caesar ihrer für den africanischen Feldzug nicht entrathen könne, hatten sie den Abschied nur gefordert, um, wenn er ihnen verweigert werde, daran ihre Bedingungen zu knüpfen. Halb irre geworden in der Meinung ihrer eigenen Unentbehrlichkeit; zu unbehülflich um wieder einzulenken und die verfahrene Unterhandlung in ihr rechtes Geleise zurückzubringen; als Menschen beschämt durch die Treue, mit der der Imperator auch seinen treuvergessenen

Soldaten Wort hielt und durch die Hochherzigkeit desselben, welche eben jetzt weit mehr gewährte als zugesagt war; als Soldaten tief ergriffen, da der Feldherr ihnen in Aussicht stellte dem Triumph ihrer Kameraden als Bürgersleute zuschauen zu müssen und, indem er sie nicht mehr ,Kameraden' hiefs, sondern ,Bürger', mit dieser aus seinem Munde so fremdartig klingenden Anrede gleichsam mit einem Schlage ihre ganze stolze Soldatenvergangenheit zerstörte und zu alledem unter dem Zauber des unwiderstehlich gewaltigen Menschen — standen die Soldaten eine Weile stumm und zaudernd, bis von allen Seiten der Ruf erscholl, dafs der Feldherr sie wieder zu Gnaden annehmen und es ihnen wieder gestatten möge Caesars Soldaten zu heifsen. Caesar gestattete es, nachdem er hinreichend sich hatte bitten lassen; den Rädelsführern bei dieser Meuterei aber wurde an ihren Triumphalgeschenken ein Drittheil gekürzt. Ein gröfseres psychologisches Meisterstück kennt die Geschichte nicht und keines, das vollständiger gelungen wäre. Immer aber wirkte diese Meuterei auf den africanischen Feldzug wenigstens insofern nachtheilig ein, als sie die Eröffnung desselben beträchtlich verzögerte. Als Caesar in dem zur Einschiffung bestimmten Hafen von Lilybaeon eintraf, waren die zehn nach Africa bestimmten Legionen dort bei weitem noch nicht vollständig versammelt und eben die erprobten Legionen noch am weitesten zurück. Indefs kaum waren sechs Legionen, darunter fünf neu gebildete, daselbst angelangt und die nöthigen Kriegs- und Transportschiffe angekommen, als Caesar mit denselben in See stach (25. Dec. 707 des unberichtigten, etwa 8. Oct. 707 des julianischen Kalenders). Die feindliche Flotte, die der herrschenden Aequinoctialstürme wegen bei der Insel Aegimuros vor der karthagischen Bucht auf den Strand gezogen war, hinderte die Ueberfahrt nicht; allein dieselben Stürme zerstreuten die Flotte Caesars nach allen Richtungen, und als Caesar unweit Hadrumetum (Susa) die Gelegenheit zu landen ersah, konnte er nicht mehr als etwa 3000 Mann, gröfstentheils Rekruten, und 150 Reiter ausschiffen. Der Versuch das vom Feinde stark besetzte Hadrumetum wegzunehmen mifslang; dagegen bemächtigte Caesar sich der beiden nicht weit von einander entfernten Hafenplätze Ruspina (Sahalil bei Susa) und Kleinleptis. Hier verschanzte er sich; aber seine Stellung war so unsicher, dafs er seine Reiter auf den Schiffen und diese segelfertig und mit Wasservorrath versehen hielt, um jeden Augenblick, wenn er mit Uebermacht sollte angegriffen werden, wieder sich einschiffen zu können. Indefs war dies nicht nöthig, da eben

noch zu rechter Zeit die verschlagenen Schiffe anlangten (3. Jan. 708). Da in Folge der von den Pompeianern getroffenen Anstalten das Heer Mangel an Getreide litt, so unternahm Caesar gleich am folgenden Tage eine grofse Expedition in das innere Land. Unweit Ruspinas ward die Colonne, drei Legionen unter Caesars eigenem Befehl, von dem unter Labienus zur Vertreibung Caesars von der Küste herbeieilenden Heerhaufen auf dem Marsche angegriffen. Da Labienus ausschliefslich Reiterei und Schützen heranführte, denen Caesar fast nichts entgegenzustellen hatte als Linieninfanterie, so sahen die Legionen rasch sich umzingelt und den Geschossen der Feinde preisgegeben, ohne sie erwiedern oder mit Erfolg angreifen zu können. Es gelang zwar durch Deployirung der ganzen Linie die Flügel wieder frei zu machen und durch muthige Angriffe die Ehre der Waffen zu retten; allein der Rückzug war unvermeidlich und wäre Ruspina nicht so nahe gewesen, so hätte der maurische Wurfspeer vielleicht hier dasselbe ausgerichtet, was bei Karrhae der parthische Bogen. Caesar, den dieser Tag von der ganzen Schwierigkeit des bevorstehenden Krieges überzeugt hatte, wollte seine unerprobten und durch die neue Gefechtweise entmuthigten Soldaten keinem solchen Angriff wieder aussetzen, sondern wartete das Eintreffen seiner Veteranenlegionen ab. Die Zwischenzeit wurde benutzt um die drückende Ueberlegenheit des Feindes in den Fernwaffen einigermafsen auszugleichen. Die geeigneten Leute von der Flotte wurden als leichte Reiter oder Schützen in die Landarmee eingereiht; indefs viel konnte dies nicht helfen. Etwas mehr wirkten die von Caesar veranlafsten Diversionen. Es gelang die am südlichen Abhang des grofsen Atlas gegen die Sahara zu schweifenden gaetulischen Hirtenstämme gegen Juba in Waffen zu bringen; denn selbst bis zu ihnen hatten die Schläge der marianisch-sullanischen Zeit sich erstreckt und ihr Groll gegen den Pompeius, der sie damals den numidischen Königen untergeordnet hatte (II, 319), machte sie dem Erben des mächtigen bei ihnen noch vom jugurthinischen Feldzug her in gutem Andenken lebenden Marius von vorn herein geneigt. Die mauretanischen Könige, Bogud in Tingis, Bocchus in Jol, waren Jubas natürliche Rivalen und zum Theil längst mit Caesar im Bündnifs. Endlich streifte in dem Grenzgebiet zwischen den Reichen des Juba und des Bocchus noch der letzte der Catilinarier, jener Publius Sittius aus Nuceria (S. 162), der achtzehn Jahre zuvor aus einem bankerotten italischen Kaufmann sich in einen mauretanischen Freischaarenführer verwandelt und seitdem in den libyschen Händeln sich einen Namen und ein Heergefolge

geschaffen hatte. Bocchus und Sittius fielen vereinigt dem König Juba in das Land und besetzten die wichtige Stadt Cirta. König Juba ward hiedurch genöthigt einen Theil seiner Truppen an seine Süd- und Westgrenze zu senden; indefs blieb Caesars Lage unbequem genug. Seine Armee war für jetzt auf den Raum einer Quadratmeile zusammengedrängt; wenn auch die Flotte Getreide herbeischaffte, so ward doch der Mangel an Fourage von Caesars Reitern ebenso gefühlt wie vor Dyrrhachion von denen des Pompeius. Die leichten Truppen des Feindes blieben aller Anstrengungen Caesars ungeachtet den seinigen so unermefslich überlegen, dafs es für Caesar fast unmöglich schien die Offensive in das Binnenland hinein auch mit seinen Veteranen durchzuführen. Wenn Scipio zurückwich und die Küstenstädte preisgab, so konnte er vielleicht einen Sieg erfechten wie die, welche Surenas über Crassus, Juba über Curio davongetragen hatten, wenigstens aber den Krieg ins Unendliche hinausziehen. Diesen Feldzugsplan ergab die einfachste Ueberlegung: selbst Cato, obwohl nichts weniger als ein Strateg, rieth dazu und erbot sich zugleich mit einem Corps nach Italien überzufahren und dort die Republikaner unter die Waffen zu rufen, was bei der gründlichen Verwirrung daselbst gar wohl Erfolg haben konnte. Allein Cato konnte nur rathen, nicht befehlen; der Oberbefehlshaber Scipio entschied, dafs der Krieg in der Küstenlandschaft geführt werden solle. Es war dies um so verkehrter, als die fürchterlich strenge Aushebung, die Wegschleppung der Vorräthe, die Verwüstung der kleineren Ortschaften, überhaupt das Gefühl einer von Haus aus ihr fremden und bereits verlorenen Sache aufgeopfert zu werden die einheimische Bevölkerung erbittert hatte gegen die römischen Republikaner, die auf africanischem Boden ihren letzten Verzweiflungskampf kämpften. Das terroristische Verfahren der letzteren gegen alle auch nur der Gleichgültigkeit verdächtigen Gemeinden (S. 413) steigerte diese Erbitterung zum furchtbarsten Hafs. Die africanischen Städte erklärten, wo sie irgend es wagen konnten, sich für Caesar; unter den Gaetulern und den Libyern, die unter den leichten Truppen und selbst in den Legionen in Menge dienten, rifs die Desertion ein. Alle diese Nachtheile wirkten doppelt stark für die Republikaner, als der Krieg in die Küstenlandschaft verlegt und das Heer dem feindlichen gegenüber gestellt ward. Indefs Scipio beharrte mit aller dem Unverstand eigenen Hartnäckigkeit auf seinem Plan, zog mit gesammter Heeresmacht von Utica her vor die von Caesar besetzten Städte Ruspina und Kleinleptis, besetzte nördlich davon Hadrumetum,

südlich Thapsus (am Vorgebirge Râs ed Dîmâs) mit starken Besatzungen und bot zu wiederholten Malen dem Feinde die Schlacht an. Erst als die Veteranenlegionen nach und nach von Sicilien eintrafen, nahm Caesar allmählich wieder die Offensive gegen die Armee Scipios auf, welche inzwischen ihrerseits durch das Eintreffen des Königs Juba mit all seinen nicht durch die Grenzvertheidigung in Anspruch genommenen Truppen einen ansehnlichen Zuwachs erhalten hatte. Indefs als die Veteranenlegionen auf den Kampfplatz traten, verloren Scipio und Juba die Lust eine Feldschlacht zu wagen und Caesar hatte kein Mittel sie bei ihrer aufserordentlichen Ueberlegenheit an leichter Reiterei zu einer solchen zu zwingen. Ueber Märsche und Scharmützel in der Umgegend von Ruspina und Thapsus, die hauptsächlich um die Auffindung der landüblichen Kellerverstecke (Silos) und um Ausbreitung der Posten sich bewegten, verflossen fast zwei Monate. Caesar, durch die feindlichen Reiter genöthigt sich möglichst auf den Anhöhen zu halten oder auch seine Flanken durch verschanzte Linien zu decken, gewöhnte doch während dieser mühseligen und ziellosen Kriegführung allmählich seine Soldaten an die fremdartige Fechtweise. Freund und Feind erkannten in dem vorsichtigen Fechtmeister, der seine Leute sorgfältig und nicht selten persönlich einschulte, den raschen Feldherrn nicht wieder und wurden fast irre an dieser im Zögern wie im Zugreifen sich gleichbleibenden Meisterschaft. Endlich wandte Caesar, nachdem er seine letzten Verstärkungen an sich gezogen hatte, sich seitwärts gegen Thapsus. Scipio hatte diese Stadt, wie gesagt, stark besetzt und damit den Fehler begangen seinem Gegner ein leicht zu fassendes Angriffsobject darzubieten; er fügte zu dem ersten bald den zweiten noch minder verzeihlichen hinzu die von Caesar gewünschte und mit Recht bisher verweigerte Feldschlacht auf einem Terrain, das die Entscheidnng in die Hände der Linieninfanterie gab, jetzt zur Rettung von Thapsus freiwillig zu liefern. Unmittelbar am Strande, Caesars Lager gegenüber, stellten Scipios und Jubas Legionen sich auf, die vorderen Reihen kampfbereit, die hinteren beschäftigt ein verschanztes Lager zu schlagen; zugleich bereitete die Besatzung von Thapsus einen Ausfall vor. Den letzteren zurückzuweisen genügten Caesars Lagerwachen. Seine kriegsgewohnten Legionen würdigten schon nach der unsicheren Aufstellung und den schlecht geschlossenen Gliedern richtig den Feind: während drüben noch geschanzt ward, und ehe noch der Feldherr das Zeichen gab, zwangen sie einen Trompeter zum Angriff zu blasen und gingen

auf der ganzen Linie vor, allen voran Caesar selbst, der, da er die Seinigen ohne seinen Befehl abzuwarten vorrücken sah, an ihrer Spitze auf den Feind ein galoppirte. Der rechte Flügel, den übrigen Abtheilungen voran, scheuchte die ihm gegenüberstehende Linie der Elephanten — es war die letzte grofse Schlacht, in der diese Bestien verwendet worden sind — durch Schleuderkugeln und Pfeile zurück auf ihre eigenen Leute. Die Deckungsmannschaft ward niedergehauen, der linke Flügel der Feinde gesprengt und die ganze Linie aufgerollt. Die Niederlage war um so vernichtender, als das neue Lager der geschlagenen Armee noch nicht fertig und das alte beträchtlich entfernt war; beide Lager wurden nach einander fast ohne Gegenwehr erobert. Die Masse der geschlagenen Armee warf die Waffen weg und bat um Quartier; aber Caesars Soldaten waren nicht mehr dieselben, die vor Ilerda willig der Schlacht sich enthalten, bei Pharsalos der Wehrlosen ehrenhaft geschont hatten. Die Gewohnheit des Bürgerkriegs und der von der Meuterei zurückgebliebene Groll machten auf dem Schlachtfelde von Thapsus in schrecklicher Weise sich geltend. Wenn der Hydra, mit der man kämpfte, stets neue Köpfe nachwuchsen, wenn die Armee von Italien nach Spanien, von Spanien nach Makedonien, von Makedonien nach Africa geschleudert ward, die immer heifser ersehnte Ruhe immer nicht kam, so suchte, und nicht ganz mit Unrecht, der Soldat davon den Grund in Caesars unzeitiger Milde. Er hatte es sich geschworen nachzuholen, was der Feldherr versäumt und blieb taub für das Flehen der entwaffneten Mitbürger wie für die Befehle Caesars und der höheren Offiziere. Die funfzigtausend Leichen, die das Schlachtfeld von Thapsus bedeckten, darunter auch einzelne als heimliche Gegner der neuen Monarchie bekannte und defshalb von ihren eigenen Leuten niedergemachte caesarische Offiziere, zeigten, wie der Soldat sich Ruhe schafft. Die siegende Armee dagegen zählte nicht mehr als funfzig Todte (6. April 708). — Eine Fortsetzung des Kampfes fand nach der Schlacht von Thapsus so wenig in Africa statt wie anderthalb Jahre zuvor im Osten nach der pharsalischen Niederlage. Cato als Commandant von Utica berief den Senat, legte den Stand der Vertheidigungsmittel dar und stellte es zur Entscheidung der Versammelten, ob man sich unterwerfen oder bis auf den letzten Mann sich vertheidigen wolle, einzig sie beschwörend nicht jeder für sich, sondern alle für einen zu beschliefsen und zu handeln. Die muthigere Meinung fand manchen Vertreter; es wurde beantragt die waffenfähigen Sclaven von Staatswegen frei-

zusprechen, was aber Cato als einen ungesetzlichen Eingriff in das Privateigenthum zurückwies und statt dessen einen patriotischen Aufruf an die Sclaveneigenthümer vorschlug. Allein bald verging der grofsentheils aus africanischen Grofshändlern bestehenden Versammlung diese Anwandlung von Entschlossenheit und man ward sich einig zu capituliren. Als dann Faustus Sulla, des Regenten Sohn, und Lucius Afranius mit einer starken Abtheilung Reiterei vom Schlachtfelde her in Utica eintrafen, machte Cato noch einen Versuch durch sie die Stadt zu halten; allein ihre Forderung sie zuvörderst die unzuverlässige Bürgerschaft von Utica insgesammt niedermachen zu lassen wies er unwillig zurück und liefs lieber die letzte Burg der Republikaner dem Monarchen ohne Gegenwehr in die Hände fallen als die letzten Athemzüge der Republik durch eine solche Metzelei entweihen. Nachdem er theils durch seine Autorität, theils durch freigebige Spenden dem Wüthen der Soldatesca gegen die unglücklichen Uticenser nach Vermögen gesteuert und denen, die Caesars Gnade sich nicht anvertrauen mochten, die Mittel zur Flucht, denen, die bleiben wollten, die Gelegenheit unter möglichst leidlichen Bedingungen zu capituliren, so weit sein Vermögen reichte, mit rührender Sorgfalt gewährt und durchaus sich überzeugt hatte, dafs er Niemand weiter Hülfe zu leisten vermöge, hielt er seines Commandos sich entbunden, zog sich in sein Schlafgemach zurück und stiefs sich das Schwert in die Brust. Auch von den übrigen flüchtigen Führern retteten sich nur wenige. Die von Thapsus geflüchteten Reiter stiefsen auf die Schaaren des Sittius und wurden von ihnen niedergehauen oder gefangen; ihre Führer Afranius und Faustus wurden an Caesar ausgeliefert und, da dieser sie nicht sogleich hinrichten liefs, von dessen Veteranen in einem Auflauf erschlagen. Der Oberfeldherr Metellus Scipio gerieth mit der Flotte der geschlagenen Partei in die Gewalt der Kreuzer des Sittius und da man Hand an ihn legen wollte, durchbohrte er sich selbst. König Juba, nicht unvorbereitet auf einen solchen Ausgang, hatte für diesen Fall beschlossen zu enden, wie es ihm königlich dünkte, und auf dem Markte seiner Stadt Zama einen ungeheuren Scheiterhaufen rüsten lassen, der mit seinem Körper auch all seine Schätze und die Leichen der gesammten Bürgerschaft von Zama verzehren sollte. Allein die Stadtbewohner verspürten kein Verlangen sich als Decoration der Leichenfeier des africanischen Sardanapal verwenden zu lassen und schlossen dem König, da er vom Schlachtfeld flüchtend mit seinem Begleiter Marcus Petreius vor der Stadt erschien, die Thore. Da weder

Drohungen noch Bitten sie zu öffnen vermochten, begab sich der König, eine jener im grellen und übermüthigen Lebensgenufs verwilderten Naturen, die auch aus dem Tode sich ein Taumelfest bereiten, mit seinem Begleiter nach einem seiner Landhäuser, liefs einen reichlichen Schmaus auftragen und forderte nach geendeter Mahlzeit den Petreius auf mit ihm im Zweikampf um den Tod zu fechten. Da es der Besieger Catilinas war, der von der Hand des Königs den Tod empfing, so liefs der König dann von einem seiner Sclaven sich durchbohren. Die wenigen angesehenen Männer, welche entkamen, wie Labienus und Sextus Pompeius, folgten dem älteren Bruder des Letzteren nach Spanien und suchten, wie einst Sertorius, in den Gewässern und Gebirgen dieser immer noch halb unabhängigen Landschaft ein letztes Räuber- und Piratenasyl. Ohne Widerstand ordnete Caesar die africanischen Verhältnisse. Wie schon Curio beantragt hatte, ward das Reich des Massinissa aufgelöst. Der östlichste Theil oder die Landschaft von Sitifis ward mit dem Reich des Königs Bocchus von Ostmauretanien vereinigt (II, 149), auch der treue König Bogud von Tingis mit ansehnlichen Gaben bedacht. Cirta (Constantine) und den umliegenden Landstrich, die bisher unter Jubas Oberhoheit der Fürst Massinissa und dessen Sohn Arabion besessen hatten, erhielt der Condottier Publius Sittius, um seine halbrömischen Schaaren daselbst anzusiedeln; zugleich aber wurde dieser District so wie überhaupt der bei weitem gröfste und fruchtbarste Theil des bisherigen numidischen Reiches als ‚Neuafrica' mit der bisherigen Provinz Africa vereinigt und die Vertheidigung der Küstenlandschaft gegen die schweifenden Stämme der Wüste, welche die Republik einem Clientelkönig überlassen hatte, von dem neuen Monarchen auf das Reich selbst übernommen.

Der Kampf, den die Republikaner und Pompeianer gegen Caesars Monarchie unternommen hatten, endigte also nach vierjähriger Dauer mit dem vollständigen Sieg des neuen Monarchen. Zwar die Monarchie ward nicht erst auf den Schlachtfeldern von Pharsalos und Thapsus festgestellt; sie durfte bereits sich datiren von dem Augenblick, wo Pompeius und Caesar im Bunde die Gesammtherrschaft begründet und die bisherige aristokratische Verfassung über den Haufen geworfen hatten. Aber die Consolidirung durch Beseitigung jenes dem Wesen der Alleinherrschaft widerstreitenden Gesammtregiments und die förmliche Anerkennung hat die römische Monarchie erst durch jene Bluttaufen erhalten. Mit dem sechsten April 708 bestand der

neue Staat anerkannt und ohne Rivalen; Prätendenteninsurrectionen und republikanische Verschwörungen mochten nachfolgen und neue Erschütterungen, vielleicht sogar neue Revolutionen und Restaurationen hervorrufen; aber die während eines halben Jahrtausend ununterbrochene Continuität der freien Republik war durchrissen und im ganzen Umfang des weiten römischen Reiches durch die Legitimität der vollendeten Thatsache die Monarchie begründet. Der verfassungsmäfsige Kampf war zu Ende; und dafs er zu Ende war, das sprach Marcus Cato aus, als er zu Utica in sein Schwert sich stürzte. Seit vielen Jahren war er in dem Kampfe der legitimen Republik gegen ihre Bedränger der Vormann gewesen; er hatte ihn fortgesetzt, lange nachdem jede Hoffnung zu siegen in ihm erloschen war. Jetzt aber war der Kampf selbst unmöglich geworden; die Republik, die Marcus Brutus begründet hatte, war todt und niemals wieder ins Leben zu erwecken; was sollten die Republikaner noch auf der Erde? Der Schatz war geraubt, die Schildwache damit abgelöst; wer konnte sie schelten, wenn sie heimging? Es ist mehr Adel und vor allem mehr Verstand in Catos Tode als in seinem Leben gewesen war. Cato war nichts weniger als ein grofser Mann; aber bei all seiner Kurzsichtigkeit, seiner Verkehrtheit, seiner dürren Langweiligkeit und seinen falschen Phrasen war er dennoch der Einzige, der ein grofses dem Untergang verfallenes System in dessen Agonie ehrlich und muthig vertrat, und darum hat er eine gröfsere geschichtliche Rolle gespielt als viele weit bedeutendere Männer. Es erhöht nur die Tiefe und tragische Bedeutung seines Todes, dafs er selber ein Thor war: eben weil Don Quixote ein Thor ist, ist er ja eine tragische Gestalt. Es ist erschütternd, dafs auf jener Weltbühne, darauf so viele grofse und weise Männer gewandelt und gehandelt hatten, der Narr bestimmt war zu epilogiren. Auch ist er nicht umsonst gestorben. Es war ein furchtbar schlagender Protest der Republik gegen die Monarchie, dafs der letzte Republikaner ging, als der erste Monarch kam; ein Protest, der all jene sogenannte Verfassungsmäfsigkeit, mit welcher Caesar seine Monarchie umkleidete, wie Spinneweben zerrifs und das Schiboleth der Versöhnung aller Parteien, unter dessen Aegide das Herrenthum erwuchs, in seiner ganzen gleifsnerischen Lügenhaftigkeit prostituirte. Der unerbittliche Krieg, den das Gespenst der Republik Jahrhunderte lang, von Cassius und Brutus an bis auf Thrasea und Tacitus, ja noch viel weiter hinab, gegen die caesarische Monarchie geführt hat — dieser Krieg der Complotte und der Litteratur ist die Erbschaft

die Cato sterbend seinem Feinde vermachte. Ihre ganze vornehme, rhetorisch transcendentale, prätentiös strenge, hoffnungslose und bis zum Tode getreue Haltung hat diese republikanische oder vielmehr aristokratische Opposition von Cato übernommen und denn auch den Mann, der im Leben nicht selten ihr Spott und ihr Aergernifs gewesen war, schon unmittelbar nach seinem Tode als Heiligen zu verehren begonnen. Die gröfseste aber unter diesen Huldigungen war die unfreiwillige, die Caesar ihm erwies, indem er von der geringschätzigen Milde, mit welcher er seine Gegner, Pompeianer wie Republikaner, zu behandeln gewohnt war, allein gegen Cato eine Ausnahme machte und noch über das Grab hinaus ihn mit demjenigen energischen Hasse verfolgte, welchen praktische Staatsmänner zu empfinden pflegen gegen die auf dem idealen Gebiet, ihnen ebenso gefährlich wie unerreichbar, opponirenden Gegner.

KAPITEL XI.

Die alte Republik und die neue Monarchie.

Der neue Monarch von Rom, der erste Herrscher über das ganze Gebiet römisch-hellenischer Civilisation, Gaius Julius Caesar stand im vierundfunfzigsten Lebensjahr (geb. 12. Juli 654), als die Schlacht bei Thapsus, das letzte Glied einer langen Kette folgenschwerer Siege, die Entscheidung über die Zukunft der Welt in seine Hände legte. Weniger Menschen Spannkraft ist also auf die Probe gestellt worden wie die dieses einzigen schöpferischen Genies, das Rom, und des letzten, das die alte Welt hervorgebracht und in dessen Bahnen sie denn auch bis zu ihrem eigenen Untergange sich bewegt hat. Der Spröfsling einer der ältesten Adelsfamilien Latiums, welche ihren Stammbaum auf die Helden der Ilias und die Könige Roms, ja auf die beiden Nationen gemeinsame Venus-Aphrodite zurückführte, waren seine Knaben- und ersten Jünglingsjahre vergangen, wie sie der vornehmen Jugend jener Epoche zu vergehen pflegten. Auch er hatte von dem Becher des Modelebens den Schaum wie die Hefen gekostet, hatte recitirt und declamirt, auf dem Faulbett Litteratur getrieben und Verse gemacht, Liebeshändel jeder Gattung abgespielt und sich einweihen lassen in alle Rasir-, Frisir- und Manschettenmysterien der damaligen Toilettenweisheit, so wie in die noch weit geheimnifsvollere Kunst immer zu borgen und nie zu bezahlen. Aber der biegsame Stahl dieser Natur widerstand selbst diesem zerfahrenen und windigen Treiben; Caesar blieb sowohl die körperliche Frische ungeschwächt wie die Spannkraft des Geistes und des Herzens. Im Fechten und Reiten nahm er

es mit jedem seiner Soldaten auf und sein Schwimmen rettete ihm bei Alexandreia das Leben; die unglaubliche Schnelligkeit seiner gewöhnlich des Zeitgewinns halber nächtlichen Reisen — das rechte Gegenstück zu der processionsartigen Langsamkeit, mit der Pompeius sich von einem Ort zum andern bewegte — war das Erstaunen seiner Zeitgenossen und nicht die letzte Ursache seiner Erfolge. Wie der Körper war der Geist. Sein bewundernswürdiges Anschauungsvermögen offenbarte sich in der Sicherheit und Ausführbarkeit all seiner Anordnungen, selbst wo er befahl ohne mit eigenen Augen zu sehen. Sein Gedächtnifs war unvergleichlich und es war ihm geläufig mehrere Geschäfte mit gleicher Präcision neben einander zu betreiben. Obgleich Gentleman, Genie und Monarch hatte er dennoch ein Herz. So lange er lebte, bewahrte er für seine würdige Mutter Aurelia — der Vater starb ihm früh — die reinste Verehrung; seinen Frauen und vor allem seiner Tochter Julia widmete er eine ehrliche Zuneigung, die selbst auf die politischen Verhältnisse nicht ohne Rückwirkung blieb. Mit den sittlichsten und kernigsten Männern seiner Zeit, hohen und niederen Ranges, stand er in einem schönen Verhältnifs gegenseitiger Treue, mit jedem nach seiner Art. Wie er selbst niemals einen der Seinen in Pompeius kleinmüthiger und gefühlloser Art fallen liefs und, nicht blofs aus Berechnung, in guter und böser Zeit ungeirrt an den Freunden festhielt, so haben auch von diesen manche, wie Aulus Hirtius und Gaius Matius, noch nach seinem Tode ihm in schönen Zeugnissen ihre Anhänglichkeit bewährt. Wenn in einer so harmonisch organisirten Natur überhaupt eine einzelne Seite als charakteristisch hervorgehoben werden kann, so ist es die, dafs alles Ideale und alles Phantastische ihm fern lag. Es versteht sich von selbst, dafs Caesar ein leidenschaftlicher Mann war, denn ohne Leidenschaft giebt es keine Genialität; aber seine Leidenschaft war niemals mächtiger als er. Er hatte eine Jugend gehabt und auch in sein Gemüth waren Lieder, Liebe und Wein in lebendigem Leben eingezogen; aber sie drangen ihm doch nicht bis in den innerlichsten Kern seines Wesens. Die Litteratur beschäftigte ihn lange und ernstlich; aber wenn Alexandern der homerische Achill nicht schlafen liefs, so stellte Caesar in seinen schlaflosen Stunden Betrachtungen über die Beugungen der lateinischen Haupt- und Zeitwörter an. Er machte Verse wie damals Jeder, aber sie waren schwach; dagegen interessirten ihn astronomische und naturwissenschaftliche Gegenstände. Wenn der Wein für Alexander der Sorgenbrecher war und blieb, so mied nach durchschwärm-

ter Jugendzeit der nüchterne Römer denselben durchaus. Wie allen denen, die in der Jugend der volle Glanz der Frauenliebe umstrahlt hat, blieb ein Schimmer davon unvergänglich auf ihm ruhen: noch in späteren Jahren begegneten ihm Liebesabenteuer und Erfolge bei Frauen und blieb ihm eine gewisse Stutzerhaftigkeit im äufseren Auftreten oder richtiger ein erfreuliches Bewufstsein der eigenen männlich schönen Erscheinung. Sorgfältig deckte er mit dem Lorbeerkranz, mit dem er in späteren Jahren öffentlich erschien, die schmerzlich empfundene Glatze und hätte ohne Zweifel manchen seiner Siege darum gegeben, wenn er damit die jugendlichen Locken hätte zurückkaufen können. Aber wie gern er auch noch als Monarch mit den Frauen verkehrte, so hat er doch nur mit ihnen gespielt und ihnen keinerlei Einflufs über sich eingeräumt; selbst sein vielbesprochenes Verhältnifs zu der Königin Kleopatra war nur angesponnen um einen schwachen Punkt in seiner politischen Stellung zu maskiren (S. 406). Caesar war durchaus Realist und Verstandesmensch; und was er angriff und that, war von der genialen Nüchternheit durchdrungen und getragen, die seine innerste Eigenthümlichkeit bezeichnet. Ihr verdankte er das Vermögen unbeirrt durch Erinnern oder Erwarten energisch im Augenblick zu leben; ihr die Fähigkeit, in jedem Augenblick mit concentrirter Kraft zu handeln und auch dem kleinsten und beiläufigsten Beginnen seine volle Genialität zuzuwenden; ihr die Vielseitigkeit, mit der er erfafste und beherrschte, was der Verstand begreifen und der Wille zwingen kann; ihr die sichere Leichtigkeit, mit der er seine Perioden fügte wie seine Feldzugspläne entwarf; ihr die ,wunderbare Heiterkeit', die in guten und bösen Tagen ihm treu blieb; ihr die vollendete Selbstständigkeit, die keinem Liebling und keiner Maitresse, ja nicht einmal dem Freunde Gewalt über sich gestattete. Aus dieser Verstandesklarheit rührt es aber auch her, dafs Caesar sich über die Macht des Schicksals und das Können des Menschen niemals Illusionen machte; für ihn war der holde Schleier gehoben, der dem Menschen die Unzulänglichkeit seines Wirkens verdeckte. Wie klug er auch plante und alle Möglichkeiten bedachte, das Gefühl wich doch nie aus seiner Brust, dafs in allen Dingen das Glück, das heifst der Zufall das gute Beste thun müsse; und damit mag es denn auch zusammenhängen, dafs er so oft dem Schicksal Paroli geboten und namentlich mit verwegener Gleichgültigkeit seine Person wieder und wieder auf das Spiel gesetzt hat. Wie ja wohl überwiegend verständige Menschen in das reine Hasardspiel sich flüchten, so war auch in

Caesars Rationalismus ein Punct, wo er mit dem Mysticismus gewissermafsen sich berührte. — Aus einer solchen Anlage konnte nur ein Staatsmann hervorgehen. Von früher Jugend an war denn auch Caesar ein Staatsmann im tiefsten Sinne des Wortes und sein Ziel das höchste, das dem Menschen gestattet ist sich zu stecken: die politische, militärische, geistige und sittliche Wiedergeburt der tiefgesunkenen eigenen und der noch tiefer gesunkenen mit der seinigen innig verschwisterten hellenischen Nation. Die bittere Schule dreifsigjähriger Erfahrungen änderte seine Ansichten über die Mittel, wie dies Ziel zu erreichen sei; das Ziel blieb ihm dasselbe in den Zeiten hoffnungsloser Erniedrigung wie unbegrenzter Machtvollkommenheit, in den Zeiten, wo er als Demagog und Verschworner auf dunklen Wegen zu ihm hinschlich, wie da er als Mitinhaber der höchsten Gewalt und sodann als Monarch vor den Augen einer Welt im vollen Sonnenschein an seinem Werke schuf. Alle zu den verschiedensten Zeiten von ihm ausgegangene Mafsregeln bleibender Art ordnen in den grofsen Bauplan zweckmäfsig sich ein. Von einzelnen Leistungen Caesars sollte darum eigentlich nicht geredet werden; er hat nichts Einzelnes geschaffen. Mit Recht rühmt man den Redner Caesar wegen seiner aller Advokatenkunst spottenden männlichen Beredsamkeit, die wie die klare Flamme zugleich erleuchtete und erwärmte. Mit Recht bewundert man an dem Schriftsteller Caesar die unnachahmliche Einfachheit der Composition, die einzige Reinheit und Schönheit der Sprache. Mit Recht haben die gröfsten Kriegsmeister aller Zeiten den Feldherrn Caesar gepriesen, der wie kein anderer ungeirrt von Routine und Tradition immer daran festhielt, dafs immer diejenige Kriegführung die rechte ist, durch welche in dem gegebenen Falle der Feind besiegt wird; der mit divinatorischer Sicherheit für jeden Zweck das rechte Mittel fand; der nach der Niederlage schlagfertig dastand wie Wilhelm von Oranien und mit dem Siege ohne Ausnahme den Feldzug beendigte; der das Element der Kriegführung, dessen Behandlung das militärische Genie von der gewöhnlichen Offiziertüchtigkeit unterscheidet, die rasche Beweglichkeit der Massen, mit unübertroffener Vollkommenheit handhabte und der massenhaften Streitmacht die mobile, den zeitverderbenden Vorbereitungen das rasche Handeln selbst mit unzulänglichen Mitteln bis zur Verwegenheit vorzog. Allein alles dieses ist bei Caesar nur Nebensache; er war zwar ein grofser Redner, Schriftsteller und Feldherr, aber jedes davon ist er nur geworden, weil er ein vollendeter Staatsmann

war. Namentlich spielt der Soldat in ihm eine durchaus beiläufige Rolle, und es ist eine der hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten, die ihn von Alexander, Hannibal und Napoleon unterscheidet, dafs in ihm nicht der Offizier, sondern der Demagog der Ausgangspunkt der politischen Thätigkeit war. Seinem ursprünglichen Plan zufolge hatte er sein Ziel wie Perikles und Gaius Gracchus ohne Waffengewalt zu erreichen gedacht, und achtzehn Jahre hindurch hatte er als Führer der Popularpartei ausschliefslich in politischen Plänen und Intriguen sich bewegt, bevor er, ungern sich überzeugend von der Nothwendigkeit eines militärischen Rückhalts, schon ein Vierziger an die Spitze einer Armee trat. Es war erklärlich, dafs er auch späterhin immer noch mehr Staatsmann blieb als General — ähnlich wie Cromwell, der auch aus dem Oppositionsführer zum Militärchef und Demokratenkönig sich umschuf und der überhaupt, wie wenig auch der Puritanerheld dem lockeren Römer zu gleichen scheint, doch in seiner Entwicklung wie in seinen Zielen und Resultaten vielleicht unter allen Staatsmännern Caesar am nächsten verwandt ist. Selbst in seiner Kriegführung ist diese improvisirte Feldherrnschaft noch deutlich zu erkennen. Ein geschulter Offizier würde es schwerlich fertig gebracht haben aus politischen Rücksichten nicht durchaus zwingender Natur die gegründetsten militärischen Bedenken in der Art bei Seite zu schieben, wie dies Caesar mehrmals, am auffallendsten bei seiner Landung in Epirus that. Während Napoleon in Boulogne und in Aegypten den zum Feldherrn aufgedienten Artillerielieutenant nicht verleugnete, war Caesars Verhalten in den gleichartigen Unternehmungen das des zum Feldherrn metamorphosirten Demagogen. Allein wenn einzelne seiner Handlungen militärisch tadelhaft sein mögen, so verliert der Feldherr nur was der Staatsmann gewinnt. Die Aufgabe des Staatsmanns ist universeller Natur wie Caesars Genie: wenn er die vielfältigsten und von einander entlegensten Aufgaben zu lösen unternahm, so gingen sie doch alle ohne Ausnahme zurück auf das eine grofse Ziel, dem er mit grenzenloser Treue und Folgerichtigkeit diente; und nie hat er von den vielfältigen Seiten und Richtungen seiner grofsen Thätigkeit eine vor der andern bevorzugt. Obwohl ein Meister der Kriegskunst, hat er doch aus staatsmännischen Rücksichten das Aeufserste gethan um den Bürgerkrieg abzuwenden und um, da er dennoch begann, wenigstens keine blutigen Lorbeeren zu ernten. Obwohl der Begründer der Militärmonarchie, hat er doch mit einer in der Geschichte beispiellosen Energie weder Marschallshierarchie noch

Praetorianerregiment aufkommen lassen. Wenn überhaupt eine Seite der bürgerlichen Verdienste, so wurden von ihm vielmehr die um die Wissenschaften und die Künste des Friedens als die militärischen bevorzugt. Die bemerkenswertheste Eigenthümlichkeit seines staatsmännischen Schaffens ist dessen vollkommene Harmonie. In der That waren alle Bedingungen zu dieser schwersten aller menschlichen Leistungen in Caesar vereinigt. Durch und durch Realist liefs er die Bilder der Vergangenheit und die ehrwürdige Tradition nirgends sich anfechten: ihm galt nichts in der Politik als die lebendige Gegenwart und das verständige Gesetz, eben wie er auch als Grammatiker die historisch-antiquarische Forschung bei Seite schob und nichts anerkannte als einerseits den lebendigen Sprachgebrauch, andrerseits die Regel der Gleichmäfsigkeit. Ein geborener Herrscher regierte er die Gemüther der Menschen wie der Wind die Wolken zwingt und nöthigte die verschiedenartigsten Naturen ihm sich zu eigen zu geben, den schlichten Bürger und den derben Unteroffizier, die vornehmen Damen Roms und die schönen Fürstinnen Aegyptens und Mauretaniens, den glänzenden Cavalleriegeneral und den calculirenden Banquier. Sein Organisationstalent ist wunderbar; nie hat ein Staatsmann seine Bündnisse, nie ein Feldherr seine Armee aus ungefügen und widerstrebenden Elementen so entschieden zusammengezwungen und so fest zusammengehalten wie Caesar seine Coalitionen und seine Legionen; nie ein Regent mit so scharfem Blick seine Werkzeuge beurtheilt und ein jedes an den ihm angemessenen Platz gestellt. Er war Monarch; aber nie hat er den König gespielt. Auch als unumschränkter Herr von Rom blieb er in seinem Auftreten der Parteichef: vollkommen biegsam und geschmeidig, bequem und anmuthig in der Unterhaltung, zuvorkommend gegen Jeden schien er nichts sein zu wollen als der erste unter seines Gleichen. Den Fehler so vieler ihm sonst ebenbürtiger Männer, den militärischen Commandoton auf die Politik zu übertragen, hat Caesar durchaus vermieden; wie vielen Anlafs das verdriefsliche Verhältnifs zum Senat ihm auch dazu gab, er hat nie zu Brutalitäten gegriffen, wie die des achtzehnten Brumaire eine war. Caesar war Monarch; aber nie hat ihn der Tyrannenschwindel erfafst. Er ist vielleicht der einzige unter den Gewaltigen des Herrn, welcher im Grofsen wie im Kleinen nie nach Neigung oder Laune, sondern ohne Ausnahme nach seiner Regentenpflicht gehandelt hat und der, wenn er auf sein Leben zurücksah, wohl falsche Berechnungen zu bedauern, aber keinen Fehltritt der Leidenschaft zu bereuen fand. Es ist

nichts in Caesars Lebensgeschichte, das auch nur im Kleinen* sich vergleichen liefse mit jenen poetisch-sinnlichen Aufwallungen, mit der Ermordung des Kleitos oder dem Brand von Persepolis, welche die Geschichte von seinem grofsen Vorgänger in Osten berichtet. Er ist endlich vielleicht der Einzige unter jenen Gewaltigen, der den staatsmännischen Takt für das Mögliche und Unmögliche bis an das Ende seiner Laufbahn sich bewahrt hat und nicht gescheitert ist an derjenigen Aufgabe, die für grofsartig angelegte Naturen von allen die schwerste ist, an der Aufgabe die eigenen Schranken zu erkennen. Was möglich war hat er geleistet und nie um des unmöglichen Besseren willen das mögliche Gute unterlassen, nie es verschmäht unheilbare Uebel durch Palliative wenigstens zu lindern. Aber wo er erkannte, dafs das Schicksal gesprochen, hat er immer gehorcht. Alexander am Hyphasis, Napoleon in Moskau kehrten um, weil sie mufsten und zürnten dem Geschick, dafs es auch seinen Lieblingen nur begrenzte Erfolge gönnt; Caesar ist an der Themse und am Rhein freiwillig zurückgegangen und gedachte auch an der Donau und am Euphrat nicht ungemessene Pläne der Weltüberwindung, sondern blofs wohlerwogene Grenzregulirungen ins Werk zu setzen. — So war dieser einzige Mann, den zu schildern so leicht scheint und doch so unendlich schwer ist. Seine ganze Natur ist durchsichtige Klarheit; und die Ueberlieferung bewahrt über ihn ausgiebigere und lebendigere Kunde als über irgend einen seiner Pairs in der antiken Welt. Eine solche Persönlichkeit konnte wohl flacher oder tiefer, aber nicht eigentlich verschieden aufgefafst werden; jedem nicht ganz verkehrten Forscher ist das hohe Bild mit denselben wesentlichen Zügen erschienen, und doch ist dasselbe anschaulich wiederzugeben noch keinem gelungen. Das Geheimnifs liegt in dessen Vollendung. Menschlich wie geschichtlich steht Caesar in dem Gleichungspunct, in welchem die grofsen Gegensätze des Daseins sich in einander aufheben. Von gewaltigster Schöpferkraft und doch zugleich vom durchdringendsten Verstande; nicht mehr Jüngling und noch nicht Greis; vom höchsten Wollen und vom höchsten Vollbringen; erfüllt von republikanischen Idealen und zugleich geboren zum König; ein Römer im tiefsten Kern seines Wesens und wie-

* Wenn der Handel mit Laberius, den der bekannte Prolog erzählt, als ein Beispiel von Caesars Tyrannenlaunen angeführt worden ist, so hat man die Ironie der Situation wie des Dichters gründlich verkannt; ganz abgesehen von der Naivetät den sein Honorar bereitwillig einstreichenden Poeten als Märtyrer zu bedauern.

der berufen die römische und die hellenische Entwicklung in sich wie nach aufsen hin zu versöhnen und zu vermählen, ist Caesar der ganze und vollständige Mann. Darum fehlt es denn auch bei ihm mehr als bei irgend einer anderen geschichtlichen Persönlichkeit an den sogenannten charakteristischen Zügen, welche ja doch nichts anderes sind als Abweichungen von der naturgemässen menschlichen Entwicklung. Was dem ersten oberflächlichen Blick dafür gilt, zeigt sich bei näherer Betrachtung nicht als Individualität, sondern als Eigenthümlichkeit der Culturepoche oder der Nation; wie denn seine Jugendabenteuer ihm mit allen gleichgestellten begabteren Zeitgenossen gemein sind, sein unpoetisches, aber energisch logisches Naturell das Naturell der Römer überhaupt ist. Es gehört dies mit zu Caesars voller Menschlichkeit, dafs er im höchsten Grade durch Zeit und Ort bedingt ward; denn eine Menschlichkeit an sich giebt es nicht, sondern der lebendige Mensch kann eben nicht anders als in einer gegebenen Volkseigenthümlichkeit und in einem bestimmten Culturzug stehen. Nur dadurch war Caesar ein voller Mann, weil er wie kein anderer mitten in die Strömungen seiner Zeit sich gestellt hatte und weil er die kernige Eigenthümlichkeit der römischen Nation, die reale bürgerliche Tüchtigkeit vollendet wie kein anderer in sich trug; wie denn auch sein Hellenismus nur derjenige war, der mit der italischen Nationalität längst sich innig verwachsen hatte. Aber eben hierin liegt auch die Schwierigkeit, man darf vielleicht sagen die Unmöglichkeit Caesar anschaulich zu schildern. Wie der Künstler alles malen kann, nur nicht die vollendete Schönheit, so kann auch der Geschichtschreiber, wo ihm alle tausend Jahre einmal das Vollkommene begegnet, nur darüber schweigen. Denn es läfst die Regel wohl sich aussprechen, aber sie giebt uns nur die negative Vorstellung von der Abwesenheit des Mangels; das Geheimnifs der Natur, in ihren vollendetsten Offenbarungen Normalität und Individualität mit einander zu verbinden, ist unaussprechlich. Uns bleibt nichts als diejenigen glücklich zu preisen, die dieses Vollkommene schauten, und eine Ahnung desselben aus dem Abglanz zu gewinnen, der auf den von dieser grofsen Natur geschaffenen Werken unvergänglich ruht. Zwar tragen auch diese den Stempel der Zeit. Der römische Mann selbst stellte seinem jugendlichen griechischen Vorgänger nicht blofs ebenbürtig, sondern überlegen sich an die Seite; aber die Welt inzwischen war alt geworden und ihr jugendlicher Schimmer verblafst. Caesars Thätigkeit ist nicht mehr wie die Alexanders ein freudiges Vorwärtsstreben in die ungemessene Weite; er baute auf und aus

Ruinen und war zufrieden in den einmal angewiesenen weiten, aber begrenzten Räumen möglichst erträglich und möglichst sicher sich einzurichten. Mit Recht hat denn auch der feine Dichtertact der Völker um den unpoetischen Römer sich nicht bekümmert und nur den Sohn des Philippos mit allem Goldglanz der Poesie, mit allen Regenbogenfarben der Sage bekleidet. Aber das staatliche Leben der Nationen hat seit Jahrtausenden wieder und wieder auf die Linien zurückgelenkt, die Caesar gezogen hat, und wenn die Völker, denen die Welt gehört, noch heute mit seinem Namen die höchsten ihrer Monarchen nennen, so liegt darin eine tiefsinnige, leider auch eine beschämende Mahnung.

Wenn es gelingen sollte aus den alten in jeder Hinsicht heillosen Zuständen herauszukommen und das Gemeinwesen zu verjüngen, so mufste vor allen Dingen das Land thatsächlich beruhigt und der Boden von den Trümmern, die von der letzten Katastrophe her überall ihn bedeckten, gesäubert werden. Caesar ging dabei aus von dem Grundsatz der Versöhnung der bisherigen Parteien oder richtiger gesagt — denn von wirklicher Ausgleichung kann bei unversöhnlichen Gegensätzen nicht gesprochen werden — von dem Grundsatz, dafs der Kampfplatz, auf dem die Nobilität und die Popularen bisher mit einander gestritten hatten, von beiden Theilen aufzugeben sei und beide auf dem Boden der neuen monarchischen Verfassung sich zusammenzufinden hätten. Vor allen Dingen also galt aller ältere Hader der republikanischen Vergangenheit als abgethan für immer und ewig. Während Caesar die auf die Nachricht von der pharsalischen Schlacht von dem hauptstädtischen Pöbel umgestürzten Bildsäulen Sullas wieder aufzurichten befahl und also es anerkannte, dafs über diesen grofsen Mann einzig der Geschichte Gericht zu halten gebühre, hob er zugleich die letzten noch nachwirkenden Folgen seiner Ausnahmegesetze auf, rief die noch von den cinnanischen und sertorianischen Wirren her Verbannten aus dem Exil zurück und gab den Kindern der von Sulla Geächteten die verlorene passive Wahlfähigkeit wieder. Ebenso wurden alle diejenigen restituirt, die in dem vorbereitenden Stadium der letzten Katastrophe durch Censorenspruch oder politischen Prozefs, namentlich durch die auf Grund der Exceptionalgesetze von 702 erhobenen Anklagen, ihren Sitz im Senat oder ihre bürgerliche Existenz eingebüfst hatten. Nur blieben, wie billig, diejenigen, die für Geld Geächtete getödtet hatten, auch ferner bescholten und ward der verwegenste Condottiere der Senatspartei, Milo von der allgemeinen Begnadigung ausgeschlossen. — Weit schwieriger als die Ordnung dieser

im Wesentlichen bereits der Vergangenheit anheimgefallenen Fragen war die Behandlung der im Augenblick sich gegenüberstehenden Parteien: theils des eigenen demokratischen Anhangs Caesars, theils der gestürzten Aristokratie. Dafs jener mit Caesars Verfahren nach dem Sieg und mit seiner Aufforderung den alten Parteistandpunkt aufzugeben wo möglich noch minder einverstanden war als diese, versteht sich von selbst. Caesar selbst wollte wohl im Ganzen dasselbe, was Gaius Gracchus im Sinne getragen hatte; allein die Absichten der Caesarianer waren nicht mehr die der Gracchaner. Die römische Popularpartei war in immer steigernder Progression aus der Reform in die Revolution, aus der Revolution in die Anarchie, aus der Anarchie in den Krieg gegen das Eigenthum gedrängt worden; sie hatte unter Caesars Fahne sich gestellt, weil sie von ihm das erwartete, was Catilina ihr nicht hatte schaffen können. Als nun aber sehr bald sich herausstellte, dafs Caesar nichts weniger sein wollte als der Testamentsvollstrecker Catilinas, dafs die Verschuldeten von ihm höchstens Zahlungserleichterungen uud Procefsmilderungen zu hoffen hatten, da ward die erbitterte Frage laut, für wen die Volkspartei gesiegt habe, wenn nicht für das Volk? Vor lauter Aerger über die fehlgeschlagenen politisch-ökonomischen Saturnalien fing das vornehme und niedere Gesindel dieser Art an erst mit den Pompeianern zu liebäugeln, dann sogar während Caesars fast zweijähriger Abwesenheit von Italien (Jan. 706 — Herbst 707) daselbst einen Bürgerkrieg im Bürgerkriege anzuzetteln. Der Praetor Marcus Caelius Rufus, ein guter Adlicher und schlechter Schuldenbezahler, von einigem Talent und vieler Bildung, als ein heftiger und redefertiger Mann bisher im Senat und auf dem Markte einer der eifrigsten Vorkämpfer für Caesar, brachte ohne höheren Auftrag bei dem Volke zuerst ein Gesetz, das den Schuldnern ein sechsjähriges zinsfreies Moratorium gewährte, und sodann, da man ihm hiebei in den Weg trat, ein zweites ein, das alle Forderungen aus Darlehen und laufenden Hausmiethen cassirte; worauf der caesarische Senat ihn seines Amtes entsetzte. Es war eben die Zeit vor der pharsalischen Schlacht und die Wagschale in dem grofsen Kampfe schien sich auf die Seite der Pompeianer zu neigen; Rufus trat mit dem alten senatorischen Bandenführer Milo in Verbindung und beide stifteten eine Contrerevolution an, die theils die republikanische Verfassung, theils Cassation der Forderungen und Freierklärung der Sclaven auf ihr Panier schrieb. In der That kam Milo aus seinem Verbannungsort Massalia zurück und rief in der Gegend von Thurii die Pom-

peianer und die Hirtensclaven unter die Waffen. Allein Rufus Plan der Stadt Capua sich durch bewaffnete Sclaven zu bemächtigen ward vor der Ausführung entdeckt und durch die capuanische Bürgerwehr vereitelt; Quintus Pedius, der mit einer Legion in das thurinische Gebiet einrückte, zerstreute die daselbst hausende Bande; und der Fall ihrer beiden Führer machte dem Scandal völlig ein Ende. Dennoch fand sich das Jahr darauf ein zweiter Thor, der Volkstribun Publius Dolabella, der, gleich verschuldet, aber ungleich weniger begabt als sein Vorgänger, dessen Gesetz über die Forderungen und Hausmiethen abermals einbrachte und mit seinem Collegen Lucius Trebellius darüber noch einmal — es war das letzte Mal — den Demagogenkrieg begann; es gab arge Händel zwischen den beiderseitigen bewaffneten Banden und vielfachen Straſsenlärm, bis der Commandant von Italien Marcus Antonius das Militair einschreiten lieſs und bald darauf Caesars Rückkehr aus dem Osten dem tollen Treiben vollständig ein Ziel setzte. Caesar legte diesen hirnlosen Versuchen die catilinarischen Projecte wieder aufzuwärmen so wenig Gewicht bei, daſs er selbst den Dolabella in Italien duldete, ja nach einiger Zeit ihn sogar wieder zu Gnaden annahm. Gegen solches Gesindel, dem es nicht um irgend welche politische Frage, sondern einzig um den Krieg gegen das Eigenthum zu thun ist, genügt wie gegen die Räuberbanden die bloſse Existenz einer starken Regierung; und Caesar war zu groſs und zu besonnen, um mit der Angst, die die italischen Trembleurs vor diesen damaligen Communisten empfanden, Geschäfte zu machen und damit seiner Monarchie eine falsche Popularität zu erschwindeln. — Wenn Caesar also die demokratische Partei ihrem schon bis an die äuſserste Grenze vorgeschrittenen Zersetzungsprozeſs überlassen konnte und überlieſs, so war es dagegen bei weitem schwieriger die ehemalige aristokratische Partei in der Art zu behandeln, daſs die gehörige Verbindung des Niederdrückens und des Entgegenkommens ihre Auflösung nicht herbeiführte — dies vermochte nur die Zeit — sondern sie vorbereitete und einleitete. Es war das Wenigste, daſs Caesar, schon aus natürlichem Anstandsgefühl, es vermied die gestürzte Partei durch leeren Hohn zu erbittern, über die besiegten Mitbürger nicht triumphirte*, des Pompeius oft und immer mit Achtung gedachte und sein vom Volke umgestürztes Stand-

* Auch der Triumph nach der später zu erwähnenden Schlacht bei Munda galt wohl nur den zahlreich in dem besiegten Heer dienenden Lusitanern.

bild am Rathhaus bei der Herstellung desselben an dem früheren ausgezeichneten Platze wiederum errichten liefs. Schwieriger war es die Grundsätze festzustellen, nach denen über diejenigen, die im letzten Bürgerkrieg gegen Caesar Partei ergriffen hatten und durch den Sieg in seine Gewalt gegeben waren, entschieden werden sollte. Vor allen Dingen fand keine Untersuchung statt über die vielfachen Verbindungen, die die Verfassungspartei auch unter den nominellen Caesarianern gehabt hatte; Caesar warf die in den feindlichen Hauptquartieren von Pharsalos und Thapsus vorgefundenen Papierstöfse ungelesen ins Feuer und verschonte sich und das Land mit politischen Prozessen gegen des Hochverraths verdächtige Individuen. Ferner gingen straffrei aus alle Gemeinen, die ihren römischen oder provinzialen Offizieren in den Kampf gegen Caesar gefolgt waren. Eine Ausnahme ward nur gemacht mit denjenigen römischen Bürgern, die in dem Heere des numidischen Königs Juba Dienste genommen hatten; ihnen wurde zur Strafe das Vermögen eingezogen. Auch den Offizieren der besiegten Partei hatte Caesar bis zum Ausgang des spanischen Feldzugs 705 uneingeschränkte Begnadigung gewährt; allein er überzeugte sich, dafs er hiemit zu weit gegangen und dafs die Beseitigung wenigstens der Häupter unvermeidlich sei. Die Regel, die er von jetzt an zur Richtschnur nahm, war, dafs wer nach der Capitulation von Ilerda im feindlichem Heere als Offizier gedient oder im Gegensenat gesessen hatte, dadurch sein Vermögen einbüfste, ohne Unterschied ob er den Kampf überlebt hatte oder nicht und ob er mit oder ohne Testament starb; wer ferner von diesen das Ende des Kampfes erlebte, seine politischen Rechte verlor und für Lebenszeit aus Italien verbannt ward; wer endlich von diesen früher von Caesar Gnade angenommen hatte und abermals in den feindlichen Reihen betroffen ward, damit das Leben verwirkt hatte. Indefs in der Ausführung wurden diese Sätze wesentlich gemildert. Todesurtheile wurden nur gegen die wenigsten unter den zahlreichen Rückfälligen wirklich vollstreckt. Bei der Confiscation des Vermögens der Gefallenen wurden nicht nur die auf den einzelnen Massen haftenden Schulden so wie die Mitgiftforderungen der Wittwen wie billig in Abzug gebracht, sondern auch den Kindern der Todten ein Theil des väterlichen Vermögens gelassen. Von denjenigen endlich, die jenen Regeln zufolge Verbannung und Vermögensconfiscation traf, wurden nicht wenige sogleich ganz begnadigt oder kamen, wie die zu Mitgliedern des Senats von Utica geprefsten africanischen Grofs-

händler, mit Geldbufsen davon. Aber auch den Uebrigen ward fast ohne Ausnahme Freiheit und Vermögen zurückgegeben, wenn sie nur es über sich gewannen defshalb bittend bei Caesar einzukommen; manchem, der dessen sich weigerte, wie zum Beispiel dem Consular Marcus Marcellus, ward die Begnadigung auch ungebeten octroyirt und endlich im J. 710 für alle noch nicht Begnadigten eine allgemeine Amnestie erlassen. — Dafs durch all diese weise und hochherzige Mäfsigung die republikanische Opposition sich nicht beschwichtigen, geschweige denn brechen liefs, konnte Niemand und am wenigsten Caesar selbst überraschen. Unzufriedenheit mit der neuen Ordnung der Dinge und Erbitterung gegen den ungewohnten Herrscher waren allgemein. Zu offenem politischen Widerstand gab es freilich keine Gelegenheit mehr — es kam kaum in Betracht, dafs einige oppositionelle Tribune bei Gelegenheit der Titelfrage durch demonstratives Einschreiten gegen die, welche Caesar König genannt hatten, sich die republikanische Märtyrerkrone erwarben —; aber um so entschiedener äufserte der Republikanismus sich als Gesinnungsopposition und im geheimen Treiben und Wühlen. Keine Hand regte sich, wenn der Imperator öffentlich erschien. Es regnete Maueranschläge und Spottverse voll bitterer und treffender Volkssatire. Wo ein Komödiant eine republikanische Anspielung wagte, begrüfste ihn der lauteste Beifall. Catos Lob und Preis war das Modethema der oppositionellen Broschürenscheiber und die Schriften derselben fanden ein nur um so dankbareres Publicum, weil auch die Litteratur nicht mehr frei war. Caesar bekämpfte zwar auch jetzt noch die Republikaner auf dem eigenen Gebiet; er selbst und seine fähigeren Vertrauten replicirten auf die Catolitteratur mit Anticatonen und es ward zwischen den republikanischen und den caesarianischen Scribenten um den todten Mann von Utica gestritten wie zwischen Troern und Hellenen um die Leiche des Patroklos; allein es verstand sich von selbst, dafs in diesem Kampfe, in dem das durchaus republikanisch gestimmte Publicum Richter war, die Caesarianer den Kürzeren zogen. Es blieb nichts übrig als die Schriftsteller zu terrorisiren; wefshalb denn unter den Verbannten die litterarisch bekannten und gefährlichen Männer, wie Publius Nigidius Figulus und Aulus Caecina, am schwersten die Erlaubnifs zur Rückkehr nach Italien erhielten, über die in Italien geduldeten oppositionellen Schriftsteller aber eine thatsächliche Censur verhängt ward, die darum um so schwerer fesselte, weil das Mafs der zu befürchtenden

Strafe durchaus arbiträr war.* Das Wühlen und Treiben der gestürzten Parteien gegen die neue Monarchie wird zweckmäfsiger in einem andern Zusammenhang dargestellt werden; hier genügt es zu sagen, dafs die Versuche zur Erneuerung des Bürgerkrieges unaufhörlich im ganzen Umfange des römischen Reiches gährten und die Flamme des Bürgerkrieges, bald von den Pompeianern, bald von den Republikanern angefacht, an verschiedenen Orten hell wieder emporschlug; und dafs in der Hauptstadt die Verschwörung gegen das Leben des Herrschers in Permanenz blieb. Wenn Caesar mit der gleichgültigen Verwegenheit, die in allen seine persönliche Sicherheit angehenden Dingen ihm eigen war, durch diese Anschläge nicht einmal bewogen ward auf die Dauer mit einer Leibwache sich zu umgeben und in der Regel sich begnügte die entdeckten Conspirationen durch öffentliche Anschläge bekannt zu geben, so konnte er doch die sehr ernste Gefahr sich nicht verhehlen, mit der diese Masse Mifsvergnügter nicht blofs ihn, sondern auch seine Schöpfungen bedrohte. Wenn er dennoch, alles Warnens und Hetzens seiner Freunde nicht achtend, ohne über die Unversöhnlichkeit auch der begnadigten Gegner sich zu täuschen, mit einer wunderbar kaltblütigen Energie dabei beharrte der bei weitem gröfseren Anzahl derselben zu verzeihen, so war dies weder ritterliche Hochherzigkeit einer stolzen noch Gefühlsmilde einer weichen Natur, sondern es war die richtige staatsmännische Erwägung, dafs überwundene Parteien rascher und mit minderem Schaden für den Staat innerhalb des Staats sich absorbiren, als wenn man sie durch Aechtung auszurotten oder durch Verbannung aus dem Gemeinwesen auszuscheiden versucht. Caesar konnte für seine hohen Zwecke die Verfassungspartei selbst nicht entbehren, die ja nicht etwa blofs die Aristokratie, sondern alle Elemente des Freiheits- und des Nationalsinns innerhalb der italischen Bürgerschaft in sich schlofs; für seine Pläne zur Verjüngung des alternden Staats bedurfte er der ganzen Masse von Talenten, Bildung, ererbtem und selbsterworbenem Ansehen, die diese Partei in sich schlofs; und wohl in diesem Sinn mag er die Begnadigung der Gegner den schönsten Lohn des Sieges genannt haben. So wurden denn zwar die hervorragendsten Spitzen der geschlagenen Parteien beseitigt; aber den Männern zweiten und dritten Ranges und namentlich der

* Wer alte und neue Schriftstellerbedrängnisse zu vergleichen wünscht; wird in dem Briefe des Caecina (Cicero *ad Fam.* 6, 7) Gelegenheit dazu finden.

jüngeren Generation ward nicht gestattet in passiver Opposition zu schmollen, sondern sie wurden durch mehr oder minder gelinden Zwang veranlafst sich an der neuen Verwaltung thätig zu betheiligen und Ehren und Aemter von ihr anzunehmen. Wie für Heinrich IV. und Wilhelm von Oranien so begannen auch für Caesar die gröfsten Schwierigkeiten erst nach dem Siege; denn er blieb nicht, wie Cinna und Sulla, auch nach demselben Parteihaupt, sondern es trat ihm damit an die Stelle der Parteiinteressen die Wohlfahrt des Gemeinwesens. Jeder revolutionäre Sieger macht die Erfahrung, dafs in diesem Falle die erste Folge des Sieges ist alle Parteien gegen den Sieger zu vereinigen; und um so mehr, je gröfser und reiner der Sieger seinen neuen Beruf auffafst. Die Verfassungsfreunde und die Pompeianer, wenn sie auch mit den Lippen Caesar huldigten, grollten doch im Herzen der Monarchie oder wenigstens der Dynastie; die gesunkene Demokratie war, seit sie begriffen, dafs Caesars Zwecke keineswegs die ihrigen waren, gegen denselben in offenem Aufruhr; selbst die persönlichen Anhänger Caesars murrten, als sie ihr Haupt statt eines Condottierstaats eine allen gleiche und gerechte Monarchie gründen und die auf sie treffenden Gewinnstportionen durch das Hinzutreten der Besiegten sich verringern sahen. Die Ordnung des Gemeinwesens, die er zu begründen dachte, war keiner Partei genehm und Caesar mufste sie den Genossen nicht minder als den Gegnern octroyiren. Seine eigene Stellung war jetzt eine weit gefährdetere als vor dem Siege; aber was er verlor, gewann der Staat. Indem er die Parteien vernichtete und die Parteimänner nicht blofs schonte, sondern jeden Mann von Talent oder auch nur von guter Herkunft, ohne Rücksicht auf seine politische Vergangenheit, zu Aemtern gelangen liefs, gewann er nicht blofs für seinen grofsen Bau alle im Staate vorhandene Arbeitskraft, sondern das freiwillige oder gezwungene Schaffen der Männer aller Parteien an demselben Werke führte auch unmerklich die Nation hinüber auf den neubereiteten Boden. Wenn diese Ausgleichung der Parteien für den Augenblick nur äufserlicher Art war und dieselben sich für jetzt viel weniger in der Anhänglichkeit an die neuen Zustände begegneten als in dem Hasse gegen Caesar, so irrte dies ihn nicht; er wufste es wohl, dafs die Gegensätze doch in solcher äufserlichen Vereinigung sich abstumpfen und dafs nur auf diesem Wege der Staatsmann der Zeit vorarbeitet, welche freilich allein vermag solchen Hader schliefslich zu sühnen, indem sie das alte Geschlecht ins Grab legt. Noch weniger fragte er, wer ihn hafste oder auf Mord

gegen ihn sann. Wie jeder echte Staatsmann diente er dem Volke nicht um Lohn, auch nicht um den Lohn seiner Liebe, sondern gab die Gunst der Zeitgenossen hin für den Segen der Zukunft und vor allem für die Erlaubnifs seine Nation retten und verjüngen zu dürfen.

Versuchen wir im Einzelnen Rechenschaft zu geben von der Ueberführung der alten Zustände in die neue Bahn, so ist zunächst daran zu erinnern, dafs Caesar nicht kam um anzufangen, sondern um zu vollenden. Der Plan zu einer neuen zeitgemäfsen Politie, längst von Gaius Gracchus entworfen, war von seinen Anhängern und Nachfolgern wohl mit mehr oder minder Geist und Glück, aber ohne Schwanken festgehalten worden. Caesar, von Haus aus und gleichsam schon nach Erbrecht das Haupt der Popularpartei, hatte seit dreifsig Jahren deren Schild hoch emporgehalten, ohne je die Farbe zu verleugnen oder auch nur zu decken; er blieb Demokrat auch als Monarch. Wie er die Erbschaft seiner Partei, abgesehen natürlich von den clodischen und catilinarischen Verkehrtheiten, unbeschränkt antrat, der Aristokratie und den echten Aristokraten den bittersten selbst persönlichen Hafs zollte und die wesentlichen Gedanken der römischen Demokratie: die Milderung der Lage der Schuldner, die überseeische Colonisation, die allmähliche Nivellirung der unter den Klassen der Staatsangehörigen bestehenden Rechtsverschiedenheiten, die Emancipirung der executiven Gewalt vom Senat unverändert festhielt, so war auch seine Monarchie so wenig mit der Demokratie im Widerspruch, dafs vielmehr diese erst durch sie zur Vollendung und Erfüllung gelangte. Denn diese Monarchie war nicht die orientalische Despotie von Gottes Gnaden, sondern die Monarchie, wie Gaius Gracchus sie gründen wollte, wie Perikles und Cromwell sie gründeten: die Vertretung der Nation durch ihren höchsten und unumschränkten Vertrauensmann. Es waren insofern die Gedanken, die dem Werke Caesars zu Grunde lagen, nicht eigentlich neue; aber ihm gehört ihre Verwirklichung, die zuletzt überall die Hauptsache bleibt, und ihm die Grofsheit der Ausführung, die selbst den genialen Entwerfer, wenn er sie hätte schauen können, überrascht haben möchte.

Die Stellung des neuen Staatsoberhaupts erscheint formell in seltsamer Gestalt. Caesar übernahm die Dictatur zuerst vorübergehend 705, dann nach der pharsalischen Schlacht vom Herbst 706 an als jährlich erneuertes Amt, hierauf nach der Schlacht von Thapsus 708 auf zehn Jahre und endlich 710 auf Lebenszeit; ferner die Censur unter dem neuen Titel eines Sitten-

meisters im J. 708 auf drei Jahre, im J. 710 auf Lebenszeit; weiter das Consulat zuerst für 706 in gewöhnlicher Weise — es war dies das Amt, über dessen Bekleidung zunächst der Bürgerkrieg ausgebrochen war — später auf fünf, endlich auf zehn Jahre, einmal auch ohne Collegen; imgleichen zwar nicht das Volkstribunat, aber eine der tribunicischen gleichartige Gewalt im J. 706 auf Lebenszeit; sodann die erste Stelle und damit das Vorstimmrecht im Senat; endlich die der bisherigen Verfassung fremde Obergewalt auf Lebenszeit, welche bezeichnet ward durch den als Ehrentitel längst bekannten, aber als Amttitel neuen Namen Imperator, der der Unterscheidung halber späterhin regelmäfsig als Amttitel dem Eigennamen vor-, als Ehrentitel ihm nachgesetzt wird. Die Oberaufsicht über den Cult erhielt Caesar nur defshalb nicht, weil er das Amt des Oberpontifex bereits bekleidete (S. 154); dagegen wurde er Mitglied derjenigen der grofsen geistlichen Collegien, denen er noch nicht angehörte. Zu diesem bunten Verein bürgerlicher und priesterlicher Aemter kam ferner hinzu eine noch bei weitem buntere Menge von Gesetzen und Senatsbeschlüssen, welche das Recht ohne Befragung des Senats und des Volkes über Krieg und Frieden zu entscheiden, die Verfügung über Heere und Kassen, die Ernennung der Provinzialstatthalter, ein bindendes Vorschlagsrecht hinsichtlich eines Theils der stadtrömischen Beamten, die Wahlleitung in den Centuriatcomitien, das Recht der Patricierernennung und andere derartige aufserordentliche Befugnisse von den bisherigen competenten Organen auf Caesar übertrugen; um ganz abzusehen von den leeren Ehren und Decorationen, der Ertheilung des Titels eines Vaters des Vaterlandes, der Benennung seines Geburtsmonats mit dem Namen, den er heute noch führt, des Julius, und anderer zuletzt völlig in die einfältigste Vergötterung sich verlaufender Manifestationen des beginnenden aberwitzigen Hoftons. Offenbar ist hier, wie es scheint durch Compromifs zwischen der neuen höfischen Devotion und dem republikanischen Widerwillen die Monarchie beim rechten Namen zu nennen, der Versuch gemacht die unumschränkte Gewalt des Monarchen in ihre einzelnen Bestandtheile zu zerlegen; was freilich ebenso weitschweifig wie logisch verkehrt war, denn die unumschränkte Gewalt entzieht sich ihrer Natur nach jeder Specialisirung. Dafs Caesar selber beabsichtigt habe aus diesem Bündel alter und neuer Aemter und aufserordentlicher Commissionen seine neue Königsgewalt zusammenzuklittern, ist eine mehr naive als geistreiche Vermuthung. Für den Verständigen wird es weder dafür eines Beweises bedürfen, dafs Caesar

beabsichtigte die höchste Gewalt, und zwar nicht etwa auf einige Jahre oder auch als persönliches Amt auf Lebenszeit, etwa wie Sullas Regentschaft, sondern als bleibendes Organ, in dem Staatsganzen zu constituiren, noch auch dafür, dafs er für die neue Institution eine entsprechende und einfache Formulirung ausersah; denn wenn es ein politischer Fehler ist inhaltlose Namen zu schaffen, so ist es ein kaum geringerer den Inhalt der Machtfülle ohne Namen hinzustellen. Nur ist es freilich, theils weil in dieser Uebergangszeit die ephemeren und die bleibenden Bauten sich noch nicht klar von einander sondern, theils weil die dem Winke bereits zuvorkommende Devotion der Clienten den Herrn mit einer ohne Zweifel ihm selbst widerwärtigen Fülle von Vertrauensdecreten und Ehrengesetzen überschüttete, nicht ganz leicht festzustellen, was die von Caesar gewählte Formulirung war. Die Dictatur Caesars, wenn sie, wie es scheint, nicht nach der ganz anomalen sullanischen, sondern, von der Zeitgrenze abgesehen, nach der gewöhnlichen republikanischen formulirt war, war zu eng beschränkt um die neue Monarchie in sich zu fassen; auf jeden Fall aber ward sie durch den ihr anhaftenden Charakter der Exceptionalgewalt und durch ihre Unpopularität dazu nicht gerade empfohlen. Vielmehr benutzte Caesar sie dazu, wozu sie von Alters her im Verfassungsorganismus diente, als aufserordentliche Vorstandschaft zur Erledigung der aufserordentlichen Krise; woher es begreiflich ist, dafs unter Caesars vielen Aemtern die Dictatur praktisch am häufigsten und am bestimmtesten hervortritt. Noch minder konnte die neue Monarchie anknüpfen an das Consulat, schon wegen der von diesem Amt nicht wohl zu trennenden Collegialität; es hat auch Caesar offenbar darauf hingearbeitet dieses bisher höchste Amt zum leeren Titel umzugestalten. Am wenigsten lieh die tribunicische Gewalt einen brauchbaren Ausdruck her zur Bezeichnung der Competenz des neuen Staatsoberhaupts, da der Volkstribun verfassungsmäfsig nicht befehlen konnte, sondern nur andern Befehlenden verbieten. Dagegen erscheint das neue Imperatorenamt in jeder Hinsicht dazu geeignet; schon darum weil es neu ist und kein bestimmter äufserer Anlafs vorlag dasselbe einzurichten. Der neue Wein durfte nicht in alte Schläuche gefüllt werden: hier aber ist zu der neuen Sache der neue Name und in demselben in prägnantester Weise zusammengefafst, was schon in dem gabinischen Gesetz, nur mit minderer Schärfe, die demokratische Partei als Competenz ihres Oberhauptes formulirt hatte: die Concentrirung der Amtsgewalt *(imperium)* in der Hand eines vom Senat unabhängigen Volkshauptes. Auch scheint in

Caesars Gesetz über politische Verbrecher der Monarch mit diesem Ausdruck bezeichnet worden zu sein; und, was ganz entscheidend ist: die Imperatorengewalt wurde Caesar nicht blofs für seine Person, sondern auch für seine leiblichen oder adoptirten Descendenten übertragen. Es hat denn auch die Folgezeit, wenn gleich nicht unmittelbar, die Monarchie an den Imperatorentitel angeknüpft. Um diesem neuen Amt zugleich die demokratische und die religiöse Weihe zu verleihen, beabsichtigte Caesar wahrscheinlich mit demselben theils die tribunicische Gewalt, theils das Oberpontificat und die Mitgliedschaft in den drei andern grossen Collegien erblich zu verknüpfen, obwohl nur für das Oberpriesterthum die Erblichmachung ausdrücklich bezeugt ist. Staatsrechtlich lehnte das neue Imperatorenamt sich an an die Stellung, welche die Consuln oder Proconsuln aufserhalb der Bannmeile einnahmen, so dafs nicht blofs das militärische Commando, sondern auch die höchste richterliche und administrative Gewalt darin enthalten war.* Der Imperator verhielt sich zu dem Con-

* Die verbreitete Meinung, die in dem kaiserlichen Imperatorenamt eine wesentlich militärische Gewalt, nämlich die lebenslängliche Reichsfeldherrnwürde sieht, ist durchaus irrig und wird weder durch die Bedeutung des Wortes noch durch die Auffassung der alten Berichterstatter gerechtfertigt. *Imperium* ist die Amtsgewalt, *imperator* der Inhaber derselben; in diesen Worten wie in den entsprechenden griechischen Ausdrücken κράτος, αὐτοκράτωρ liegt so wenig eine specifisch militärische Beziehung, dafs es vielmehr eben das Charakteristische der römischen Amtsgewalt ist, wo sie rein und vollständig auftritt, die militärische und die bürgerliche Gewalt als ein untrennbares Ganze in sich zu enthalten. Ganz richtig sagt Dio (53, 17, vgl. 43, 44. 52, 41), dafs der Name Imperator von den Kaisern angenommen ward ‚zur Anzeige ihrer Vollgewalt anstatt des Königs- und Dictatortitels (πρὸς δήλωσιν τῆς αὐτοτελοῦς σφῶν ἐξουσίας, ἀντὶ τῆς τοῦ βασιλέως τοῦ τε δικτάτωρος ἐπικλήσεως); denn diese älteren Titel sind dem Namen nach verschwunden, der Sache nach aber giebt der Imperatorname dieselben Befugnisse, (τὸ δὲ δὴ ἔργον αὐτῶν τῇ τοῦ αὐτοκράτορος προσηγορίᾳ βεβαιοῦνται), zum Beispiel das Recht Soldaten auszuheben, Steuern auszuschreiben, Krieg zu erklären und Frieden zu schliefsen, über Bürger und Nichtbürger in und aufser der Stadt die höchste Gewalt zu üben und jeden an jedem Orte am Leben oder sonst zu strafen, überhaupt der mit dem höchsten Imperium in ältester Zeit verbundenen Befugnisse sich anzumafsen.‘ Deutlicher kann es wohl nicht gesagt werden, dafs *imperator* eben gar nichts ist als ein Synonym für *rex*, so gut wie *imperare* mit *regere* zusammenfällt. — Damit freilich steht es im Widerspruch — und zunächst dadurch scheint die Auffassung der kaiserlichen Imperatorenwürde als eines militärischen Amtes veranlafst zu sein —, dafs Tiberius sich den Herrn seiner Sclaven, den Imperator seiner Soldaten, den Fürsten *(princeps)* seiner Mitbürger nannte (Dio 57, 8). Aber eben hierin liegt die vollkommenste Bestätigung: denn Tiberius wies ja jenes neue kaiserliche Imperium zurück (Sueton *Tib.* 26; Dio 57, 2; Eckhel 6, 200) und war Im-

sul gewissermassen wie dieser zu dem Prätor, indem ihre Gewalt zwar gleichartig war, aber im Collisionsfall wie der Prätor dem Consul, so der Consul dem Imperator wich; was auch äufserlich scharf bezeichnet ward durch den zwischen die beiden Herrenstühle der Consuln gestellten erhöhten kaiserlichen Sessel. Nur insofern war die Gewalt des Imperators qualitativ der consularisch-proconsularischen überlegen, als jene nicht nach Zeit und Raum begrenzt, sondern lebenslänglich und vererblich und auch in der Hauptstadt wirksam war, als der Imperator nicht, wohl aber der Consul durch gleich mächtige Collegen gehemmt werden konnte und als alle Restrictionen, welche im Laufe der Zeit die ursprüngliche höchste Amtsgewalt beschränkt hatten, namentlich das Provocationsrecht und die Verpflichtung die Rathschläge des Senats zu beachten, für den Imperator wegfielen. Um es mit einem Worte zu sagen: dies neue Imperatorenamt war nichts anderes als das wiederhergestellte uralte Königthum; denn es waren ja eben jene Beschränkungen in der zeitlichen und örtlichen Begrenzung der Gewalt, in der Collegialität und der für gewisse Fälle nothwendigen Mitwirkung des Raths oder der Gemeinde, die den Consul vom König unterschieden (I, 160 fg.). Es ist kaum ein Zug in der neuen Monarchie, der nicht in der alten sich wiederfände: die Vereinigung der höchsten militärischen, richterlichen und administrativen Gewalt in der Hand des Fürsten; eine religiöse Vorstandschaft über das Gemeinwesen; das Recht Verordnungen mit bindender Kraft zu erlassen; die Herabdrückung des Senats zum Staatsrath; die Wiedererweckung des Patriciats und der Stadtpräfectur; die eigenthümliche Quasierblichkeit, indem Caesars Verfassung, ganz wie diejenige Cromwells, dem Monarchen gestattet sich in den Formen der Adoption den Nachfolger zu ernennen. Aber schlagender noch als diese Analogien ist die innere Gleichartigkeit der Monarchie des Servius Tullius und der Monarchie Caesars: wenn jene alten Könige von Rom bei all ihrer Vollgewalt doch Herren einer freien Gemeinde und eben sie die Schutzmänner des gemeinen Mannes gegen den Adel gewesen waren, so war auch Caesar nicht gekommen um die Freiheit aufzulösen, sondern um sie zu erfüllen, und zunächst um das unerträgliche Joch der Aristokratie zu brechen. Es darf auch nicht befremden, dafs Caesar, nichts weniger als ein politischer Antiquarius, ein halbes Jahrtausend zurückgriff um

perator nur in dem älteren republikanischen Sinn, wo dieser Name allerdings rein militärisch, aber auch reiner Titel ist.

zu seinem neuen Staat das Muster zu finden; denn da das höchste Amt des römischen Gemeinwesens zu allen Zeiten ein durch eine Anzahl Specialgesetze eingeschränktes Königthum geblieben war, so war auch der Begriff des Königthums selbst keineswegs verschollen. Zu den verschiedensten Zeiten und von sehr verschiedenen Seiten her, in der republikanischen Dictatur, in der Decemviralgewalt, in der sullanischen Regentschaft war man auch während der Republik praktisch auf denselben zurückgekommen; ja mit einer gewissen logischen Nothwendigkeit trat überall, wo das Bedürfnifs einer Ausnahmegewalt sich zeigte, im Gegensatz gegen das gewöhnliche beschränkte das unbeschränkte Imperium hervor, welches eben nichts anderes war als die königliche Gewalt. Endlich empfahlen auch äufsere Rücksichten dies Zurückgehen auf das ehemalige Königthum. Die Menschheit gelangt zu Neuschöpfungen unsäglich schwer und hegt darum die einmal entwickelten Formen als ein heiliges Erbstück. Darum knüpfte Caesar mit gutem Bedacht an Servius Tullius in ähnlicher Weise an, wie später Karl der Grofse an ihn angeknüpft hat und Napoleon an Karl den Grofsen wenigstens anzuknüpfen versuchte. Er that dies auch nicht etwa auf Umwegen und heimlich, sondern so gut wie seine Nachfahren in möglichst offenkundiger Weise; es war ja eben der Zweck dieser Anknüpfung eine klare, nationale und populäre Formulirung für den neuen Staat zu finden. Seit alter Zeit standen auf dem Capitol die Standbilder derjenigen sieben Könige, die die conventionelle Geschichte Roms aufzuführen pflegte; Caesar befahl daneben das seinige als das achte zu errichten. Er erschien öffentlich in der Tracht der alten Könige von Alba. In seinem neuen Gesetz über politische Verbrecher war die hauptsächlichste Abweichung von dem sullanischen die, dafs neben die Volksgemeinde und auf eine Linie mit ihr der Imperator als der lebendige und persönliche Ausdruck des Volkes gestelltward. In der üblichen Formel der politischen Eide ward zu dem Jovis und den Penaten des römischen Volkes der Genius des Imperator hinzugefügt. Das äufsere Kennzeichen der Monarchie war nach der im ganzen Alterthum verbreiteten Ansicht das Bild des Monarchen auf den Münzen: seit dem J. 709 erscheint auf denen des römischen Staats der Kopf Caesars. Man konnte hienach wenigstens darüber sich nicht beschweren, dafs Caesar das Publicum über die Auffassung seiner Stellung im Dunkeln liefs; so bestimmt und so förmlich wie möglich trat er auf nicht blofs als Monarch, sondern eben als König von Rom. Sonach ist es denn eine Frage von sehr untergeordneter Bedeutung, ob Cae-

sar den Imperatorentitel beizubehalten oder ihn später mit dem Königstitel zu vertauschen gedachte. * Schon bei seinen Lebzeiten waren viele seiner Feinde wie seiner Freunde der Ansicht, dafs er beabsichtige sich ausdrücklich zum König von Rom ernennen zu lassen; ja einzelne seiner leidenschaftlichsten Anhänger legten ihm die Aufsetzung der Krone auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Zeiten nahe; am auffallendsten Marcus Antonius, indem er als Consul vor allem Volke Caesar das Diadem darbot (15. Febr. 710). Caesar wies diese Anträge ohne Ausnahme von der Hand. Wenn er zugleich gegen diejenigen einschritt, die diese Vorfälle benutzten um republikanische Opposition zu machen, so folgt daraus noch keineswegs, dafs es ihm mit der Zurückweisung nicht Ernst war; und ebenso wenig ist der Beweis geführt worden, dafs diese Aufforderungen auf sein Geheifs erfolgt sind, um die Menge auf das ungewohnte Schauspiel des römischen Diadems vorzubereiten. Es kann der unberufene Eifer leidenschaftlicher Anhänger allein diese Auftritte veranlafst haben; es kann auch sein, dafs Caesar die Scene mit Antonius nur zuliefs oder auch veranstaltete, um durch die öffentliche und auf höheren Befehl selbst in die Kalender des Staats eingetragene Zurückweisung dem unbequemen Klatsch auf möglichst eclatante Weise ein Ende zu machen. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dafs Caesar,

* Ueber diese Frage läfst sich streiten; dagegen mufs die Annahme, dafs es Caesars Absicht gewesen die Römer als Imperator, die Nichtrömer als König zu beherrschen, einfach verworfen werden. Sie stützt sich einzig darauf, dafs angeblich in der Senatssitzung, in welcher Caesar ermordet ward, von einem der Orakelpriester Lucius Cotta ein Sibyllenspruch, wonach die Parther nur von einem König könnten überwunden werden, hatte vorgelegt und in Folge dessen der Beschlufs gefafst werden sollen Caesar das Königthum über die römischen Provinzen zu übertragen. Ein derartiges Gerücht war allerdings schon unmittelbar nach Caesars Tod in Umlauf. Allein nicht blofs findet dasselbe nirgends irgend welche auch nur mittelbare Bestätigung, sondern es wird von dem Zeitgenossen Cicero (*de div.* 2, 54, 119) sogar ausdrücklich für falsch erklärt und von den späteren Geschichtsschreibern, namentlich von Sueton (79) und Dio (44, 15) nur als Gerücht referirt, das sie weit entfernt sind verbürgen zu wollen; und es wird denn auch nicht besser dadurch beglaubigt, dafs Plutarch (*Caes.* 60. 64. *Brut.* 10) und Appian (*b. c.* 2, 110) ihrer Gewohnheit gemäfs dasselbe, jener anekdotenhaft, dieser pragmatisirend berichten. Es ist diese Erzählung aber nicht blofs unbezeugt, sondern auch innerlich unmöglich. Wenn man auch davon absehen will, dafs Caesar zu viel Geist und zu viel politischen Tact hatte um nach Oligarchenart wichtige Staatsfragen durch einen Schlag mit der Orakelmaschine zu entscheiden, so konnte er doch nimmermehr daran denken den Staat, den er nivelliren wollte, also förmlich und rechtlich zu spalten.

der den Werth einer geläufigen Formulirung ebenso würdigte wie die mehr an die Namen als an das Wesen der Dinge sich heftenden Antipathien der Menge, entschlossen war den mit uraltem Bannfluch behafteten und den Römern seiner Zeit mehr noch für die Despoten des Orients als für ihre Numas und Servius geläufigen Königsnamen zu vermeiden und das Wesen des Königthums unter dem Imperatorentitel sich anzueignen. — Wie also der Herr da war, säumte natürlich auch der Hof nicht in obligatem Pomp und obligater Geschmacklosigkeit und Leerheit sich einzurichten. Caesar erschien öffentlich statt in dem mit Purpurstreifen verbrämten Gewande der Consuln in dem ganzpurpurnen, das im Alterthum als das Königskleid galt, und empfing auf seinem Goldsessel sitzend, ohne sich von demselben zu erheben, den feierlichen Zug des Senats. Die Geburtstags-, Sieges- und Gelübdefeste zu seinen Ehren füllten den Kalender. Wenn Caesar nach der Hauptstadt kam, zogen ihm die vornehmsten seiner Diener schaarenweise auf weite Strecken entgegen ihn einzuholen. Ihm nahe zu sein fing an so viel zu bedeuten, daſs die Miethpreise in dem von ihm bewohnten Stadtviertel in die Höhe gingen. Durch die Menge der zur Audienz sich drängenden Personen ward die persönliche Verhandlung mit ihm so schwierig, daſs Caesar selbst mit seinen Vertrauten vielfach schriftlich zu verkehren sich genöthigt sah und daſs auch die Vornehmsten stundenlang im Vorzimmer zu warten hatten. Man empfand es, deutlicher als es Caesar selber lieb war, daſs man nicht mehr zu einem Mitbürger kam. Nach allen Seiten hin offenbarte sich das neue Herrenthum.

Unter einem also thatsächlich unumschränkten Monarchen konnte kaum von einer Verfassung überhaupt die Rede sein, geschweige denn von dem Fortbestand des bisherigen auf dem gesetzlichen Zusammenwirken der Gemeinde, des Senats und der einzelnen Beamten beruhenden Gemeinwesens. Mit voller Bestimmtheit ging Caesar zurück auf die Ueberlieferung der Königszeit: die Bürgerschaftsversammlung blieb, was sie schon in der Königszeit gewesen war, neben und mit dem König der höchste und letzte Ausdruck des souverainen Volkswillens; der Senat ward wieder auf seine ursprüngliche Bestimmung zurückgeführt dem Herrn auf dessen Verlangen Rath zu ertheilen; der Herrscher endlich concentrirte in seiner Person aufs Neue die gesammte Beamtengewalt, so daſs es einen andern selbstständigen Staatsbeamten neben ihm so wenig wie neben den Königen der ältesten Zeit gab.

Für die Gesetzgebung hielt der demokratische Monarch fest

an dem uralten Satz des römischen Staatsrechts, dafs nur die Volksgemeinde in Gemeinschaft mit dem sie berufenden König vermögend sei das Gemeinwesen organisch zu reguliren, und sanctionirte seine constitutiven Verfügungen regelmäfsig durch Volksschlufs. Die freie Kraft und die sittlich-staatliche Autorität, die das Ja oder Nein jener alten Wehrmannschaften in sich getragen hatte, liefs sich freilich den sogenannten Comitien dieser Zeit nicht wieder einflöfsen, und die Mitwirkung der Bürgerschaft bei der Gesetzgebung, die in der alten Verfassung höchst beschränkt, aber reell und lebendig gewesen war, war in der neuen in praktischer Hinsicht ein wesenloser Schatten. Nur insofern als diese caesarischen Comitien dazu dienten die Volkssouveränetät principiell festzuhalten und energisch gegen den Sultanismus zu protestiren, waren sie ein wichtiges Moment in dem caesarischen System und mittelbar auch von grofser praktischer Bedeutung. — Neben dieser dem König und dem Volke gemeinschaftlichen Gesetzgebung ward, wie nicht blofs an sich klar, sondern auch bestimmt bezeugt ist, schon von Caesar selbst und nicht erst von seinen Nachfolgern der Satz des ältesten Staatsrechts wieder aufgenommen, dafs, was der höchste oder vielmehr einzige Beamte befiehlt, unbedingt Gültigkeit hat, so lange er im Amte bleibt, und die königliche Verordnung wenigstens bis zum Abgang ihres Urhebers thatsächlich dem Gesetz gleich steht. Besonderer coercitiver Mafsregeln gegen die Comitien bedurfte es übrigens nicht, da eine vieljährige Erfahrung gezeigt hatte, dafs mit diesem formellen Souverain jede Regierung, die Oligarchie wie der Monarch, bequem auskam.

Wenn der Demokratenkönig also der Volksgemeinde wenigstens einen formellen Antheil an der Souveränetät zugestand, so war es dagegen keineswegs seine Absicht mit der bisherigen Regierung, dem Senatorencollegium die Gewalt zu theilen. Caesars Senat sollte — ganz anders als der spätere augusteische — nichts sein als ein höchster Reichsrath, den er benutzte um die Gesetze mit ihm vorzuberathen und die wichtigeren administrativen Verfügungen durch ihn oder wenigstens unter seinem Namen zu erlassen — denn es kam freilich auch vor, dafs Senatsbeschlüsse ergingen, von denen keiner der als bei ihrer Redaction gegenwärtig aufgeführten Senatoren eine Ahnung hatte. Es hatte auch keine wesentlichen Formschwierigkeiten den Senat wieder auf seine ursprüngliche berathende Stellung zurückzuführen, aus der er mehr thatsächlich als rechtlich herausgeschritten war; dagegen war es hier nothwendig, da der römische Senat ebenso der Heerd

der Opposition gegen Caesar war wie der attische Areopag derjenigen gegen Perikles, Mafsregeln zu treffen um dem Senat den oppositionellen Charakter möglichst zu benehmen. Hauptsächlich aus diesem Grunde wurde die Zahl seiner Mitglieder, die im Normalstand bisher höchstens sechshundert betragen hatte (II, 334) und durch die letzten Krisen stark zusammengeschwunden war, durch ausserordentliche Ergänzung bis auf neunhundert gebracht und zugleich, um sie auf dieser Höhe zu halten, die Zahl der jährlich zu ernennenden Quästoren, d. h. der jährlich in den Senat eintretenden Mitglieder, von zwanzig auf vierzig erhöht. Die ausserordentliche Ergänzung des Senats nahm der Monarch allein vor. Bei der ordentlichen sicherte er einen dauernden Einflufs sich dadurch, dafs die Wahlcollegien durch Gesetz verpflichtet wurden den ersten zwanzig vom Monarchen mit Empfehlungsschreiben versehenen Bewerbern um die Quästur ihre Stimmen zu geben; überdiefs stand es der Krone frei die an die Quästur geknüpften Ehrenrechte, also namentlich den Sitz im Senat ausnahmsweise auch an nicht qualificirte Individuen zu vergeben. Die aufserordentlichen Ergänzungswahlen fielen natürlich wesentlich auf Anhänger der neuen Ordnung der Dinge und brachten neben angesehenen Rittern auch manche zweifelhafte und plebejische Individuen in die hohe Corporation: ehemalige durch den Censor oder in Folge eines Richterspruchs von der Liste gestrichene Senatoren, Ausländer aus Spanien und Gallien, welche zum Theil erst im Senat ihr Lateinisch zu lernen hatten, gewesene Unteroffiziere, die bisher nicht einmal den Ritterring gehabt hatten, Söhne von freigelassenen Leuten oder von solchen, die ehrenrührige Gewerbe betrieben, und dergleichen Elemente mehr. Die exclusiven Kreise der Nobilität, denen diese Umgestaltung des senatorischen Personals natürlich zum bittersten Aerger gereichte, sahen darin eine absichtliche Herabwürdigung der Institution des Senats selbst. Einer solchen sich selber vernichtenden Staatskunst war Caesar nicht fähig; er war ebenso entschlossen sich nicht von seinem Rath regieren zu lassen als überzeugt von der Nothwendigkeit des Instituts an sich. Richtiger hätten sie in diesem Verfahren die Absicht des Monarchen erkannt dem Senat seinen bisherigen Charakter der ausschliefslichen Repräsentation des oligarchischen Adels zu nehmen und ihn wieder zu dem zu machen, was er in der Königszeit gewesen war: zu einem alle Klassen der Staatsangehörigen durch ihre intelligentesten Elemente vertretenden Reichsrath. Wenn Caesar Niedriggeborene und Provinzialen in den Senat zog, so that er wesentlich das-

selbe, was die alten Könige, als sie zu der Zeit, wo die Patricier noch allein die Bürgerschaft ausmachten, in ihren Senat auch Plebejer aufnahmen (I, 57. 71. 164). — Eben dieselbe Tendenz erkennt man in dem merkwürdigen Versuche Caesars den Adel der Oligarchie durch einen zugleich alten und neuen monarchischen in den Schatten zu stellen. Noch immer bestand die Patricierschaft, wenn gleich ohne wesentliche ständische Vorrechte, doch als geschlossene Junkergilde fort (I, 194) und ebenso natürlich die freilich seit Jahrhunderten nicht ausgeübte Befugnifs der Curien neue Geschlechter in diese Gilde aufzunehmen (I, 60). Indem Caesar durch Volksbeschlufs anstatt der Curien dem Imperator das Recht übertragen liefs neue patricische Familien zu creiren, gründete er im Gegensatz zu der republikanischen Nobilität den neuen Adel des Patriciats, der alle Erfordernisse eines monarchischen Adels: altersgrauen Zauber, vollständige Abhängigkeit von der Regierung und gänzliche Bedeutungslosigkeit auf das Glücklichste vereinigte. — Wenn hiemit das Regiment der Nobilität beseitigt und ihre Existenz untergraben, der Senat in seiner neuen Gestalt aber durchaus zum Werkzeug des Monarchen gemacht war, so wurde zugleich in der Verwaltung und Regierung des Staats die Autokratie in der schärfsten Weise durchgeführt und die gesammte Execution in der Hand des Monarchen vereinigt. Vor allen Dingen entschied natürlich in jeder irgend wesentlichen Frage der Imperator in eigener Person. Caesar hat es vermocht das persönliche Regiment in einer Ausdehnung durchzuführen, die für uns geringe Menschen kaum fafslich ist und deren Erklärung doch nicht allein in der beispiellosen Raschheit und Sicherheit seines Arbeitens gefunden werden kann, sondern aufserdem noch begründet ist in einer allgemeineren Ursache. Wenn wir Caesar, Sulla, Gaius Gracchus, überhaupt die römischen Staatsmänner durchweg eine unsere Vorstellungen von menschlicher Arbeitskraft übersteigende Thätigkeit entwickeln sehen, so liegt die Ursache nicht in der seit jener Zeit veränderten Menschennatur, sondern in der seit jener Zeit veränderten Organisation des Hauswesens. Das römische Haus war eine Maschine, in der dem Herrn auch die geistigen Kräfte seiner Sclaven und Freigelassenen zuwuchsen; ein Herr, der sie zu regieren verstand, arbeitete gleichsam mit unzähligen Geistern. Es war das Ideal bureaukratischer Centralisation, dem unser Comptoirwesen zwar mit Eifer nachstrebt, aber doch hinter dem Urbild ebensoweit zurückbleibt wie die heutige Capitalherrschaft hinter dem antiken Sclavensystem. Caesar verstand diesen

Vortheil zu nutzen: wo ein Posten besonderes Vertrauen in Anspruch nimmt, sehen wir ihn grundsätzlich, so weit irgend andere Rücksichten es gestatten, denselben mit seinen Sclaven, Freigelassenen, niedriggeborenen Clienten besetzen. Seine Werke im Ganzen zeigen, was ein organisirendes Genie wie das seinige mit einem solchen Werkzeug auszurichten vermochte; auf die Frage, wie im Einzelnen diese wunderbaren Leistungen durchgeführt wurden, haben wir keine hinreichende Antwort — die Bureaukratie gleicht der Fabrik auch darin, dafs das geschaffene Werk nicht als das der Einzelnen erscheint, die es gearbeitet haben, sondern als das der Fabrik, die es stempelt. Nur das ist vollkommen klar, dafs Caesar durchaus keinen Gehülfen bei seinem Werke gehabt hat, der von persönlichem Einflufs auf dasselbe oder auch nur in den ganzen Plan eingeweiht gewesen wäre; er war nicht nur allein Meister, sondern er arbeitete auch ohne Gesellen nur mit Handlangern. Im Einzelnen versteht sich von selbst, dafs in den eigentlich politischen Angelegenheiten Caesar so weit irgend möglich jede Stellvertretung vermied. Wo sie unumgänglich war, wie denn Caesar namentlich während seiner häufigen Abwesenheit von Rom eines höheren Organs daselbst durchaus bedurfte, wurde in bezeichnender Weise hiezu nicht der legale Stellvertreter des Monarchen, der Stadtpräfect bestimmt, sondern ein Vertrauensmann ohne officiell anerkannte Competenz, gewöhnlich Caesars Banquier, der schlaue und geschmeidige phönikische Kaufmann Lucius Cornelius Balbus aus Gades. In der Verwaltung war Caesar vor allem darauf bedacht die Schlüssel der Staatskasse, die der Senat nach dem Sturze des Königthums sich zugeeignet und mittelst deren er des Regiments sich bemächtigt hatte, wiederum an sich zu nehmen und sie nur solchen Dienern anzuvertrauen, die mit ihrem Kopfe unbedingt und ausschliefslich ihm hafteten. Zwar dem Eigenthum nach blieb das Privatvermögen des Monarchen von dem Staatsgut natürlich streng geschieden; aber die Verwaltung des ganzen Finanz- und Geldwesens des Staates führte Caesar durchaus in der Art, wie er und überhaupt die römischen Grofsen die Verwaltung ihres eigenen Vermögens zu führen pflegten. Für die Zukunft wurden die Erhebung der Provinzialgefälle und die Leitung des Münzwesens den Sclaven und Freigelassenen des Imperators übertragen und die Männer senatorischen Standes davon unbedingt ausgeschlossen — ein folgenreicher Schritt, aus dem im Laufe der Zeit der so wichtige Procuratorenstand und das ‚kaiserliche Haus' sich entwickelt haben. Dagegen von den

Statthalterschaften, die, nachdem sie ihre finanziellen Geschäfte an die neuen kaiserlichen Steuereinnehmer abgegeben, mehr noch als bisher wesentlich Militärcommandos waren, ging nur die aegyptische an die eigenen Leute des Monarchen über. Die in eigenthümlicher Art geographisch isolirte und politisch centralisirte Landschaft am Nil war, wie schon die während der letzten Krise mehrfach vorgekommenen Versuche bedrängter italischer Parteichefs daselbst sich festzusetzen hinreichend bewiesen, wie kein anderer District geeignet unter einem fähigen Führer von der Centralgewalt auf die Dauer sich loszumachen. Wahrscheinlich war es eben diese Rücksicht, die Caesar bestimmte das Land nicht förmlich zur Provinz zu machen, sondern die ungefährlichen Lagiden daselbst zu dulden; und sicher wurden aus diesem Grunde die in Aegypten stationirenden Legionen nicht einem dem Senat, das heifst der ehemaligen Regierung angehörigen Manne anvertraut, sondern dieses Commando, ähnlich wie die Steuereinnehmerstellen, als ein Gesindeposten behandelt (S. 410). Im Allgemeinen aber überwog bei Caesar die Rücksicht, die Soldaten Roms nicht, wie die der Könige des Ostens, durch Lakaien commandiren zu lassen; es blieb Regel die bedeutenderen Statthalterschaften mit gewesenen Consuln, die geringeren mit gewesenen Prätoren zu besetzen. Dagegen die Vertheilung der Provinzen unter die qualificirten Candidaten, die bisher bald durch Volks- oder Senatsbeschlufs, bald durch Vereinbarung der Beamten oder durch das Loos erfolgt war, ging über an den Monarchen; und indem die Consuln häufig veranlafst wurden vor Ende des Jahres abzudanken und nachgewählten Consuln (*consules suffecti*) Platz zu machen, ferner die Zahl der jährlich ernannten Prätoren von acht auf sechzehn erhöht und dem Imperator die Ernennung der Hälfte derselben in ähnlicher Art wie die der Hälfte der Quästoren übertragen ward, endlich demselben das Recht reservirt blieb Titularconsuln und Titularprätoren ebenso wie Titularquästoren zu ernennen, sicherte Caesar sich für die Besetzung der Statthalterschaften eine hinreichende Zahl von ihm genehmen Candidaten. Die Abberufung blieb natürlich dem Ermessen des Regenten anheimgestellt ebenso wie die Ernennung; als Regel wurde angenommen, dafs der consularische Statthalter nicht über zwei, der prätorische nicht über ein Jahr in der Provinz bleiben solle. Was endlich die Verwaltung der Haupt- und Residenzstadt anlangt, so beabsichtigte der Imperator eine Zeitlang offenbar auch diese in ähnlicher Weise Beamten anzuvertrauen, welche er selber bestellt hatte. Er rief die alte Stadtverweserschaft der Königszeit

(I, 54) wieder ins Leben: zu verschiedenen Zeiten während seiner Abwesenheit übertrug er die Verwaltung der Hauptstadt einem oder mehreren solchen von ihm ohne Befragung des Volkes und auf unbestimmte Zeit ernannten Stellvertretern, welche die Geschäfte der sämmtlichen Verwaltungsbeamten in sich vereinigten und sogar das Recht besafsen mit eigenem Namen, obwohl natürlich nicht mit eigenem Bilde Münze zu schlagen. In dem J. 707 und in den ersten neun Monaten des J. 709 gab es ferner weder Prätoren noch curulische Aedilen noch Quästoren; auch die Consuln wurden in jenem Jahre erst im December ernannt und in diesem war gar Caesar Consul ohne Collegen. Es sieht dies ganz aus wie ein Versuch die alte königliche Gewalt auch innerhalb der Stadt Rom, bis auf die durch die demokratische Vergangenheit des neuen Monarchen gebotenen Beschränkungen, vollständig zu erneuern, also von Beamten, aufser dem König selbst, nur den Stadtpräfecten während des Königs Abwesenheit und die zum Schutz der Volksfreiheit bestellten Tribunen und Volksaedilen bestehen zu lassen, aber das Consulat, die Censur, die Prätur, die curulische Aedilität und die Quästur wieder abzuschaffen.* Indefs ging Caesar hievon später wieder ab und wie er selbst den Königsnamen mied, unterliefs er es auch jenen ehrwürdigen Namen den Krieg zu machen. Das Consulat ward ein reiner Titularposten, der nur insofern praktische Bedeutung hatte, als er die Anwartschaft auf eine höhere Statthalterschaft gewährte. Den Prätoren, Aedilen, Tribunen und Quästoren blieb im Wesentlichen ihre bisherige formelle Competenz; allein ihre Stellung ward dennoch eine gänzlich andere. Es war der politische Grundgedanke der Republik, dafs das römische Reich in der Stadt Rom aufgehe, und defshalb waren consequent die hauptstädtischen Municipal- durchaus als Reichsbeamte behandelt worden. In Caesars Monarchie fiel mit jener Auffassung auch diese Folge weg, die Beamten Roms constituirten fortan nur die erste unter den vielen Municipalitäten des Reiches. Das Schicksal, das die römische Gemeinde den unterworfenen zu bereiten gewohnt gewesen, widerfuhr durch Caesar ihr selber: ihre Souveränetät über das römische Reich verwandelte sich in eine beschränkte Communalfreiheit innerhalb des römischen

* Daher denn auch die vorsichtigen Wendungen bei Erwähnung dieser Aemter in Caesars Gesetzen: *cum censor aliusve quis magistratus Romae populi censum aget* (*l. Iul. mun.* 2. 144); *praetor isve quei Romae iure deicundo praeerit* (*l. Rubr.* oft): *quaestor urbanus queive aerario praeerit* (*l. Iul. mun.* 2. 37 u. ö.)

Reiches. Dafs zugleich die Zahl der Prätoren und Quästoren verdoppelt ward, wurde schon erwähnt; das Gleiche geschah hinsichtlich der Volksaedilen, zu denen zwei neue ‚Getreideaedilen' (*aediles Cereales*) zur Ueberwachung der hauptstädtischen Zufuhr hinzukamen. Die Besetzung dieser Aemter blieb der Gemeinde und ward hinsichtlich der Consuln, Volkstribunen und Volksaedilen nicht beschränkt; dafs für die Hälfte der jährlich zu ernennenden Prätoren, curulischen Aedilen und Quästoren der Imperator ein die Wähler bindendes Vorschlagsrecht erhielt, ward in der Hauptsache schon erwähnt. Ueberhaupt wurden die sacrosancten Palladien der Volksfreiheit nicht angetastet; was natürlich nicht hinderte gegen den einzelnen aufsätzigen Volkstribun ernstlich einzuschreiten, ja ihn abzusetzen und von der Liste der Senatoren zu streichen. Wenn also der Imperator für alle allgemeineren und wichtigeren Fragen sein eigener Minister war; wenn er die Finanzen durch seine Bedienten, das Heer durch seine Adjutanten beherrschte; wenn er die alten republikanischen Staatsämter wieder in Gemeindeämter der Stadt Rom umgewandelt hatte; wenn endlich zu dem allem der Imperator das Recht besafs seinen Nachfolger selber zu ernennen, so war damit die Autokratie hinreichend begründet.

In der geistlichen Hierarchie dagegen hat Caesar, obwohl er auch über diesen Theil des Staatshaushalts ein ausführliches Gesetz erliefs, nichts Wesentliches geneuert, aufser dafs er das Oberpontificat und die Mitgliedschaft in den drei andern höchsten geistlichen Collegien mit der Person des Regenten verknüpfte; womit es theilweise zusammenhängt, dafs in den drei höchsten Collegien je eine, in dem vierten der Schmausherren drei neue Stellen geschaffen wurden. Hatte die römische Staatskirche bisher der herrschenden Oligarchie zur Stütze gedient, so konnte sie doch eben dieselben Dienste auch der neuen Monarchie leisten. Die conservative Religionspolitik des Senats ging über auf die neuen Könige von Rom; als der streng conservative Varro um diese Zeit seine ‚Alterthümer der göttlichen Dinge', das Haupt- und Grundbuch der römischen Staatstheologie, bekannt machte, durfte er dasselbe dem Oberpontifex Caesar dediciren. Der matte Glanz, den der Joviscult noch zu geben vermochte, umflofs den neugegründeten Thron und der alte Landesglaube ward in seinen letzten Stadien das Werkzeug eines freilich von Haus aus hohlen und matten Caesaropapismus.

Im Gerichtswesen ward zunächst die alte königliche Gerichtsbarkeit wieder hergestellt. Wie der König ursprünglich

in Criminal- und Civilsachen Richter gewesen war, ohne in jenen an die Gnadeninstanz des Volkes, in diesen an die Ueberweisung der Entscheidung der streitigen Frage an Geschworne rechtlich gebunden zu sein: so nahm auch Caesar das Recht in Anspruch Blutgerichte wie Privatprozesse zu alleiniger und endgültiger Entscheidung an sich zu ziehen und sie im Fall seiner Anwesenheit selbst, im Fall seiner Abwesenheit durch den Stadtverweser zu erledigen. In der That finden wir ihn, ganz nach der Weise der alten Könige, theils öffentlich auf dem Markte der Hauptstadt zu Gericht sitzen über des Hochverraths angeklagte römische Bürger, theils in seinem Hause ihn Gericht halten über die des gleichen Vergehens verdächtigen Clientelfürsten; so dafs das Vorrecht, das die römischen Bürger vor den übrigen Unterthanen des Königs voraus hatten, allein in der Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlung bestanden zu haben scheint. Indefs diese wiedererweckte königliche Rechtspflege konnte der Natur der Sache nach thatsächlich nur in Ausnahmefällen zur Anwendung kommen, wenn gleich Caesar seiner wichtigen oberrichterlichen Thätigkeit mit Unparteilichkeit und Sorgfalt sich unterzog. Für den gewöhnlichen Rechtsgang blieb daneben die bisherige republikanische Rechtspflege für Criminal- und Civilsachen im Wesentlichen unverändert bestehen. Die Criminalsachen fanden nach wie vor ihre Erledigung vor den verschiedenen Geschwornencommissionen für die einzelnen Verbrechen, die Civilsachen theils vor dem Erbschafts- oder dem sogenannten ‚Hundertmännergericht', theils vor den Einzelgeschwornen; die Leitung der Gerichte ward wie bisher in der Hauptstadt wesentlich von den einzelnen Prätoren, in den Provinzen von den Statthaltern beschafft. Auch die politischen Verbrechen blieben selbst unter der Monarchie einer Geschwornencommission überwiesen; die neue Ordnung, die Caesar für dieselbe erliefs, specificirte die gesetzlich strafbaren Handlungen genau und in liberaler jede Gesinnungsverfolgung ausschliefsender Weise und setzte als Strafe nicht den Tod fest, sondern die Verbannung. Nur hinsichtlich der Auswahl der Geschwornen, die die Senatorenpartei ausschliefslich aus dem Senat, die strengen Gracchaner ausschliefslich aus dem Ritterstand erkoren wissen wollten, liefs er es, getreu dem Grundsatz der Versöhnung der Parteien, bei dem Transactionsgesetze Cottas (S. 92), jedoch mit der wahrscheinlich schon durch das Gesetz des Pompeius vom J. 699 (S. 301) vorbereiteten Modification, dafs die aus den unteren Schichten des Volkes hervorgegangenen Aerartribunen beseitigt wurden und Senatoren und Ritter in die Geschwornenfunctionen,

die so lange der Zankapfel zwischen ihnen gewesen waren, jetzt friedlich sich theilten. Es lag hierin zugleich die Festsetzung eines Geschwornencensus von mindestens 400000 Sesterzen (28000 Thlr.). — Das Verhältnifs der königlichen und der republikanischen Gerichtsbarkeit war im Ganzen concurrirender Art, so dafs jede Sache, wenn sie anhängig gemacht ward, sowohl vor dem Königsgericht als vor dem beikommenden republikanischen Gerichtshof instruirt werden konnte, wobei im Collisionsfall natürlich der letztere zurückstand; wenn dagegen das eine oder das andere Gericht den Spruch gefällt hatte, die Sache damit endgültig erledigt war. Indefs gelangte der neue König auf einem anderen Wege auch dazu unter Umständen ein gerichtliches Urtheil reformiren zu können. Der Volkstribun konnte durch sein Einschreiten wie jede andere Amtshandlung, so auch den unter Leitung eines Magistrats gefundenen Geschwornenspruch cassiren, aufser wo besondere Ausnahmegesetze die tribunicische Intercession ausschlossen; was der Fall war bei den durch neuere Gesetze niedergesetzten Geschwornengerichten, den Hundertmännern und den verschiedenen Criminalcommissionen. Mit Ausnahme dieser Wahrsprüche also konnte denn auch der Imperator kraft seiner tribunicischen Gewalt jedes Geschwornenurtheil und namentlich jede Entscheidung in dem gewöhnlichen Privatprozefs vor Civilgeschwornen vernichten und kraft seiner oberrichterlichen Befugnifs die Sache sodann abermals vor sich verhandeln lassen. So begründete Caesar * neben der concurrirenden Gerichtsbarkeit erster und einziger Instanz, wie sie in dem neuen Königsgericht enthalten war, eine kaiserliche Appellationsinstanz und es entstand damit der rechtliche Instanzenzug, der der ältern Geschichte des Rechts durchaus fremd ist und der für die Folge- und noch für die heutige Zeit so wichtig werden sollte. — Allerdings waren durch diese Neuerungen, von denen die wichtigste, die Einführung des Princips der Appellation, nicht einmal unbedingt zu den Besserungen gezählt werden kann, die Schäden, an denen die römische Rechtspflege darnieder lag, keineswegs ausgeheilt. Der Criminalprozefs, der von Haus aus politischer Prozefs gewesen und zum guten Theil immer geblieben war, hatte in dem wüsten Treiben der letzten Generationen sich vollständig zer-

* Vollständig nachweisbar sind diese Sätze allerdings erst für Augustus; aber da alle Elemente dieser merkwürdigen Gerichtsreform in der von Caesar begrenzten Imperatorengewalt enthalten sind, so wird man sie auf diesen zurückführen dürfen.

nichtet und glich zuletzt nicht mehr einem ernstlichen Rechtshandel, sondern einer mit Gunst, Gold und Gewalt geschlagenen Cliquenschlacht. Die Schuld lag an allen Betheiligten zugleich, an den Beamten, der Jury, den Parteien, sogar dem Zuschauerpublicum; aber die unheilbarsten Wunden schlug dem Rechte das Treiben der Advocaten. Indem die Schmarotzerpflanze der römischen Advocatenberedsamkeit gedieh, wurden alle positiven Rechtsbegriffe zersetzt und der dem Publicum so schwer einleuchtende Unterschied zwischen Meinung und Beweis aus der römischen Criminalpraxis recht eigentlich ausgetrieben. ‚Ein recht schlechter Angeklagter, sagt ein vielerfahrener römischer Advocat dieser Zeit, kann auf jedes beliebige Verbrechen, das er begangen oder nicht begangen hat, angeklagt werden und wird sicher verurtheilt'. Es sind aus dieser Epoche zahlreiche Plaidoyers in Criminalsachen erhalten; kaum eines ist darunter, das auch nur ernstlich versuchte das fragliche Verbrechen zu formuliren und den Beweis oder Gegenbeweis zu entwickeln. Dafs der gleichzeitige Civilprozefs ebenfalls vielfach ungesund war, bedarf kaum der Erwähnung; auch er litt unter den Folgen der in alles sich mengenden Parteipolitik, wie denn zum Beispiel in dem Prozefs des Publius Quinctius 671—673 die widersprechendsten Entscheidungen fielen, je nachdem Cinna oder Sulla in Rom die Oberhand hatte, und die Anwälte, häufig Nichtjuristen, stifteten auch hier absichtlich und unabsichtlich Verwirrung genug. Aber es lag doch in der Natur der Sache, dafs theils die Partei hier nur ausnahmsweise sich einmengte, theils die Advocatenrabulistik nicht so rasch und nicht so tief die Rechtsbegriffe aufzulösen vermochte; wie denn auch die Civilplaidoyers, die wir aus dieser Epoche besitzen, zwar nicht nach unsern strengeren Begriffen gute Advocatenschriften, aber doch weit weniger libellistischen und weit mehr juristischen Inhalts sind als die gleichzeitigen Criminalreden. Es war wohl viel gewonnen, wenn besser gewählte und besser beaufsichtigte Beamte und Geschworne ernannt wurden, wenn die handgreifliche Bestechung und Einschüchterung der Gerichte verschwand und der Advocatenberedsamkeit der von Pompeius ihr angelegte Maulkorb (S. 308) belassen oder gar noch verschärft ward; aber das heilige Rechtsgefühl und die Ehrfurcht vor dem Gesetz, schwer in den Gemüthern der Menge zu zerrütten, sind schwerer noch wieder zu erzeugen. Wie auch der Gesetzgeber die geringen Uebelstände niederwarf, den Grundschaden vermochte er nicht zu heilen; und man durfte zweifeln, ob die Zeit, die alles Heilbare heilt, hier Hülfe bringen werde.

Die Reorganisation des Militärwesens mufste ausgehen von der Wiederherstellung der tiefgesunkenen militärischen Disciplin. Im Allgemeinen finden wir das römische Heerwesen dieser Zeit in derselben Verfassung wie das karthagische zur Zeit Hannibals. Die regierenden Klassen senden nur noch die Offiziere, die Unterthanenschaft, Plebejer und Provinzialen bilden das Heer. Der Feldherr ist von der Centralregierung finanziell und militärisch fast unabhängig und im Glück wie im Unglück wesentlich auf sich selbst und auf die Hülfsquellen seines Sprengels angewiesen. Bürger- und sogar Nationalsinn sind aus dem Heere verschwunden und als innerliches Band einzig der Corpsgeist übrig geblieben. Die Armee hat aufgehört ein Werkzeug des Gemeinwesens zu sein; politisch hat sie einen eigenen Willen nicht, wohl aber vermag sie den des Werkmeisters sich anzueignen; militärisch sinkt sie unter den gewöhnlichen elenden Führern zu einer aufgelösten unbrauchbaren Rotte herab, entwickelt aber auch unter dem rechten Feldherrn sich zu einer dem Bürgerheer unerreichbaren militärischen Vollkommenheit. Der Offizierstand vor allem war im tiefsten Verfall. Die höheren Stände, Senatoren und Ritter entwöhnten immer mehr sich der Waffen. Wenn man sonst um die Stabsoffizierstellen eifrig geworben hatte, so war jetzt jeder Mann von Ritterrang, welcher dienen mochte, einer Kriegstribunenstelle sicher und schon mufsten manche dieser Posten mit Männern niedrigeren Standes besetzt werden; wer aber überhaupt von den Vornehmen noch diente, suchte wenigstens in Sicilien oder einer andern Provinz, wo man sicher war nicht vor den Feind zu kommen, sein Dienstjahr abzuthun. Offiziere von gewöhnlicher Bravour und Brauchbarkeit wurden wie Meerwunder angestaunt; wie denn namentlich mit Pompeius seine Zeitgenossen eine in jeder Hinsicht sie compromittirende militärische Vergötterung trieben. Zum Ausreifsen wie zur Meuterei gab in der Regel der Stab das Signal; trotz der sträflichen Nachsicht der Commandirenden waren Anträge auf Cassation vornehmer Offiziere alltägliche Vorfälle. Noch besitzen wir das von Caesars eigener Hand nicht ohne Ironie gezeichnete Bild, wie in seinem eigenen Hauptquartier, als es gegen Ariovist gehen sollte, geflucht und geweint, und an Testamenten und sogar an Urlaubsgesuchen gearbeitet ward. In der Soldatenschaft war von den besseren Ständen keine Spur mehr zu entdecken. Gesetzlich bestand die allgemeine Wehrpflicht noch; allein die Aushebung erfolgte in der regellosesten und unbilligsten Weise; zahlreiche Pflichtige wurden ganz übergangen, dagegen die einmal Ausge-

hobenen dreifsig Jahre und länger bei den Adlern festgehalten. Die römische Bürgerreiterei vegetirte nur noch als eine Art berittener Nobelgarde, deren salbenduftende Cavaliere und ausgesuchte Luxuspferde einzig bei den hauptstädtischen Festen eine Rolle spielten; das sogenannte Bürgerfufsvolk war eine aus den niedrigsten Schichten der Bürgerbevölkerung durch Werberlist oder Werbergewalt zusammengeraffte Lanzknechttruppe; die Unterthanen stellten die Reiterei und die leichten Truppen ausschliefslich und fingen an auch im Fufsvolk immer stärker mit verwendet zu werden. Die Rottenführerstellen in den Legionen, auf denen bei der damaligen Kriegführung die Tüchtigkeit der Abtheilungen wesentlich beruhte und zu denen nach der nationalen Kriegsverfassung der Soldat mit der Pike sich empordiente, wurden jetzt nicht blofs regelmäfsig nach Gunst vergeben, sondern sogar nicht selten an den Meistbietenden verkauft. Die Zahlung des Soldes erfolgte bei der schlechten Finanzwirthschaft der Regierung und der Feilheit und Betrügerei der grofsen Majorität der Beamten höchst mangelhaft und unregelmäfsig. — Die nothwendige Folge hiervon war, dafs im gewöhnlichen Laufe der Dinge die römischen Armeen die Provinzialen ausraubten, gegen die Offiziere meuterten, und vor dem Feinde davon liefen; es kam vor, dafs beträchtliche Heere, wie das makedonische des Piso im J. 697 (S. 275), ohne eigentliche Niederlage blofs durch diese Mifswirthschaft vollständig ruinirt wurden. Fähige Führer dagegen, wie Pompeius, Caesar, Gabinius, bildeten wohl aus dem vorhandenen Material tüchtige und schlagfertige, zum Theil musterhafte Armeen; allein es gehörten diese Armeen viel mehr ihrem Heerführer an als dem Gemeinwesen. Der noch weit vollständigere Verfall der römischen Marine, die zu allem andern den Römern antipathisch geblieben und nie völlig nationalisirt worden war, bedarf kaum der Erwähnung. Es war eben auch hier nach allen Seiten hin unter dem oligarchischen Regiment ruinirt worden, was überhaupt ruinirt werden konnte. — Caesar ging im Allgemeinen von der Ansicht aus, dafs das römische Heerwesen einer radicalen Reform entweder nicht bedürfe oder auch nicht fähig sei und dafs es genüge die unter der bisherigen schlaffen und unfähigen Oberleitung gelockerten Zügel wieder straffer und fester anzuziehen. Die Elemente der Armee acceptirte er, eben wie Hannibal sie acceptirt hatte. Die Bestimmung seiner Gemeindeordnung, dafs, um vor dem dreifsigsten Jahre ein Gemeindeamt bekleiden oder im Gemeinderath zu sitzen, ein dreijähriger Dienst zu Pferde — das heifst als Offizier — oder ein sechsjähriger zu

Fufs erforderlich sei, beweist wohl, dafs er die besseren Stände wieder mehr in das Heer zu ziehen wünschte, aber ebenso deutlich auch, dafs bei dem immer mehr einreifsenden unkriegerischen Geist der Nation er selbst es nicht mehr für möglich hielt die Bekleidung eines Ehrenamts an die Ueberstehung der Dienstzeit unbedingt wie ehedem zu knüpfen. Eben daraus wird es sich erklären, dafs Caesar keinen Versuch gemacht hat die römische Bürgerreiterei wieder herzustellen. Die Aushebung ward besser geordnet, die Dienstzeit regulirt und abgekürzt; übrigens blieb es dabei, dafs die Linieninfanterie vorwiegend aus den niederen Ständen der römischen Bürgerschaft, die Reiterei und die leichte Infanterie aus der Unterthanenschaft ausgehoben ward — dafs für die Reorganisation der Kriegsflotte nichts geschah, ist auffallend. Bemerkenswerth ist es, dafs Caesar zuerst von dem altrömischen System abwich niemals mit Söldnern zu fechten und in die Reiterei gemiethete Ausländer, namentlich Deutsche einstellte; eine ihrem Urheber selbst ohne Zweifel bedenkliche Neuerung, zu der ihn die Unzuverlässigkeit der Unterthanenreiterei zwang (S. 257). Eine andere Neuerung war die Beseitigung des alten zwischen den sechs Kriegstribunen der Legion wechselnden Legionscommandos: in dieser Zeit erscheinen die Legionscommandanten oder sogenannten ‚Legionsadjutanten' *(legati legionis)*, die bisher nur aufserordentlicher Weise bestellt worden waren, zuerst als eine bleibende und organische Institution, wovon der Grund theils in dem Bedürfnifs einer energischeren Centralisirung des Commandos, theils in dem fühlbaren Mangel an fähigen Oberoffizieren zu suchen sein wird. Die wesentlichste Veränderung im Heerwesen bestand in der Aufstellung eines bleibenden Generalissimus, welcher anstatt des bisherigen unmilitärischen und in jeder Beziehung unfähigen Regierungscollegiums das gesammte Armeeregiment in seinen Händen vereinigte und dasselbe also aus einer meist blofs nominellen Direction in ein reelles und energisches Obercommando umschuf. Wenn die Statthalter der Republik durchaus sich selber überlassen waren, so waren die neuen Adjutanten von dem Imperator, der sie ernannte und abrief, so vollständig abhängig, dafs weder eine Verwahrlosung der Armeen wie bisher, noch eine Umwandlung derselben in persönliche Gefolgschaften des einzelnen Offiziers leicht zu befürchten stand. Indefs ist es bemerkenswerth, dafs, so entschieden auch die Verhältnisse zur Militärmonarchie hindrängten und so bestimmt Caesar das Obercommando ausschliefslich für sich nahm, er dennoch keineswegs gesonnen war seine Gewalt durch und auf das

Heer zu begründen. Er hielt zwar eine stehende Armee nothwendig für seinen Staat, aber nur, weil derselbe seiner geographischen Lage nach einer umfassenden Grenzregulirung und stehender Grenzbesatzungen bedurfte. Theils in früheren Epochen, theils während des letzten Bürgerkrieges hatte er an Spaniens Befriedung gearbeitet und in Africa längs der grofsen Wüste, im Nordwesten des Reichs an der Rheinlinie feste Stellungen für die Grenzvertheidigung eingerichtet. Mit ähnlichen Plänen beschäftigte er sich für die Landschaften am Euphrat und an der Donau. Vor allen Dingen gedachte er gegen die Parther zu ziehen und den Tag von Karrhae zu rächen; er hatte drei Jahre für diesen Krieg bestimmt und war entschlossen mit diesen gefährlichen Feinden ein- für allemal und ebenso vorsichtig wie gründlich abzurechnen. Ebenso hatte er den Plan entworfen den zu beiden Seiten der Donau gewaltig um sich greifenden Getenkönig Boerebistas (S. 276) anzugreifen und auch im Nordosten Italien durch ähnliche Marken zu schützen, wie er sie ihm im Keltenlande geschaffen. Dagegen liegen durchaus keine Beweise dafür vor, dafs Caesar gleich Alexander einen Siegeslauf in die unendliche Ferne im Sinn hatte; es wird wohl erzählt, dafs er von Parthien aus an das kaspische und von diesem an das schwarze Meer, sodann an dem Nordufer desselben bis zur Donau zu ziehen, ganz Skythien und Germanien bis an den, nach damaliger Vorstellung vom Mittelmeer nicht allzu fernen, nördlichen Ocean zum Reiche zu bringen und durch Gallien heimzukehren beabsichtigt habe; allein keine irgend glaubwürdige Autorität verbürgt die Existenz dieser fabulosen Projecte. Bei einem Staat, der wie der römische Caesars bereits eine schwer zu bewältigende Masse barbarischer Elemente in sich schlofs und mit deren Assimilirung noch auf Jahrhunderte hinaus mehr als genug zu thun hatte, wären solche Eroberungen, auch ihre militärische Ausführbarkeit angenommen, doch nichts gewesen als noch weit glänzendere und noch weit schlimmere Fehler als die Inderheerfahrt Alexanders. Sowohl nach Caesars Verfahren in Britannien und Deutschland wie nach dem Verhalten derjenigen, die die Erben seiner politischen Gedanken wurden, ist es in hohem Grade wahrscheinlich, dafs Caesar, mit Scipio Aemilianus, die Götter nicht anrief das Reich zu mehren, sondern es zu erhalten und dafs seine Eroberungspläne sich beschränkten auf eine freilich nach seinem grofsartigen Mafsstab bemessene Grenzregulirung, durch die die Euphratlinie gesichert und anstatt der völlig schwankenden und militärisch nichtigen nordöstlichen Reichsgrenze die Donaulinie gewonnen und vertheidigungsfähig

gemacht werden sollte. Indefs wenn es nur wahrscheinlich bleibt, dafs Caesar nicht in dem Sinne als Welteroberer bezeichnet werden darf wie Alexander und Napoleon, so ist das vollkommen gewifs, dafs er seine neue Monarchie nicht zunächst auf die Armee stützen wollte und überhaupt nicht die militärische Gewalt über die bürgerliche zu setzen, sondern sie dem bürgerlichen Gemeinwesen ein- und so weit möglich unterzuordnen gedachte. Die unschätzbaren Stützen eines Soldatenstaates, jene alten vielgefeierten gallischen Legionen wurden eben wegen ihres mit einem bürgerlichen Gemeinwesen unverträglichen Corpsgeistes in ehrenvoller Weise annullirt und ihre ruhmvollen Namen pflanzten nur sich fort in neugegründeten städtischen Gemeinden. Die von Caesar bei ihrer Entlassung mit Landloosen beschenkten Soldaten wurden nicht wie die Sullas in eigenen Colonien gleichsam militärisch zusammengesiedelt, sondern, namentlich so weit sie in Italien ansässig wurden, möglichst vereinzelt und durch die ganze Halbinsel zerstreut; nur war es freilich nicht zu vermeiden, dafs auf den disponibel gebliebenen Theilen des campanischen Ackers die alten Soldaten Caesars dennoch in Masse sich zusammenfanden. Der schwierigen Aufgabe die Soldaten einer stehenden Armee innerhalb der Kreise des bürgerlichen Lebens zu halten suchte Caesar zu genügen theils durch die schon erwähnte Verkürzung der Dienstzeit, welche einen rascheren Wechsel des Soldatenpersonals herbeiführte, theils durch regelmäfsige Ansiedlung der ausgedienten Soldaten als Ackercolonisten, theils und vornämlich dadurch, dafs die Armee von Italien und überhaupt von den eigentlichen Sitzen des bürgerlichen und politischen Lebens der Nation ferngehalten und der Soldat dahin gewiesen ward, wo er nach der Meinung des grofsen Königs allein an seinem Platze war: in die Grenzstation zur Abwehr des auswärtigen Feindes. Das rechte Kriterium des Militärstaats, die Entwickelung und Bevorzugung der Gardetruppe findet bei Caesar sich nicht. Obwohl in der activen Armee das Institut einer besonderen Leibwache des Feldherrn bereits seit langem bestand (II, 186), so tritt diese doch in Caesars Heerführung vollständig in den Hintergrund; seine praetorische Cohorte scheint wesentlich nur aus Ordonnanzoffizieren oder nicht militärischen Begleitern bestanden zu haben und niemals ein eigentliches Elitencorps, also auch niemals Gegenstand der Eifersucht der Linientruppen gewesen zu sein. Wenn Caesar schon als Feldherr die Garde thatsächlich fallen liefs, so duldete er um so weniger als König eine Leibwache um sich. Obwohl beständig und ihm wohl bewufst Mörder ihn umschlichen,

wies er dennoch den Antrag des Senats auf Errichtung einer Nobelgarde zurück, entliefs, so wie die Dinge einigermafsen sich beruhigten, die spanische Escorte, deren er in der ersten Zeit in der Hauptstadt sich bedient hatte und begnügte sich mit dem Gefolge von Gerichtsdienern, wie es für die römischen Oberbeamten hergebracht war. Wie viel auch Caesar von dem Gedanken seiner Partei und seiner Jugend, ein perikleisches Regiment in Rom nicht kraft des Säbels, sondern kraft des Vertrauens der Nation zu begründen, im Kampfe mit den Realitäten hatte müssen fallen lassen — den Grundgedanken, keine Militärmonarchie zu stiften, hielt er auch jetzt noch mit einer Energie fest, für die die Geschichte kaum eine Parallele darbietet. Allerdings war auch dies ein unausführbares Ideal — es war die einzige Illusion, in der das sehnsüchtige Verlangen in diesem starken Geiste mächtiger war als der klare Verstand. Ein Regiment, wie es Caesar im Sinne trug, war nicht blofs nothwendig höchst persönlicher Natur und mufste mit dem Tode des Urhebers ebenso zu Grunde gehen wie die verwandten Schöpfungen Perikles und Cromwells mit dem Tode ihrer Stifter; sondern es war auch bei dem tief zerrütteten Zustand der Nation nicht einmal glaublich, dafs es dem achten König von Rom selbst für seine Lebenszeit gelingen werde so wie seine sieben Vorgänger seine Mitbürger blofs kraft Gesetz und Recht zu beherrschen und ebenso wenig wahrscheinlich, dafs es ihm gelingen werde das stehende Heer, nachdem es im letzten Bürgerkrieg seine Macht kennen gelernt und die Scheu verlernt hatte, wieder als dienendes Glied in die bürgerliche Ordnung einzufügen. Wer kaltblütig erwog, bis zu welchem Grade die Furcht vor dem Gesetz aus den untersten wie aus den obersten Schichten der Gesellschaft entwichen war, dem mufste die erstere Hoffnung vielmehr ein Traum dünken; und wenn mit der marianischen Reform des Heerwesens der Soldat überhaupt aufgehört hatte Bürger zu sein (II, 186), so zeigten jetzt die campanische Meuterei und das Schlachtfeld von Thapsus mit leidiger Deutlichkeit, in welcher Art die Armee sich dazu bereit fand dem Gesetze ihren Arm zu leihen. Selbst der grofse Demokrat vermochte die Gewalten, die er entfesselt hatte, nur mühsam und mangelhaft wieder zu bändigen; tausende von Schwertern flogen noch auf seinen Wink aus der Scheide, aber sie kehrten schon nicht mehr in die Scheide auf seinen Wink zurück. Das Verhängnifs ist mächtiger als das Genie. Caesar wollte der Wiederhersteller des bürgerlichen Gemeinwesens werden und ward der Gründer der von ihm verabscheuten

Militärmonarchie; er stürzte den Aristokraten- und Banquierstaat im Staate nur, um an deren Platz den Soldatenstaat im Staate zu setzen und es blieb wie bisher das Gemeinwesen tyrannisirt und exploitirt von einer privilegirten Minorität. Aber dennoch ist es das Privilegium der höchsten Naturen also schöpferisch zu irren. Diese genialen Versuche grofser Männer das Ideal zu realisiren, wenn sie auch ihr Ziel nicht erreichen, bilden den besten Schatz der Nationen. Es ist Caesars Werk, dafs der römische Militärstaat erst nach mehreren Jahrhunderten zum Polizeistaat ward und dafs die römischen Imperatoren, wie wenig sie sonst auch dem grofsen Begründer ihrer Herrschaft glichen, doch den Soldaten wesentlich nicht gegen den Bürger verwandten, sondern gegen den Feind und Nation und Armee beide zu hoch achteten, um diese zum Constabler über jene zu setzen.

Die Ordnung des Finanzwesens machte bei den soliden Grundlagen, die die ungeheure Gröfse des Reiches und der Ausschlufs des Creditsystems gewährten, verhältnifsmäfsig nur geringe Schwierigkeit. Wenn der Staat bisher in beständiger Finanzverlegenheit sich befunden hatte, so war daran die Unzulänglichkeit der Staatseinnahmen am wenigsten schuld. Diese hatten vielmehr eben in den letzten Jahren sich ungemein vermehrt. Zu der älteren Gesammteinnahme, die auf 200 Mill. Sesterzen (14,300,000 Thlr.) angeschlagen wird, waren durch die Einrichtung der Provinzen Bithynien-Pontus und Syrien 85 Mill. Sest. (6,000,000 Thlr.) gekommen; welcher Zuwachs nebst den sonstigen neueröffneten oder gesteigerten Einnahmequellen, namentlich durch den beständig steigenden Ertrag der Luxusabgaben, den Verlust der campanischen Pachtgelder weit überwog. Aufserdem waren durch Lucullus, Metellus, Pompeius, Cato und Andere aufserordentlicher Weise dem Staatsschatz ungeheure Summen zugeflossen. Die Ursache der finanziellen Verlegenheiten lag vielmehr theils in den gesteigerten ordentlichen und aufserordentlichen Ausgaben, theils in der geschäftlichen Verwirrung. Unter jenen nahm die Getreidevertheilung an die hauptstädtische Menge fast unerschwingliche Summen in Anspruch: durch die von Cato 691 ihr gegebene Ausdehnung (S. 177) stieg die jährliche Ausgabe dafür auf 30 Mill. Sesterzen (2,145,000 Thlr.) und seit Abschaffung der bisher gezahlten Vergütung im J. 696 verschlang dieselbe gar den fünften Theil der Staatseinkünfte. Auch das Militärbudget erforderte immer gröfsere Summen, seit zu den Besatzungen von Spanien, Makedonien und der übrigen Provinzen noch die von Ki-

likien und Syrien hinzukamen. Unter den aufserordentlichen Ausgaben sind in erster Linie die grofsen Kosten der Flottenrüstungen zu nennen, wofür zum Beispiel fünf Jahre nach der grofsen Razzia von 687 auf einmal 34 Mill. Sesterzen ($2\frac{1}{2}$ Mill. Thlr.) verausgabt wurden. Dazu kamen die sehr ansehnlichen Summen, welche die Kriegszüge und Kriegsvorbereitungen wegnahmen, wie denn blofs für Ausrüstung des makedonischen Heeres des Piso auf einmal 18 Mill. Sest. (1,300000 Thlr.), an Pompeius für die Unterhaltung und Besoldung der spanischen Armee gar jährlich 24 Mill. Sest. (1,716000 Thlr.) und ähnliche Summen an Caesar für die gallischen Legionen gezahlt wurden. So beträchtlich aber auch diese Ansprüche waren, die an die römische Staatskasse gemacht wurden, so hätte dennoch dieselbe ihnen wahrscheinlich zu genügen vermocht, wenn nicht ihre einst so musterhafte Verwaltung von der allgemeinen Schlaffheit und Unehrlichkeit dieser Zeit mit ergriffen worden wäre; oft stockten die Zahlungen des Aerars blofs defshalb, weil man dessen ausstehende Forderungen einzumahnen versäumte. Die vorgesetzten Beamten, zwei von den Quaestoren, junge jährlich gewechselte Menschen, verhielten im besten Fall sich passiv; unter dem früherhin seiner Ehrenhaftigkeit wegen mit Recht hochangesehenen Schreiber- und sonstigen Bureaupersonal waren jetzt, namentlich seit diese Posten käuflich geworden waren (II, 65), die ärgsten Mifsbräuche im Schwange. — Caesar begegnete der hier obwaltenden Zerrüttung hauptsächlich dadurch, dafs er, statt wie bisher im Senat, jetzt in seinem Kabinet alle Fäden des römischen Staatsfinanzwesens zusammenlaufen liefs, wodurch denn von selbst neues Leben, strengere Ordnung und festerer Zusammenhang in alle Räder und Triebfedern dieser grofsen Maschine kam. Ferner wurden die beiden von Gaius Gracchus herrührenden und Krebsschäden gleich das römische Finanzsystem zerfressenden Institutionen: die Verpachtung der directen Abgaben und die Getreidevertheilungen, theils beseitigt, theils reformirt. Caesar wollte nicht wie sein Vorläufer die Nobilität durch die Banquieraristokratie und den hauptstädtischen Pöbel in Schach halten, sondern jene vernichten und das Gemeinwesen von sämmtlichen Parasiten hohen und niedern Ranges befreien; und darum ging er in diesen beiden wichtigen Fragen nicht mit Gaius Gracchus, sondern mit dem Oligarchen Sulla. Das Verpachtungssystem blieb für die indirecten Abgaben bestehen, bei denen es uralt war und, bei der auch von Caesar unverbrüchlich festgehaltenen finanziellen Maxime der Römer die Abgabenerhebung um jeden Preis einfach

und übersichtlich zu erhalten, schlechterdings nicht entbehrt werden konnte. Die directen Abgaben aber wurden fortan durchgängig entweder, wie die africanischen und sardinischen Korn- und Oellieferungen, behandelt als unmittelbar an den Staat abzuführende Naturalleistungen, oder, wie die kleinasiatischen Gefälle, in feste Geldabgaben verwandelt und die Einziehung der Einzelbeträge den Steuerdistricten selbst übergeben. Die Kornvertheilungen in der Hauptstadt waren bisher als nutzbares Recht der herrschenden und, weil sie herrschte, von den Unterthanen zu speisenden Gemeinde angesehen worden. Dieser ehrlose Grundsatz ward von Caesar beseitigt; aber es konnte nicht übersehen werden, dafs diese Kornaustheilungen nebenher noch einem andern Zwecke gedient hatten, indem sie allein eine Menge gänzlich unvermögender Bürger vor dem Verhungern schützten. In diesem Sinne hielt Caesar sie fest. Hatte bisher jeder in Rom angesessene römische Bürger wenigstens Anspruch gehabt auf unentgeltliches Brotkorn, so wurde diese Empfängerliste, welche zuletzt bis auf 320000 Nummern gestiegen war, durch Ausscheidung aller wohlhabenden oder anderweit versorgten Individuen auf 150000 herabgebracht. Diese Zahl wurde als Maximalzahl der Freikornstellen ein für allemal fixirt und eine jährliche Revision der Liste angeordnet, um die durch Austritt oder Tod leergewordenen Plätze durch Nachwahl aus den bedürftigsten Bewerbern wieder zu besetzen. Indem also das politische Privilegium in eine Armenversorgung umgewandelt ward, trat ein in sittlicher wie in geschichtlicher Hinsicht bemerkenswerther Satz zum erstenmal in lebendige Wirksamkeit. Nur langsam und von Stufe zu Stufe ringt die bürgerliche Gesellschaft sich durch zu der Solidarität der Interessen; im früheren Alterthum schützte der Staat die Seinigen wohl vor dem Landesfeind und dem Mörder, aber er war nicht verpflichtet, durch Verabreichung der nothwendigen Subsistenzmittel an den gänzlich hülflosen Mitbürger ihn vor dem schlimmeren Feinde des Mangels zu bewahren. Es ist Caesar, der zuerst, wenngleich natürlich nur noch in beschränkter und mangelhafter Weise, den Staatsschutz hierauf erstreckt und ein Institut, das für den Staat eine Last und eine Schmach war, umgeschaffen hat in die erste jener heute so unzählbaren wie segensreichen Anstalten, in denen das unendliche Erbarmen der Menschen mit der Menschen unendlichem Elend ringt. — Aufser diesen mehr principiellen Reformen fand eine durchgängige Revision des Einnahme- und Ausgabewesens statt. Die ordentlichen Einnahmen wurden überall regulirt und fixirt. Nicht weni-

gen Gemeinden, ja ganzen Landschaften ward, sei es mittelbar durch Verleihung des römischen oder latinischen Bürgerrechts, sei es unmittelbar durch Privilegium die Steuerfreiheit bewilligt; so erhielten sie z. B. alle sicilischen Gemeinden* auf jenem, die Stadt Ilion auf diesem Wege. Noch gröfser war die Zahl derjenigen, deren Steuerquantum herabgesetzt ward; wie denn den Gemeinden im jenseitigen Spanien schon nach Caesars Statthalterschaft auf dessen Betrieb eine Steuerherabsetzung vom Senat bewilligt worden war und jetzt der am meisten gedrückten Provinz Asia, aufser der Erleichterung hinsichtlich der Erhebung der directen Steuern, der dritte Theil derselben ganz erlassen ward. Die neu hinzukommenden Abgaben, wie die der in Illyrien unterworfenen Gemeinden und vor allem der gallischen, die zusammen 40 Mill. Sest. (2,860000 Thlr.) jährlich entrichteten, waren durchgängig niedrig gegriffen. Freilich ward dagegen auch einzelnen Städten, wie Kleinleptis in Africa, Sulci auf Sardinien und mehreren spanischen Gemeinden, zur Strafe ihres Verhaltens während des letzten Krieges die Steuer erhöht. Die sehr einträglichen in den letzten Zeiten der Anarchie abgeschafften italischen Hafenzölle (S. 188) wurden um so mehr wieder hergestellt, als diese Abgabe wesentlich die aus dem Osten eingehenden Luxuswaaren traf. Zu diesen neu oder wieder eröffneten ordentlichen Einnahmequellen kamen die Summen hinzu, die aufserordentlicher Weise, namentlich in Folge des Bürgerkrieges, an den Sieger gelangten: die in Gallien gesammelten Schätze; der hauptstädtische Kassenbestand; die aus den italischen und spanischen Tempeln entnommenen Schätze; die in Formen der Zwangsanleihe, des Zwangsgeschenkes oder der Bufse von den abhängigen Gemeinden und Dynasten erhobenen Summen und die in ähnlicher Weise durch Rechtsspruch oder auch blofs durch Zusendung des Zahlungsbefehls einzelnen reichen Römern auferlegten Strafgelder; vor allen Dingen aber der Erlös aus dem Vermögen der geschlagenen Gegner. Allein die Bufse der africanischen Grofshändler, die in dem Gegensenat gesessen, belief sich auf 100 Mill. Sest. (7 Mill. Thlr.) und der von den Käufern des Vermögens des Pompeius gezahlte Preis auf 70 Mill. Sest. (5 Mill. Thlr.); man mag daraus schliefsen, wie ergiebig diese Einnahmequellen waren. Die Gehässigkeit der

* Es folgt dies schon daraus, dafs Sicilien die Latinität erhielt; aber auch direct bezeugt Varro den Wegfall der sicilischen Zehnten in einer nach Caesars Tode publicirten Schrift *(de r. r. 2 praef.)*, indem er als die Kornprovinzen, aus denen Rom seine Subsistenz entnimmt, nur Africa und Sardinien, nicht mehr Sicilien nennt.

Confiscationen ward einigermafsen dadurch gemildert, dafs Caesar mit strenger Sorgfalt darüber hielt, dafs ihr Ertrag allein dem Staate zu Gute kam, und, statt in Sullas Weise seinen Günstlingen jeden Unterschleif nachzusehen, selbst von seinen treuesten Anhängern, zum Beispiel von Marcus Antonius, die Kaufgelder mit Strenge beitrieb. Unterbleiben aber konnten diese Schritte nicht; die geschlagene Partei mufste schon darum die Krirgskosten tragen, weil die Macht der Nobilität zum guten Theil auf ihrem colossalen Reichthum beruhte und nur durch solche Mafsregeln wirksam gebrochen werden konnte. — In dem Ausgabeetat wurde zunächst durch die ansehnliche Beschränkung der Getreidespenden eine Verminderung erzielt. Die beibehaltene Kornvertheilung an die hauptstädtischen Armen so wie die verwandte von Caesar neu eingeführte Oellieferung für die hauptstädtischen Bäder ward wenigstens zum grofsen Theil ein für allemal fundirt auf die Naturalabgaben von Sardinien und namentlich von Africa und schied dadurch aus dem Kassenwesen ganz oder gröfstentheils aus. Andrerseits nahmen die regelmäfsigen Ausgaben für das Militärwesen ungemein zu, theils durch die der umfassenderen Grenzvertheidigung wegen nothwendig gewordene Vermehrung des stehenden Heeres, theils durch die Erhöhung des Soldes, den Caesar verdoppelte (S. 346) und dem Legionar statt des bisherigen Jahressoldes von 480 Sesterzen ($34\frac{1}{2}$ Thlr.) jährlich 900 Sesterzen (64 Thlr.) gab. Dafür, dafs diese Steigerung nicht wie so manche ähnliche aus Servilität der Regierung gegen die Soldaten hervorging, bürgt nicht blofs Caesars Charakter. Der bisherige Sold von $1\frac{1}{3}$ Sesterz ($2\frac{4}{5}$ Gr.) den Tag war festgesetzt worden in uralten Zeiten, wo das Geld einen ganz anderen Werth hatte als in dem damaligen Rom; wenn er bis in eine Zeit hinein, wo der gemeine Tagelöhner in der Hauptstadt mit seiner Hände Arbeit täglich durchschnittlich 3 Sesterze ($6\frac{1}{3}$ Gr.) verdiente, beibehalten worden war, so war dies nur dadurch möglich geworden, weil man nicht des Soldes halber, sondern hauptsächtich wegen der gröfstentheils unerlaubten Accidentien des Militärdienstes in das Heer eintrat. Zu einer ernstlichen Reform des Militärwesens und zur Beseitigung dieses meist den Provinzialen aufgebürdeten unregelmäfsigen Soldatenverdienstes war die erste Bedingung eine zeitgemäfse Erhöhung der regulären Löhnung; und die Fixirung derselben auf $2\frac{1}{2}$ Sesterzen ($5\frac{1}{5}$ Gr.) darf als eine billige, die dem Aerar dadurch aufgebürdete grofse Last als eine nothwendige und in ihren Folgen segensreiche betrachtet werden. Von dem Belauf der aufserordentlichen Ausgaben, die

Caesar übernehmen mufste oder freiwillig übernahm, ist es schwer sich eine Vorstellung zu machen. Die Kriege selbst frafsen ungeheure Summen; und vielleicht nicht geringere wurden erfordert, um die Zusicherungen zu erfüllen, die Caesar während des Bürgerkrieges zu machen genöthigt worden war. Es war ein schlimmes und für die Folgezeit leider nicht verlorenes Beispiel, dafs jeder gemeine Soldat für seine Theilnahme am Bürgerkrieg 20000 Sesterzen (1430 Thlr.), jeder Bürger der hauptstädtischen Menge für seine Nichtbetheiligung an demselben als Zulage zum Brotkorn 300 Sesterzen (21 Thlr.) empfing; Caesar indefs, nachdem er einmal in dem Drange der Umstände sein Wort verpfändet, war zu sehr König um davon abzudingen. Aufserdem genügte Caesar unzähligen Anforderungen ehrenhafter Freigebigkeit und machte namentlich für das Bauwesen, das während der Finanznoth der letzten Zeiten der Republik schmählich vernachlässigt worden war, ungeheure Summen flüssig — man berechnete den Kostenbetrag seiner theils während der gallischen Feldzüge, theils nachher in der Hauptstadt ausgeführten Bauten auf 160 Mill. Sest. (11½ Thlr.). Das Gesammtresultat der finanziellen Verwaltung Caesars ist darin ausgesprochen, dafs er durch einsichtige und energische Reformen und durch die rechte Vereinigung von Sparsamkeit und Liberalität allen billigen Ansprüchen reichlich und völlig genügte und dennoch bereits im März 710 in der Kasse des Staats 700, in seiner eigenen 100 Mill. Sest. (zusammen 57 Mill. Thlr.) baar lagen — eine Summe, die den höchsten Kassenbestand der Republik in ihrer blühendsten Zeit (I, 617) um das Zehnfache überstieg.

Aber die Aufgabe die alten Parteien aufzulösen und das neue Gemeinwesen mit einer angemessenen Verfassung, einer schlagfertigen Armee und geordneten Finanzen auszustatten, so schwierig sie war, war nicht der schwierigste Theil von Caesars Werk. Sollte in Wahrheit die italische Nation wiedergeboren werden, so reichte es nicht aus, dafs ihre Verfassung umgestaltet und ihre Heere und Kasse neugeordnet wurden, sondern es bedurfte einer Reorganisation, die alle Theile des grofsen Reiches, Rom, Italien und die Provinzen in ihren Grundfesten umwandelte. Versuchen wir auch hier sowohl die alten Zustände als auch die Anfänge einer neuen und leidlicheren Zeit zu schildern.

Aus Rom war der gute Stamm latinischer Nation längst völlig verschwunden. Es liegt in den Verhältnissen, dafs die Hauptstadt ihr municipales und selbst ihr nationales Gepräge schneller verschleift als jedes untergeordnete Gemeinwesen. Hier scheiden die

höheren Klassen rasch aus dem städtischen Gemeinleben aus und finden mehr in dem ganzen Staate als in einer einzelnen Stadt ihre Heimath; hier concentrirt sich unvermeidlich die ausländische Ansiedlung, die fluctuirende Bevölkerung von Vergnügens- und Geschäftsreisenden, die Masse des müssigen, faulen, verbrecherischen, ökonomisch und moralisch bankerotten und eben darum kosmopolitischen Gesindels. Auf Rom fand dies alles in eminenter Weise Anwendung. Der wohlhabende Römer betrachtete sein Stadthaus häufig nur als ein Absteigequartier. Indem aus der städtischen Municipalität die Reichsämter hervorgingen, das städtische Vogtding die Versammlung der Reichsbürger ward, hörte jedes eigentliche Communalleben für Rom auf. Aus dem ganzen Umfang des weitumfassenden Reiches strömte man nach Rom, um zu speculiren, zu debauchiren, zu intriguiren, zum Verbrecher sich auszubilden oder auch daselbst vor dem Auge des Gesetzes sich zu verbergen. Aber zu diesen unvermeidlichen Uebelständen traten noch andere eigenthümliche hinzu, welche die dem grofsstädtischen Wesen anhaftenden Beschwerden zum förmlichen Nothstand steigerten. Es hat vielleicht nie eine Grofsstadt gegeben, die so durchaus nahrungslos war wie Rom; theils die Einfuhr, theils die häusliche Fabrication durch Sclaven machten hier jede freie Industrie von vorn herein unmöglich. Die nachtheiligen Folgen des Grundübels der Staatenbildung im Alterthum überhaupt, des Sclavensystems traten in der Hauptstadt schärfer als irgendwo sonst hervor. Nirgends häuften solche Sclavenmassen sich an wie in den hauptstädtischen Palästen der grofsen Familien oder der reichen Emporkömmlinge. Nirgends mischten sich so wie in der hauptstädtischen Sclavenschaft die Nationen dreier Welttheile, Syrer, Phryger und andere Halbhellenen mit Libyern und Mohren, Geten und Iberer mit den immer zahlreicher einströmenden Kelten und Deutschen. Die von der Unfreiheit unzertrennliche Demoralisation und der scheufsliche Widerspruch des formellen und des sittlichen Rechts kamen weit greller zum Vorschein bei dem halb oder ganz gebildeten gleichsam vornehmen Stadtsclaven als bei dem Ackerknecht, der das Feld gleich dem gefesselten Stier in Ketten bestellte. Schlimmer noch als die Sclavenmassen waren die der rechtlich oder auch blofs thatsächlich freigegebenen Leute, ein Gemisch bettelhaften Gesindels und schwerreicher Parvenus, nicht mehr Sclaven und doch noch nicht völlig Bürger, ökonomisch und selbst rechtlich von ihrem Herrn abhängig und doch mit den Ansprüchen freier Männer; und eben die Freigelassenen zogen sich vor allem nach der Hauptstadt, wo es

Verdienst mancherlei Art gab und der Kleinhandel wie das kleine Handwerk fast ganz in ihren Händen war. Ihr Einfluſs auf die Wahlen wird ausdrücklich bezeugt; und daſs sie auch bei den Straſsenkrawallen voran waren, zeigt schon das gewöhnliche Signal, wodurch diese von den Demagogen gleichsam angesagt wurden, die Schlieſsung der Buden und Verkaufslocale. Zu allem dem kam, daſs die Regierung nicht bloſs nichts that um dieser Corrumpirung der hauptstädtischen Bevölkerung entgegenzuwirken, sondern sogar ihrer egoistischen Politik zu Liebe ihr Vorschub leistete. Die verständige Gesetzvorschrift, welche dem wegen eines Capitalverbrechens verurtheilten Individuum den Aufenthalt in der Hauptstadt untersagte, ward von der schlaffen Polizei nicht zur Ausführung gebracht. Die dringend nahe gelegte polizeiliche Ueberwachung der Associationen und Clubs des Gesindels ward anfangs vernachlässigt, späterhin (S. 281) als freiheitswidrige Volksbeschränkung sogar für strafbar erklärt. Die bei einem solchen durchaus von der Hand in den Mund lebenden Proletariat unumgänglich nothwendige Fürsorge für niedrige Getreidepreise ward mit dem gewissenlosesten Leichtsinn gehandhabt und die Preisschwankungen des Brotkorns waren fabelhafter und unberechenbarer Art.* Endlich die Getreidevertheilungen luden das gesammte nahrungslose und arbeitscheue Bürgerproletariat officiell ein seinen Sitz in der Hauptstadt aufzuschlagen. Es war eine arge Saat und die Ernte entsprach ihr. Das Club- und Bandenwesen auf dem politischen Gebiet, auf dem religiösen der Isisdienst und der gleichartige fromme Schwindel hatten hier ihre Wurzeln. Man war beständig im Angesicht einer Theurung und nicht selten in voller Hungersnoth. Nirgends war man seines Lebens weniger sicher als in der Hauptstadt: der gewerbmäſsig betriebene Banditenmord war das einzige in derselben blühende Handwerk; es war die Einleitung zur Ermordung, daſs das Schlachtopfer nach Rom gelockt ward; niemand wagte sich ohne bewaffnetes Gefolge in die Umgegend der Hauptstadt. Auch die äuſsere Beschaffenheit derselben entsprach dieser inneren Zerrüttung und schien eine lebendige Satire auf das aristokratische Regiment. Für die Regulirung des Tiberstroms ward nichts gethan; kaum daſs man die einzige Brücke, mit der man immer noch sich be-

* In dem Productionsland Sicilien ward der römische Scheffel innerhalb weniger Jahre zu 2 und zu 20 Sesterzen verkauft; man rechne danach, wie die Preisschwankungen in Rom sich stellen muſsten, das vom überseeischen Korn lebte und der Sitz der Speculanten war.

half (II, 372), wenigstens bis zur Tiberinsel von Stein aufführen liefs. Für die Planirung der Siebenhügelstadt war ebenso wenig etwas geschehen, aufser wo etwa die Schutthaufen ausgeglichen hatten. Die Strafsen gingen eng und winkelig Hügel auf und ab und waren elend gehalten, die Trottoirs schmal und schlecht gepflastert. Die gewöhnlichen Häuser waren von Ziegeln ebenso liederlich wie schwindelnd hoch gebaut, meistens von speculirenden Baumeistern für Rechnung der kleinen Besitzer, wobei jene steinreich, diese zu Bettlern wurden. Wie einzelne Inseln in diesem Meer von elenden Gebäuden erschienen die glänzenden Paläste der Reichen, die den kleinen Häusern ebenso den Raum verengten wie ihre Besitzer den kleinen Leuten ihr Bürgerrecht im Staat, und neben deren Marmorsäulen und griechischen Statuen die verfallenden Tempel mit ihren grofsentheils noch holzgeschnitzten Götterbildern eine traurige Figur machten. Von einer Strafsen-, einer Ufer-, Feuer- und Baupolizei war kaum die Rede; wenn die Regierung um die alljährlich eintretenden Ueberschwemmungen, Feuersbrünste und Häusereinstürze überhaupt sich bekümmerte, so geschah es um von den Staatstheologen Bericht und Bedenken über den wahren Sinn solcher Zeichen und Wunder zu begehren. Man versuche sich ein London zu denken mit der Sclavenbevölkerung von New-Orleans, mit der Polizei von Constantinopel, mit der Industrielosigkeit des heutigen Rom und bewegt von einer Politik nach dem Muster der pariser von 1848: und man wird eine ungefähre Vorstellung von der republikanischen Herrlichkeit gewinnen, deren Untergang Cicero und seine Genossen in ihren Schmollbriefen betrauern. — Caesar trauerte nicht, aber er suchte zu helfen, so weit zu helfen war. Rom blieb natürlich, was es war, eine Weltstadt. Der Versuch ihm wiederum einen specifisch italischen Charakter zu geben, wäre nicht blofs unausführbar gewesen, sondern hätte auch in Caesars Plan nicht gepafst. Aehnlich wie Alexander für sein griechisch-orientalisches Reich eine angemessene Hauptstadt in dem hellenisch-jüdisch-aegyptischen und vor allem kosmopolitischen Alexandreia fand, so sollte auch die im Mittelpunct des Orients und Occidents gelegene Hauptstadt des neuen römisch-hellenischen Weltreichs nicht eine italische Gemeinde sein, sondern die denationalisirte Capitale vieler Nationen. Darum duldete es Caesar, dafs neben dem Vater Jovis die neu angesiedelten aegyptischen Götter verehrt wurden und gestattete sogar den Juden die freie Uebung ihres seltsam fremdartigen Rituals auch in der Hauptstadt des Reiches. Wie widerlich bunt immer die parasitische namentlich hellenisch-

orientalische Bevölkerung in derselben sich mischte, er trat ihr nirgends in den Weg; es ist bezeichnend, dafs er bei seinen hauptstädtischen Volksfesten Schauspiele nicht blofs in lateinischer und griechischer, sondern auch in andern Zungen, vermuthlich doch wohl in der phönikischen, hebräischen, syrischen aufführen liefs. — Aber wenn Caesar den Grundcharakter der Hauptstadt so, wie er ihn fand, mit vollem Bewufstsein acceptirte, so wirkte er doch energisch hin auf die Besserung der daselbst obwaltenden kläglichen und schimpflichen Zustände. Leider waren eben die Grundübel am wenigsten austilgbar. Die Sclaverei mit ihrem Gefolge von Landplagen konnte Caesar nicht abstellen; es mufs dahingestellt bleiben, ob er mit der Zeit versucht haben würde die hauptstädtische Sclavenbevölkerung wenigstens zu vermindern, wie er dies auf einem andern Gebiete unternahm. Ebenso wenig vermochte Caesar eine freie hauptstädtische Industrie aus dem Boden zu zaubern; doch halfen die ungeheuren Bauten der Nahrungslosigkeit daselbst einigermafsen ab und eröffneten dem Proletariat eine Quelle schmalen, aber ehrlichen Erwerbes. Dagegen wirkte Caesar energisch darauf hin die Masse des freien Proletariats zu vermindern. Der stehende Zuflufs von solchen, die die Getreidespenden nach Rom führten, ward durch Verwandlung derselben in eine auf eine feste Kopfzahl beschränkte Armenversorgung wenn nicht ganz verstopft,* doch sehr wesentlich beschränkt. Unter dem vorhandenen Proletariat räumten einerseits die Gerichte auf, die angewiesen wurden mit unnachsichtlicher Strenge gegen das Gesindel einzuschreiten, andererseits die umfassende überseeische Colonisation; in den wenigen Jahren seiner Regierung führte Caesar 80000 Colonisten über das Meer, von denen ein sehr grofser Theil den unteren Schichten der hauptstädtischen Bevölkerung entnommen sein wird, wie denn die meisten korinthischen Ansiedler Freigelassene waren. Es kann dies keine blofs vorübergehende Mafsregel gewesen sein; Caesar, überzeugt wie jeder andere verständige Mann, dafs die einzige wahrhafte Hülfe gegen das Elend des Proletariats in einem wohl regulirten Colonisirungssystem besteht, und durch die Beschaffenheit des Reiches in den Stand gesetzt dasselbe in

* Es ist nicht ohne Interesse, dafs ein späterer, aber einsichtiger politischer Schriftsteller, der Verfasser der unter Sallustius Namen an Caesar gerichteten Briefe, diesem den Rath ertheilt die hauptstädtische Getreidevertheilung in die einzelnen Municipien zu verlegen. Diese Kritik hat ihren guten Sinn; wie denn bei der grofsartigen municipalen Waisenversorgung unter Traian offenbar ähnliche Gedanken gewaltet haben.

fast ungemessener Ausdehnung zu realisiren, wird die Absicht gehabt haben, hiemit dauernd fortzufahren und dem stets wieder sich erzeugenden Uebel durch einen bleibenden Abzugscanal zu begegnen. Maſsregeln wurden ferner ergriffen um den argen Preisschwankungen der wichtigsten Nahrungsmittel auf den hauptstädtischen Märkten Grenzen zu setzen. Die neu geordneten und liberal verwalteten Staatsfinanzen lieferten hiezu die Mittel und zwei neu ernannte Beamte, die Getreideaedilen (S. 457), übernahmen die specielle Beaufsichtigung der Lieferanten und des Marktes der Hauptstadt. Dem Clubwesen wurde wirksamer, als es durch Prohibitivgesetze möglich war, gesteuert durch die veränderte Verfassung, indem mit der Republik und den republikanischen Wahlen und Gerichten die Bestechung und Vergewaltigung der Wahl- und Richtercollegien, überhaupt die politischen Saturnalien der Canaille von selbst ein Ende hatten. Auſserdem wurden die durch das clodische Gesetz ins Leben getretenen Verbindungen aufgelöst und das ganze Associationswesen unter die Oberaufsicht der Regierungsbehörden gestellt. Mit Ausnahme der althergebrachten Zünfte und Vergesellschaftungen, der religiösen Vereinigungen der Juden und anderer besonders ausgenommener Kategorien, wofür die einfache Anzeige an den Senat genügt zu haben scheint, wurde die Erlaubniſs eine bleibende Gesellschaft mit festen Versammlungsfristen und stehenden Einschüssen zu constituiren an eine nach eingeholter Willensmeinung des Monarchen vom Senat zu ertheilende Concession geknüpft. Dazu kam eine strengere Criminalrechtspflege und eine energische Polizei. Die Gesetze, namentlich hinsichtlich des Verbrechens der Vergewaltigung, wurden verschärft und die unvernünftige Bestimmung des republikanischen Rechts, daſs der überwiesene Verbrecher befugt sei durch Selbstverbannung einem Theil der verwirkten Strafe sich zu entziehen, wie billig beseitigt. Das detaillirte Regulativ, das Caesar über die hauptstädtische Polizei erlieſs, ist groſsentheils noch erhalten und es kann wer da will sich überzeugen, daſs der Imperator es nicht verschmähte die Hausbesitzer zur Instandsetzung der Straſsen und zur Pflasterung der Trottoirs in ihrer ganzen Breite mit behauenen Steinen anzuhalten und geeignete Bestimmungen über das Tragen der Sänften und das Fahren der Wagen zu erlassen, die bei der Beschaffenheit der Straſsen nur zur Nachtzeit in der Hauptstadt frei circuliren durften. Die Oberaufsicht über die Localpolizei blieb wie bisher hauptsächlich den vier Aedilen, deren Wirksamkeit und Verantwortlichkeit aber dadurch erhöht ward, daſs sie, statt wie

bisher jeder in der ganzen Stadt zu wirthschaften, angehalten wurden jeder einen bestimmt abgegrenzten Polizeidistrict zu überwachen. Endlich das hauptstädtische Bauwesen und die damit zusammenhängende Fürsorge für die gemeinnützigen Anstalten überhaupt nahm durch Caesar, der die Baulust des Römers und des Organisators in sich vereinigte, plötzlich einen Aufschwung, der nicht bloſs die Miſswirthschaft der letzten anarchischen Zeiten beschämte, sondern auch alles, was die römische Aristokratie in ihrer besten Zeit geleistet hatte, so weit hinter sich lieſs wie Caesars Genie das redliche Bemühen der Marcier und der Aemilier. Es war nicht bloſs die Ausdehnung der Bauten an sich und die Gröſse der darauf verwandten Summen, durch die Caesar seine Vorgänger übertraf, sondern der echt staatsmännische und gemeinnützige Sinn, der das, was Caesar für die öffentlichen Anstalten Roms that, vor allen ähnlichen Leistungen auszeichnet. Er baute nicht, wie man pflegte, Tempel und sonstige Prachtgebäude, sondern er entlastete den Markt von Rom, auf dem sich immer noch die Bürgerversammlungen, die Hauptgerichtstätten, die Börse und der tägliche Geschäftsverkehr wie der tägliche Müssiggang zusammendrängten, wenigstens von den Versammlungen und den Gerichten, indem er für jene eine neue Dingstätte, die Saepta Julia auf dem Marsfeld, für diese einen besonderen Gerichtsmarkt, das Forum Julium zwischen Capitol und Palatin, anlegen lieſs. Verwandten Geistes ist die von ihm herrührende Einrichtung, daſs den hauptstädtischen Bädern jährlich 3 Millionen Pfund Oel, gröſstentheils aus Africa, geliefert und diese dadurch in den Stand gesetzt wurden den Badenden das zum Salben des Körpers erforderliche Oel unentgeltlich zu verabfolgen — eine nach der alten wesentlich auf Baden und Salben gegründeten Diätetik höchst zweckmäſsige Maſsregel der Reinlichkeits- und Gesundheitspolizei. Indeſs diese groſsartigen Einrichtungen waren nur die ersten Anfänge einer vollständigen Umwandlung Roms. Bereits waren die Entwürfe gemacht zu einem neuen Rathhaus, einem neuen prachtvollen Bazar, einem mit dem pompeischen wetteifernden Theater, einer öffentlichen lateinischen und griechischen Bibliothek nach dem Muster der kürzlich zu Grunde gegangenen von Alexandreia — die erste Anstalt der Art in Rom —, endlich zu einem Tempel des Mars, der an Reichthum und Herrlichkeit alles bisher da Gewesene überboten haben würde. Genialer noch war der Gedanke den ganzen unteren Lauf des Tiberstroms zu ändern und ihn von dem heutigen Ponte Molle an, statt zwischen dem vaticanischen

und dem Marsfelde hindurch nach Ostia zu, vielmehr um das vaticanische Feld und das Janiculum herum quer durch die pomptinischen Sümpfe in den Hafen von Tarracina zu führen. Durch diesen Riesenplan wurden auf einen Schlag theils die äufserst beschränkte Baugelegenheit in der Hauptstadt in der Art erweitert, dafs das jetzt auf das linke Tiberufer verlegte vaticanische Feld an die Stelle des Marsfeldes treten konnte und das geräumige Marsfeld für öffentliche und Privatbauten disponibel ward, theils die pomptinischen Felder und überhaupt die latinische Küste entsumpft, theils der Hauptstadt der so schmerzlich vermifste sichere Seehafen gegeben. Es schien in der That der Imperator Berge und Flüsse versetzen und mit der Natur selber den Wettlauf wagen zu wollen. Indessen so sehr auch durch die neue Ordnung die Stadt Rom an Bequemlichkeit und Herrlichkeit gewann, ihre politische Suprematie ging ihr, wie schon gesagt ward, durch eben dieselbe unwiderbringlich verloren. Dafs der römische Staat mit der Stadt Rom zusammenfalle, war zwar im Laufe der Zeit immer unnatürlicher und verkehrter geworden; aber der Satz war doch so innig mit dem Wesen der römischen Republik verwachsen, dafs er erst mit dieser selbst zu Grunde gehen konnte. In dem neuen Staate Caesars ward derselbe, etwa mit Ausnahme einiger legaler Fictionen, vollständig beseitigt und das hauptstädtische Gemeinwesen rechtlich auf eine Linie mit allen übrigen Municipalitäten gestellt; wie denn Caesar, hier wie überall bemüht nicht blofs die Sache zu ordnen, sondern auch sie officiell bei dem rechten Namen zu nennen, seine italische Gemeindeordnung, ohne Zweifel absichtlich, zugleich für die Hauptstadt und für die übrigen Stadtgemeinden erliefs. Man kann hinzufügen, dafs Rom, eben weil es als Hauptstadt eines lebendigen Communalwesens nicht fähig war, hinter den übrigen Municipalitäten der Kaiserzeit sogar wesentlich zurückstand. Das republikanische Rom war eine Räuberhöhle, aber zugleich der Staat; das Rom der Monarchie, obwohl es mit allen Herrlichkeiten dreier Welttheile sich zu schmücken und in Gold und Marmor zu schimmern begann, war doch nichts im Staate als das Königsschlofs in Verbindung mit dem Armenhaus, das heifst ein nothwendiges Uebel.

Wenn es in der Hauptstadt sich nur darum handelte durch polizeiliche Ordnungen im gröfsten Mafsstab handgreifliche Uebelstände hinwegzuräumen, so war es dagegen eine bei weitem schwierigere Aufgabe der tief zerrütteten italischen Volkswirthschaft aufzuhelfen. Die Grundübel waren die bereits früher ausführlich hervorgehobenen, das Zusammenschwinden der acker-

bauenden und die unnatürliche Vermehrung der kaufmännischen Bevölkerung, woran ein unabsehbares Gefolge anderer Uebelstände sich anschloſs. Wie es mit der italischen Bodenwirthschaft stand, wird dem Leser unvergessen sein. Trotz der ernstlichsten Versuche der Vernichtung des kleinen Grundbesitzes zu steuern war doch in dieser Epoche kaum noch in einer Landschaft des eigentlichen Italien, etwa mit Ausnahme der Apenninen- und Abruzzenthäler, die Bauernwirthschaft die vorwiegende Wirthschaftsweise. In der Umgegend Roms hatte die Nutzwirthschaft überhaupt dem unfruchtbaren Luxus Platz machen müssen: wo die alten latinischen Bauerschaften gesäet und geerntet hatten, erhoben sich jetzt die glänzenden Landhäuser, von denen manches mit den dazu gehörigen Gärten, Parken und Wasserleitungen, den Süſs- und Salzwasserreservoirs zur Aufbewahrung und Züchtung von Fluſs- und Seefischen, den Wildhäusern, Volieren und Fasanerien den Raum einer mäſsigen Stadt bedeckte. Im übrigen Italien wog durchaus die Gutswirthschaft vor, welche wesentlich ruhte auf Sclavenhaltung im Groſsen. Wo fremde Arbeit billiger war als die der eigenen Sclaven, kam natürlich jene daneben zur Anwendung; wie zum Beispiel im Thal von Rieti die Gutsbesitzer jährlich groſse Massen umbrischer Schnitter bei Einbringung der Ernte beschäftigten. Allein theils das System der Mittelsmänner, das hiebei zur Anwendung kam, theils die Concurrenz der Besitzer von Sclavenheerden, die aus dem Arbeitverdingen gleichfalls ein Geschäft machten, drückten selbst hier noch schwer auf den freien italischen Tagelöhner. Die Bewirthschaftung des Gutes war entweder Weide- oder Plantagenwirthschaft, von denen jene im Süden und Osten, diese im westlichen und mittleren Italien überwog. Daſs die Verwandlung ehemals ergiebiger Ackerlandschaften in Wiese und Weide in jeder Beziehung ein Rückschritt war, bedarf keiner weiteren Ausführung; die Plantagenwirthschaft dagegen stand ökonomisch auf einer schwer zu übertreffenden Höhe der Entwickelung. Das Thal von Rieti, die Umgegend des Fucinersees, die Landschaften am Liris und Volturnus, ja Mittelitalien überhaupt waren landwirthschaftlich in dem blühendsten Zustand; die italischen Producenten namentlich von Wein und Oel versorgten nicht bloſs die italischen Märkte, sondern machten auch in beiden Artikeln ansehnliche überseeische Ausfuhrgeschäfte. Eine schlichte fachwissenschaftliche Schrift dieser Zeit vergleicht Italien einem groſsen Fruchtgarten; und die Schilderungen, die die gleichzeitigen Dichter von ihrem schönen Heimathland entwer-

fen, wo die wohlbewässerte Wiese, das üppige Kornfeld, der lustige Rebenhügel von der dunklen Zeile der Oelbäume umsäumt wird, wo der Schmuck des Landes, lachend in mannigfaltiger Anmuth, die holdesten Gärten in seinem Schofse hegt und selber von nahrunggebenden Bäumen umkränzt wird — diese Schilderungen, offenbar treue Gemälde der dem Dichter täglich vor Augen stehenden Landschaft, versetzen uns in die blühendsten Striche von Toscana und Terra di lavoro. Die gediegene italische Bodenwirthschaft erzielte in dieser Zeit, wo die allgemeine Entwickelung der Intelligenz und die Fülle der Capitalien sie befruchtete, bei weitem glänzendere Resultate als jemals die alte Bauernwirthschaft hatte geben können, und ging sogar schon hinaus über die Grenzen Italiens, indem der italische Oekonom auch in den Provinzen grofse Strecken viehzüchtend und selbst kornbauend exploitirte. — Welche Dimensionen aber neben dieser auf dem Ruin der kleinen Bauerschaft unnatürlich gedeihenden Landwirthschaft die Geldwirthschaft angenommen, wie die italische Kaufmannschaft mit den Juden um die Wette in alle Provinzen und Clientelstaaten des Reiches sich ergossen hatte, wie alles Capital endlich in Rom zusammenflofs, dafür wird es, nach dem früher darüber Gesagten, hier genügen auf die einzige Thatsache hinzuweisen, dafs auf dem hauptstädtischen Geldmarkt der regelmäfsige Zinsfufs in dieser Zeit 6%, das Geld daselbst also halb so billig war wie sonst durchschnittlich im Alterthume. — In Folge dieser agrarisch wie mercantil auf Capitalmassen und Speculation begründeten Volkswirthschaft ergab sich das fürchterlichste Mifsverhältnifs in der Vertheilung des Vermögens. Die oft gebrauchte und oft gemifsbrauchte Rede von einem aus Millionären und Bettlern zusammengesetzten Gemeinwesen trifft vielleicht nirgends so vollständig zu wie bei dem Rom der letzten Zeit der Republik. Was gleichsam als Mittelstand erscheint und gewissermafsen auch Mittelstand ist, sind diejenigen reichen Kaufleute und Grundbesitzer, die so ungebildet oder auch so gebildet sind um sich innerhalb der Sphäre ihrer Thätigkeit zu bescheiden. Unter den Kaufleuten, wo die zahlreichen Freigelassenen und sonstigen emporgekommenen Leute in der Regel von dem Schwindel erfafst wurden den vornehmen Mann zu spielen, gab es solcher Verständigen nicht allzuviel: ein Musterbild dieser Gattung ist der in den Berichten aus dieser Zeit häufig erwähnte Titus Pomponius Atticus, der theils mit der grofsen Gutswirthschaft, welche er in Italien und in Epirus betrieb, theils mit seinen durch ganz Italien, Griechenland, Makedonien, Kleinasien

sich verzweigenden Geldgeschäften ein ungeheures Vermögen gewann, dabei aber durchaus der einfache Geschäftsmann blieb, sich nicht verleiten liefs um ein Amt zu werben oder auch nur Staatsgeldgeschäfte zu machen, und dem geizigen Knausern eben so fern wie dem wüsten und lästigen Luxus dieser Zeit — seine Tafel zum Beispiel ward mit 100 Sesterzen (7 Thlr.) täglich bestritten — sich an einer bequemen die Anmuth des Land- und des Stadtlebens, die Freuden des Verkehrs mit der besten Gesellschaft Roms und Griechenlands und jeden Genufs der Litteratur und der Kunst sich aneignenden Existenz genügen liefs. Zahlreicher und tüchtiger waren die italischen Gutsbesitzer alten Schlages. Die gleichzeitige Litteratur bewahrt das Bild eines solchen Landedelmanns *(paterfamilias rusticanus)*: sein Vermögen, angeschlagen auf 6 Mill. Sesterzen (429000 Thlr.), ist wesentlich angelegt in seinen dreizehn Landgütern; die Wirthschaft betreibt er selbst rationell und mit Leidenschaft; nach der Hauptstadt kommt er selten oder nie, und wenn er dort erscheint, so sticht er mit seinen ungehobelten Manieren von dem feinen Senator nicht minder ab wie die zahllosen Schaaren seiner rauhen Ackerknechte von dem zierlichen hauptstädtischen Bedientenschwarm. Mehr als die kosmopolitisch gebildeten Adelskreise und der überall und nirgends heimische Kaufmannsstand bewahrten diese Gutsbesitzer und die wesentlich durch dieselben gehaltenen ‚Ackerstädte' *(municipia rusticana)* sowohl die Zucht und Sitte der Väter als auch deren reine und edle Sprache. Der Gutsbesitzerstand gilt als der Kern der Nation; der Speculant, der sein Vermögen gemacht hat und unter die Notabeln des Landes einzutreten wünscht, kauft sich an und sucht wenn nicht selbst Squire zu werden, doch wenigstens seinen Sohn dazu zu erziehen. Den Spuren dieser Gutsbesitzerschaft begegnen wir, wo in der Politik eine volksthümliche Regung sich zeigt und wo die Litteratur einen grünen Sprofs treibt: aus ihr sog die patriotische Opposition gegen die neue Monarchie ihre beste Kraft und ihr gehören Varro, Lucretius, Catullus an; und vielleicht nirgends tritt die relative Frische dieser Gutsbesitzerexistenz charakteristischer hervor als in der anmuthigen arpinatischen Einleitung zu dem zweiten Buche der Schrift Ciceros von den Gesetzen, einer grünen Oase in der fürchterlichen Oede dieses ebenso leeren wie voluminösen Scribenten. — Aber die gebildete Kaufmannschaft und der tüchtige Gutsbesitzerstand wird weit überwuchert von den beiden tonangebenden Classen der Gesellschaft: dem Bettelvolk und der eigentlichen vornehmen Welt. Wir haben keine statistischen

Ziffern, um das relative Mafs der Armuth und des Reichthums für diese Epoche scharf zu bezeichnen; doch darf hier wohl wieder an die Aeufserung erinnert werden, die etwa funfzig Jahre früher ein römischer Staatsmann that (II, 126): dafs die Zahl der Familien von festgegründetem Reichthum innerhalb der römischen Bürgerschaft nicht auf 2000 sich belaufe. Die Bürgerschaft war seitdem eine andere geworden; aber dafs das Mifsverhältnifs zwischen Arm und Reich sich wenigstens gleichgeblieben war, dafür sprechen deutliche Symptome. Die progressive Verarmung der Menge offenbart sich nur zu grell in dem Zudrang zu den Getreidespenden und zur Anwerbung unter das Heer; die analoge Steigerung des Reichthums bezeugt ausdrücklich ein Schriftsteller dieser Generation, indem er von den Verhältnissen der marianischen Zeit sprechend ein Vermögen von 2 Mill. Sest. (143000 Thlr.) ‚nach damaligen Verhältnissen Reichthum' nennt; und eben dahin führen die Angaben, die wir über das Vermögen einzelner Individuen finden. Der schwerreiche Lucius Domitius Ahenobarbus verhiefs zwanzigtausend Soldaten jedem 4 Jugera Land aus eigenem Besitz; das Vermögen des Pompeius belief sich auf 70 Mill. Sest. (5 Mill. Thlr.), das des Schauspielers Aesopus auf 20 (1,430000 Thlr.); Marcus Crassus, der Reichste der Reichen besafs am Anfang seiner Laufbahn 7 (500000 Thlr.), am Ausgang derselben nach Verspendung ungeheurer Summen an das Volk 170 Mill. Sest. (12 Mill. Thlr.). Die Folgen solcher Armuth und solchen Reichthums waren nach beiden Seiten eine äufserlich verschiedene, aber wesentlich gleichartige ökonomische und sittliche Zerrüttung. Wenn der gemeine Mann einzig durch die Unterstützung aus Staatsmitteln vor dem Verhungern gerettet ward, so war es nur eine Folge dieses Bettlerelends, die freilich wechselwirkend auch wieder als Ursache auftrat, dafs er der Bettlerfaulheit und dem bettlerhaften Wohlleben sich ergab. Statt zu arbeiten gaffte der römische Plebejer lieber im Theater; die Schenken und Bordelle hatten solchen Zuspruch, dafs die Demagogen ihre Rechnung dabei fanden vorwiegend die Besitzer derartiger Etablissements in ihr Interesse zu ziehen. Die Fechterspiele, die Offenbarung wie die Nahrung der ärgsten Demoralisation in der alten Welt, waren zu solcher Blüthe gelangt, dafs mit dem Verkauf der Programme derselben ein einträgliches Geschäft gemacht ward, und nahmen in dieser Zeit die entsetzliche Neuerung auf, dafs über Leben und Tod des Besiegten nicht das Duellgesetz oder die Willkür des Siegers, sondern die Laune des zuschauenden Publikums entschied und nach dessen Wink

der Sieger den darniederliegenden Besiegten entweder verschonte oder durchbohrte. Das Handwerk des Fechtens war so im Preise gestiegen oder auch die Freiheit so im Preise gesunken, dafs freie Männer nicht selten sich den Entrepreneurs für Kost und Lohn als Fechtknechte verkauften. Auch die Plebejer des fünften Jahrhunderts hatten gedarbt und gehungert, aber ihre Freiheit hatten sie nicht verkauft; und noch weniger würden die Rechtweiser jener Zeit sich dazu hergegeben haben den ebenso sitten- wie rechtswidrigen Contract eines solchen Fechtknechtes ,sich unweigerlich fesseln, peitschen, brennen oder tödten zu lassen, wenn die Gesetze der Anstalt dies mit sich bringen würden' auf unfeinen juristischen Schleichwegen als statthaft und klagbar hinzustellen. — In der vornehmen Welt kam nun wohl dergleichen nicht vor; aber im Grunde war sie kaum anders, am wenigsten besser. Im Nichtsthun nahm es der Aristokrat dreist mit dem Proletarier auf; wenn dieser auf dem Pflaster lungerte, dehnte jener sich bis in den hellen Tag hinein in den Federn. Die Verschwendung regierte hier ebenso mafs- wie geschmacklos. Sie warf sich auf die Politik wie die Kunst, natürlich zu beider Verderben: man kaufte das Consulamt um unglaublichen Preis — im Sommer 700 ward allein die erste Stimmabtheilung mit 10 Mill. Sest. (715000 Thlr.) bezahlt — und verdarb durch den tollen Decorationsluxus dem Gebildeten alle Freude am Bühnenspiel. Die Miethpreise scheinen in Rom durchschnittlich vierfach höher als in den Landstädten sich gestellt zu haben; ein Haus daselbst ward einmal für 15 Mill. Sest. (1 Mill. Thlr.) verkauft. Des mit den Landhäusern getriebenen Schwindels ward bereits gedacht; wir finden, dafs für ein solches, das hauptsächlich seines Fischteiches wegen geschätzt war, 4 Mill. Sest. (286000 Thlr.) bezahlt wurden; und der ganz vornehme Mann bedurfte jetzt schon wenigstens zweier Landhäuser, eines in den Sabiner- oder Albanerbergen bei der Hauptstadt und eines zweiten in der Nähe der campanischen Bäder, dazu noch wo möglich eines Gartens unmittelbar vor den Thoren Roms. Noch unsinniger als diese Villen- waren die Grabpaläste, von denen einzelne noch bis auf den heutigen Tag es bezeugen, welches himmelhohen Quaderhaufens der reiche Römer bedurfte, um standesmäfsig gestorben zu sein. Die Pferde- und Hundeliebhaber fehlten auch nicht; für ein Luxuspferd waren 24000 Sest. (1700 Thlr.) ein gangbarer Preis. Man raffinirte auf Möbeln von feinem Holz — ein Tisch von Citronenholz ward mit 1 Mill. Sest. (71500 Thlr.) bezahlt —; auf Gewänder von Purpurstoffen oder durchsichtiger Gaze; auf

Edelsteine und Perlen, die zuerst in dieser Zeit an die Stelle des alten unendlich schöneren und kunstvolleren Goldschmucks traten: es war schon vollkommener Barbarenstil, wenn bei Pompeius Triumph über Mithradates das Bild des Siegers ganz von Perlen gearbeitet sich präsentirte, und wenn man im Speisesaal die Sophas und die Etageren mit Silber beschlagen, ja in der Küche das Geschirr von Silber fertigen liefs. Gleicher Art ist es, wenn die Sammler dieser Zeit aus den alten Silberbechern die kunstvollen Medaillons herausbrachen um sie in goldene Gefäfse wieder einzusetzen. Aber keine Gattung des Luxus blühte so wie der roheste von allen, der Luxus der Tafel. Es fiel Niemand mehr auf, wenn der Gast, um den Folgen der Schlemmerei zu entgehen, nach vollendeter Mahlzeit ein Vomitiv nahm. Nicht blofs der Koch war ein graduirter Gastronom, sondern oft machte der Herr selbst den Lehrmeister seiner Köche. Längst war der Braten durch Seefische und Austern in den Schatten gestellt; jetzt galten die italischen Delikatessen und die italischen Weine fast für gemein. Kein Naturforscher kann eifriger die Länder und Meere nach neuen Thieren und Pflanzen durchsuchen als es von den Efskünstlern jener Zeit wegen neuer Küchenelegantien geschah.* An ausländischem Wein wurden jetzt schon bei Volksfesten aufser dem italischen Falerner drei Sorten — Sicilianer, Lesbier, Chier — vertheilt, während ein Menschenalter zuvor es auch bei grofsen Schmäusen genügt hatte einmal griechischen Wein herumzureichen; in dem Keller des Redners Hortensius fand sich ein Lager von 10000 Krügen (zu 33 Berl. Quart) fremden Weines. Es war kein Wunder, dafs die italischen Weinbauer anfingen über die Concurrenz der griechischen Inselweine zu klagen. Die Debauche aller Art ward so systematisch und so schwerfällig, dafs sie ihre Professoren fand, die davon lebten vornehmen Jünglingen theoretisch und praktisch als Lastermeister zu dienen. Es wird nicht nöthig sein bei diesem wüsten Gemälde eintönigster Mannigfaltigkeit noch länger zu verweilen; um so weniger als ja auch auf diesem Gebiet die Römer nichts weniger als originell waren und sich darauf beschränkten von dem hellenisch-orientalischen Luxus eine noch mafs- und noch

*In einem Speisezettel dieser Zeit finden sich folgende Schüsseln: Pfauen von Samos. Haselhühner aus Phrygien. Kraniche von Melos. Zicklein von Ambrakia. Thunfische von Chalkedon. Muränen aus der gaditanischen Meerenge. Eselfische (?) von Pessinus. Austern und Muscheln von Tarent. Störe (?) von Rhodos. Scarusfische (?) von Kilikien. Nüsse von Thasos. Datteln aus Aegypten. Spanische Eicheln.

geistlosere Copie zu liefern. Natürlich verschlingt Plutos seine Kinder so gut wie Kronos; die Concurrenz um alle jene meist nichtigen Gegenstände vornehmer Begehrlichkeit trieb die Preise so in die Höhe, dafs den mit den Strome Schwimmenden in kurzer Zeit das colossalste Vermögen zerrann und auch diejenigen, die nur Ehren halber das Nothwendigste mitmachten, den ererbten und festgegründeten Wohlstand rasch sich unterhöhlen sahen. Die Bewerbung um das Consulat zum Beispiel war die gewöhnliche Landstrafse zum Ruin angesehener Häuser; und fast dasselbe gilt von den Spielen, den grofsen Bauten und all jenen andern zwar lustigen, aber theuren Metiers. Bis zu welchem Grade jenes verschwenderische Leben und Treiben der vornehmen römischen Welt auf Credit beruhte, beweisen zum Beispiel die Thatsachen, dafs durch die Anleihen der verschiedenen Concurrenten um das Consulat einmal in Rom der Zinsfufs plötzlich von 4 auf 8 pCt. aufschlug. Der fürstliche Reichthum jener Zeit wird nur von der noch fürstlicheren Verschuldung überboten: Caesar schuldete um 692 nach Abzug seiner Activa 25 Mill. Sest. (1,800000 Thlr.), Marcus Antonius als Vierundzwanzigjähriger 6 Mill. Sest. (429000 Thlr.), vierzehn Jahre später 40 (2,860000 Thlr.), Curio 60 (4 Mill. Thlr.), Milo 70 (5 Mill. Thlr.). Bei dem Concurs des Letzteren erhielten die Gläubiger etwas über 4 pCt. der liquidirten Summen. Es gewann bei diesem rasend schnellen Umschlagen von Reichthum zur Insolvenz natürlich niemand als der kühle Banquier, der es verstand Credit zu geben und zu verweigern. Auch dies hätte sich ertragen lassen, wenn die Insolvenz rechtzeitig den Concurs herbeigeführt und damit wenigstens wieder ein klares Verhältnifs hergestellt hätte. Allein statt dessen suchte der Schuldner den Concurs, ja sogar die Liquidation durch Verkauf seiner Habe, namentlich seiner Grundstücke aus freier Hand, so lange es irgend anging, zu verzögern und so lange er konnte den Scheinreichen weiter zu spielen. So kamen denn die Creditverhältnisse fast auf demselben Punkte wieder an, wo sie in den schlimmsten Zeiten der socialen Krise des fünften Jahrhunderts gestanden hatten: die nominellen Grundeigenthümer waren gleichsam die Bittbesitzer ihrer Gläubiger, die Schuldner entweder ihren Gläubigern knechtisch unterthan, so dafs die geringeren von ihnen gleich den Freigelassenen in dem Gefolge derselben zu erscheinen, die vornehmeren selbst im Senat nach dem Wink ihres Schuldherrn zu sprechen und zu stimmen sich genöthigt sahen, oder auch im Begriff dem Eigenthum selbst den Krieg zu erklären

und ihre Gläubiger entweder durch Drohungen zu terrorisiren oder gar sich ihrer durch Complott und Bürgerkrieg zu entledigen. Auf diesen Verhältnissen ruhte die Macht des Crassus; aus ihnen entsprangen die Aufläufe, deren Signal das ‚freie Folium' war, des Cinna (II. 239. 302) und bestimmter noch des Catilina, des Caelius, des Dolabella, vollkommen gleichartig jenen Schlachten der Besitzenden und Nichtbesitzenden, die ein Jahrhundert zuvor die hellenische Welt bewegten (I, 579). Dafs bei so unterhöhlten ökonomischen Zuständen jede finanzielle oder politische Krise die entsetzlichste Verwirrung hervorrief, lag in der Natur der Dinge; es bedarf kaum gesagt zu werden, dafs die gewöhnlichen Erscheinungen: das Verschwinden des Capitals, die plötzliche Entwerthung der Grundstücke, zahllose Bankerotte und eine fast allgemeine Insolvenz eben wie während des bundesgenössischen und mithradatischen (II, 377), so auch jetzt während des Bürgerkrieges sich einstellten. — Dafs Sittlichkeit und Familienleben unter solchen Verhältnissen in allen Schichten der Gesellschaft zur Antiquität wurden, versteht sich von selbst. Es war nicht mehr der ärgste Schimpf und das schlimmste Verbrechen arm zu sein, sondern das einzige: um Geld verkaufte der Staatsmann den Staat, der Bürger seine Freiheit; um Geld war die Offiziersstelle wie die Kugel des Geschworenen feil; um Geld gab die vornehme Dame so gut sich preis wie die gemeine Dirne; Urkundenfälschung und Meineide waren so gemein geworden, dafs bei einem Volkspoeten dieser Zeit der Eid ‚das Schuldenpflaster' heifst. Man hatte vergessen, was Ehrlichkeit war; wer eine Bestechung zurückwies, galt nicht für einen rechtschaffenen Mann, sondern für einen persönlichen Feind. Die Criminalstatistik aller Zeiten und Länder wird schwerlich ein Seitenstück bieten zu einem Schaudergemälde so mannigfaltiger, so entsetzlicher und so widernatürlicher Verbrechen, wie es der Prozefs des Aulus Cluentius in dem Schofs einer der angesehensten Familien einer italischen Ackerstadt vor uns aufrollt. Einer der charakteristischsten Züge in dem schimmernden Verfall dieser Zeit ist die Emancipation der Frauenwelt. Oekonomisch hatte dieselbe längst sich emancipirt; in der gegenwärtigen Epoche begegnen schon eigene Frauenanwälte, die einzelstehenden reichen Frauen bei ihrer Vermögensverwaltung und ihren Prozessen dienstbeflissen zur Hand gehen, durch Geschäfts- und Rechtskenntnifs ihnen imponiren und damit reichlichere Trinkgelder und Erbschaftsquoten herausschlagen als andere Pflastertreter der Börse. Aber nicht blofs der ökonomischen Vormundschaft des Vaters

oder des Mannes fühlten die Frauen sich entbunden. Liebeshändel aller Art waren beständig auf dem Tapet. Balletttänzerinnen *(mimae)* nahmen an Mannigfaltigkeit und Virtuosität ihrer Industrien mit den heutigen es vollkommen auf; ihre Primadonnen, die Cytheris und wie sie weiter heifsen, beschmutzen selbst die Blätter der Geschichte. Indefs ihrem gleichsam concessionirten Gewerbe that sehr wesentlichen Abbruch die freie Kunst der Damen der aristokratischen Kreise. Liaisons in den ersten Häusern waren so häufig geworden, dafs nur ein ganz ausnehmendes Aergernifs sie zum Gegenstand besonderen Klatsches machen konnte; ein gerichtliches Einschreiten nun gar schien beinahe lächerlich. Ein Scandal ohne gleichen, wie ihn Publius Clodius 693 bei dem Weiberfest im Hause des Oberpontifex aufführte, obwohl tausendmal ärger als die Vorfälle, die noch funfzig Jahre zuvor zu einer Reihe von Todesurtheilen geführt hatten (II, 400), ging fast ohne Untersuchung und ganz ohne Strafe hin. Die Badesaison — im April, wo die Staatsgeschäfte ruhten und die vorneh- Welt in Baiae und Puteoli zusammenströmte — zog ihren Hauptreiz mit aus den erlaubten und unerlaubten Verhältnissen, die neben Musik und Gesang und eleganten Frühstücken im Nachen oder am Ufer die Gondelfahrten belebten. Hier herrschten die Damen unumschränkt; indefs keineswegs beschränkten sie sich auf diese ihnen von Rechtswegen zustehende Domaine, sondern machten auch Politik, erschienen in Parteizusammenkünften und betheiligten sich mit ihrem Geld und ihren Intriguen an dem wüsten Coterietreiben der Zeit. Wer diese Staatsmänninnen auf der Bühne Scipios und Catos agiren und daneben den jungen Elegant sah, wie er mit glattem Kinn, feiner Stimme und trippelndem Gang, mit Kopf- und Busentüchern, Manschettenhemden und Frauensandalen das lockere Dirnchen copirte — dem mochte wohl grauen vor der unnatürlichen Welt, in der die Geschlechter die Rollen schienen wechseln zu wollen. Wie man in den Kreisen dieser Aristokratie über Ehescheidung dachte, läfst das Verfahren ihres besten und sittlichsten Mannes Marcus Cato erkennen, der auf Bitten eines heirathslustigen Freundes von seiner Frau sich zu scheiden keinen Anstand nahm und ebensowenig daran nach dem Tode desselben dieselbe Frau zum zweiten Mal zu heirathen. Ehe- und Kinderlosigkeit griffen vornämlich in den höheren Ständen immer weiter um sich. Wenn unter diesen die Ehe längst als eine Last galt, die man höchstens im öffentlichen Interesse über sich nahm (I, 641. II, 384), so begegnen wir jetzt schon auch bei Cato und Catos Gesinnungsgenossen der Maxime, aus der

ein Jahrhundert zuvor Polybios den Verfall von Hellas ableitete (II, 40): dafs es Bürgerpflicht sei die grofsen Vermögen zusammenzuhalten und darum nicht zu viel Kinder zu zeugen. — In Folge dieser socialen Zustände schwand der latinische Stamm in Italien in erschreckender Weise zusammen und legte sich theils eine parasitische Bevölkerung, theils die reine Oede über die schönen Landschaften. Ein ansehnlicher Theil der Bevölkerung Italiens strömte in das Ausland. Schon die Summe von Capacitäten und Arbeitskräften, welche die Lieferung von italischen Beamten und italischen Besatzungen für das gesammte Mittelmeergebiet in Anspruch nahm, überstieg die Kräfte der Halbinsel, zumal da die also in die Fremde gesandten Elemente zum grofsen Theil der Nation für immer verloren gingen. Je mehr die römische Gemeinde zu einem viele Nationen umfassenden Reiche erwuchs, desto mehr entwöhnte sich die regierende Aristokratie Italien als ihre ausschliefsliche Heimath zu betrachten; von der zum Dienst ausgehobenen oder angeworbenen Mannschaft aber ging ein ansehnlicher Theil in den vielen Kriegen, namentlich in dem blutigen Bürgerkriege zu Grunde und ein anderer ward durch die lange, zuweilen auf ein Menschenalter sich erstreckende Dienstzeit der Heimath völlig entfremdet. Dazu kam die Speculation, die einen Theil der Gutsbesitzer- und fast die ganze Kaufmannschaft auf Zeitlebens oder doch auf lange Zeit aufser Landes festhielt und namentlich die letztere in dem demoralisirenden Handelsreiseleben überhaupt der bürgerlichen Existenz im Mutterlande und der vielfach bedingten innerhalb der Familie entwöhnte. Als Ersatz dafür erhielt Italien theils das Sclaven- und Freigelassenenproletariat, theils die aus Kleinasien, Syrien und Aegypten einströmenden Handwerker und Händler, die vornämlich in der Hauptstadt und mehr noch in den Hafenstädten Ostia, Puteoli, Brundisium wucherten (II, 389). Aber in dem gröfsten und wichtigsten Theil Italiens trat nicht einmal ein solcher Ersatz der reinen Elemente durch unreine ein, sondern schwand die Bevölkerung sichtlich. Vor allem galt dies von den Weidelandschaften, wie denn das gelobte Land der Viehzucht, Apulien von Gleichzeitigen der menschenleerste Theil Italiens genannt wird, und von der Umgegend Roms, wo die Campagna unter der steten Wechselwirkung des zurückgehenden Ackerbaues und der zunehmenden bösen Luft jährlich mehr verödete. Labicum, Gabii, Bovillae, einst freundliche Landstädtchen, waren so verfallen, dafs es schwer hielt Vertreter derselben für die Ceremonie des Latinerfestes aufzutreiben. Tusculum, obwohl immer noch eine der an-

gesehensten Gemeinden Latiums, bestand fast nur noch aus einigen vornehmen Familien, die in der Hauptstadt lebten, aber ihr tusculanisches Heimathrecht festhielten, und stand an Zahl der stimmfähigen Bürger weit zurück selbst hinter den kleinen Gemeinden im inneren Italien. Der Stamm der waffenfähigen Mannschaft war in diesem Landstrich, auf dem einst Roms Wehrhaftigkeit wesentlich beruht hatte, so vollständig ausgegangen, dafs man die im Vergleich mit den gegenwärtigen Verhältnissen fabelhaft klingenden Berichte der Chronik von den Aequer- und Volskerkriegen mit Staunen und vielleicht mit Grauen las. Nicht überall war es so arg, namentlich nicht in den übrigen Theilen Mittelitaliens und in Campanien; aber dennoch ‚standen', wie Varro klagt, durchgängig ‚Italiens einst menschenreiche Städte verödet'. — Es ist ein grauenvolles Bild, dies Bild Italiens unter dem Regiment der Oligarchie. Zwischen der Welt der Bettler und der Welt der Reichen ist der verhängnifsvolle Gegensatz durch nichts vermittelt noch gemildert. Je deutlicher und peinlicher er auf beiden Seiten empfunden ward, je schwindelnd höher der Reichthum stieg, je tiefer der Abgrund der Armuth gähnte, desto häufiger ward in dieser wechselvollen Welt der Speculation und des Glücksspiels der Einzelne aus der Tiefe in die Höhe und wieder aus der Höhe in die Tiefe geschleudert. Je weiter äufserlich die beiden Welten auseinander klafften, desto vollständiger begegneten sie sich in der gleichen Vernichtung des Familienlebens, das doch aller Nationalität Keim und Kern ist, in der gleichen Faulheit und Ueppigkeit, der gleichen bodenlosen Oekonomie, der gleichen unmännlichen Abhängigkeit, der gleichen nur im Tarif unterschiedenen Corruption, der gleichen Verbrecherentsittlichung, dem gleichen Gelüsten mit dem Eigenthum den Krieg zu beginnen. Reichthum und Elend im innigen Bunde treiben die Italiker aus Italien aus und füllen die Halbinsel halb mit Sclavengewimmel, halb mit schauerlicher Stille. Es ist ein grauenvolles Bild, aber kein eigenthümliches: überall, wo das Capitalistenregiment im Sclavenstaat sich vollständig entwickelt, hat es Gottes schöne Welt in gleicher Weise verwüstet. Wie die Ströme in verschiedenen Farben spiegeln, die Kloake aber überall sich gleich sieht, so gleicht auch das Italien unter der römischen Oligarchie wesentlich dem Hellas des Polybios und bestimmter noch dem Karthago der hannibalischen Zeit, wo ganz in ähnlicher Weise das allmächtig regierende Capital den Mittelstand zu Grunde gerichtet, den Handel und die Gutswirthschaft zur höchsten Blüthe gesteigert, und schliefslich eine gleifsend übertünchte sittliche

und politische Verwesung der Nation herbeigeführt hatte. Alles was in der heutigen Welt das Capital von argen Sünden gegen Nation und Civilisation begangen hat, bleibt so tief unter den Greueln der alten Capitalistenstaaten, wie der freie Mann, sei er auch noch so arm, über dem Sclaven bleibt; und erst wenn Nordamerikas Drachensaat reift, wird die Welt wieder ähnliche Früchte zu ernten haben.

Diese Leiden, an denen die italische Volkswirthschaft darniederlag, waren ihrem tiefsten Kerne nach unheilbar und was daran noch geheilt werden konnte, mufsten wesentlich das Volk selber und die Zeit bessern; denn auch die weiseste Regierung vermag, so wenig wie der geschickteste Arzt, die verdorbenen Säfte des Organismus in frische zu verwandeln oder bei tiefer liegenden Uebeln mehr zu thun als die Zufälligkeiten abzuwehren, die die Heilkraft der Natur in ihrem Wirken hindern. Ein solche Abwehr gewährte an sich schon die friedliche Energie des neuen Regiments, durch welches einige der ärgsten Auswüchse schon von selber wegfielen, wie zum Beispiel die künstliche Grofsziehung des Proletariats, die Straflosigkeit der Verbrechen, der Aemterkauf und anderes mehr. Allein etwas mehr konnte die Regierung doch thun als sich passiv verhalten. Caesar gehörte nicht zu den überklugen Leuten, die das Meer darum nicht eindämmen, weil der Springfluth doch kein Deich zu trotzen vermag. Es ist besser, wenn die Nation und ihre Oekonomie von selbst die naturgemäfse Bahn geht; aber da sie aus dieser ausgewichen war, so setzte Caesar alle seine Energie ein, um von oben herab die Nation in das heimathliche und Familienleben zurückzubringen und die Volksökonomie durch Gesetz und Decret zu reformiren. Um der dauernden Abwesenheit der Italiker aus Italien zu steuern, wurde nicht blofs die Dienstzeit der Soldaten verkürzt, sondern auch den Männern senatorischen Standes überhaupt untersagt anders als in öffentlichen Geschäften ihren Aufenthalt aufserhalb Italiens zu nehmen, den übrigen Italikern in heirathsfähigem Alter (vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Jahr) vorgeschrieben nicht über drei Jahre hinter einander von Italien abwesend zu sein; eine Mafsregel, die zur Folge haben mufste die vornehme Welt und die Kaufmannschaft zur Gründung eigener Heerde in der Heimath zu veranlassen. In demselben Sinn hatte er schon in seinem ersten Consulat bei Gründung der Colonie Capua die Väter mehrerer Kinder vorzugsweise bedacht (S. 193) und setzte nun als Imperator den Vätern zahlreicher Familien aufserordentliche Belohnungen aus,

während er zugleich als oberster Richter der Nation Scheidung und Ehebruch mit einem nach römischen Begriffen unerhörten Rigorismus behandelte. Er verschmähte es sogar nicht ein detaillirtes Luxusgesetz zu erlassen, das unter Anderm die Bauverschwendung wenigstens in einem ihrer unsinnigsten Auswüchse, den Grabmonumenten beschnitt, den Gebrauch von Purpurgewändern und Perlen auf gewisse Zeiten, Alters- und Rangklassen beschränkte und ihn erwachsenen Männern ganz untersagte, dem Tafelaufwand ein Maximum setzte und eine Anzahl Luxusgerichte geradezu verbot. Dergleichen Verordnungen waren freilich nicht neu; aber neu war es, daſs der ‚Sittenmeister' ernstlich über deren Befolgung hielt, die Eſswaarenmärkte durch bezahlte Aufpasser überwachte, ja den vornehmen Herren durch seine Gerichtsdiener die Tafel revidiren und die verbotenen Schüsseln auf dieser selbst confisciren lieſs. Durch solche theoretische und praktische Unterweisung in der Mäſsigkeit, welche die neue monarchische Polizei der vornehmen Welt ertheilte, konnte freilich kaum mehr erreicht werden, als daſs der Luxus sich etwas mehr in die Verborgenheit zurückzog; allein wenn die Heuchelei die Huldigung ist, die das Laster der Tugend darbringt, so war unter den damaligen Verhältnissen selbst eine polizeilich hergestellte Scheinehrbarkeit ein nicht zu verachtender Fortschritt zum Bessern. Ernsterer Art waren und mehr Erfolg versprachen die Maſsregeln Caesars zur besseren Regulirung der italischen Geld- und Bodenwirthschaft. Zunächst handelte es sich hier um transitorische Bestimmungen hinsichtlich des Geldmangels und der Schuldenkrise überhaupt. Das durch den Lärm über die zurückgehaltenen Capitalien hervorgerufene Gesetz, daſs Niemand über 60,000 Sesterzen (4290 Thlr.) an baarem Gold und Silber vorräthig haben dürfe, mag wohl nur erlassen sein, um den Zorn des blinden Publicums gegen die Wucherer zu beschwichtigen; daſs Caesar dieser Verfügung sich schämte, zeigt die Form der Publication, wobei fingirt ward, daſs hiermit nur ein älteres in Vergessenheit gerathenes Gesetz wieder eingeschärft werde, und schwerlich wird davon ernstlich Anwendung gemacht sein. Eine weit ernstere Frage war die Behandlung der schwebenden Forderungen, deren vollständigen Erlaſs die Partei, die sich die seinige genannt, mit Ungestüm begehrte. Daſs Caesar auf dieses Begehren so nicht einging, ward schon gesagt (S. 437); indeſs wurden und zwar schon im J. 705 den Schuldnern zwei wichtige Zugeständnisse gemacht. Einmal wurden die rückständigen Zin-

sen niedergeschlagen* und die gezahlten vom Capital abgezogen. Zweitens ward der Gläubiger genöthigt die bewegliche und unbewegliche Habe des Schuldners an Zahlungsstatt nach demjenigen Taxwerth anzunehmen, welchen die Sachen vor dem Bürgerkrieg und der durch denselben herbeigeführten allgemeinen Entwerthung gehabt hatten. Die letztere Festsetzung war nicht unbillig: wenn der Gläubiger thatsächlich als der Eigenthümer der Habe seines Schuldners bis zum Belauf der ihm geschuldeten Summe anzusehen war, so war es wohl gerechtfertigt, dafs er an der allgemeinen Entwerthung des Besitzes seinen Antheil mittrug. Dagegen die Annullirung der Zinszahlungen und Zinsforderungen war in der That nichts anderes als eine theilweise Gewährung der von den Demokraten so ungestüm begehrten Cassation aller aus Darlehen herrührenden Forderungen, und das praktische Resultat derselben kam darauf hinaus, dafs die Gläubiger durch diese Verfügung aufser den rückständigen Zinsen durchschnittlich 25 Procent ihres Capitals einbüfsten. Wie arg auch die Zinswucherer gewirthschaftet haben mochten, so ist es doch nicht möglich dadurch die allgemeine und rückwirkende Cassation aller Zinsforderungen ohne Unterschied zu rechtfertigen. Um sie wenigstens zu begreifen, mufs man sich erinnern, wie die demokratische Partei zu der Zinsfrage stand. Dafs schon während der ersten socialen Krise in Rom die Opposition speciell gegen das Zinsnehmen sich gerichtet und zuletzt im J. 412 ein förmliches Zinsverbot durchgesetzt hatte (I, 195), war keineswegs vergessen. Die Demokraten des siebenten Jahrhunderts betrachteten sich durchaus als die Fortsetzer jener alten ständisch-socialen Bewegung (S. 167); und das gesetzliche Zinsverbot war nicht blofs nicht förmlich abgeschafft worden, sondern es ward von der Demokratie zu aller Zeit als praktisch gültig betrachtet und spielte schon in den Wirren der marianischen Zeit eine Rolle (II, 239). Es ist nicht glaublich, dafs Caesar die cruden Ansichten seiner Partei über die Zinsfrage theilte; wenn er in seinem Bericht über die Liquidationsangelegenheit der Verfügung über die Hingabe der Habe der Schuldner an Zahlungsstatt gedenkt, aber von der Cassation der Zinsen schweigt, so ist dies vielleicht ein stummer Selbstvorwurf. Allein wie jeder Parteiführer hing doch auch er von seiner Partei ab und konnte die traditionellen Sätze der Demokratie in der Zinsfrage nicht geradezu verleugnen; um so mehr

* Dies ist zwar nicht überliefert, folgt aber nothwendig aus der Bestimmung hinsichtlich der gezahlten Zinsen.

als er über diese Frage nicht als der allmächtige Sieger von Pharsalos, sondern schon vor seinem Abgang nach Epirus zu entscheiden hatte. Wenn er aber diesen Bruch in die Rechtsordnung und das Eigenthum vielleicht mehr zuliefs als bewirkte, so ist es sicher sein Verdienst, dafs jenes ungeheuerliche Begehren der Cassation sämmtlicher Darlehnsforderungen zurückgewiesen ward; und es darf wohl als eine Ehrenrettung für ihn angesehen werden, dafs die Schuldner über das ihnen gemachte nach ihrer Ansicht höchst ungenügende Zugeständnifs noch weit ungehaltener waren als die verkürzten Gläubiger, und unter Caelius und Dolabella den thörichten und, wie bereits früher erzählt, rasch vereitelten Versuch machten das, was Caesar ihnen verweigert hatte, durch Krawall und Bürgerkrieg zu erzwingen. — Aber Caesar beschränkte sich nicht darauf dem Schuldner für den Augenblick zu helfen, sondern er that, was er als Gesetzgeber thun konnte um die fürchterliche Allmacht des Capitals auf die Dauer zu beugen. Vor allen Dingen proclamirte er den grofsen Rechtssatz, dafs die Freiheit nicht ein dem Eigenthum commensurables Gut ist, sondern ein ewiges Menschenrecht, das der Staat nur dem Schuldigen, nicht dem Schuldner abzuerkennen das Recht hat. Es ist Caesar, der dieses den Satzungen des älteren Concursrechts schnurstracks widersprechende Prinzip zuerst eingeführt hat in das Recht, wo es seit ihm unangefochten sich behauptet. Nach römischem Landrecht ward der zahlungsunfähige Schuldner Knecht seines Gläubigers (I, 105); das poetelische Gesetz hatte dem nur durch Verlegenheiten, nicht durch wahre Ueberschuldung augenblicklich zahlungsunfähigen Schuldner verstattet durch Abtretung seiner Habe die persönliche Freiheit zu retten (I, 195); jedoch für den wirklich Ueberschuldeten war jener Rechtssatz wohl in Nebenpuncten gemildert, aber in der Hauptsache durch ein halbes Jahrtausend unverändert festgehalten worden. Ein zunächst auf das Vermögen gerichteter Concurs war immer noch Ausnahme und kam nur dann vor, wenn der Schuldner todt oder seines Bürgerrechts verlustig gegangen oder nicht aufzufinden war. Nun aber gestattete Caesar dem überschuldeten Manne das Recht, worauf noch unsere heutigen Concursordnungen beruhen: durch förmliche Abtretung der Habe an die Gläubiger, mochte sie zu ihrer Befriedigung ausreichen oder nicht, allemal seine persönliche Freiheit, wenn gleich mit geschmälerten Ehren- und politischen Rechten, zu erretten und eine neue Vermögensexistenz zu beginnen, in der er wegen der aus der älteren Zeit herrührenden nicht gedeckten Forderungen nur dann eingeklagt werden durfte, wenn er sie

bezahlen konnte, ohne wiederum sich ökonomisch zu ruiniren. Wenn also dem grofsen Demokraten die unvergängliche Ehre zu Theil ward die persönliche Freiheit principiell vom Capital zu emancipiren, so versäumte er nicht die Uebermacht des Capitals durch Wuchergesetze auch polizeilich einzudämmen. Die demokratische Antipathie gegen die Zinsverträge verleugnete auch er nicht. Für den italischen Geldverkehr wurde eine Maximalsumme der dem einzelnen Capitalisten zu gestattenden Zinsdarlehen festgestellt, welche sich nach dem einem jeden zuständigen italischen Grundbesitz gerichtet zu haben scheint und vielleicht die Hälfte des Werthes desselben betrug. Uebertretungen dieser Bestimmung wurden, nach Art des in den republikanischen Wuchergesetzen vorgeschriebenen Verfahrens, als Criminalvergehen behandelt und vor eine eigene Geschwornencommission gewiesen. Wenn es gelang diese Vorschriften praktisch durchzuführen, so wurde jeder italische Geschäftsmann dadurch genöthigt zugleich vor allem auch italischer Grundbesitzer zu werden und die Klasse der blofs von ihren Zinsen zehrenden Capitalisten verschwand in Italien gänzlich. Indirect wurde damit auch die nicht minder schädliche Kategorie der überschuldeten und der Sache nach nur für ihre Gläubiger das Gut verwaltenden Grundeigenthümer wesentlich beschränkt, indem die Gläubiger, wenn sie ihr Zinsgeschäft fortführen wollten, gezwungen wurden sich selber anzukaufen. Schon hierin liegt es übrigens enthalten, dafs Caesar keineswegs jenes naive Zinsverbot der alten Popularpartei einfach erneuern, sondern vielmehr das Zinsnehmen innerhalb gewisser Grenzen gestatten wollte. Sehr wahrscheinlich ist es aber, dafs er sich nicht auf jene blofs für Italien gültige Anordnung eines Maximalsatzes der auszuleihenden Summe beschränkte, sondern auch, namentlich mit Rücksicht auf die Provinzen, für die Zinsen selbst Maximalsätze vorschrieb. Die Verfügungen, dafs es unstatthaft sei höhere Zinsen als 1 % monatlich, oder von rückständigen Zinsen wieder Zinsen zu nehmen, oder endlich eine das Capital selbst übersteigende Summe an rückständigen Zinsen gerichtlich geltend zu machen, wurden zuerst von Lucius Lucullus für Kleinasien aufgestellt und daselbst von seinen besseren Nachfolgern beibehalten; sie wurden bald auch auf andere Provinzen durch Statthalterverordnungen übertragen und endlich wenigstens ein Theil derselben in allen Provinzen durch einen Beschlufs des römischen Senats vom J. 704 mit Gesetzeskraft versehen. Wenn diese lucullischen Verfügungen fortan in ihrem vollen Umfang als Reichsgesetz erscheinen und durchaus

die Grundlage der römischen, ja der heutigen Zinsgesetzgebung geworden sind, so darf auch dies vielleicht auf eine Bestimmung Caesars zurückgeführt werden. — Hand in Hand mit diesen Bestrebungen der Capitalübermacht zu wehren gingen die Versuche die Bodenwirthschaft in diejenige Bahn zurückzuleiten, die dem Gemeinwesen die förderlichste war. Sehr wesentlich war hiefür schon die Verbesserung der Rechtspflege und der Polizei. Wenn bisher niemand in Italien seines Lebens und seines beweglichen oder unbeweglichen Eigenthums sicher gewesen war, wenn zum Beispiel die römischen Bandenführer in den Zwischenzeiten, wo ihre Leute nicht in der Hauptstadt Politik zu machen hatten, in den Wäldern Etruriens dem Raube obgelegen oder auch die Landgüter ihrer Soldherren durch Eroberungen arrondirt hatten, so hatte dergleichen Faustrecht nunmehr ein Ende; und vor allem die ackerbauende Bevölkerung aller Klassen mufste davon die wohlthätigen Folgen empfinden. Auch Caesars Baupläne, die sich durchaus nicht auf die Hauptstadt beschränkten, waren bestimmt hier einzugreifen; so sollte zum Beispiel die Anlegung einer bequemen Fahrstrafse von Rom durch die Apenninenpässe zum adriatischen Meer den italischen Binnenverkehr beleben, die Niedrigerlegung des Fucinersees der marsischen Bauerlandschaft zu Gute kommen. Allein auch unmittelbar griff Caesar in die wirthschaftlichen Zustände Italiens ein. Den italischen Viehzüchtern wurde auferlegt wenigstens den dritten Theil ihrer Hirten aus freigeborenen erwachsenen Leuten zu nehmen, wodurch zugleich dem Banditenwesen gesteuert und dem freien Proletariat eine Erwerbsquelle geöffnet ward. In der agrarischen Frage ging Caesar, der bereits in seinem ersten Consulat sie zu reguliren in die Lage gekommen war (S. 192), verständiger als Gaius Gracchus, nicht darauf aus die Bauernwirthschaft wiederherzustellen um jeden Preis, selbst um den einer unter juristischen Clauseln versteckten Revolution gegen das Eigenthum; ihm wie jedem andern echten Staatsmann galt vielmehr als die erste und unverbrüchlichste aller politischen Maximen die Sicherheit dessen, was Eigenthum ist oder doch im Publicum als Eigenthum gilt, und nur innerhalb der hierdurch gezogenen Schranken suchte er die Hebung des italischen Kleinbesitzes, die auch ihm als eine Lebensfrage der Nation erschien, zu bewerkstelligen. Es liefs auch so noch viel in dieser Beziehung sich thun. Jedes Privatrecht, mochte es Eigenthum oder titulirter Erbbesitz heifsen, auf Gracchus oder auf Sulla zurückgehen, ward unbedingt von ihm respectirt. Das sämmtliche wirkliche Domanialland in Italien,

mit Einschlufs eines ansehnlichen Theils der in den Händen geistlicher Innungen befindlichen nach formellem Recht dem Staate zugehörigen Liegenschaften, wurde von Caesar, nachdem er in seiner streng sparsamen keine Verschleuderung und Vernachlässigung auch im Kleinen duldenden Weise durch die wiedererweckte Zwanzigercommission (S. 193) eine allgemeine Revision der italischen Besitztitel veranstaltet hatte, zur Vertheilung in gracchanischer Weise bestimmt; und es war wenigstens die Absicht des Imperators, wenn diese Domänen nicht ausreichen würden, das weiter erforderliche Land durch Ankauf italischer Grundstücke aus der Staatskasse zu beschaffen. Bei der Auswahl der neuen Bauern wurden natürlich vor allem die gedienten Soldaten berücksichtigt und so weit möglich die Last, die die Aushebung für das Mutterland war, in eine Wohlthat dadurch umgewandelt, dafs Caesar den dort als Rekruten ausgehobenen Proletarier ihm als Bauer zurückgab; bemerkenswerther ist es, dafs die verödeten latinischen Gemeinden, wie zum Beispiel Veii und Capena, vorzugsweise mit neuen Colonisten bedacht worden zu sein scheinen. Die Vorschrift Caesars, dafs die neuen Eigenthümer erst nach zwanzig Jahren befugt sein sollten die empfangenen Ländereien zu veräufsern, war ein glücklicher Mittelweg zwischen der völligen Freigebung derselben, die das vertheilte Land bald gröfstentheils wieder in die Hände der grofsen Capitalisten zurückgeführt haben würde, und den bleibenden Beschränkungen der Verkehrsfreiheit, wie sie Tiberius Gracchus (II, 81. 86. 114) und Sulla (II, 332. III, 84), beide gleich vergeblich, verfügt hatten. — Wenn also die Regierung energisch dazu that die kranken Elemente des italischen Volkslebens zu entfernen und die gesunden zu stärken, so sollte endlich das neu regulirte Municipalwesen, nachdem sich dasselbe erst jüngst aus der Krise des Bundesgenossenkriegs in und neben der Staatswirthschaft entwickelt hatte (II, 344), der neuen absoluten Monarchie das mit ihr verträgliche Gemeindeleben mittheilen und die stockende Circulation der edelsten Elemente des öffentlichen Lebens wieder zu rascheren Pulsschlägen erwecken. Als leitender Grundsatz in den beiden im J. 705 für das cisalpinische Gallien, im J. 709 für Italien erlassenen Gemeindeordnungen*, von denen namentlich die letztere für die ganze Folgezeit Grundgesetz blieb, erscheint theils die strenge Reinigung der städtischen Collegien von allen unsittlichen Elementen, während von politischer Polizei

* Von beiden Gesetzen sind beträchtliche Bruchstücke noch vorhanden.

darin keine Spur vorkommt, theils die möglichste Beschränkung des Centralisirens und die möglichst freie Bewegung der Gemeinden, denen auch jetzt noch die Wahl der Beamten und eine wenn gleich beschränkte Civil- und Criminalgerichtsbarkeit verblieb. Die allgemeinen polizeilichen Bestimmungen, zum Beispiel die Beschränkung des Associationsrechts (S. 477), griffen freilich auch hier Platz. — Dies sind die Ordnungen, durch die Caesar versuchte die italische Volkswirthschaft zu reformiren. Es ist leicht sowohl ihre Unzulänglichkeit darzuthun, indem auch sie noch eine Menge von Uebelständen bestehen liefsen, als auch nachzuweisen, dafs sie vielfach schädlich wirkten, indem sie die Verkehrsfreiheit zum Theil sehr empfindlich beschränkten. Es ist noch leichter nachzuweisen, dafs die Schäden der italischen Volkswirthschaft überhaupt unheilbarer Art waren. Aber trotz dem wird der praktische Staatsmann das Werk wie den Meister bewundern. Es war schon etwas, dafs da, wo ein Mann wie Sulla, an Abhülfe verzweifelnd, mit einer blofs formalen Reorganisation sich begnügt hatte, das Uebel an seinem eigentlichen Sitze angefafst und hier mit ihm gerungen ward; und wir dürfen wohl urtheilen, dafs Caesar mit seinen Reformen dem Mafse des Möglichen so nahe kam, als zu kommen dem Staatsmann und dem Römer gegeben war. Die Verjüngung Italiens hat auch er nicht auf diesem Wege gesucht, sondern auf einem sehr verschiedenen, den zu entwickeln es nöthig wird zunächst die Lage der Provinzen, wie Caesar sie vorfand, ins Auge zu fassen.

In den Provinzen war zunächst der oligarchischen Mifswirthschaft ein Ende zu machen. Sie war auf einem Puncte angekommen, wie ihn wenigstens im Occident, trotz mancher achtbarer Leistungen in diesem Fach, keine zweite Regierung jemals erreicht hat und wo nach unserer Fassungskraft eine Steigerung nicht mehr möglich scheint. Allerdings traf die Verantwortung hiefür die Römer nicht allein. Fast überall hatte bereits vor ihnen das griechische, phönikische oder asiatische Regiment den Völkern den höheren Sinn und das Rechts- und Freiheitsgefühl besserer Zeiten ausgetrieben. Es war wohl arg, dafs jeder angeschuldigte Provinziale auf Verlangen in Rom persönlich zur Verantwortung sich zu stellen verpflichtet war; dafs der römische Statthalter beliebig in die Rechtspflege und in die Verwaltung der abhängigen Gemeinden eingriff, Bluturtheile fällte und Verhandlungen des Gemeinderaths cassirte; dafs er im Kriegsfall mit den Milizen nach Gutdünken und oft in schandbarer Weise schaltete, wie z. B. Cotta bei der Belagerung des pontischen Herakleia der Miliz alle

gefährlichen Posten anwies, um seine Italiker zu schonen, und da die Belagerung nicht nach Wunsch ging, seinen Werkmeistern den Kopf vor die Füfse zu legen befahl. Es war wohl arg, dafs keine Vorschrift der Sittlichkeit oder des Strafrechts die römischen Vögte und ihr Gefolge ferner band und dafs Vergewaltigungen, Schändungen und Ermordungen mit oder ohne Form Rechtens in den Provinzen alltägliche Auftritte waren. Allein es war dies wenigstens nichts Neues: fast überall war man sclavischer Behandlung längst gewohnt und es kam am Ende wenig darauf an, ob ein karthagischer Vogt, ein syrischer Satrap oder ein römischer Proconsul den Localtyrannen spielte. Das materielle Wohlbefinden, ziemlich das einzige, wofür man in den Provinzen noch Sinn hatte, ward durch jene Vorgänge, die zwar bei den vielen Tyrannen viele, aber doch nur einzelne Individuen trafen, weit minder gestört als durch die auf allen zugleich lastende finanzielle Exploitirung, welche mit solcher Energie doch niemals noch aufgetreten war. Die Römer bewährten ihre alte Meisterschaft im Geldwesen jetzt auf diesem Gebiet in einer entsetzlichen Weise. Es ist früher versucht worden das römische System der Provinzialbelastung in seinen bescheidenen und verständigen Grundlagen wie in seiner Steigerung und Verderbung darzustellen (II, 362—369); es versteht sich von selbst, dafs die letztere progressiv zunahm. Die ordentlichen Abgaben wurden weit drückender durch die Ungleichheit der Steuervertheilung und durch das verkehrte Hebesystem als durch ihre Höhe. Ueber die Einquartierungslast äufserten römische Staatsmänner selbst, dafs eine Stadt ungefähr eben so viel leide, wenn der Feind sie erstürme und wenn ein römisches Heer Winterquartier in ihr nehme. Während die Besteuerung nach ihrem ursprünglichen Charakter die Vergütung für die von Rom übernommene Kriegslast gewesen war und die steuernde Gemeinde also ein Recht darauf hatte vom ordentlichen Dienst verschont zu bleiben, wurde jetzt, wie zum Beispiel für Sardinien bezeugt ist, der Besatzungsdienst gröfstentheils den Provinzialen aufgebürdet und sogar in den ordentlichen Heeren aufser anderen Leistungen die ganze schwere Last des Reiterdienstes auf sie abgewälzt. Die aufserordentlichen Leistungen, wie zum Beispiel die Kornlieferungen gegen geringe oder ganz ohne Vergütung zum Besten des hauptstädtischen Proletariats, die häufigen und kostspieligen Flottenrüstungen und Strandvertheidigungen, um der Piraterie zu steuern, die Aufgaben Kunstwerke, wilde Bestien oder andere Requisite des wahnwitzigen römischen Theater- und Thierhetzenluxus herbeizuschaffen,

die militärischen Requisitionen im Kriegsfall, waren ebenso häufig wie erdrückend und unberechenbar. In den Clientelstaaten waren die Formen der Besteuerung etwas verschieden, aber die Lasten selbst wo möglich noch ärger, da aufser den Römern hier auch noch die einheimischen Höfe erprefsten. In Kappadokien und Aegypten war der Bauer wie der König bankerott und jener den Steuereinnehmer, dieser den römischen Gläubiger zu befriedigen aufser Stande. Dazu kamen denn die eigentlichen Erpressungen nicht blofs des Statthalters selbst, sondern auch seiner ,Freunde', von denen jeder gleichsam eine Anweisung auf den Statthalter zu haben meinte und ein Anrecht durch ihn aus der Provinz als ein gemachter Mann zurückzukommen. Die römische Oligarchie glich in dieser Beziehung vollständig einer Räuberbande und betrieb das Plündern der Provinzialen berufs- und handwerksmäfsig: ein tüchtiges Mitglied griff nicht allzu säuberlich zu, da man ja mit den Sachwaltern und den Geschworenen zu theilen hatte und je mehr, um desto sicherer stahl. Auch die Diebesehre war bereits entwickelt: der grofse Räuber sah auf den kleinen, dieser auf den blofsen Dieb geringschätzig herab; wer einmal wunderbarer Weise verurtheilt worden war, that grofs mit der hohen Ziffer der als erprefst ihm nachgewiesenen Summen. So wirthschafteten in den Aemtern die Nachfolger jener Männer, die von ihrer Verwaltung nichts nach Hause zu bringen gewohnt gewesen als den Dank der Unterthanen und den Beifall der Mitbürger. Aber wo möglich noch ärger und noch weniger einer Controle unterworfen hausten die italischen Geschäftsmänner unter den unglücklichen Provinzialen. Die einträglichsten Stücke des Grundbesitzes und das gesammte Handels- und Geldwesen in den Aemtern concentrirten sich in ihren Händen. Die Wucherei florirte wie nie zuvor. Es kam vor, dafs Capitalien selbst an Stadtgemeinden zu 4 Procent monatlich verborgt wurden. Es war etwas Gewöhnliches, dafs ein energischer und einflufsreicher Geschäftsmann zu besserer Betreibung seiner Geschäfte entweder vom Senat sich den Gesandten-* oder auch vom Statthalter den Offizierstitel geben liefs und wo möglich auch Mannschaft dazu; in beglaubigter Weise wird ein Fall erzählt, wo einer dieser ehrenwerthen kriegerischen Banquiers wegen einer Forderung an die Stadt Salamis auf Kypros den Gemeinderath derselben im Rathhaus so lange blokirt hielt, bis fünf der Raths-

* Dies ist die sogenannte ,freie Gesandtschaft' *(libera legatio)*, nämlich eine Gesandtschaft ohne eigentliche öffentliche Aufträge.

mitglieder Hungers gestorben waren. Zu dieser gedoppelten Pressung, von denen jede allein unerträglich war und deren Ineinandergreifen immer besser sich regulirte, kamen dann die allgemeinen Drangsale hinzu, von denen doch auch zum grofsen Theil die römische Regierung wenigstens mittelbar die Schuld trug. In den vielfachen Kriegen wurden bald von den Barbaren, bald von den römischen Heeren grofse Capitalien aus dem Lande weggeschleppt und gröfsere verdorben. Bei der Nichtigkeit der römischen Land- und Seepolizei wimmelte es überall von Land- und Seeräubern. Im inneren Kleinasien war die Räuberwirthschaft endemisch; in Africa und im jenseitigen Spanien machte sie es nöthig alle aufserhalb der städtischen Ringmauern angelegten Gebäude mit Mauern und Thürmen zu befestigen. Das furchtbare Uebel der Piraterie ward bereits in einem andern Zusammenhang geschildert. Die Panaceen des Prohibitivsystems, mit denen der römische Statthalter dazwischenzufahren pflegte, wenn, wie das unter solchen Verhältnissen nicht fehlen konnte, Geldklemme oder Brottheurung eintrat, die Verbote der Gold- oder Getreideausfuhr aus der Provinz, machten denn auch die Sache nicht besser. Die Communalverhältnisse waren fast überall aufser durch den allgemeinen Nothstand auch noch durch locale Wirren und Unterschleife der Gemeindebeamten zerrüttet. Wo solche Bedrängnisse nicht etwa vorübergehend, sondern Menschenalter hindurch auf den Gemeinden und den Einzelnen mit stetigem unabwendbarem jährlich steigendem Drucke lasteten, mufste wohl der bestgeordnete öffentliche oder Privathaushalt ihnen erliegen und das unsäglichste Elend über alle Nationen vom Tajo bis zum Euphrat sich ausbreiten. ‚Alle Gemeinden', heifst es in einer schon 684 veröffentlichten Schrift, ‚sind zu Grunde gerichtet'; eben dasselbe wird für Spanien und das narbonensische Gallien, also die verhältnifsmäfsig ökonomisch noch am leidlichsten gestellten Provinzen, insbesondere bezeugt. In Kleinasien gar standen Städte wie Samos und Halikarnassos fast leer; der rechtliche Sclavenstand schien hier, verglichen mit den Peinigungen, denen der freie Provinziale unterlag, ein Hafen der Ruhe und sogar der geduldige Asiate war, nach den Schilderungen römischer Staatsmänner selbst, des Lebens überdrüssig geworden. Wen zu ergründen gelüstet, wie tief der Mensch sinken kann sowohl in dem frevelhaften Zufügen, wie in dem nicht minder frevelhaften Ertragen alles denkbaren Unrechts, der mag aus den Criminalacten dieser Zeit zusammenlesen, was römische Grofse zu thun, was Griechen, Syrer und Phöniker zu leiden vermochten. Selbst

die eigenen Staatsmänner räumten öffentlich und ohne Umschweife ein, dafs der römische Name durch ganz Griechenland und Asien unaussprechlich verhafst sei; und wenn die Bürger des pontischen Herakleia einmal die römischen Zöllner sämmtlich erschlugen, so war nur zu bedauern, dafs dergleichen nicht öfter geschah. — Die Optimaten spotteten über den neuen Herrn, der seine ‚Meierhöfe' einen nach dem andern selbst zu besichtigen kam; in der That forderte der Zustand aller Provinzen den ganzen Ernst und die ganze Weisheit eines jener seltenen Männer, denen der Königsname es verdankt, dafs er den Völkern nicht blofs gilt als leuchtendes Exempel menschlicher Erbärmlichkeit. Die geschlagenen Wunden mufste die Zeit heilen; dafs sie es konnte und dafs nicht ferner neue geschlagen wurden, dafür sorgte Caesar. Das Verwaltungswesen ward durchgreifend umgestaltet. An die Stelle der sullanischen Proconsuln, Proprätoren und Proquästoren trat rechtlich der Imperator, der schon durch die Einheit und die lebenslängliche Dauer seiner Macht zu den Unterthanen ein natürlicheres und leidlicheres Verhältnifs hatte als jene zahllosen und jährlich wechselnden kleinen Tyrannen. Die unmittelbare Verwaltung an Ort und Stelle übernahmen anstatt der bisherigen wesentlich souverainen Volksbeamten die Untergebenen des Imperators: wo bisher der Proconsul und sein Quästor erschienen waren gleichsam als die zur Einziehung der Brandschatzung abgesandten Mitglieder einer Räuberbande, da kamen jetzt in dem Legaten und Procurator des Regenten die wohl in Zucht gehaltenen Diener eines unparteiischen Herrn. Von dem Obercommando, mit dem die Leitung der Rechtspflege und die administrative Controle der Gemeinden auch ferner verbunden blieb, ward das Hebewesen vollständig getrennt und jenes den kaiserlichen Adjutanten, dieses den kaiserlichen Bedienten übertragen, so dafs alle Provinzialbeamten entweder durch die Gesetze der militärischen Hierarchie, oder durch die noch strengeren der häuslichen Zucht unbedingt von dem Imperator abhängig wurden und blieben. Statt der bisherigen schlimmer als nichtigen Controle der Ritter- oder senatorischen Gerichte trat die Verantwortung vor einem gerechten und unnachsichtigen Monarchen. Das Gesetz über Erpressungen, dessen Bestimmungen Caesar schon in seinem ersten Consulat verschärft hatte, wurde gegen die Obercommandanten in den Aemtern von ihm mit unerbittlicher, selbst über den Buchstaben desselben hinausgehender Schärfe zur Anwendung gebracht; und die Steuerbeamten gar, wenn sie ja es wagten sich eine Unrechtfertigkeit zu erlauben, büfsten ihrem

Herrn, wie Knechte und Freigelassene nach dem grausamen Hausrecht jener Zeit zu büfsen pflegten. Die aufserordentlichen öffentlichen Lasten wurden auf das richtige Mafs und den wirklichen Nothfall zurückgeführt, die ordentlichen wesentlich beschränkt. Der durchgreifenden Regulirung des Steuerwesens ward bereits früher gedacht (S. 469): die Ausdehnung der Steuerfreiheiten, die durchgängige Herabsetzung der directen Abgaben, die Beschränkung des Zehntsystems auf Africa und Sardinien, die vollständige Beseitigung der Mittelsmänner bei der Einziehung der directen Abgaben waren für die Provinzialen segensreiche Reformen. Dafs Caesar nach dem Beispiel eines seiner gröfsten demokratischen Vorgänger, des Sertorius (S. 19), die Unterthanen von der Einquartierungslast befreit und die Soldaten angehalten hat sich selber solide stadtartige Standlager zu errichten, ist zwar nicht nachzuweisen; aber er war, wenigstens nachdem er die Prätendenten- mit der Königsrolle vertauscht hatte, nicht der Mann den Unterthan dem Soldaten preiszugeben und es war in seinem Geiste gedacht, als die Erben seiner Politik solche Kriegslager und aus diesen Kriegslagern wieder Städte erschufen, in denen die italische Civilisation Brennpuncte inmitten der barbarischen Grenzlandschaften fand. — Bei weitem schwieriger als dem Beamtenunwesen zu steuern war es die Provinzialen von der erdrückenden Uebermacht des römischen Capitals zu befreien. Geradezu brechen liefs dieselbe sich nicht, ohne Mittel anzuwenden, die noch gefährlicher waren als das Uebel; die Regierung konnte nichts thun als vorläufig der offenbaren Vergewaltigung und dem handgreiflichen Wucher durch scharfe Handhabung der auch auf die Provinzen sich erstreckenden allgemeinen Wuchergesetze (S. 494) steuern und von dem unter der besseren Verwaltung wieder aufblühenden Wohlstand der Provinzialen eine gründlichere Heilung des Uebels erwarten. Dafs Caesar in diesem Sinne thätig war, zeigt die Abstellung des Mifsbrauches, der zu wucherlichen Zwecken mit dem Staatsgesandtentitel getrieben ward. Transitorische Verfügungen, um der Ueberschuldung einzelner Provinzen abzuhelfen, werden aus dieser Zeit mehrere erwähnt. So überwies Caesar selbst bereits 694 als Statthalter des jenseitigen Spaniens den Gläubigern zwei Drittel der Einnahmen ihrer Schuldner, um daraus sich bezahlt zu machen. Aehnlich hatte schon Lucius Lucullus als Statthalter von Kleinasien die Gläubiger, nachdem er einen Theil der mafslos angeschwollenen Zinsreste geradezu cassirt hatte, für den übrigen Theil ihrer Forderungen angewiesen auf den vierten Theil des Ertrags der Ände-

reien ihrer Schuldner so wie auf eine angemessene Quote der aus Hausmiethe oder Sclavenarbeit denselben zufliefsenden Nutzungen. Es ist nicht überliefert, dafs Caesar nach dem Bürgerkrieg ähnliche allgemeine Schuldenliquidationen in den Provinzen veranlafst hätte; doch kann es, nach dem eben Bemerkten und nach dem, was für Italien geschah (S. 492), kaum bezweifelt werden, dafs Caesar darauf ebenfalls hingearbeitet hat oder dies wenigstens in seinem Plane lag. — Wenn also der Imperator, so weit Menschenkraft es vermochte, die Provinzialen der Bedrückungen durch die Beamten und Capitalisten Roms entlastete, so durfte man zugleich von der durch ihn neu erstarkenden Regierung mit Sicherheit erwarten, dafs sie die wilden Grenzvölker verscheuchen und die Land- und Seepiraten zerstreuen werde, wie die aufsteigende Sonne die Nebel verjagt. Wie auch noch die alten Wunden schmerzten, mit Caesar erschien den vielgeplagten Unterthanen die Morgenröthe einer erträglicheren Zeit, seit Jahrhunderten wieder die erste intelligente und humane Regierung und eine Friedenspolitik, die nicht auf der Feigheit, sondern auf der Kraft beruhte. Wohl mochten mit den besten Römern vor allem die Unterthanen an der Leiche des grofsen Befreiers trauern.

Allein diese Abstellung der bestehenden Mifsbräuche war nicht die Hauptsache in Caesars Provinzialreform. In der römischen Republik waren nach der Ansicht der Aristokratie wie der Demokratie die Aemter nichts gewesen als wie sie häufig genannt werden: Landgüter des römischen Volkes und als solche benutzt und ausgenutzt worden. Diese Auffassung ward jetzt beseitigt. Die Provinzen als solche sollten allmählich untergehen, um der verjüngten italisch-hellenischen Nation eine neue und geräumigere Heimath zu bereiten, von deren einzelnen Landschaften keine nur um der andern willen da war, sondern alle für einen und eine für alle; die Leiden und Schäden der Nation, für die in dem alten Italien keine Hülfe war, sollte das neue Dasein in der verjüngten Heimath, das frischere, breitere, grofsartigere Volksleben von selber überwinden. Bekanntlich waren diese Gedanken nicht neu. Längst hatte die seit Jahrhunderten stehend gewordene Emigration aus Italien in die Provinzen, freilich den Emigranten selber unbewufst, eine solche Ausdehnung Italiens vorbereitet. Schon Gaius Gracchus, der Schöpfer der römischen demokratischen Monarchie, der Urheber der transalpinischen Eroberungen, der Gründer der Colonien Karthago und Narbo, hatte in planmäfsiger Weise die Italiker über Italiens Grenzen hinausgelenkt. Der zweite geniale Staatsmann, den die römische Demokratie hervorbrachte, Quin-

tus Sertorius hatte damit begonnen die barbarischen Occidentalen zur latinischen Civilisation anzuleiten; er gab der vornehmen spanischen Jugend römische Tracht und hielt sie an lateinisch zu sprechen und auf der von ihm gegründeten Bildungsanstalt in Osca sich die höhere italische Bildung anzueignen. Bei Caesars Regierungsantritt war bereits eine massenhafte, freilich der Stetigkeit wie der Concentration grofsentheils ermangelnde italische Bevölkerung in allen Provinzen und Clientelstaaten vorhanden; um von den förmlich italischen Städten in Spanien und dem südlichen Gallien zu schweigen, erinnern wir nur an die zahlreichen Bürgertruppen, die Sertorius und Pompeius in Spanien, Caesar in Gallien, Juba in Numidien, die Verfassungspartei in Africa, Makedonien, Griechenland, Kleinasien und Kreta aushoben, an die freilich übelgestimmte lateinische Leier, auf der die Stadtpoeten von Corduba schon im sertorianischen Kriege der römischen Feldherren Lob und Preis sangen, an die eben ihrer sprachlichen Eleganz wegen geschätzten Uebersetzungen griechischer Poesien, die der älteste namhafte aufseritalische Poet, Publius Terentius Varro von der Aude kurz nach Caesars Tod veröffentlichte. — Andrerseits war die Durchdringung des latinischen und des hellenischen Wesens, man möchte sagen so alt wie Rom. Schon bei der Einigung Italiens hatte die obsiegende latinische Nation alle anderen besiegten Nationalitäten sich assimilirt, nur die einzige griechische, so wie sie war, sich eingefügt, ohne sie äufserlich mit sich zu verschmelzen. Wohin der römische Legionar kam, dahin folgte der griechische Schulmeister, in seiner Art nicht minder ein Eroberer, ihm nach; schon früh finden wir namhafte griechische Sprachlehrer ansässig am Guadalquivir und in der Anstalt von Osca ward so gut griechisch gelehrt wie lateinisch. Die höhere römische Bildung selbst war ja durchaus nichts anderes als die Verkündigung des grofsen Evangeliums hellenischer Art und Kunst im italischen Idiom; gegen die bescheidene Anmafsung der civilisirenden Eroberer dasselbe zunächst in ihrer Sprache den Barbaren des Westens zu verkündigen konnte der Hellene wenigstens nicht laut protestiren. Schon längst erblickte der Grieche überall, und am entschiedensten eben da, wo das Nationalgefühl am reinsten und am stärksten war, an den von barbarischer Denationalisirung bedrohten Grenzen, wie zum Beispiel in Massalia, am Nordgestade des schwarzen Meeres und am Euphrat und Tigris, den Schild und das Schwert des Hellenismus in Rom; und in der That nahmen Pompeius Städtegründungen im fernen Osten nach jahrhundertelanger Unterbrechung Alexanders segensreiches Werk

wieder auf. — Der Gedanke eines italisch-hellenischen Reiches mit zweien Sprachen und einer einheitlichen Nationalität war nicht neu — er wäre sonst auch nichts gewesen als ein Fehler —; aber dafs er aus schwankenden Entwürfen zu sicherer Fassung, aus zerstreuten Anfängen zu sicherer und concentrirter Grundlegung fortschritt, ist das Werk des dritten und gröfsten der demokratischen Staatsmänner Roms.

Die erste und wesentlichste Bedingung zu der politischen und nationalen Nivellirung des Reichs war die Erhaltung und Ausdehnung der beiden zu gemeinschaftlichem Herrschen bestimmten Nationen unter möglichst rascher Beseitigung der neben ihr stehenden barbarischen oder barbarisch genannten Stämme. In gewissem Sinne könnte man allerdings neben Römern und Griechen noch eine dritte Nationalität nennen, die mit denselben in der damaligen Welt an Ubiquität wetteiferte und auch in dem neuen Staate Caesars eine nicht unwesentliche Rolle zu spielen bestimmt war. Es sind dies die Juden. Das merkwürdige nachgiebig zähe Volk war in der alten wie in der heutigen Welt überall und nirgends heimisch und überall und nirgends mächtig. Die Diadochen Davids und Salomos bedeuteten für die Juden jener Zeit kaum mehr als heutzutage Jerusalem für sie bedeutet; die Nation fand wohl für ihre religiöse und geistige Einheit einen sichtbaren Anhalt in dem Königreich Jerusalem, aber sie selbst bestand keineswegs in der Unterthanenschaft der Hasmonaeer, sondern in der unermefslichen durch das ganze parthische und das ganze römische Reich zerstreuten Judenwelt. In Alexandreia namentlich und ähnlich in Kyrene bildeten die Juden innerhalb dieser Städte eigene administrativ und selbst local abgegrenzte Gemeinwesen, den Judenvierteln unsrer Städte nicht ungleich, aber freier gestellt und von einem ‚Volksherrn' als oberstem Richter und Verwalter geleitet. Wie zahlreich selbst in Rom bereits vor Caesar die jüdische Bevölkerung war und zugleich wie landsmannschaftlich eng die Juden auch damals zusammenhielten, beweist die Bemerkung eines Schriftstellers dieser Zeit, dafs es für den Statthalter bedenklich sei den Juden in seiner Provinz zu nahe zu treten, weil er dann sicher darauf zählen dürfe nach seiner Heimkehr von dem hauptstädtischen Pöbel ausgepfiffen zu werden. Auch zu jener Zeit war das vorwiegende Geschäft der Juden der Handel: mit dem erobernden römischen Kaufmann zog damals der jüdische Händler ebenso überall hin wie später mit dem genuesischen und venezianischen, und neben der römischen strömte das Capital allerorts bei der jüdischen

Kaufmannschaft zusammen. Auch zu jener Zeit endlich begegnen wir der eigenthümlichen Antipathie der Occidentalen gegen diese so gründlich orientalische Race und ihre fremdartigen Meinungen und Sitten. Dies Judenthum, obwohl nicht der erfreulichste Zug in dem nirgends erfreulichen Bilde der damaligen Völkermengung, war nichts desto weniger ein im natürlichen Verlauf der Dinge sich entwickelndes geschichtliches Moment, das der Staatsmann weder sich ableugnen noch bekämpfen durfte und dem Caesar vielmehr, eben wie sein Vorgänger Alexander, in richtiger Erkenntnifs der Verhältnisse möglichst Vorschub that. Wenn Alexander, der Stifter des alexandrinischen Judenthums, damit nicht viel weniger für die Nation that wie ihr eigener David durch die Gründung von Jerusalem, so förderte auch Caesar die Juden in Alexandreia wie in Rom durch besondere Begünstigungen und Vorrechte und schützte namentlich ihren eigenthümlichen Cult gegen die römischen wie gegen die griechischen Localpfaffen. Die beiden grofsen Männer dachten natürlich nicht daran der hellenischen oder italisch-hellenischen Nationalität die jüdische ebenbürtig zur Seite zu stellen. Aber der Jude, der nicht wie der Occidentale die Pandoragabe politischer Organisation empfangen hat und gegen den Staat sich wesentlich gleichgültig verhält; der ferner ebenso schwer den Kern seiner nationalen Eigenthümlichkeit aufgiebt als bereitwillig denselben mit jeder beliebigen Nationalität umhüllt und bis zu einem gewissen Grad die fremde Volksthümlichkeit sich aneignet — der Jude war eben darum wie geschaffen für einen Staat, welcher auf den Trümmern von hundert lebendigen Politien erbaut und mit einer gewissermafsen abstracten und von vornherein verschliffenen Nationalität ausgestattet werden sollte. Auch in der alten Welt war das Judenthum ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Decomposition und insofern ein vorzugsweise berechtigtes Mitglied in dem caesarischen Staate, dessen Politie doch eigentlich nichts als Weltbürgerthum, dessen Volksthümlichkeit eigentlich nichts als Humanität war. — Indefs die positiven Elemente des neuen Bürgerthums blieben ausschliefslich die latinische und die hellenische Nationalität. Mit dem specifisch italischen Staat der Republik war es also zu Ende; jedoch war es nichts als ein sehr erklärliches, aber auch sehr albernes Gerede des grollenden Adels, dafs Caesar Italien und Rom absichtlich zu Grunde richte, um den Schwerpunct des Reiches in den griechischen Osten zu verlegen und zur Hauptstadt desselben Ilion oder Alexandreia zu machen. Vielmehr behielt in Caesars Organisationen die latinische

Nationalität immer das Uebergewicht; wie sich dies schon darin ausspricht, dafs er jede Verfügung in lateinischer, aber die für die griechisch redenden Landschaften bestimmten daneben in griechischer Sprache erliefs. Im Allgemeinen ordnete er die Verhältnisse der beiden grofsen Nationen in seiner Monarchie eben wie sie in dem geeinigten Italien seine republikanischen Vorgänger geordnet hatten: die hellenische Nationalität wurde geschützt, wo sie bestand, die italische nach Vermögen erweitert und ihr die Erbschaft der aufzulösenden Racen bestimmt. Es war dies schon defshalb nothwendig, weil eine völlige Gleichstellung des griechischen und des lateinischen Elements im Staate aller Wahrscheinlichkeit nach in sehr kurzer Zeit diejenige Katastrophe herbeigeführt haben würde, die manche Jahrhunderte später der Byzantinismus vollzog; denn das Griechenthum war nicht blofs geistig nach allen Richtungen hin dem römischen Wesen überlegen, sondern auch an Masse, und hatte in Italien selbst an den Schwärmen der gezwungen oder freiwillig nach Italien wandernden Hellenen und Halbhellenen eine Unzahl unscheinbarer, aber in ihrem Einflufs nicht hoch genug anzuschlagender Apostel. Um nur der eminentesten Erscheinung auf diesem Gebiete zu gedenken, so ist das Regiment der griechischen Lakaien über die römischen Monarchen so alt wie die Monarchie: der erste in der ebenso langen wie widerwärtigen Liste dieser Individuen ist Pompeius vertrauter Bedienter Theophanes von Mytilene, welcher durch seine Gewalt über den schwachen Herrn wahrscheinlich mehr als irgend ein anderer Mann zu dem Ausbruch des Krieges zwischen Pompeius und Caesar beigetragen hat. Nicht ganz mit Unrecht ward er nach seinem Tode von seinen Landsleuten göttlich verehrt: eröffnete er doch die griechische Kammerdienerherrschaft der Kaiserzeit, die gewissermafsen doch auch eine Herrschaft der Hellenen über die Römer war. Die Regierung hatte demnach allen Grund die Ausbreitung des Hellenismus wenigstens im Westen nicht noch von oben herab zu fördern; wohl aber ward das Griechenthum, wo es bestand, erhalten und geschützt. Wie nahe auch die politischen Krisen es dem Imperator legten die festen Pfeiler des Hellenismus im Occident und in Aegypten umzustürzen, Massalia und Alexandreia wurden weder vernichtet noch denationalisirt. Wenn Sicilien nicht blofs des Zehntendruckes entlastet, sondern auch seinen Gemeinden das latinische Recht bestimmt ward, dem seiner Zeit vermuthlich die volle Gleichstellung mit Italien nachfolgen sollte, so war Caesars Absicht ohne Zweifel nicht Sicilien zu latinisiren, sondern die herrliche Insel,

welche die Natur nicht so sehr zum Nachbarland Italiens bestimmt hat als zu der schönsten seiner Landschaften, unter Beibehaltung ihrer hellenischen Nationalität ähnlich wie Neapolis und Rhegion in den italischen Gemeindeverband einzufügen. — Dagegen das römische Wesen ward durch Colonisirung wie durch Latinisirung nach allen Kräften und an den verschiedensten Puncten des Reiches von der Regierung gehoben. Der zwar gewaltsame, aber um freie Hand gegen die zur Vernichtung bestimmten Nationen zu haben unumgänglich nothwendige Satz, dafs an allem nicht durch besonderen Act der Regierung an Gemeinden und Private abgetretenen Grund und Boden in den Provinzen der Staat das Eigenthum, der zeitige Inhaber nur einen geduldeten und jederzeit widerruflichen Erbbesitz habe, wurde auch von Caesar festgehalten und durch ihn aus einer demokratischen Parteitheorie zu einem Fundamentalprincip des monarchischen Rechts erhoben. In erster Linie kam für die Ausbreitung der römischen Nationalität natürlich Gallien in Frage. Gallien diesseit der Alpen erhielt durch die längst von der Demokratie verheifsene (S. 4. 152) und nun (705) von Caesar verwirklichte Aufnahme der transpadanischen Gemeinden in den römischen Bürgerverband durchgängig, was ein grofser Theil der Gemeinden daselbst längst gehabt: politische Gleichberechtigung mit dem Hauptland. Thatsächlich hatte sich diese Provinz in den vierzig Jahren, die seit Ertheilung des Latinerrechts verflossen waren, bereits vollständig latinisirt. Die Exclusiven mochten spotten über den breiten und gurgelnden Accent des Keltenlateins und ein ‚ich weifs nicht was von hauptstädtischer Anmuth' bei dem Insubrer und Veneter vermissen, der sich als Caesars Legionar mit dem Schwert einen Platz auf dem römischen Markt und sogar in der römischen Curie erobert hatte. Nichtsdestoweniger war das cisalpinische Gallien mit seiner dichten vorwiegend bauerschaftlichen Bevölkerung schon vor Caesar der Sache nach eine italische Landschaft und blieb Jahrhunderte lang der rechte Zufluchtsort italischer Sitte und italischer Bildung; wie denn die Lehrer der latinischen Litteratur nirgends sonst aufserhalb der Hauptstadt so vielen Zuspruch und Anklang fanden. Wenn also das cisalpinische Gallien wesentlich in Italien aufging, so rückte zugleich an die Stelle, die es bisher eingenommen hatte, die alte transalpinische Provinz ein, die ja durch Caesars Eroberungen aus einer Grenz- in eine Binnenprovinz umgewandelt worden war und die durch ihre Nähe wie durch ihr Klima vor allen andern Gebieten sich dazu eignete mit der Zeit gleichfalls eine ita-

lische Landschaft zu werden. Dorthin hauptsächlich, nach dem alten Zielpunct der überseeischen Ansiedlungen der römischen Demokratie, ward der Strom der italischen Emigration gelenkt. Es wurde daselbst theils die alte Colonie Narbo durch neue Ansiedler verstärkt, theils in Baeterrae (Beziers) unweit Narbo, in Arelate (Arles) und Arausio (Orange) an der Rhone und in der neuen Hafenstadt Forum Julii (Fréjus) vier neue Bürgercolonien angelegt, deren Namen zugleich das Andenken der tapferen Legionen bewahrten, die das nördliche Gallien zum Reiche gebracht hatten.* Die nicht mit Colonisten belegten Ortschaften scheinen zugleich, wenigstens gröfstentheils, in derselben Art, wie einst das transpadanische Keltenland (II, 230), der Romanisirung entgegengeführt worden zu sein durch Verleihung latinischen Stadtrechts; namentlich wurde Nemausus (Nîmes) als der Hauptort des den Massalioten in Folge ihrer Auflehnung gegen Caesar aberkannten Gebiets (S. 369) aus einem massaliotischen Dorf in eine latinische Stadtgemeinde umgewandelt und mit ansehnlichem Gebiet und selbst mit Münzrecht ausgestattet.** Indem also das cisalpinische Gallien von der vorbereitenden Stufe zur vollen Gleichstellung mit Italien fortschritt, rückte gleichzeitig die narbonensische Provinz in jenes vorbereitende Stadium nach; ganz wie bisher im cisalpinischen Gallien hatten die ansehnlichsten Gemeinden daselbst das volle Bürger-, die übrigen latinisches Recht. — In den übrigen nicht griechischen und nicht latinischen Land-

* Narbo heifst Colonie der Decimaner, Baeterrae der Septimaner, Forum Julii der Octavaner, Arelate (und überdies die latinische Colonie Ruscino) der Sextaner, Arausio der Secundaner. Die neunte Legion fehlt, weil sie ihre Nummer durch die Meuterei von Placentia (S. 382) entehrt hatte. Dafs übrigens die Colonisten dieser Colonien den eponymen Legionen angehörten, wird nicht gesagt und ist nicht glaublich; die Veteranen selbst wurden wenigstens der grofsen Mehrzahl nach in Italien angesiedelt (S. 465).

** Ausdrücklich überliefert ist es nicht, von wem das latinische Recht der nicht colonisirten Ortschaften dieser Gegend und namentlich von Nemausus herrührt. Aber da Caesar selbst (*b. c.* 1, 35) so gut wie geradezu sagt, dafs Nemausus bis 705 ein massaliotisches Dorf war; da nach dem livianischen Bericht (Dio 41, 25; Flor. 2, 13; Oros. 6, 15) eben dieser Theil des Gebietes den Massalioten von Caesar entzogen ward; da endlich schon auf voraugusteischen Münzen und sodann bei Strabon die Stadt als Gemeinde latinischen Rechts vorkommt, so kann nur Caesar der Urheber dieser Latinitätsverleihung sein. Von Ruscino (Roussillon bei Perpignan) und anderen im narbonensischen Gallien früh zu latinischer Stadtverfassung gelangten Gemeinden läfst sich nur vermuthen, dafs sie dieselbe gleichzeitig mit Nemausus empfingen.

schaften des Reiches, welche der Einwirkung Italiens und dem Assimilationsprozeſs noch ferner standen, beschränkte Caesar sich darauf einzelne Brennpuncte für die italische Civilisation zu gründen, wie dies bisher in Gallien Narbo gewesen war, um durch sie die künftige vollständige Ausgleichung vorzubereiten. Solche Anfänge lassen, mit Ausnahme der ärmsten und geringsten von allen, der sardinischen, in sämmtlichen Provinzen des Reiches sich nachweisen. Wie Caesar im nördlichen Gallien verfuhr, ward schon dargelegt (S. 270); die lateinische Sprache erhielt hier, wenn auch noch nicht für alle Zweige des öffentlichen Verkehrs, durchgängig officielle Geltung und es entstand am Lemansee als die nördlichste Stadt italischer Verfassung die Colonie Noviodunum (Nyon). — In Spanien, vermuthlich damals der am dichtesten bevölkerten Landschaft des römischen Reiches, wurden, so viel wir sehen, allein in der wichtigen hellenisch-iberischen Hafenstadt Emporiae neben der alten Bevölkerung caesarische Colonisten angesiedelt. Die alte und reiche Kaufstadt Gades, deren Municipalwesen Caesar schon als Praetor zeitgemäſs umgestaltet hatte, erhielt jetzt von dem Imperator das volle Recht der italischen Municipien (705) und wurde, was in Italien Tusculum gewesen war (I, 223), die erste auſseritalische nicht von Rom gegründete Gemeinde, die in den römischen Bürgerverband eintrat. Einige Jahre nachher (709) wurde das gleiche Recht auch einigen anderen spanischen Gemeinden und vermuthlich noch mehreren das latinische Recht zu Theil. — In Africa wurde, was Gaius Gracchus nicht hatte zu Ende führen sollen, jetzt ins Werk gesetzt und an derjenigen Stätte, wo die Stadt der Erbfeinde Roms gestanden, 3000 italische Colonisten und eine groſse Anzahl der im karthagischen Gebiet ansässigen Pacht- und Bittbesitzer angesiedelt; zum Erstaunen rasch wuchs unter den unvergleichlich günstigen Localverhältnissen die neue ‚Venuscolonie', das römische Karthago wieder empor. Utica, bis dahin die Haupt- und erste Handelsstadt der Provinz, war schon im Vorweg, es scheint durch Ertheilung des latinischen Rechts, für die Wiedererweckung seines überlegenen Concurrenten einigermaſsen entschädigt worden. In dem neu zum Reiche gefügten numidischen Gebiet erhielten das wichtige Cirta und die übrigen dem römischen Condottier Publius Sittius für sich und die Seinigen überwiesenen Gemeinden (S. 425) das Recht römischer Militärcolonien. Die stattlichen Provinzialstädte freilich, die das wahnsinnige Wüthen Jubas und der verzweifelnden Reste der Verfassungspartei in Schutthaufen verwandelt hatte, erhoben sich nicht

so rasch wieder wie sie eingeäschert worden waren und manche Trümmerstatt erinnerte noch lange nachher an diese verhängnifsvolle Zeit; allein die beiden neuen julischen Colonien, Karthago und Cirta, wurden und blieben die Brennpuncte der africanisch-römischen Civilisation. — In dem verödeten griechischen Land beschäftigte Caesar aufser mit andern Plänen, zum Beispiel der Anlage einer römischen Colonie in Buthroton (Corfu gegenüber), vor allem sich mit der Wiederherstellung von Korinth; nicht blofs wurde eine ansehnliche Bürgercolonie dorthin geführt, sondern auch der Plan entworfen durch den Durchstich des Isthmus die gefährliche Umschiffung des Peloponnes abzuschneiden und den ganzen italisch-asiatischen Verkehr durch den korinthisch-saronischen Meerbusen zu leiten. Endlich rief selbst in dem entlegenen hellenischen Osten der Monarch italische Ansiedlungen ins Leben: so am schwarzen Meer in Herakleia und in Sinope, welche Städte die italischen Colonisten ähnlich wie Emporiae mit den alten Bewohnern theilten; so an der syrischen Küste in dem wichtigen Hafen von Berytos, das wie Sinope italische Verfassung erhielt; ja sogar in Aegypten wurde auf der den Hafen von Alexandreia beherrschenden Leuchtthurminsel eine römische Station gegründet. — Es ist in all diesen einzelnen Mafsregeln, die wenigstens dem Plan, wenn auch vielleicht nicht alle der Ausführung nach auf Caesar zurückgehen, offenbar ein bestimmtes System. Italien blieb das Mutterland auch der verjüngten Nation. Die ihm vollständig gleichgestellte cisalpinische Provinz verhiefs und verbürgte es, dafs in der Monarchie Caesars, eben wie in der frischeren Epoche der Republik, jede latinisirte Landschaft erwarten durfte ihren älteren Schwestern ebenbürtig an die Seite zu treten. Auf der Vorstufe zur vollen nationalen und politischen Ausgleichung mit Italien standen dessen Nebenländer, das griechische Sicilien und das rasch sich latinisirende südliche Gallien. Auf einer ferneren Stufe zu dieser Ausgleichung standen die übrigen Landschaften des Reiches, in denen, wie bisher in Südgallien Narbo römische Colonie gewesen war, jetzt die grofsen Seestädte: Emporiae, Gades, Karthago, Korinth, Herakleia im Pontos, Sinope, Berytos, Alexandreia, italische oder hellenisch-italische Gemeinden wurden, die Stützpuncte der italischen Civilisation selbst im griechischen Osten, die Grundpfeiler der künftigen nationalen und politischen Nivellirung des Reiches. Die Herrschaft der Stadtgemeinde Rom über das Littoral des Mittelmeeres war zu Ende; an ihre Stelle trat der neue Mittelmeerstaat und sein erster Act war die Sühnung der beiden gröfsten Unthaten, die jene Stadtgemeinde

an der Civilisation begangen hatte. Wenn die Zerstörung der beiden gröfsten Handelsplätze im römischen Gebiet den Wendepunct bezeichnete, wo die Schutzherrschaft der römischen Gemeinde in politische Tyrannisirung und finanzielle Ausnutzung der unterthänigen Landschaften überging, so bezeichnete jetzt die sofortige und glänzende Wiederherstellung von Karthago und Korinth die Begründung des neuen alle Landschaften am Mittelmeer zu nationaler und politischer Gleichheit und wahrhaft staatlicher Einigung heranbildenden grofsen Gemeinwesens. Wohl durfte Caesar der Stadt Korinth zu ihrem vielberühmten alten den neuen Namen der ‚julischen Ehre' verleihen.

Wenn also das neue einheitliche Reich mit einer Nationalität ausgestattet ward, die freilich nothwendiger Weise, wenigstens für jetzt, der volksthümlichen Individualität entbehrte und mehr ein unlebendiges Kunstproduct als ein frischer Trieb der Natur war, so bedurfte dasselbe ferner der Einheit in denjenigen Institutionen, in denen das allgemeine Leben der Nationen sich bewegt: in Verfassung und Verwaltung, in Religion und Rechtspflege, in Münze, Mafs und Gewicht; wobei natürlich locale Besonderheiten mannigfaltigster Art mit wesentlicher Einigung sich vollkommen vertrugen. Ueberall kann auf diesen Gebieten nur von Anfängen die Rede sein, da die einheitliche Durchbildung der Monarchie Caesars in der Zukunft lag und er nichts that als für den Bau von Jahrhunderten den Grund legen. Auch auf diesen Gebieten lassen noch manche Linien sich erkennen, die der grofse Mann gezogen hat; und es ist erfreulicher hier ihm nachzugehen, als in dem Trümmerbau der Nationalitäten.

Hinsichtlich der Verfassung und Verwaltung wurden bereits in einem andern Zusammenhang die wichtigsten Momente hervorgehoben. Das wesentliche Element der neuen Einheit war eben die Ersetzung des römischen Gemeinderaths als des bisherigen Souveräns durch den Alleinherrscher der Mittelmeermonarchie. Dafs bei der Reorganisation des Senats dahin gearbeitet ward demselben statt seines bisherigen römisch-municipalen den Charakter eines höchsten, Italien wie die Provinzen repräsentirenden Reichsraths zu geben, ward gleichfalls schon bemerkt (S. 452). Die Oberverwaltung war bisher nach dem Grundsatz geführt worden, dafs Italien im engern Sinn, als das Weichbild Roms, von dessen Municipalbehörden nach Bürger-, die Provinzen als abhängige Gebiete von Vögten nach Kriegsrecht administrirt wurden; was namentlich für die Rechtspflege einen wichtigen Unterschied machte. In der neuen Monarchie Caesars, wo der

qualitative Unterschied zwischen Italien und den Provinzen wegfiel, mufste auch in der Oberverwaltung die Ausgleichung zwischen Italien und den Provinzen angebahnt werden. Die Anfänge dazu lagen bereits in der älteren Verfassung. Indem jede Gemeinde römischer, latinischer und überhaupt freier Verfassung, wo immer sie belegen war, der Jurisdiction des Statthalters entzogen ward und nach ihrem eigenen Recht sich selber verwaltete, gab es schon in der republikanischen Zeit namentlich im cisalpinischen Gallien, aber auch in dem transalpinischen und in den spanischen Provinzen eine beträchtliche Anzahl Communen, die von dem Statthalter in der Rechtspflege ganz und wesentlich auch in der Verwaltung unabhängig waren und nur insoweit ihm gehorchten, als dies auch den italischen Städten oblag, falls in Italien ein Bürgerheer stand. Ja seitdem im cisalpinischen Gallien sämmtliche Gemeinden das römische oder latinische Recht besafsen, bestand hier überall italische Gemeindefreiheit und bürgerliche Jurisdiction und war die Lage der Provinz dem römischen Feldherrn gegenüber eben dieselbe wie die der italischen Landschaften, mit der einzigen Ausnahme, dafs dort immer, hier nur ausnahmsweise ein römisches Obercommando seinen Sitz hatte. Caesar knüpfte hier an. Auch er hielt den Grundsatz fest, dafs, wo italische Gemeindefreiheit bestand, die Jurisdiction wesentlich bürgerlicher Art war, wo sie nicht bestand, nach Kriegsrecht administrirt ward: Italien also, das cisalpinische und das narbonensische Gallien, Sicilien und die einzelnen in den übrigen Provinzen mit italischem Recht ausgestatteten oder doch freien Gemeinden standen unter den römischen oder den eigenen bürgerlichen Gerichten*, dagegen die übrigen Provinzialgemeinden wie bisher unter der Jurisdiction ihrer Statthalter. Dieser sehr wesentliche Unterschied in der Jurisdiction blieb also; aber es stand jetzt mit demselben in gar keinem Zusammenhange mehr, ob eine Landschaft Provinz war oder nicht. Der militärische Oberbefehl und was damit zusammenhing, die Verwaltung aller nicht den Gemeinden überwiesenen Regierungsgeschäfte, erstreckte jetzt sich wieder wie in der Königszeit über das gesammte Reich und stand ausschliefslich

* Dafs im ganzen cisalpinischen Gallien jeder die Competenz der Municipalbehörden übersteigende Prozefs auch noch nach Caesars Ordnungen vor die hauptstädtischen Gerichte gebracht werden mufste, ist gewifs. Dafs für Gades, Karthago, Korinth die gleiche Einrichtung bestand, ist wenig wahrscheinlich; wie man aber hier sonst geholfen hat, ist nicht bekannt. Die latinischen Gemeinden hatten wahrscheinlich unbeschränkte Competenz.

dem Imperator zu; derjenige Sprengel, in dem er denselben unmittelbar übte, hiefs Italien, diejenigen, in denen seine Adjutanten, mit oder ohne Truppen, diesen Oberbefehl in seinem Namen verwalteten, hiefsen Provinzen.* Allein da es einen rechtlichen Unterschied nicht macht, ob die Commando- und Verwaltungsgeschäfte vom Imperator selbst oder durch Stellvertreter geführt werden, so konnte der qualitative Unterschied als aufgehoben gelten und es mufsten fortan vielmehr die Districte, in denen die Romanisirung vollständig durchgeführt war, diejenigen, in denen sie vorbereitet ward, und diejenigen, in denen sie noch nicht begonnen hatte, das heifst die römischen, die latinischen und die Unterthanengemeinden, als die qualitativ verschiedenen Theile der Monarchie unterschieden werden. — Was die Communalverfassung anlangt, so führte der von Caesar eingeschlagene Weg, den zum vollständigen Eintritt in den Einheitsstaat reifen Gemeinden latinisches und demnächst römisches Recht zu verleihen, allmählich gleichmäfsige Institutionen von selbst herbei. Nur in einer Hinsicht konnte man hierauf nicht warten. Das neue Reich bedurfte sofort einer Institution, die der Regierung die hauptsächlichen Grundlagen der Verwaltung, die Bevölkerungs- und Vermögensverhältnisse der einzelnen Gemeinden übersichtlich vor Augen legte, das heifst eines verbesserten Census. Zunächst ward der italische reformirt. Bisher war er unglaublicher Weise immer noch ausschliefslich in der Hauptstadt abgehalten worden, zur Belästigung der Bürgerschaft wie zum Schaden der Geschäfte. Nach Caesars Verordnung** sollte künftig, wenn in der römischen Gemeinde die Schatzung stattfand, gleichzeitig in jeder italischen der Name eines jeden Gemeindebürgers und der seines Vaters oder Freilassers, sein Bezirk, sein Alter und sein Vermögen von der höchsten Behörde der Gemeinde aufgezeichnet und diese Listen an den römischen Schatzmeister so früh

* Es ist also irrig in der Ertheilung des römischen Bürgerrechts und in dem Fortbestand der Provinzialverfassung sich einander ausschliefsende Gegensätze zu erblicken. Auch erhielt notorisch das cisalpinische Gallien bereits 705 die Civität, während die Statthalter bis 711 nachweisbar sind; und geradezu sagt es Dio (48, 12), dafs die Einverleibung des cisalpinischen Galliens in Italien erst nach Caesars Tode erfolgte. So lange Caesar lebte, blieb es Provinz. Schon dafs die caesarische Gemeindeordnung die Landschaft nie als Italien, sondern als cisalpinisches Gallien bezeichnet, hätte auf das Richtige führen müssen.

** Dafs dies eine Neuerung Caesars und nicht etwa schon in Folge des Bundesgenossenkriegs verordnet war, hätte nicht bezweifelt werden sollen (Cic. *Verr. act.* 1, 18, 54 und sonst).

abgeliefert werden, dafs dieser das allgemeine Verzeichnifs der römischen Bürger und der römischen Habe rechtzeitig vollenden konnte. Dafs es Caesars Absicht war ähnliche Institutionen auch in den Provinzen einzuführen, dafür bürgt theils die von Caesar angeordnete Vermessung und Katastrirung des gesammten Reiches, theils die Einrichtung selbst; denn es war ja damit die allgemeine Formel gefunden, um so gut in den italischen wie in den nichtitalischen Gemeinden des Staats die für die Centralverwaltung erforderlichen Aufnahmen zu bewirken. Offenbar war es auch hier Caesars Absicht auf die Traditionen der älteren republikanischen Zeit zurückzugehen und die Reichsschatzung wieder einzuführen, welche die ältere Republik wesentlich in derselben Weise wie Caesar die italische, durch analoge Ausdehnung des Instituts der römischen Censur mit seinen Fristen und sonstigen wesentlichen Normen auf die sämmtlichen Unterthanengemeinden Italiens und Siciliens, bewirkt hatte. Es war dies eines der ersten Institute gewesen, das die erstarrende Aristokratie verfallen liefs; auf die Provinzen ward es mit Ausnahme der ältesten schon nicht mehr erstreckt und damit ging der obersten Verwaltungsbehörde jede Uebersicht über die disponiblen Mannschaften und Steuerkräfte und also jede Möglichkeit einer wirksamen Controle verloren. Die vorhandenen Spuren und der Zusammenhang der Dinge selbst zeigen unwidersprechlich, dafs Caesar die Erneuerung der seit Jahrhunderten verschollenen Reichsschatzung vorbereitete.

Dafs in der Religion wie in der Rechtspflege an eine durchgreifende Nivellirung nicht gedacht werden konnte, ist kaum nöthig zu sagen; doch bedurfte der neue Staat bei aller Toleranz gegen Localglauben und Municipalstatute eines gemeinsamen der italisch-hellenischen Nationalität entsprechenden Glaubens und einer allgemeinen den Municipalstatuten übergeordneten Rechtssatzung. Er bedurfte ihrer: denn beides war thatsächlich schon da. Auf dem religiösen Gebiet war man seit Jahrhunderten thätig gewesen den italischen und den hellenischen Cult theils durch äufserliche Aufnahme, theils durch innerliche Ausgleichung der Gottheitbegriffe in einander zu arbeiten und bei der nachgiebigen Formlosigkeit der italischen Götter hatte es nicht einmal grofse Schwierigkeit gemacht den Jupiter in dem Zeus, die Venus in der Aphrodite und so jede wesentliche Idee des latinischen Glaubens in ihrem hellenischen Gegenbild aufzuheben. Die italisch-hellenische Religion stand bereits in den Grundzügen fertig da; und wie sehr man eben auf diesem Gebiete sich dessen

bewufst war über die specifisch römische hinaus und zu einer italisch-hellenischen Quasinationalität fortgeschritten zu sein, beweist namentlich die Unterscheidung der ‚gemeinen‘, d. h. der von den Römern wie den Griechen anerkannten Götter von den besonderen der römischen Gemeinde in der schon erwähnten varronischen Theologie. — Im Rechtswesen hatte es auf dem Gebiete des Criminal- und Polizeirechts, wo die Regierung unmittelbarer eingreift und dem rechtlichen Bedürfnifs wesentlich durch eine verständige Legislation genügt werden kann, keine Schwierigkeit auf dem Wege der gesetzgeberischen Thätigkeit denjenigen Grad materieller Gleichförmigkeit zu erreichen, der allerdings auch hier für die Reichseinheit nothwendig war. Im Civilrecht dagegen, wo die Initiative dem Verkehr, dem Gesetzgeber nur die Formulirung zusteht, war das einheitliche Reichscivilrecht, das der Gesetzgeber zu schaffen freilich nicht vermocht hätte, in der That bereits auf naturgemäfsem Wege durch den Verkehr selber entwickelt worden. Das römische Stadtrecht zwar beruhte rechtlich immer noch auf der in den Zwölftafeln enthaltenen Formulirung des latinischen Landrechts. Die späteren Gesetze hatten wohl im Einzelnen mancherlei zeitgemäfse Verbesserungen eingeführt, unter denen leicht die wichtigste war die Abschaffung der alten ungeschickten Prozefseröffnung durch stehende Spruchformeln der Parteien (I, 104) und ihre Ersetzung durch eine von dem prozefsleitenden Beamten schriftlich abgefafste Instruction für den Einzelgeschwornen *(formula)*; allein in der Hauptsache hatte die Volkslegislation nur über jene altersgraue Grundlage einen den englischen Statutargesetzen vergleichbaren unübersehlichen Wust grofsentheils längst veralteter und vergessener Specialgesetze aufgeschichtet. Die Versuche die Wissenschaft zu formuliren und zu systematisiren hatten die verschlungenen Gänge des alten Civilrechts allerdings zugänglich gemacht und erhellt (II, 436); allein dem Grundmangel, dafs ein vor vierhundert Jahren abgefafstes städtisches Weisthum mit seinen ebenso diffusen wie confusen Amendements jetzt als das Recht eines grofsen Staates dienen sollte, konnte kein römischer Blackstone abhelfen. Gründlicher half der Verkehr sich selbst. Längst hatte in Rom der rege Verkehr zwischen Römern und Nichtrömern ein internationales Privatrecht (*ius gentium;* I, 108) entwickelt, das heifst einen Complex von Satzungen namentlich über Verkehrsverhältnisse, nach welchen römische Richter dann sprachen, wenn eine Sache weder nach ihrem eigenen noch nach irgend einem andern Landrecht entschieden werden konnte, sondern sie genöthigt waren

von den römischen, hellenischen, phönikischen und sonstigen Rechtseigenthümlichkeiten abstrahirend, auf die allem Verkehr zu Grunde liegenden gemeinsamen Rechtsanschauungen zurückzugehen. Hier knüpfte die neuere Rechtsbildung an. Sie setzte an die Stelle des alten praktisch unbrauchbar gewordenen thatsächlich ein neues Stadtrecht, das zunächst bestimmt war den Verkehr der römischen Bürger unter sich zu regeln, materiell aber beruhte auf einem Compromifs zwischen dem National- oder dem Zwölftafelrecht und dem International- oder sogenannten Rechte der Völker. An jenem wurde wesentlich, wenn auch natürlich mit zeitgemäfsen Modificationen, festgehalten im Ehe-, Familien- und Erbfolgerecht; dagegen ward in allen Bestimmungen, die den Vermögensverkehr betrafen, also für Eigenthum und Contracte das Internationalrecht mafsgebend; ja hier wurde sogar dem localen Provinzialrecht manche wichtige Einrichtung entlehnt, zum Beispiel die Wuchergesetzgebung (S. 494) und das Hypothekarinstitut. Ob auf einmal oder allmählich, ob durch einen oder mehrere Urheber, durch wen, wann und wie diese tiefgreifende Neuerung ins Leben trat, sind Fragen, auf die wir eine genügende Antwort schuldig bleiben müssen; wir wissen nur, dafs diese Reform, wie natürlich, durch das Stadtgericht erfolgte, dafs sie ihren Ausdruck fand in den jährlich von dem neu antretenden Stadtrichter zur Nachachtung für die Parteien ergehenden Belehrungen über die wichtigsten in der beginnenden Jurisdiction einzuhaltenden Rechtsmaximen *(edictum perpetuum praetoris urbani)* und dafs diese Reform, wenn auch manche vorbereitende Schritte in frühern Zeiten gethan sein mögen, sicher erst in dieser Epoche ihre Vollendung und bewufste Formulirung fand. Die neue Rechtssatzung war theoretisch abstract, insofern die römische Rechtsanschauung darin ihrer nationalen Besonderheit insoweit sich entäufsert hatte, als sie derselben sich bewufst geworden war. Sie war aber zugleich praktisch positiv, indem sie keineswegs in die trübe Dämmerung allgemeiner Billigkeit oder gar in das reine Nichts des sogenannten Naturrechts verschwamm, sondern von bestimmten Behörden für bestimmte concrete Fälle nach festen Normen angewandt ward und einer gesetzlichen Formulirung nicht blofs fähig, sondern in dem Stadtedict wesentlich schon theilhaft geworden war. Diese Satzung entsprach ferner materiell den Bedürfnissen der Zeit, insofern sie die durch den gesteigerten Verkehr gebotenen bequemen Formen für Prozefs, Eigenthumserwerb, Contractabschlufs darbot. Sie war endlich bereits im Wesentlichen im ganzen Umfang des römischen Reiches allge-

mein subsidiäres Recht geworden, indem man die mannigfaltigen Localstatuten für diejenigen Rechtsverhältnisse, die nicht zunächst Verkehrsverhältnisse sind, so wie für den Localverkehr zwischen Gliedern desselben Rechtssprengels beibehielt, dagegen den Vermögensverkehr zwischen Reichsangehörigen verschiedener Rechtskreise durchgängig nach dem Muster des rechtlich auf diese Fälle freilich nicht anwendbaren Stadtedicts sowohl in Italien wie in den Provinzen regulirte. Das Recht des Stadtedicts hatte also wesentlich dieselbe Stellung in jener Zeit, die in unserer staatlichen Entwickelung das römische Recht eingenommen hat: auch dies ist, soweit solche Gegensätze sich vereinigen lassen, zugleich abstract und positiv; auch dies empfahl sich durch seine verglichen mit dem älteren Satzungsrecht geschmeidigen Verkehrsformen und trat neben den Localstatuten als allgemeines Hülfsrecht ein. Nur darin hatte die römische Rechtsentwickelung vor der unsrigen einen wesentlichen Vorzug, dafs das denationalisirte Recht nicht wie bei uns vorzeitig und durch Kunstgeburt, sondern rechtzeitig und naturgemäfs sich einfand. Diesen Rechtszustand fand Caesar vor. Wenn er den Plan entwarf zu einem neuen Gesetzbuch, so ist es nicht schwer zu sagen, was er damit beabsichtigt hat. Es konnte dies Gesetzbuch einzig auf das Recht der römischen Bürger sich erstrecken und allgemeines Reichsgesetzbuch nur insofern werden, als ein zeitgemäfses Gesetzbuch der herrschenden Nation von selbst im ganzen Umfange des Reiches allgemeines Subsidiarrecht werden mufste. Im Criminalrecht, wenn überhaupt der Plan sich auf dies mit erstreckte, bedurfte es nur einer Revision und Redaction der sullanischen Ordnungen. Im Civilrecht war für einen Staat, dessen Nationalität eigentlich die Humanität war, jenes abstract-positive Stadtedict die nothwendige und einzig mögliche Formulirung; es war nur erforderlich dies aus dem rechtlichen Verkehr hervorgewachsene Recht zu sichern und zu präcisiren. Den ersten Schritt dazu hatte das cornelische Gesetz von 687 gethan, indem es dem Richter vorschrieb von den zu Anfang seines Amtes aufgestellten Maximen nicht abzuweichen noch willkürlich anderes Recht zu sprechen (S. 152) — eine Bestimmung, die mit dem Zwölftafelgesetz wohl verglichen werden darf und für die Fixirung des neueren Stadtrechts fast ebenso bedeutsam geworden ist wie jenes für die Fixirung des älteren. Aber wenn auch seit dem cornelischen Volksschlufs das Edict nicht mehr unter dem Richter stand, sondern gesetzlich der Richter unter dem Edict; wenn auch das neue Gesetzbuch thatsächlich im Gerichtsgebrauch wie im Rechtsunterricht

das alte Stadtrecht verdrängt hatte, so stand es doch noch jedem Stadtrichter frei bei Antritt seines Amtes das neue Stadtrecht unbeschränkt und willkürlich zu verändern und überwog das Zwölftafelrecht mit seinen Zusätzen formell immer noch das Stadtedict, so dafs in jedem einzelnen Collisionsfall die veraltete Satzung nur durch arbiträres Eingreifen des Beamten, also genau genommen durch Verletzung des formellen Rechts, beseitigt ward. Die subsidiäre Anwendung des Stadtedicts in dem Fremdengericht in Rom und in den verschiedenen Provinzialgerichtshöfen war nun gar gänzlich in die Willkür der einzelnen Oberbeamten gestellt. Offenbar war es nothwendig das alte Stadtrecht, so weit es nicht in das neuere übergegangen war, definitiv zu beseitigen und in dem letzteren der willkürlichen Aenderung durch jeden einzelnen Stadtrichter angemessene Grenzen zu setzen, etwa auch die subsidiäre Anwendung desselben neben den Localstatuten zu reguliren. Dies war Caesars Absicht, als er den Plan zu einem Gesetzbuch entwarf; denn dies mufste sie sein. Der Plan ward nicht ausgeführt und damit jener lästige Uebergangszustand in dem römischen Rechtswesen verewigt, bis nach sechshundert Jahren und auch dann nur unvollkommen diese nothwendige Reform von einem der Nachfolger Caesars, dem Kaiser Justinianus vollzogen ward.

Endlich in Münze, Mafs und Gewicht war die wesentliche Ausgleichung des latinischen und des hellenischen Systems längst im Zuge. Sie war uralt in den für Handel und Verkehr unentbehrlichen Bestimmungen des Gewichts, der Körper- und Längenmafse (I, 139) und so alt wie in Rom das Silbergeld in dem Münzwesen durch die Gleichsetzung des römischen Denars und der attischen Drachme (I, 295). Indefs reichten diese älteren Gleichungen nicht aus, da in der hellenischen Welt selbst die verschiedenartigsten metrischen und Münzsysteme neben einander bestanden; es war nothwendig und lag auch ohne Zweifel in Caesars Plan in dem neuen einheitlichen Reich, soweit es nicht bereits früher schon geschehen war, römische Münze, römisches Maafs und römisches Gewicht jetzt überall in der Art einzuführen, dafs im officiellen Verkehr allein danach gerechnet und die Localsysteme theils auf locale Geltung beschränkt, theils zu dem römischen in ein ein- für allemal regulirtes Verhältnifs gesetzt wurden. Nachweisen indefs läfst Caesars Thätigkeit sich nur auf zweien der wichtigsten dieser Gebiete, in dem Geld- und im Kalenderwesen. — Das römische Geldwesen beruhte auf den beiden neben und in einem festen Verhältnifs zu einander umlaufenden

edlen Metallen, von denen das Gold nach dem Gewicht,* das Silber nach dem Gepräge gegeben und genommen ward, thatsächlich aber in Folge des ausgedehnten überseeischen Verkehrs das Gold bei weitem das Silber überwog. Ob nicht schon früher im ganzen Umfange des Reiches die Annahme des römischen Silbergeldes obligatorisch war, ist ungewifs; auf jeden Fall vertrat die Stelle des Reichsgeldes im ganzen römischen Gebiet wesentlich das ungemünzte Gold, um so mehr als die Römer in allen Provinzen und Clientelstaaten die Goldprägung untersagt hatten, und hatte der Denar aufser in Italien auch im cisalpinischen Gallien, in Sicilien, in Spanien und sonst vielfach, namentlich im Westen, gesetzlich oder factisch sich eingebürgert. Mit Caesar aber beginnt die Reichsmünze. Eben wie Alexander bezeichnete auch er die Gründung der neuen die civilisirte Welt umfassenden Monarchie dadurch, dafs das einzige weltenvermittelnde Metall auch in der Münze den ersten Platz erhielt. In wie grofsartigem Umfang sogleich das neue caesarische Goldstück (zu 7 Thlr. 5 Gr. nach heutigem Metallwerth) geprägt ward, beweist die Thatsache, dafs in einem einzelnen sieben Jahre nach Caesars Tode vergrabenen Schatz sich 80000 dieser Stücke beisammen gefunden haben. Freilich mögen hier nebenbei auch finanzielle Speculationen mitgewirkt haben.** Was das Silbergeld anlangt, so ward durch Caesar die Alleinherrschaft des römischen Denars im gesammten Westen festgestellt, indem er die einzige occidentalische Münzstätte, die in Silbercourant noch mit der römischen concurrirte, die massaliotische definitiv schlofs. Die Prägung von silberner oder kupferner Scheidemünze blieb einer Anzahl occidentalischer Gemeinden erlaubt, wie denn Dreivierteldenare von einigen latinischen Gemeinden des südlichen Galliens, halbe Denare von mehreren nordgallischen Gauen, Kupferscheidemünze vielfach

* Die Goldstücke, die Sulla (II, 379) und dann 687 Pompeius, beide in geringer Zahl schlagen liefsen, heben diesen Satz nicht auf; denn wenn sie circulirten, wurden sie wahrscheinlich auch nach dem Gewicht genommen. Merkwürdig sind sie allerdings, insofern sie das caesarische Reichsgold ähnlich einleiten wie Sullas und Pompeius Regentschaften die neue Monarchie.

** Es scheint nämlich, dafs man in älterer Zeit die auf Silber lautenden Forderungen der Staatsgläubiger nicht wider deren Willen in Gold, nach dem legalen Curs desselben zum Silber, bezahlen konnte; wogegen es keinen Zweifel leidet, dafs seit Caesar das Goldstück unweigerlich für 100 Silbersesterzen angenommen werden mufste. Es war dies eben damals um so wichtiger, als in Folge der durch Caesar in Umlauf gebrachten grofsen Quantitäten Goldes dasselbe im Handelscurs 25% unter dem Legalcurs stand.

auch noch nach Caesar von Communen des Westens geschlagen ward; allein auch diese Scheidemünze ward durchgängig auf römischen Fufs geprägt und war überdies wahrscheinlich nur als locales Circulationsmittel obligatorisch. Auf weit gröfsere Schwierigkeiten stiefs die Regulirung des Münzwesens im Osten, wo grofse Massen groben grofsentheils zu leicht ausgebrachten oder vernutzten Silbergeldes, zum Theil auch, wie in Aegypten, eine unserem Papiergeld verwandte Kupfermünze umlief und die Einführung des römischen Münzsystems nicht ohne ungeheure Verluste sich hätte bewerkstelligen lassen. Es kam hinzu, dafs der Denar daselbst fremd war und die syrischen Handelsstädte den Mangel ihrer bisherigen dem mesopotamischen Courant entsprechenden Landesmünze sehr schwer empfunden haben würden. Wir finden hier später die Einrichtung, dafs der Denar überall gesetzlichen Curs hat und officiell nur nach ihm gerechnet wird*, die Localmünzen aber innerhalb ihres beschränkteren Rayons zwar auch Legalcurs, aber nach einem für sie ungünstigen Tarif gegen den Denar haben**; wenn sie nicht von Caesar selbst herrührt, so ist sie doch als wesentliche Ergänzung der von ihm herrührenden Reichsmünzinstitution und in seinem Sinne angeordnet worden. — Verwandter Art war die Kalenderreform. Der republikanische Kalender, unglaublicher Weise immer noch der alte Decemviralkalender des vormetonischen Mondjahrs (I, 301), war durch die Verbindung elendester Mathematik und elendester Administration dahin gelangt um volle 67 Tage der wahren Zeit voranzugehen und zum Beispiel das Blüthenfest statt am 28. April am 11. Juli zu feiern. Caesar beseitigte endlich diesen Scandal und führte mit Hülfe des alexandrinischen Mathematikers Sosigenes das aegyptische Sonnenjahr so wie ein verständiges Einschaltungssystem in Rom ein. — Er ward damit der Urheber des nach ihm benannten julianischen Kalenders, der lange nach dem Untergang der Monarchie Caesars in der gebildeten Welt mafsgebend geblieben und in der Hauptsache es noch ist. Zur Erläuterung ward in einem ausführlichen Edict ein den aegyptischen Himmelsbeobachtungen entnommener und, freilich nicht geschickt, auf Italien übertra-

* Es giebt wohl keine Inschrift der Kaiserzeit, die Geldsummen anders als in römischer Münze angäbe.

** So gilt das antiochische Tetradrachmon, durchschnittlich 15 Gramme Silber schwer, gleich 3 römischen Denaren, die nur gegen 12 Gramme wiegen; so der kleinasiatische Cistophorus nach Silberwerth über 3, nach dem Legaltarif $2\frac{1}{2}$ Denare; so die rhodische halbe Drachme nach Silberwerth $\frac{3}{4}$, nach dem Legaltarif $\frac{5}{8}$ Denare, und so weiter.

gener Sternkalender hinzugefügt, welcher den Auf- und Untergang der namhaften Gestirne nach Kalendertagen bestimmte.* Auch auf diesem Gebiet also setzte die römische und die griechische Welt sich ins Gleiche.

Dies waren die Grundlagen der Mittelmeermonarchie Caesars. Zum zweitenmal war in Rom die sociale Frage zu einer Krise gelangt, wo die Gegensätze, so wie sie aufgestellt waren, unauflöslich, so wie sie ausgesprochen waren, unversöhnlich nicht blofs schienen, sondern waren. Damals war Rom dadurch gerettet worden, dafs Italien in Rom und Rom in Italien aufging und in der neuen erweiterten und verwandelten Heimath jene alten Gegensätze nicht ausgeglichen wurden, sondern wegfielen. Wieder ward jetzt Rom dadurch gerettet, dafs die Landschaften des Mittelmeers in ihm aufgingen oder zum Aufgehen vorbereitet wurden; der Krieg der italischen Armen und Reichen, der in dem alten Italien nur mit der Vernichtung der Nation endigen konnte, hatte in dem Italien dreier Welttheile kein Schlachtfeld und keinen Sinn mehr. Die latinischen Colonien schlossen die Kluft, die im fünften Jahrhundert die römische Gemeinde zu verschlingen drohte; den tieferen Rifs des siebenten Jahrhunderts füllten Gaius Gracchus und Caesars transalpinische und überseeische Colonisationen. Für das einzige Rom hat die Geschichte nicht blofs Wunder gethan, sondern auch seine Wunder wiederholt und zweimal die im Staate selbst unheilbare innere Krise dadurch geheilt, dafs sie den Staat verjüngte. Wohl ist viel Verwesung in dieser Verjüngung; wie die Einigung Italiens auf den Trümmern der samnitischen und etruskischen Nation sich vollzog, so erbaute auch die Mittelmeermonarchie sich auf den Ruinen unzähliger einst lebendiger und tüchtiger Staaten und Stämme; aber es ist eine Verwesung, der frische und zum Theil noch heute grünende Saaten entkeimten. Was zu Grunde ging um des neuen Gebäudes willen, waren nur die längst schon von der nivellirenden Civilisation zum Untergang bezeichneten secundären Nationalitäten. Caesar hat,

* Die Identität dieses vielleicht von Marcus Flavius redigirten Edicts (Macrob. *sat.* 1, 14, 2) und der angeblichen Schrift Caesars von den Gestirnen beweist der Scherz Ciceros (Plutarch *Caes.* 59), dafs jetzt die Leier nach Verordnung aufgehe. — Uebrigens wufste man schon vor Caesar, dafs das Sonnenjahr von 365 T. 6 St., das dem ägyptischen Kalender zu Grunde lag und das er seinem Kalender zu Grunde legte, etwas zu lang angesetzt sei. Die genaueste Berechnung des tropischen Jahres, die die alte Welt kannte, die des Hipparchos, setzte dasselbe auf 365 T. 5 St. 55′ 12″; die wahre Länge ist 365 T. 5 St. 48′ 48″.

wo er zerstörend auftrat, nur den ausgefällten Spruch der geschichtlichen Entwickelung vollzogen, die Keime der Cultur aber geschützt, wo und wie er sie fand, in seinem eigenen Lande so gut wie bei der verschwisterten Nation der Hellenen. Er hat das Römerthum gerettet und erneuert; aber auch das Griechenthum hat er nicht blofs geschont, sondern mit derselben sicheren Genialität, womit er die Neugründung Roms vollzog, auch der Regeneration der Hellenen sich unterzogen und das unterbrochene Werk des grofsen Alexander wieder aufgenommen, dessen Bild, wohl mag man es glauben, niemals aus Caesars Seele wich. Er hat diese beiden grofsen Aufgaben nicht blofs neben einander, sondern eine durch die andere gelöst. Die beiden grofsen Wesenheiten des Menschenthums, die allgemeine und die individuelle Entwickelung oder Staat und Cultur, einst im Keime vereinigt in jenen allen fern von den Küsten und Inseln des Mittelmeers in urväterlicher Einfachheit ihre Heerden weidenden Graecoitalikern, hatten sich geschieden, als dieselben sich sonderten in Hellenen und Italiker, und waren seitdem durch Jahrtausende geschieden geblieben. Jetzt erschuf der Enkel des troischen Fürsten und der latinischen Königstochter aus einem Staat ohne eigene Cultur und einer kosmopolitischen Civilisation ein neues Ganze, in welchem Staat und Cultur auf dem Gipfel menschlichen Daseins, in der reichen Fülle des glückseligen Alters wiederum sich zusammenfanden und den einem solchen Inhalt angemessenen Umkreis würdig erfüllten. — Die Linien sind dargelegt, welche Caesar für dieses Werk gezogen hat, nach denen er selbst arbeitete und nach denen die Späteren, die viele Jahrhunderte hindurch in die von diesem Manne vorgezeichneten Bahnen gebannt blieben, wo nicht mit dem Geiste und der Energie, doch im Ganzen nach den Intentionen des grofsen Meisters weiter zu arbeiten versuchten. Vollendet ist wenig, gar manches nur angelegt. Ob der Plan vollständig ist, mag entscheiden, wer mit einem solchen Mann in die Wette zu denken wagt; wir bemerken keine wesentlichen Lücken in dem was vorliegt, jeder einzelne Baustein genug um einen Mann unsterblich zu machen und doch wieder alle zusammen ein harmonisches Ganze. Fünf und ein halbes Jahr, nicht halb so lange wie Alexander, schaltete Caesar als König von Rom; zwischen sieben grofsen Feldzügen, die ihm nicht mehr als zusammen funfzehn Monate* in der Hauptstadt seines Reiches zu

* Caesar verweilte in Rom im April und Dec. 705, beide Male auf wenige Tage; vom Sept. bis Dec. 707; etwa vier Herbstmonate des funfzehnmonatlichen Jahres 708 und vom Oct. 709 bis zum März 710.

verweilen erlaubten, ordnete er die Geschicke der Welt für die Gegenwart und die Zukunft, von der Feststellung der Grenzlinie zwischen Civilisation und Barbarei an bis hinab zu der Beseitigung der Regenpfützen auf den Gassen der Hauptstadt, und behielt dabei noch Zeit und Heiterkeit genug um den Preisstücken im Theater aufmerksam zu folgen und dem Sieger den Kranz mit improvisirten Versen zu ertheilen. Die Schnelligkeit und Sicherheit der Ausführung des Planes beweist, dafs er lange durchdacht und in allen Theilen im Einzelnen festgestellt war; allein auch so bleibt sie nicht viel weniger wunderbar als der Plan selbst. Die Grundzüge waren gegeben und damit der neue Staat für alle Zukunft bestimmt; vollenden konnte den Bau nur die grenzenlose Zukunft. Insofern durfte Caesar sich sagen, dafs sein Ziel erreicht sei, und das wohl mochten die Worte bedeuten, die man zuweilen aus seinem Munde vernahm, dafs er genug gelebt habe. Aber eben weil der Bau ein unendlicher war, fügte der Meister, so lange er lebte, rastlos Stein auf Stein, mit immer gleicher Geschmeidigkeit und immer gleicher Spannkraft thätig an seinem Werk, ohne je zu überstürzen oder zu verschieben, eben als gebe es für ihn nur ein Heute und kein Morgen. So wirkte und schaffte er wie nie ein Sterblicher vor und nach ihm, und als ein Wirkender und Schaffender lebt er noch nach Jahrtausenden im Gedächtnifs der Nationen, der erste und doch auch der einzige Imperator Caesar.

KAPITEL XII.

Religion, Bildung, Litteratur und Kunst.

In der religiös-philosophischen Entwickelung tritt in dieser Epoche kein neues Moment hervor. Die römisch-hellenische Staatsreligion und die damit untrennbar verbundene stoische Staatsphilosophie waren für jede Regierung, mochte sie Oligarchie, Demokratie oder Monarchie sein, nicht bloſs ein bequemes Instrument, sondern deſshalb geradezu unentbehrlich, weil es eben so unmöglich war den Staat ganz ohne religiöse Elemente zu construiren als irgend eine neue zur Ersetzung der alten geeignete Staatsreligion aufzufinden. So fuhr denn zwar der revolutionäre Besen gelegentlich sehr unsanft in die Spinneweben der auguralen Vogelweisheit hinein (S. 281); aber die morsche in allen Fugen krachende Maschine überdauerte dennoch das Erdbeben, das die Republik selber verschlang und rettete ihre Geistlosigkeit und ihre Hoffart ungeschmälert hinüber in die neue Monarchie. Es versteht sich, daſs sie zunahm an Ungnade bei allen denen, die ein freies Urtheil sich bewahrten. Zwar gegen die Staatsreligion verhielt die öffentliche Meinung sich wesentlich gleichgültig; sie war allerseits als eine Institution politischer Convenienz anerkannt und es bekümmerte sich niemand sonderlich um sie mit Ausnahme der politischen und antiquarischen Gelehrten. Aber gegen ihre philosophische Schwester entwickelte sich in dem unbefangenen Publicum jene Feindseligkeit, die die leere und doch auch perfide Phrasenheuchelei auf die Länge nie verfehlt zu erwecken. Daſs der Stoa selbst von ihrer eigenen Nichtigkeit eine Ahnung aufzugehen begann, beweist ihr Versuch auf

dem Wege des Synkretismus sich wieder einigen Geist künstlich einzuflöſsen: Antiochos von Askalon (blüht 675), der mit dem stoischen System das platonisch-aristotelische zu einer organischen Einheit zusammengeklittert zu haben behauptete, brachte es in der That dahin, daſs seine miſsgeschaffene Doctrin die Modephilosophie der Conservativen seiner Zeit und von den vornehmen Dilettanten und Litteraten Roms gewissenhaft studirt ward. Wer irgend in geistiger Frische sich regte, opponirte der Stoa oder ignorirte sie. Es war hauptsächlich der Widerwille gegen die groſsmauligen und langweiligen römischen Pharisäer, daneben freilich auch die Richtung des geistigen Lebens auf eine schlaffe Ruhe, dem während dieser Epoche das System Epikurs seine Ausbreitung in weiteren Kreisen und die diogenische Hundephilosophie ihre Einbürgerung in Rom verdankte. Wie matt und gedankenarm auch jenes sein mochte, eine Philosophie, die nicht neue Ausdrücke als bessere zu gebrauchen, sondern mit den vorhandenen sich zu begnügen vorschrieb und durchaus nur die sinnliche Wahrnehmung als wahr gelten lieſs, war immer noch besser als das terminologische Geklapper und die hohlen Begriffe der stoischen Weisheit; und die Hundephilosophie gar war von allen damaligen philosophischen Systemen insofern bei weitem das vorzüglichste, als ihr System sich darauf beschränkte gar kein System zu haben und alle Systeme und Systematiker zu verhöhnen. Auf beiden Gebieten wurde gegen die Stoa mit Eifer und Glück Krieg geführt; für ernste Männer predigte der Epikureer Lucretius mit dem vollen Accent der innigen Ueberzeugung und des heiligen Eifers gegen den stoischen Götter- und Vorsehungsglauben und die stoische Lehre von der Unsterblichkeit der Seele; für das groſse lachbereite Publicum traf der Kyniker Varro mit den flüchtigen Pfeilen seiner vielgelesenen Satiren noch schärfer zum Ziel. Wenn also die tüchtigsten Männer der älteren Generation die Stoa befehdeten, so stand dagegen die jüngere, wie zum Beispiel Catullus, zu ihr in gar keinem innerlichen Verhältniſs mehr und kritisirte sie noch bei weitem schärfer durch vollständiges Ignoriren.

Indeſs wenn hier ein glaubenloser Glaube aus politischer Convenienz aufrecht erhalten ward, so brachte man dies anderswo reichlich wieder ein. Unglaube und Aberglaube, verschiedene Farbenbrechungen desselben geschichtlichen Phänomens, gingen auch in der damaligen römischen Welt Hand in Hand und es fehlte auch nicht an Individuen, welche sie beide in sich vereinigten, mit Epikuros die Götter leugneten und doch vor jeder Ka-

pelle beteten und opferten. Natürlich galten nur noch die aus dem Osten gekommenen Götter und wie die Menschen fortfuhren aus den griechischen Landschaften nach Italien zu strömen, so wanderten auch die Götter des Ostens in immer steigender Zahl nach dem Westen hinüber. Was der phrygische Cult damals in Rom bedeutete, beweist sowohl die Polemik bei den älteren Männern, wie bei Varro und Lucretius, als auch die poetische Verherrlichung desselben bei dem modernen Catullus, die mit der charakteristischen Bitte schliefst, dafs die Göttin geneigen möge nur Andere, nicht den Dichter selbst verrückt zu machen. Neu trat hinzu der persische Götterdienst, der zuerst durch Vermittelung der von Osten und von Westen her auf dem Mittelmeer sich begegnenden Piraten zu den Occidentalen gelangt sein soll und als dessen älteste Cultstätte im Westen der Berg Olympos in Lykien bezeichnet wird. Dafür, dafs man bei der Aufnahme der orientalischen Culte im Occident das, was sie von höheren speculativen und sittlichen Elementen enthielten, durchgängig fallen liefs, ist es ein merkwürdiger Beleg, dafs der höchste Gott der reinen Lehre Zarathustras Ahuramazda im Westen so gut wie unbekannt blieb und hier die Verehrung sich vorzugsweise wieder demjenigen Gott zuwandte, der in der alten persischen Volksreligion den ersten Platz eingenommen hatte und durch Zarathustra an den zweiten gerückt worden war, dem Sonnengott Mithra. Rascher noch als die lichteren und milderen persischen Himmelsgestalten traf der langweilig geheimnifsvolle Schwarm der aegyptischen Göttercarricaturen in Rom ein, die Naturmutter Isis mit ihrem ganzen Gefolge, dem ewig sterbenden und ewig wieder auflebenden Osiris, dem finstern Sarapis, dem schweigsam ernsten Harpokrates, dem hundsköpfigen Anubis. In dem Jahre, wo Clodius die Clubs und Conventikel freigab (696) und ohne Zweifel in Folge dieser Emancipation des Pöbels, machte jener Schwarm sogar Anstalt in die alte Burg des römischen Jupiter auf dem Capitol seinen Einzug zu halten und kaum gelang es ihn hier noch abzuwehren und die unvermeidlichen Tempel wenigstens in die Vorstädte Roms zu bannen. Kein Cult war in den unteren Schichten der hauptstädtischen Bevölkerung gleich populär: als der Senat die innerhalb der Ringmauer angelegten Isistempel einzureifsen befahl, wagte kein Arbeiter die erste Hand daran zu legen und der Consul Lucius Paullus mufste selber den ersten Axtschlag thun (704); man konnte darauf wetten, dafs je lockerer ein Dirnchen war, es desto frömmer die Isis verehrte. Dafs Looswerfen, Traumdeuten und dergleichen freie Künste ihren Mann

ernährten, versteht sich von selbst. Das Horoskopstellen ward schon wissenschaftlich betrieben: Lucius Tarutius aus Firmum, ein angesehener und in seiner Art gelehrter Mann, stellte ganz ernsthaft den Königen Romulus und Numa die Nativität und erhärtete zur Erbauung der beiderseitigen Gläubigen mittelst seiner chaldäischen und aegyptischen Weisheit die Berichte der römischen Chronik. Aber bei weitem die merkwürdigste Erscheinung auf diesem Gebiet ist der erste Versuch das rohe Glauben mit dem speculativen Denken zu vermitteln, das erste Hervortreten derjenigen Tendenzen, die wir als neuplatonische zu bezeichnen gewohnt sind, in der römischen Welt. Ihr erster Apostel daselbst war Publius Nigidius Figulus, ein vornehmer Römer von der strengsten Fraction der Aristokratie, der 696 die Prätur bekleidete und im J. 709 als politischer Verbannter aufserhalb Italien starb. Mit staunenswerther Vielgelehrtheit und noch staunenswertherer Glaubensstärke schuf er aus den disparatesten Elementen einen philosophisch-religiösen Bau, dessen wunderlichen Grundrifs er mehr wohl noch in mündlichen Verkündigungen entwickelte als in seinen theologischen und naturwissenschaftlichen Schriften. In der Philosophie griff er, Erlösung suchend von den Todtengerippen der umgehenden Systeme und Abstractionen, zurück auf den verschütteten Born der vorsokratischen Philosophie, deren alten Weisen der Gedanke selber noch mit sinnlicher Lebendigkeit erschien. Die naturwissenschaftliche Forschung, die, zweckmäfsig behandelt, dem mystischen Schwindel und der frommen Taschenspielerei auch jetzt noch so vortreffliche Handhaben darbietet und im Alterthum bei der mangelhafteren Einsicht in die physikalischen Gesetze sie noch bequemer darbot, spielte begreiflicher Weise auch hier eine ansehnliche Rolle. Seine Theologie beruhte wesentlich auf dem wunderlichen Gebräu, in dem den geistesverwandten Griechen orphische und andere uralte oder sehr neue einheimische Weisheit mit persischen, chaldäischen und aegyptischen Geheimlehren zusammengeflossen war und in welches Figulus noch die Quasiresultate der tuskischen Forschung in das Nichts und die einheimische Vogelfluglehre zu weiterer harmonischer Confusion einarbeitete. Dem ganzen System gab die politisch-religiös-nationale Weihe der Name des Pythagoras, des ultraconservativen Staatsmannes, dessen oberster Grundsatz war ‚die Ordnung zu fördern und der Unordnung zu wehren', des Wundermannes und Geisterbeschwörers, des in Italien heimischen, selbst in Roms Sagengeschichte verflochtenen und auf dem römischen Markte im Standbilde zu schauen-

den uralten Weisen — wie Geburt und Tod mit einander verwandt sind, so, schien es, sollte Pythagoras nicht blofs an der Wiege der Republik stehen als der Freund des weisen Numa und College der klugen Mutter Egeria, sondern auch als der letzte Hort der heiligen Vogelweisheit an ihrem Grabe. Das neue System war aber nicht blofs wunderhaft, es wirkte auch Wunder: Nigidius verkündigte dem Vater des nachmaligen Kaisers Augustus an dem Tage selbst, wo dieser geboren ward, die künftige Gröfse des Sohnes; ja die Propheten bannten den Gläubigen Geister und was mehr sagen will, sie wiesen ihnen die Plätze nach, wo ihre verlorenen Münzen lagen. Die neu-alte Weisheit, wie sie nun eben war, machte doch auf die Zeitgenossen einen tiefen Eindruck; die vornehmsten, gelehrtesten, tüchtigsten Männer der verschiedensten Parteien, der Consul des J. 700 Appius Claudius, der grofse Litterator Marcus Varro, der tapfere Offizier Publius Vatinius machten das Geistercitiren mit und es scheint sogar, dafs gegen das Treiben dieser Gesellschaften polizeilich eingeschritten werden mufste. Diese letzten Versuche die römische Theologie zu retten machen, ähnlich wie Catos verwandte Bestrebungen auf dem politischen Gebiet, zugleich einen komischen und einen wehmüthigen Eindruck; man darf über das Evangelium wie über die Apostel lächeln, aber immer ist es eine ernsthafte Sache, wenn auch die tüchtigen Männer anfangen sich dem Absurden zu ergeben.

Die Jugendbildung bewegte sich, wie sich von selbst versteht, in dem in der vorigen Epoche vorgezeichneten Kreise zwiesprachiger Humanität. Charakteristisch für den in der römischen Welt im Laufe eines Jahrhunderts durchaus umgewandelten Begriff von allgemeiner Bildung ist die Vergleichung der catonischen Encyclopädie (I, 636) mit der gleichnamigen Schrift Varros ‚von den Schulwissenschaften‘. Als Bestandtheile der nicht fachwissenschaftlichen Bildung erscheinen bei Cato die Sittenlehre, die Redekunst, die Ackerbau-, Rechts-, Kriegs- und Arzneikunde, bei Varro — nach wahrscheinlicher Vermuthung — Grammatik, Logik oder Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie, Musik, Medicin und Architektur. Der Moralkatechismus also hat aufgehört als Bestandtheil der Jugendbildung zu gelten und Kriegs-, Rechts- und Ackerbaukunde sind aus allgemeinen zu Fachwissenschaften geworden. Dagegen tritt bei Varro die hellenische Jugendbildung bereits in ihrer ganzen Vollständigkeit auf: neben dem grammatisch-rhetorisch-philosophischen Cursus, der schon länger in Italien recipirt war, findet jetzt auch der länger specifisch hellenisch gebliebene geometrisch-arithmetisch-astronomisch-mu-

sikalische* sich ein. Dafs namentlich die Astronomie, die in der Nomenclatur der Gestirne dem gedankenlosen gelehrten Dilettantismus der Zeit, in ihren Beziehungen zur Astrologie dem herrschenden religiösen Schwindel entgegenkam, in Italien von der Jugend regelmäfsig und eifrig studirt ward, läfst sich auch anderweitig belegen: Aratos astronomische Lehrgedichte fanden unter allen Werken der alexandrinischen Litteratur am frühesten Eingang in den römischen Jugendunterricht. Zu diesem hellenischen Cursus trat dann noch die aus dem älteren römischen Jugendunterricht stehen gebliebene Medicin und endlich die dem damaligen statt des Ackers Häuser und Villen bauenden vornehmen Römer unentbehrliche Architektur. — Im Vergleich mit der vorigen Epoche nimmt die lateinische wie die griechische Bildung an Umfang und an Schulstrenge ebenso zu wie ab an Reinheit und an Feinheit. Der steigende Drang nach griechischer Bildung gab dem Unterricht von selbst einen gelehrteren Charakter. Homeros oder Euripides zu exponiren war am Ende keine Kunst; Lehrer und Schüler fanden besser ihre Rechnung bei den alexandrinischen Poesien, welche überdies auch ihrem Geiste nach der damaligen römischen Welt weit näher standen als die echte griechische Nationalpoesie und die, wenn sie nicht ganz so ehrwürdig wie die Ilias waren, doch bereits ein hinreichend respectables Alter besafsen, um Schulmeistern als Klassiker zu gelten. Euphorions Liebesgedichte, Kallimachos ‚Ursachen' und seine Ibis, Lykophrons komisch dunkle Alexandra enthielten in reicher Fülle seltene Vocabeln *(glossae)*, die zum Excerpiren und Interpretiren sich eigneten, mühsam verschlungene und mühsam aufzulösende Sätze und Zusammengeheimnissung verlegener Mythen in weitläuftigen Excursen, überhaupt Vorrath an beschwerlicher Gelehrsamkeit aller Art. Der Unterricht bedurfte immer schwierigerer Uebungsstücke; jene Producte, grofsentheils Musterarbeiten von Schulmeistern, eigneten sich vortrefflich zu Aufgaben für Musterschüler. So nahmen die alexandrinischen Poesien in dem italischen Schulunterricht, namentlich als Probeaufgaben, bleibenden Platz und förderten allerdings das Wissen, aber auf Kosten des Geschmacks und der Gescheitheit. Derselbe ungesunde Bildungshunger drängte ferner die römische Jugend so viel wie

* Es sind dies, wie bekannt, die sogenannten sieben freien Künste, die mit dieser Unterscheidung der früher in Italien eingebürgerten drei und der nachträglich recipirten vier Disciplinen sich durch das ganze Mittelalter behauptet haben.

möglich an der Quelle zu schöpfen. Die Curse bei den griechischen Meistern in Rom genügten nur noch für den ersten Anlauf; wer irgend wollte mitsprechen können, hörte griechische Philosophie in Athen, griechische Rhetorik in Rhodos und machte eine litterarische und Kunstreise durch Kleinasien, wo noch am meisten von den alten Kunstschätzen der Hellenen an Ort und Stelle anzutreffen war und, wenn auch handwerksmäſsig, die musische Bildung derselben sich fortgepflanzt hatte; wogegen das fernere und mehr als Sitz der strengen Wissenschaften gefeierte Alexandreia weit seltener das Reiseziel der bildungslustigen jungen Leute ward. — Aehnlich wie der griechische steigerte sich auch der lateinische Unterricht. Zum Theil geschah dies schon durch die bloſse Rückwirkung des griechischen, dem er ja seine Methode und seine Anregungen wesentlich entlehnte. Es kam hinzu, daſs die Schriften des sechsten Jahrhunderts, je weiter sie in die Vergangenheit zurücktraten, desto entschiedener als klassische Texte der goldenen Zeit der lateinischen Litteratur zu gelten anfingen und dem wesentlich auf sie sich concentrirenden Unterricht damit ein gröſseres Schwergewicht gaben. Endlich gab die von vielen Seiten her einreiſsende und einwandernde Barbarei und die beginnende Latinisirung ausgedehnter keltischer und spanischer Landschaften der lateinischen Sprachlehre und dem lateinischen Unterricht von selbst eine höhere Bedeutung, als er sie hatte haben können, so lange nur Latium lateinisch sprach: der Lehrer der lateinischen Litteratur hatte in Comum und Narbo von Haus aus eine andere Stellung als in Praeneste und Ardea. Das Gesammtresultat war doch mehr ein Sinken als ein Steigen der Bildung. Der Ruin der italischen Landstädte, das massenhafte Eindringen fremder Elemente, die politische, ökonomische und sittliche Verwilderung der Nation, vor allem die zerrüttenden Bürgerkriege verdarben auch in der Sprache mehr als alle Schulmeister der Welt wieder gut machen konnten; und der engere Contact mit der hellenischen Bildung der Gegenwart, der bestimmtere Einfluſs der geschwätzigen athenischen Weisheit und der rhodischen und kleinasiatischen Rhetorik führten vorwiegend eben die schädlichsten Elemente des Hellenismus der römischen Jugend zu. Auch die propagandistische Mission, die Latium unter den Kelten, Iberern und Libyern übernahm, wie stolz die Aufgabe auch war, muſste doch für die lateinische Sprache ähnliche Folgen haben, wie die Hellenisirung des Ostens sie für die hellenische gehabt hatte. Wenn das römische Publicum dieser Zeit die wohlgefügte und rhythmisch cadenzirte Periode des Red-

ners beklatschte und dem Schauspieler ein sprachlicher oder metrischer Verstofs theuer zu stehen kam, so zeigt dies wohl, dafs die schulmäfsig reflectirte Einsicht in der Muttersprache in immer weiteren Kreisen Gemeingut ward; aber daneben sind nicht zu übersehen die Klagen urtheilsfähiger Zeitgenossen, dafs die hellenische Bildung in Italien um 690 weit tiefer gestanden als ein Menschenalter zuvor; dafs man das reine gute Latein nur selten mehr, am meisten noch aus dem Munde älterer gebildeten Frauen zu hören bekomme; dafs die Ueberlieferung echter Bildung, der alte gute lateinische Mutterwitz, die lucilische Feinheit, der gebildete Leserkreis der scipionischen Zeit allmählich ausgingen. Dafs Wort und Begriff der ,Urbanität', das heifst der feinen nationalen Gesittung, in dieser Zeit aufkamen, beweist nicht, dafs sie herrschte, sondern dafs sie im Verschwinden war und dafs man in der Sprache und dem Wesen der latinisirten Barbaren oder barbarisirten Lateiner die Abwesenheit dieser Urbanität schneidend empfand. Wo noch der urbane Conversationston begegnet, wie in Varros Satiren und Ciceros Briefen, da ist es ein Nachklang der alten in Reate und Arpinum noch nicht völlig verschollenen Weise. — So blieb die bisherige Jugendbildung ihrem Wesen nach unverändert, nur dafs sie, nicht so sehr durch ihren eigenen als durch den allgemeinen Verfall der Nation, weniger Gutes und mehr Uebles stiftete als in der vorhergegangenen Epoche. Eine Revolution auch auf diesem Gebiet leitete Caesar ein. Wenn der römische Senat die Bildung erst bekämpft und sodann höchstens geduldet hatte, so mufste die Regierung des neuen italisch-hellenischen Reiches, dessen Wesen ja die Humanität war, dieselbe nothwendig in hellenischer Weise von oben herab fördern. Wenn Caesar sämmtlichen Lehrern der freien Wissenschaften und sämmtlichen Aerzten der Hauptstadt das römische Bürgerrecht verlieh, so darf darin wohl eine gewisse Einleitung gefunden werden zu jenen Staatsanstalten, in denen späterhin für die höhere zwiesprachige Bildung der Jugend des Reiches gesorgt ward und die der prägnanteste Ausdruck des neuen Staates der Humanität sind; und wenn Caesar ferner die Gründung einer öffentlichen griechischen und lateinischen Bibliothek in der Hauptstadt beschlossen und bereits den gelehrtesten Römer der Zeit, Marcus Varro zum Oberbibliothekar ernannt hatte, so liegt darin unverkennbar die Absicht an die Weltmonarchie auch die Weltlitteratur zu knüpfen.

Die sprachliche Entwickelung dieser Zeit knüpfte an den Gegensatz an zwischen dem klassischen Latein der gebildeten Ge-

sellschaft und der Vulgarsprache des gemeinen Lebens. Jenes selbst war ein Erzeugnifs der specifischen italischen Bildung; schon in dem scipionischen Kreise war das ‚reine Latein' Stichwort gewesen und wurde die Muttersprache nicht mehr völlig naiv gesprochen, sondern in bewufstem Unterschied von der Sprache des grofsen Haufens. Diese Epoche eröffnet mit einer merkwürdigen Reaction gegen den bisher in der höheren Umgangssprache und demnach auch in der Litteratur alleinherrschenden Klassicismus: eine Reaction, die innerlich und äufserlich mit der gleichartigen Sprachreaction in Griechenland eng zusammenhing. Der Rhetor und Romanschreiber Hegesias von Magnesia und die zahlreichen an ihn sich anschliefsenden kleinasiatischen Rhetoren und Litteraten begannen um diese Zeit sich aufzulehnen gegen den orthodoxen Atticismus. Sie forderten das Bürgerrecht für die Sprache des Lebens, ohne Unterschied, ob das Wort und die Wendung in Attika entstanden sei oder in Karien und Phrygien; sie selber sprachen und schrieben nicht für den Geschmack der gelehrten Cliquen, sondern für den des grossen Publicums. Gegen den Grundsatz liefs sich nicht viel einwenden; nur konnte freilich das Resultat nicht besser sein als das damalige kleinasiatische Publikum war, das den Sinn für Strenge und Reinheit der Production gänzlich verloren hatte und nur nach dem Zierlichen und dem Brillanten verlangte. Um von den aus dieser Richtung entsprungenen Afterkunstgattungen, namentlich dem Roman und der romanhaften Geschichte hier zu schweigen, so war schon der Stil dieser Asiaten natürlicher Weise zerhackt und ohne Cadenz und Periode, verzwickt und weichlich, voll Flitter und Bombast, durchaus gemein und manierirt; ‚wer Hegesias kennt', sagt Cicero, ‚der weifs, was albern ist.' — Dennoch machte dieser neue Stil seinen Weg auch in die lateinische Welt. Als die hellenische Moderhetorik, nachdem sie am Ende der vorigen Epoche in den lateinischen Jugendunterricht sich eingedrängt hatte (II, 468), zu Anfang der gegenwärtigen den letzten Schritt that und mit Quintus Hortensius (640—704), dem gefeiertsten Sachwalter der sullanischen Zeit, die römische Rednerbühne selbst betrat, da schmiegte sie auch in dem lateinischen Idiom dem schlechten griechischen Zeitgeschmack eng sich an; und das römische Publicum, nicht mehr das rein und streng gebildete der scipionischen Zeit, beklatschte natürlich eifrig den Neuerer, der es verstand dem Vulgarismus den Schein kunstgerechter Leistung zu geben. Es war dies von grofser Bedeutung. Wie in Griechenland der Sprachstreit immer zunächst

in den Rhetorenschulen geführt ward, so war auch in Rom die gerichtliche Rede gewissermaſsen mehr noch maſsgebend für den Stil als die Litteratur und es war deſshalb mit dem Sachwalterprincipat gleichsam von Rechtswegen die Befugniſs verbunden den Ton der modischen Sprech- und Schreibweise anzugeben. Hortensius asiatischer Vulgarismus verdrängte also den Klassicismus von der römischen Rednerbühne und zum Theil auch aus der Litteratur. Aber bald schlug in Griechenland wie in Rom die Mode wieder um. Dort war es die rhodische Rhetorenschule, die ohne auf die ganze keusche Strenge des attischen Stils zurückzugehen, doch versuchte zwischen ihm und der modernen Weise einen Mittelweg einzuschlagen; wenn die rhodischen Meister es mit der innerlichen Correctheit des Denkens und Sprechens nicht allzu genau nahmen, so drangen sie doch wenigstens auf sprachliche und stilistische Reinheit, auf sorgfältige Auswahl der Wörter und Wendungen und durchgeführte Cadenzirung der Sätze. In Italien war es Marcus Tullius Cicero (648—711), der, nachdem er in seiner ersten Jugend die hortensische Manier mitgemacht hatte, durch das Hören der rhodischen Meister und durch eigenen gereifteren Geschmack auf bessere Wege zurückgeführt ward und fortan sich strenger Reinheit der Sprache und durchgängiger Periodisirung und Cadenzirung der Rede befliſs. Die Sprachmuster, an die er hiebei sich anschloſs, fand er vor allen Dingen in denjenigen Kreisen der höheren römischen Gesellschaft, welche von dem Vulgarismus noch wenig oder gar nicht gelitten hatten; und wie schon gesagt ward, es gab deren noch, obwohl sie anfingen zu schwinden. Die ältere lateinische und die gute griechische Litteratur, so bedeutend auch namentlich auf den Numerus der Rede die letztere eingewirkt hat, standen daneben doch nur in zweiter Linie; es war diese Sprachreinigung also keineswegs eine Reaction der Buch- gegen die Umgangssprache, sondern eine Reaction der Sprache der wirklich Gebildeten gegen den Jargon der falschen und halben Bildung. Caesar, auch auf dem Gebiet der Sprache der gröſste Meister seiner Zeit, sprach den Grundgedanken des römischen Klassicismus aus, indem er in Rede und Schrift jedes fremdartige Wort so zu vermeiden gebot, wie der Schiffer die Klippe meidet: man verwarf das poetische und das verschollene Wort der älteren Litteratur ebenso wie die bäurische Wendung und den neugebildeten oder neu entlehnten Vulgarausdruck. Aber nichts desto weniger war dieser ciceronische Klassicismus mit dem scipionischen verglichen ein schulmäſsiges und künstliches Erzeugniſs und von dem der scipioni-

schen Zeit so zu unterscheiden, wie die Unschuld von der bekehrten Sünde. Wenn jener aus dem vollen Leben geschöpft hatte, so fing dieser gleichsam die letzten Athemzüge eines unwiederbringlich untergehenden Geschlechtes noch eben rechtzeitig auf. Wie er nun war, er breitete rasch sich aus. Mit dem Sachwalterprincipat ging auch die Sprach- und Geschmacksdictatur von Hortensius auf Cicero über und die mannigfaltige und weitläuftige Schriftstellerei des Letzteren gab diesem Klassicismus, was ihm noch gefehlt hatte, ausgedehnte prosaische Texte. So wurde Cicero der Schöpfer der modernen klassischen lateinischen Prosa und knüpfte der römische Klassicismus durchaus und überall an Cicero als Stilisten an: dem Stilisten Cicero, nicht dem Schriftsteller, geschweige denn dem Staatsmann galten die überschwenglichen und doch nicht ganz phrasenhaften Lobsprüche, mit denen die begabtesten Vertreter des Klassicismus, namentlich Caesar und Catullus ihn überhäufen. Bald ging man weiter. Was Cicero in der Prosa, das führte in der Poesie gegen das Ende der Epoche die neurömische an die griechische Modepoesie sich anlehnende Dichterschule durch, deren bedeutendstes Talent Catullus war. Auch hier verdrängte die höhere Umgangssprache die bisher auf diesem Gebiet noch vielfach waltenden archaistischen Reminiscenzen und wie Cicero dem attischen Numerus in der Prosa fügten sich diese Poeten in der Poesie den strengen oder vielmehr peinlichen metrischen Gesetzen der Alexandriner. Endlich trat denn auch die Wissenschaft hinzu, fixirte das Sprachgesetz und entwickelte die Regel, die nicht mehr aus der Empirie bestimmt ward, sondern den Anspruch machte die Empirie zu bestimmen. Die Declinationsendungen, die bisher noch zum Theil geschwankt hatten, sollten jetzt ein für allemal fixirt werden, wie zum Beispiel von den bisherigen neben einander gangbaren Genitiv- und Dativformen der sogenannten vierten Declination (*senatuis* und *senatus*, *senatui* und *senatu*) Caesar ausschliefslich die zusammengezogenen *us* und *u* gelten liefs. In der Orthographie wurde mancherlei geändert, um die Schrift mit der Sprache wieder vollständiger ins Gleiche zu setzen — so ward das inlautende *u* in Wörtern wie *maximus* nach Caesars Vorgang durch *i* ersetzt und von den beiden überflüssig gewordenen Buchstaben *k* und *q* die Beseitigung des ersten durchgesetzt, die des zweiten wenigstens vorgeschlagen. Dafs für diese Thätigkeit auf dem Gebiete der lateinischen Grammatik die griechische nicht blofs im Allgemeinen den Geist und die Methode hergab, sondern die lateinische Sprache auch wohl geradezu nach jener

rectificirt ward, beweist zum Beispiel die Behandlung des schliefsenden *s*, das bis gegen den Ausgang dieser Epoche nach Gefallen bald consonantische, bald vocalische Geltung gehabt hatte, von den neumodischen Poeten aber durchgängig wie im Griechischen als consonantischer Auslaut behandelt ward. Diese Sprachregulirung ist die eigentliche Domäne des römischen Klassicismus; in der verschiedensten Weise und eben darum nur um so bedeutsamer wird bei den Koryphäen desselben, bei Cicero, Caesar, sogar in den Gedichten Catulls die Regel eingeschärft und der Verstofs dagegen abgetrumpft; wogegen die ältere Generation sich über diese auf dem sprachlichen ebenso wie auf dem politischen Gebiet rücksichtslos durchgreifende Revolution mit begreiflicher Empfindlichkeit äufsert.* Indem aber der neue Klassicismus, das heifst das regulirte und mit dem mustergültigen Griechisch so weit möglich ins Gleiche gesetzte mustergültige Latein, hervorgehend aus der bewufsten Reaction gegen den in die höhere Gesellschaft und selbst in die Litteratur sich eindrängenden Vulgarismus, sich litterarisch fixirte und schematisch formulirte, war die Sprache selbst zwar noch nicht erstarrt und von der Regel beherrscht, aber doch begriffen im Erstarren und der Regel sich bewufst geworden. Es versteht sich von selbst, dafs der Vulgarismus das Feld nicht räumte; wir finden ihn nicht blofs naiv in den Werken untergeordneter nur zufällig unter die Schriftsteller verschlagener Individuen, wie in dem Bericht über Caesars zweiten spanischen Krieg, sondern wir werden ihm auch in der eigentlichen Litteratur, im Mimus, im Halbroman, in den ästhetischen Schriften Varros mehr oder weniger ausgeprägt begegnen; und charakteristisch ist es, dafs er eben in den am meisten volksthümlichen Gebieten der Litteratur sich behauptet und dafs wahrhaft conservative Männer wie Varro ihn in Schutz nehmen. Der Klassicismus ruht auf dem Tode der italischen Sprache wie die Monarchie auf dem Untergang der italischen Nation; es war vollkommen consequent, dafs die Männer, in denen die Republik noch lebendig war, auch der lebenden Sprache fortfuhren ihr Recht zu geben und ihrer relativen Lebendigkeit und Volksthümlichkeit zu Liebe ihre ästhetischen Mängel ertrugen. So gehen denn die sprachlichen Meinungen und Richtungen dieser Epoche überall hin aus einander: neben der altfränkischen Poesie des Lucretius erscheint die durchaus moderne des Catullus, ne-

* So sagt Varro (*de r. r.* 1, 2): *ab aeditimo, ut dicere didicimus a patribus nostris, ut corrigimur ab recentibus urbanis, ab aedituo.*

ben Ciceros allzu wohlklingender Periode Varros absichtlich jede Gliederung verschmähender Satz. Auch hierin spiegelt sich die Zerrissenheit der Zeit.

In der Litteratur dieser Periode fällt zunächst, im Vergleich mit der früheren, die äufsere Steigerung in dem litterarischen Treiben auf. Für die Griechen ward Rom allmählich ein zweites Alexandreia. Unter dem Schwarm griechischer Bedienten, mit denen der vornehme Römer sich umgab, spielten neben dem Koch, dem Buhlknaben und dem Spafsmacher auch der Philosoph, der Poet und der Memoirenschreiber hervorragende Rollen und es ist schon nicht mehr selten in diesen Stellungen namhaften Litteraten zu begegnen; wie zum Beispiel der Epikureer Philodemos als Hausphilosoph bei dem Consular Lucius Piso angestellt war und nebenbei mit seinen artigen Epigrammen auf den grobdrähtigen Epikureismus seines Patrons die Eingeweihten erbaute. Ueberhaupt zogen die angesehensten Vertreter der griechischen Kunst und Wissenschaft immer zahlreicher sich nach Rom, wo der litterarische Verdienst jetzt reichlicher flofs als irgendwo sonst; so werden als in Rom ansässig genannt der Arzt Asklepiades, den König Mithradates vergeblich von dort weg in seinen Dienst zu ziehen versuchte; der Gelehrte für Alles Alexandros von Milet, genannt der Polyhistor; der Poet Parthenios aus Nikaea in Bithynien; der als Reisender, Lehrer und Schriftsteller gleich gefeierte Poseidonios von Apameia in Syrien, der hochbejahrt im J. 703 von Rhodos nach Rom übersiedelte, und Andere mehr. Ein Haus wie das des Lucius Lucullus war fast wie das alexandrinische Museion ein Sitz hellenischer Bildung und ein Sammelplatz hellenischer Litteraten; in diesen Hallen des Reichthums und der Wissenschaft, wo mit römischen Mitteln und hellenischer Kennerschaft ein unvergleichlicher Schatz von Bildwerken und Gemälden älterer und gleichzeitiger Meister so wie eine ebenso sorgfältig ausgewählte wie prachtvoll ausgestattete Bibliothek vereinigt worden waren, war jeder Gebildete und namentlich jeder Grieche willkommen und oft sah man hier den Hausherrn selbst mit einem seiner gelehrten Gäste in philologischen oder philosophischen Gesprächen den schönen Säulengang auf- und niederwandeln. Die griechische Wissenschaft, seit Alexanders des Grofsen Tode nothgedrungen kosmopolitisch und unter den Aegyptern und Syrern wenigstens eben so fremd wie unter den Lateinern, trug jetzt vorzugsweise nach Italien ihre reichen Bildungsschätze, freilich auch zugleich ihre Verkehrtheit und Bedientenhaftigkeit; wie sich denn zum Beispiel einer dieser gelehrten Landläufer, der

Verfasser der ‚Schmeichelredekunst', Aristodemos von Nysa (um 700) seinen Herren durch den Nachweis empfahl, daſs Homeros ein geborener Römer gewesen sei! In demselben Maſse wie das Treiben der griechischen Litteraten in Rom stieg auch bei den Römern selbst die litterarische Thätigkeit und das litterarische Interesse. Selbst die griechische Schriftstellerei, die der strengere Geschmack des scipionischen Zeitalters gänzlich beseitigt hatte, tauchte jetzt wieder auf. Die griechische Sprache war nun einmal Weltsprache und eine griechische Schrift fand ein ganz anderes Publicum als eine lateinische; darum lieſsen wie die Könige von Armenien und Mauretanien so auch römische Vornehme, wie zum Beispiel Lucius Lucullus, Marcus Cicero, Titus Atticus, Quintus Scaevola (Volkstribun 700), gelegentlich griechische Prosa und sogar griechische Verse ausgehen. Indeſs dergleichen griechische Schriftstellerei geborener Römer blieb Nebensache und beinahe Spielerei; die litterarischen wie die politischen Parteien Italiens trafen doch alle zusammen in dem Festhalten an der italischen, nur mehr oder minder vom Hellenismus durchdrungenen Nationalität. Auch konnte man in dem Gebiet lateinischer Schriftstellerei wenigstens über Mangel an Rührigkeit sich nicht beklagen. Es regnete in Rom Bücher und Flugschriften aller Art und vor allen Dingen Poesien. Die Dichter wimmelten daselbst wie nur in Tarsos oder Alexandreia; poetische Publicationen waren zur stehenden Jugendsünde regerer Naturen geworden und auch damals pries man denjenigen glücklich, dessen Jugendgedichte die mitleidige Vergessenheit der Kritik entzog. Wer das Handwerk einmal verstand, schrieb ohne Mühe auf einen Ansatz seine fünfhundert Hexameter, an denen kein Schulmeister etwas zu tadeln, freilich auch kein Leser etwas zu loben fand. Auch die Frauenwelt betheiligte sich lebhaft an diesem litterarischen Treiben; die Damen beschränkten sich nicht darauf Tanz und Musik zu machen, sondern beherrschten durch Geist und Witz die Conversation und sprachen vortrefflich über griechische wie lateinische Litteratur; und wenn die Poesie auf die Mädchenherzen Sturm lief, so capitulirte auch die belagerte Festung nicht selten gleichfalls in artigen Versen. Die Rhythmen wurden immer mehr das elegante Spielzeug der groſsen Kinder beiderlei Geschlechts; poetische Billets und gemeinschaftliche poetische Uebungen und Wettdichtungen unter guten Freunden waren etwas Gewöhnliches und gegen das Ende dieser Epoche wurden auch bereits in der Hauptstadt Anstalten eröffnet, in denen unflügge lateinische Poeten das Versemachen für Geld erlernen konnten. In Folge des

starken Bücherconsums wurde die Technik des fabrikmäfsigen Abschreibens wesentlich vervollkommnet und die Publication verhältnifsmäfsig rasch und wohlfeil bewirkt; der Buchhandel ward ein angesehenes und einträgliches Gewerbe und der Laden des Buchhändlers ein gewöhnlicher Versammlungsort gebildeter Männer. Das Lesen war zur Mode, ja zur Manie geworden; bei Tafel ward, wo nicht bereits roherer Zeitvertreib sich eingedrängt hatte, regelmäfsig vorgelesen und wer eine Reise vorhatte, vergafs nicht leicht eine Reisebibliothek einzupacken. Den Oberoffizier sah man im Lagerzelt mit dem schlüpfrigen griechischen Roman, den Staatsmann im Senat mit dem philosophischen Tractat in der Hand sitzen. Es stand denn auch im römischen Staate wie es in jedem Staate gestanden hat und stehen wird, wo die Bürger lesen ‚von der Thürschwell an bis zum Privet'. Der parthische General Surenas hatte nicht Unrecht, wenn er den Bürgern von Seleukeia die im Lager des Crassus gefundenen Romane wies und sie fragte, ob sie die Leser solcher Bücher noch für furchtbare Gegner hielten.

Die litterarische Tendenz dieser Zeit war keine einfache und konnte es nicht sein, da die Zeit selbst zwischen der alten und der neuen Weise getheilt war. Dieselben Richtungen, die auf dem politischen Gebiet sich bekämpfen, die nationalitalische der Conservativen, die hellenisch-italische oder wenn man will kosmopolitische der neuen Monarchie, haben auch auf dem litterarischen ihre Schlachten geschlagen. Jene lehnt sich auf die ältere lateinische Litteratur, die mehr und mehr auf dem Theater, in der Schule und in der gelehrten Forschung den Charakter der Klassicität annimmt. Mit minderem Geschmack und stärkerer Parteitendenz, als die scipionische Epoche bewies, werden jetzt Ennius, Pacuvius und namentlich Plautus in den Himmel erhoben. Die Blätter der Sibylle steigen im Preise, je weniger ihrer werden; die relative Nationalität und relative Productivität der Dichter des sechsten Jahrhunderts wurde nie lebhafter empfunden als in dieser Epoche des ausgebildeten Epigonenthums, die in der Litteratur ebenso entschieden wie in der Politik zu dem Jahrhundert der Hannibalskämpfer hinaufsah als zu der goldenen, leider unwiederbringlich untergegangenen Zeit. Freilich war in dieser Bewunderung der alten Klassiker ein guter Theil derselben Hohlheit und Heuchelei, die dem conservativen Wesen dieser Zeit überhaupt eigen sind. Die alte Litteratur rangirte ungefähr auf einer Linie mit der aristokratischen Verfassung und der Auguraldisciplin; ‚der Patriotismus erfordert es', heifst es bei Cicero, ‚lieber eine notorisch

elende Uebersetzung des Sophokles zu lesen als das Original'. Wenn also die moderne der demokratischen Monarchie verwandte litterarische Richtung selbst unter den rechtgläubigen Enniusbewunderern stille Bekenner genug zählte, so fehlte es auch schon nicht an dreisteren Urtheilern, die mit der einheimischen Litteratur ebenso unsäuberlich umgingen wie mit der senatorischen Politik. Man nahm nicht bloſs die strenge Kritik der scipionischen Epoche wieder auf und lieſs den Terenz nur gelten, um Ennius und mehr noch die Ennianisten zu verdammen, sondern die jüngere und verwegenere Welt ging weit darüber hinaus und wagte es schon, wenn auch nur noch in ketzerischer Auflehnung gegen den orthodoxen Litteraturglauben, den Plautus einen rohen Spaſsmacher, den Lucilius einen schlechten Verseschmied zu heiſsen. Statt auf die einheimische lehnt sich diese moderne Richtung vielmehr auf die neuere griechische Litteratur oder den sogenannten Alexandrinismus. — Es kann nicht umgangen werden von diesem merkwürdigen Wintergarten hellenischer Sprache und Kunst hier wenigstens so viel zu sagen, als für das Verständniſs der römischen Litteratur dieser und der späteren Epochen erforderlich ist. Die alexandrinische Litteratur ruht auf dem Untergang des reinen hellenischen Idioms, das seit der Zeit Alexanders des Groſsen im Leben ersetzt ward durch einen dürftigen zunächst aus der Berührung des makedonischen Dialekts mit vielfachen griechischen und barbarischen Stämmen hervorgegangenen Jargon; oder genauer gesagt, die alexandrinische Litteratur ist hervorgegangen aus dem Ruin der hellenischen Nation überhaupt, die um die alexandrinische Weltmonarchie und das Reich des Hellenismus zu begründen in ihrer volksthümlichen Individualität untergehen muſste und unterging. Hätte Alexanders Weltreich Bestand gehabt, so würde an die Stelle der ehemaligen nationalen und volksthümlichen eine hellenisch sich nennende, aber wesentlich denationalisirte und gewissermaſsen von oben herab ins Leben gerufene Weltlitteratur getreten sein. Allein zu einem hellenistischen Weltreich kam es auf die Dauer nicht; mit dem Staate Alexanders gingen auch die Anfänge einer ihm entsprechenden Litteratur zu Grunde. Die griechische Nation aber gehörte darum nicht weniger mit allem was sie gehabt, mit ihrer Volksthümlichkeit, ihrer Sprache, ihrer Kunst, der Vergangenheit an. Nur in einem engen Kreis nicht von Gebildeten, die es als solche nicht mehr gab, sondern von Gelehrten wurde die griechische Litteratur noch als todte gepflegt, ihr reicher Nachlaſs in wehmüthiger Freude oder trockener Grübelei inventarisirt und

auch wohl das lebendige Nachgefühl oder die todte Gelehrsamkeit bis zu einer Scheinproductivität gesteigert. Diese postume Productivität ist der sogenannte Alexandrinismus. Er ist wesentlich gleichartig derjenigen Gelehrtenlitteratur, welche, abstrahirend von den lebendigen romanischen Nationalitäten und ihren vulgaren Idiomen, in einem philologisch gelehrten kosmopolitischen Kreise als künstliche Nachblüthe einer untergegangenen Volkslitteratur während des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts erwuchs; nur dafs freilich der Gegensatz zwischen dem klassischen und dem Vulgargriechisch dieser Zeit minder schroff war wie der zwischen dem Latein des Manutius und dem Italienisch Macchiavellis. — In Italien hatte man bisher sich gegen den Alexandrinismus im Wesentlichen ablehnend verhalten. Die relative Blüthezeit desselben ist die Zeit kurz vor und nach dem ersten punischen Krieg; dennoch schlossen Naevius, Ennius, Pacuvius und schlofs überhaupt die gesammte nationalrömische Schriftstellerei bis hinab auf Varro und Lucretius in allen Zweigen poetischer Production, selbst das Lehrgedicht nicht ausgenommen,, nicht an ihre griechische Zeitgenossen oder jüngsten Vorgänger sich an, sondern ohne Ausnahme an Homer, Euripides, Menandros und die anderen Meister der lebendigen und volksthümlichen griechischen Litteratur. Die römische Litteratur ist niemals frisch und national gewesen; aber so lange es ein römisches Volk gab, griff sie instinctmäfsig nach lebendigen und volksthümlichen Mustern und copirte, wenn auch nicht immer aufs Beste noch die besten, doch wenigstens Originale. Die ersten römischen Nachahmer — denn die geringen Anfänge aus der marianischen Zeit (II, 427) können kaum mitgezählt werden — fand die nach Alexander entstandene griechische Litteratur unter den Zeitgenossen Ciceros und Caesars und bald griff der römische Alexandrinismus mit reifsender Schnelligkeit um sich. Zum Theil ging dies aus äufserlichen Ursachen hervor. Die gesteigerte Berührung mit den Griechen, namentlich die häufigen Reisen der Römer in die hellenischen Landschaften und die Ansammlung griechischer Litteraten in Rom, verschaffte natürlich der griechischen Tageslitteratur, den zu jener Zeit in Griechenland gangbaren epischen und elegischen Poesien, Epigrammen und milesischen Mährchen auch unter den Italikern ein Publicum. Indem ferner die alexandrinische Poesie, wie früher (S. 530) dargestellt ward, in dem italischen Jugendunterricht sich festsetzte, wirkte dies um so mehr zurück auf die lateinische Litteratur, als diese von der hellenistischen Schulbildung zu allen Zeiten wesentlich abhängig

war und blieb. Es findet sich hier sogar eine unmittelbare Anknüpfung der neurömischen an die neugriechische Litteratur: der schon genannte Parthenios, einer der bekannteren alexandrinischen Elegiker, eröffnete, es scheint um 700, eine Litteratur- und Poesieschule in Rom und es sind noch die Excerpte vorhanden, in denen er Stoffe für lateinische erotisch-mythologische Elegien nach dem bekannten alexandrinischen Recept einem seiner vornehmen Schüler an die Hand gab. Aber es waren keineswegs blofs diese mehr zufälligen Veranlassungen, die den römischen Alexandrinismus ins Leben riefen; er war vielmehr ein vielleicht nicht erfreuliches, aber durchaus unvermeidliches Erzeugnifs der politischen und nationalen Entwickelung Roms. Einerseits löste, wie Hellas im Hellenismus, so jetzt Latium im Romanismus sich auf; die nationale Entwickelung Italiens überwuchs und zersprengte sich in ganz ähnlicher Weise in Caesars Mittelmeer- wie die hellenische in Alexanders Ostreich. Wenn andrerseits das neue Reich darauf beruhte, dafs die mächtigen Ströme der griechischen und der lateinischen Nationalität, nachdem sie Jahrtausende in parallelen Betten geflossen, nun endlich zusammenfielen, so mufste auch die italische Litteratur nicht blofs wie bisher an der griechischen überhaupt einen Halt suchen, sondern eben mit der griechischen Litteratur der Gegenwart, das heifst mit dem Alexandrinismus sich ins Niveau setzen. Mit dem schulmäfsigen Latein, der geschlossenen Klassikerzahl, dem exclusiven Kreise der klassikerlesenden ‚Urbanen' war die volksthümliche lateinische Litteratur todt und zu Ende; es entstand dafür eine durchaus epigonenhafte und künstlich grofsgezogene Reichslitteratur, die nicht auf einer bestimmten Volksthümlichkeit ruhte, sondern in zweien Sprachen das allgemeine Evangelium der Humanität verkündigte und geistig durchaus und bewufst von der althellenischen, sprachlich theils von dieser, theils von der altrömischen Volkslitteratur abhing. Es war dies kein Fortschritt. Die Mittelmeermonarchie Caesars war wohl eine grofsartige und, was mehr ist, eine nothwendige Schöpfung; aber sie war von oben herab ins Leben gerufen und darum nichts in ihr zu finden von dem frischen Volksleben, von der übersprudelnden Nationalkraft, wie sie jüngeren, beschränkteren, natürlicheren Gemeinwesen eigen sind, wie noch der Staat Italien des sechsten Jahrhunderts sie hatte aufzeigen können. Der Litteratur wenigstens wurde das Herzblatt ausgebrochen, als die italische Volksthümlichkeit unterging. Wer ein Gefühl hat für die innige Wahlverwandtschaft der Kunst und der Nationalität, der wird stets sich

von Virgil und Horaz ab zurück zu Cato und Lucretius wenden; und nur die freilich auf diesem Gebiete verjährte schulmeisterliche Auffassung der Geschichte wie der Litteratur hat es vermocht die mit der neuen Monarchie beginnende Kunstepoche vorzugsweise die goldene zu heifsen. Aber wenn der römisch-hellenische Alexandrinismus der caesarischen und augusteischen Zeit zurückstehen mufs hinter der wie immer unvollkommenen älteren nationalen Litteratur, so ist er andrerseits dem Alexandrinismus der Diadochenzeit ebenso entschieden überlegen wie Caesars Dauerbau der ephemeren Schöpfung Alexanders. Es wird später darzustellen sein, dafs die augusteische Litteratur, verglichen mit der verwandten der Diadochenzeit, weit minder eine Philologen- und weit mehr eine Reichslitteratur war als diese und darum auch in den höheren Kreisen der Gesellschaft eine weit dauerndere und allgemeinere Wirkung machte als der griechische Alexandrinismus jemals sie gehabt hat.

Nirgends sah es trübseliger aus als in der Bühnenlitteratur. Trauerspiel wie Lustspiel waren in der römischen Nationallitteratur bereits vor der gegenwärtigen Epoche abgestorben und die Productivität, welche der Alexandrinismus auf diesem Gebiete hervorrief, war schlimmer als keine. Eine wirkliche Bühnendichtung hatte die alexandrinische Litteratur nie gekannt; nur das Afterdrama, das zunächst zum Lesen, nicht zur Aufführung geschrieben ward, konnte durch sie in Italien eingebürgert werden und bald fingen denn auch die dramatischen Jamben an in Rom ebenso wie in Alexandreia zu grassiren und namentlich das Trauerspielschreiben unter den stehenden Entwicklungskrankheiten zu figuriren. Welcher Art diese Productionen waren, kann man ungefähr danach bemessen, dafs Quintus Cicero, um die Langeweile des gallischen Winterquartiers homöopathisch zu vertreiben, in sechzehn Tagen vier Trauerspiele verfertigte. Der einzige frische Zweig der dramatischen Litteratur war das ‚Lebensbild‘ oder der Mimus, in dem der letzte noch grünende Trieb der nationalen Litteratur, die Atellanenposse zusammenflofs mit den ethologischen Ausläufern des griechischen Lustspiels, die der Alexandrinismus mit gröfserer poetischer Kraft und besserem Erfolg als jeden andern Zweig der Poesie cultivirte. Der Mimus ging hervor aus den seit langem üblichen Charaktertänzen zur Flöte, die theils bei anderen Gelegenheiten, namentlich zur Unterhaltung der Gäste während der Tafel, theils besonders im Parterre des Theaters während der Zwischenacte aufgeführt wurden. Es war nicht schwer aus diesen Tänzen, bei

denen die Rede wohl längst gelegentlich zu Hülfe genommen ward, durch Einführung einer geordneteren Fabel und eines regelrechten Dialogs kleine Komödien zu machen, die jedoch von dem früheren Lustspiel und selbst von der Posse sich fortwährend dadurch wesentlich unterschieden, dafs der Tanz und die von solchem Tanz unzertrennliche Lascivität hier fortfuhren eine Hauptrolle zu spielen und dafs der Mimus, als nicht eigentlich auf den Brettern, sondern im Parterre zu Hause, jede scenische Idealisirung, wie die Gesichtsmasken und die Theaterschuhe, bei Seite warf und, was besonders wichtig war, die Frauenrollen in dem Mimus auch von Frauen dargestellt wurden. Dieser neue Mimus, der zuerst um 672 auf die hauptstädtische Bühne gekommen zu sein scheint, verschlang bald die nationale Harlekinade, mit der er ja in den wesentlichsten Beziehungen zusammenfiel, und ward als das gewöhnliche Zwischen- und namentlich Nachspiel neben den sonstigen Schauspielen verwendet.* Die Fabel war natürlich noch gleichgültiger, lockerer und toller als in der Harlekinade; wenn es nur bunt herging, der Bettler plötzlich zum Krösus ward und so weiter, so rechtete man mit dem Poeten nicht, der statt den Knoten zu lösen ihn zerhieb. Die Sujets waren vorwiegend verliebter Art, meistens von der frechsten Sorte; gegen den Ehemann zum Beispiel nahmen Poet und Publicum ohne Ausnahme Partei und die poetische Gerechtigkeit bestand in der Verhöhnung der guten Sitte. Der poetische Reiz beruhte ganz wie bei der Atellane auf der Sittenmalerei des gemeinen und gemeinsten Lebens, wobei die ländlichen Bilder vor denen des hauptstädtischen Lebens und Treibens zurücktreten und der süfse Pöbel von Rom, ganz wie in den gleichartigen griechischen Stücken der von Alexandreia, aufgefordert wird sein eigenes Conterfei zu beklatschen. Viele Stoffe sind dem Handwerkerleben entnommen: es erscheinen der auch hier unvermeidliche ‚Walker', dann ‚der Seiler', ‚der Färber', ‚der Salzmann',

* Dafs der Mimus zu seiner Zeit an die Stelle der Atellane getreten sei, bezeugt Cicero (*ab div.* 9, 16); damit stimmt überein, dafs die Mimen und Miminnen der späteren Art zuerst um die sullanische Zeit hervortreten (*ad Her.* 1, 14, 24. 2, 13, 19. Plin. *h. n.* 7, 48, 158. Plutarch *Sull.* 2, 36). Uebrigens wird, wo weiter nichts darauf ankommt, die Bezeichnung *mimus* überhaupt auf die Komödie angewandt; so war der bei der apollinischen Festfeier 542/3 aufgeführte *mimus* (Festus unter *salva res est;* vgl. Cicero *de orat.* 2, 59, 242) offenbar nichts als eine *palliata.* Zu dem Mimus der klassischen griechischen Zeit, prosaischen Dialogen, in denen Genrebilder, namentlich ländliche, dargestellt wurden, hatte der römische Mimus keine nähere Beziehung.

,die Weberinnen', ,die Hetäre', ,der Hundejunge'; andere Stücke geben Charakterfiguren: ,das Breitmaul', ,der Mann von 100000 Sesterzen'; oder Bilder des Auslandes: ,die Gallier', ,Alexandreia'; oder Schilderungen von Volksfesten: ,die Compitalien', ,die Saturnalien', ,Anna Perenna', ,die warmen Bäder'; oder travestirte Mythologie: ,die Fahrt in die Unterwelt', ,der Arvernersee'. Treffende Schlagwörter und kurze leicht behalt- und anwendbare Gemeinsprüche sind willkommen; aber auch jeder Unsinn hat von selber das Bürgerrecht: in dieser verkehrten Welt wird Bacchus um Wasser, die Quellnymphe um Wein angegangen. Sogar von den auf dem römischen Theater sonst so streng untersagten politischen Anspielungen finden in diesen Mimen sich einzelne Beispiele.* Die Sprache strömte natürlich selbst in den zur Veröffentlichung redigirten Stücken über von Vulgarausdrücken und gemeinen Wortbildungen. Es ist, wie man sieht, der Mimus wesentlich nichts als die bisherige Posse, nur dafs die Charaktermasken und die stehende Scenerie von Atella so wie das bäuerliche Gepräge wegfällt und dafür das hauptstädtische Leben in seiner grenzenlosen Freiheit und Frechheit auf die Bretter kommt. Die meisten Stücke dieser Art waren ohne Zweifel flüchtigster Natur und machten nicht Anspruch auf einen Platz in der Litteratur; die Mimen aber des Laberius, voll drastischer Charakterzeichnung und sprachlich und metrisch meisterlich behandelt, haben in derselben sich behauptet und auch der Geschichtschreiber mufs es bedauern, dafs es uns nicht mehr vergönnt ist das Drama der republikanischen Agonie in Rom mit seinem grofsen attischen Gegenbild zu vergleichen.

Mit der Nichtigkeit der Bühnenlitteratur Hand in Hand geht die Steigerung des Bühnenspiels und der Bühnenpracht. Dramatische Vorstellungen erhielten ihren regelmäfsigen Platz im öffentlichen Leben nicht blofs der Hauptstadt, sondern auch der Landstädte; jene bekam nun auch endlich durch Pompeius ein stehendes Theater (699, s. S. 286). Die Dramen der gleichzeitigen Poeten, mit Ausnahme der Mimen, wurden der Aufführung kaum gewürdigt;

* In Laberius ,Fahrt in die Unterwelt' tritt allerlei Volk auf, das Wunder und Zeichen gesehen hat; dem Einen ist ein Mann zweier Frauen erschienen, worauf der Nachbar meint, das sei ja noch ärger als das kürzlich von einem Wahrsager erblickte Traumgesicht von sechs Aedilen. Nämlich Caesar wollte — nach dem Klatsch der Zeit — die Vielweiberei in Rom einführen (Sueton *Caes.* 82) und ernannte in der That statt vier Aedilen deren sechs. Man sieht auch hieraus, dafs Laberius Narrenrecht zu üben und Caesar Narrenfreiheit zu gestatten verstand.

man spielte, wie es scheint ausschliefslich, die älteren Stücke — eben wie gleichzeitig in Griechenland nicht die mehr als blassen Siebengestirne der alexandrinischen Dramatiker, sondern das klassische Schauspiel, vor allem die euripideische Tragödie in reichster Entfaltung scenischer Mittel die Bühne behauptete. In Rom gab man vorzugsweise die Trauerspiele des Ennius, Pacuvius und Accius und die Lustspiele des Plautus; wenn der letztere in der vorigen Periode durch den geschmackvolleren, aber an komischer Kraft freilich weit geringeren Terenz verdrängt worden war, so wirkten jetzt Roscius und Varro, das heifst das Theater und die Philologie zusammen, um ihm eine ähnliche Wiederaufstehung zu bereiten, wie sie Shakespeare durch Garrick und Johnson widerfuhr. Je beschränkter das Repertoire war, desto mehr richtete sich sowohl die Thätigkeit des dirigirenden und executirenden Personals als auch das Interesse des Publicums auf die scenische Darstellung der Stücke. Kaum gab es in Rom ein einträglicheres Gewerbe als das des Schauspielers und der Tänzerin ersten Ranges. Das fürstliche Vermögen des tragischen Schauspielers Aesopus ward bereits erwähnt (S. 483); sein noch höher gefeierter Zeitgenosse Roscius (II, 422) schlug seine Jahreseinnahme auf 600000 Sesterzen (43000 Thlr.) an* und die Tänzerin Dionysia die ihrige auf 200000 Sesterzen (14000 Thlr.). Daneben wandte man ungeheure Summen auf Decorationen und Costüme: die Malerei der Coulissen fing an Kunstmalerei zu werden; gelegentlich schritten Züge von sechshundert aufgeschirrten Maulthieren über die Bühne und das troische Theaterheer ward dazu benutzt um dem Publicum eine Musterkarte der von Pompeius in Asien besiegten Nationen vorzuführen. Die den Vortrag der eingelegten Gesangstücke begleitende Musik erlangte gleichfalls gröfsere und selbstständigere Bedeutung; wie der Wind die Wellen, sagt Varro, so lenkt der kundige Flötenspieler die Gemüther der Zuhörer mit jeder Abwandlung der Melodie. Sie ward allmählich rascher und nöthigte den Schauspieler zu lebhafterer Action. Die musikalische und Bühnenkennerschaft entwickelte sich; der Habitué erkannte jedes Tonstück an der ersten Note und wufste die Lieder auswendig; jeder musikalische oder Recitationsfehler ward streng von dem Publicum gerügt. Lebhaft erinnert das römische Bühnenwesen der ciceronischen Zeit an

* Vom Staat erhielt er für jeden Spieltag 1000 Denare (286 Thlr.) und aufserdem die Besoldung für seine Truppe. In späteren Jahren wies er für sich das Honorar zurück.

das heutige französiche Theater. Wie den losen Tableaus der Tagesstücke der römische Mimus entspricht, für den wie für jene nichts zu gut und nichts zu schlecht war, so findet auch in beiden sich dasselbe traditionell klassische Trauerspiel und Lustspiel, die zu bewundern oder mindestens zu beklatschen der gebildete Mann von Rechtswegen verpflichtet ist. Der Menge wird Genüge gethan, indem sie in der Posse sich selber wiederfindet und in dem Schauspiel den decorativen Pomp anstaunt und den allgemeinen Eindruck einer idealen Welt empfängt; der höher Gebildete kümmert im Theater sich nicht um das Stück, sondern einzig um die künstlerische Darstellung. Endlich die römische Schauspielkunst selbst pendelte in ihren verschiedenen Sphären ähnlich wie die französische zwischen der Chaumière und dem Salon. Es war nichts Ungewöhnliches, dafs die römischen Tänzerinnen bei dem Finale das Obergewand abwarfen und dem Publicum einen Tanz im Hemde zum Besten gaben; andrerseits aber galt auch dem römischen Talma als das höchste Gesetz seiner Kunst nicht die Naturwahrheit, sondern das Ebenmafs.

In der recitativen Poesie scheint es an metrischen Chroniken nach dem Muster der ennianischen nicht gefehlt zu haben; aber sie dürften ausreichend kritisirt sein durch jenes artige Mädchengelübde, von dem Catullus singt: für die glückliche Heimkehr des geliebten Entfernten das schlechteste der schlechten Heldengedichte den Göttern zum Brandopfer darzubringen. In der That ist in dem ganzen Gebiet der recitativen Dichtung in dieser Epoche die ältere nationalrömische Tendenz nur durch ein einziges namhaftes Werk vertreten, das aber auch zu den bedeutendsten dichterischen Erzeugnissen der römischen Litteratur überhaupt gehört. Es ist das Lehrgedicht des Titus Lucretius Carus (655—699), ‚vom Wesen der Dinge‘, dessen Verfasser, den besten Kreisen der römischen Gesellschaft angehörig, aber, sei es durch Kränklichkeit, sei es durch Abneigung vom öffentlichen Leben ferngehalten, kurz vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges im besten Mannesalter starb. Als Dichter knüpft er energisch an Ennius an und damit an die klassische griechische Litteratur. Unwillig wendet er sich weg von dem ‚hohlen Hellenismus‘ seiner Zeit und bekennt sich mit ganzer Seele und vollem Herzen als den Schüler der ‚strengen Griechen‘, wie denn selbst des Thukydides heiliger Ernst in einem der bekanntesten Abschnitte dieser römischen Dichtung keinen unwürdigen Wiederhall gefunden hat. Wie Ennius bei Epicharmos und Euhemeros seine Weisheit schöpft, so entlehnt Lucretius die Form seiner Darstel-

lung dem Empedokles, ,dem herrlichsten Schatz des gabenreichen sicilischen Eilands' und liest dem Stoffe nach ,die goldenen Worte alle zusammen aus den Rollen des Epikuros', ,welcher die anderen Weisen überstrahlt wie die Sonne die Sterne verdunkelt'. Wie Ennius verschmäht auch Lucretius die der Poesie von dem Alexandrinismus aufgelastete mythologische Gelehrsamkeit und fordert nichts von seinem Leser als die Kenntnifs der allgemein geläufigen Traditionen.* Dem modernen Purismus zum Trotz, der die Fremdwörter aus der Poesie auswies, setzt Lucretius, wie es Ennius gethan, statt matten und undeutlichen Lateins lieber das bezeichnende griechische Wort. Die altrömische Allitteration, das Nichtineinandergreifen der Vers- und Satzeinschnitte und überhaupt die ältere Rede- und Dichtweise begegnen noch häufig in Lucretius Rhythmen, und obwohl er den Vers melodischer behandelt als Ennius, so wälzen sich doch seine Hexameter nicht wie die elegischen zierlich hüpfend gleich dem rieselnden Bache, sondern mit gewaltiger Langsamkeit gleich dem Strome flüssigen Goldes. Auch philosophisch und praktisch lehnt Lucretius durchaus an Ennius sich an, den einzigen einheimischen Dichter, den sein Gedicht feiert; das Glaubensbekenntnifs des Sängers von Rudiae:

> Götter freilich wird es geben, Himmelsbewohner allerdings,
> Doch sie kümmern keinesweges, scheint mir, sich um der Menschen Loos —

bezeichnet vollständig auch Lucretius religiösen Standpunct und nicht mit Unrecht nennt er defshalb selbst sein Lied gleichsam die Fortsetzung dessen,

> Das uns Ennius sang, der des unverwelklichen Lorbeers
> Kranz zuerst mitbracht' aus des Helikon lustigem Haine,
> Dafs Italiens Völkern er strahl' in glänzender Glorie.

Noch einmal, zum letzten Mal noch erklingt in Lucretius Gedicht der ganze Dichterstolz und der ganze Dichterernst des sechsten Jahrhunderts, in welchem, in den Bildern von dem furchtbaren Poener und dem herrlichen Scipiaden, die Anschauung des Dichters heimischer ist als in seiner eigenen gesunkenen Zeit.** Auch ihm klingt der eigene ,aus dem reichen

* Einzelne scheinbare Ausnahmen, wie das Weihrauchland Panchaea (2, 417), sind daraus zu erklären, dafs dies aus dem Reiseroman des Euhemeros seinen Weg in die ennianische Poesie gefunden hatte und daher dem Publicum, für das Lucretius schrieb, wohlbekannt war.

** Naiv erscheint dies in den kriegerischen Schilderungen, in denen die

Gemüth anmuthig quillende' Gesang den gemeinen Liedern gegenüber ,wie gegen das Geschrei der Kraniche das kurze Lied des Schwanes'; auch ihm schwillt das Herz, den selbsterfundenen Melodien lauschend, von hoher Ehren Hoffnung — eben wie Ennius den Menschen, denen er ,geschöpft aus tiefer Brust des Liedes Flammenborn', verbietet an seinem des unsterblichen Sängers Grabe zu trauern. — Es ist ein seltsames Verhängnifs, dafs dieses ungemeine an ursprünglicher poetischer Begabung den meisten, wo nicht allen seinen Vorgängern weit überlegene Talent in eine Zeit gefallen war, in der es selber sich fremd und verwaist fühlte und in Folge dessen in der wunderlichsten Weise sich im Stoffe vergriffen hat. Epikuros System, welches das All in einen grofsen Atomenwirbel verwandelt und die Entstehung und das Ende der Welt so wie alle Probleme der Natur und des Lebens in rein mechanistischer Weise abzuwickeln unternimmt, war wohl etwas weniger albern als die Mythenhistorisirung, wie Euhemeros und nach ihm Ennius sie versucht hatten; aber ein geistreiches und frisches System war es nicht und die Aufgabe nun gar diese mechanistische Weltanschauung poetisch zu entwickeln war von der Art, dafs wohl nie ein Dichter an einen undankbareren Stoff Leben und Kunst verschwendet hat. Der philosophische Leser tadelt an dem lucretischen Lehrgedicht die Weglassung der feineren Pointen, die Oberflächlichkeit namentlich in der Darstellung der Controversen, die mangelhafte Gliederung, die häufigen Wiederholungen mit ebenso gutem Recht, wie der poetische an der rhythmisirten Mathematik sich ärgert, die einen grofsen Theil des Gedichtes geradezu unlesbar macht. Trotz dieser unglaublichen Mängel, denen jedes mittelmäfsige Talent unvermeidlich hätte erliegen müssen, durfte dieser Dichter mit Recht sich rühmen aus der poetischen Wildnifs einen neuen Kranz davongetragen zu haben, wie keinen noch die Musen verliehen hatten; und es sind auch keineswegs blofs die gelegentlichen Gleichnisse und sonstigen eingelegten Schilderungen mächtiger Naturerscheinungen und mächtigerer Leidenschaften, die dem Dichter diesen Kranz erwarben. Die Genialität der Lebensanschauung wie der Poesie des Lucretius ruht auf seinem Unglauben, welcher mit der vollen Siegeskraft der Wahrheit und

Armeen vernichtenden Seestürme, die das eigene Heer verderbenden Elephantenschaaren, also Bilder aus den punischen Kriegen, erscheinen als gehörten sie der unmittelbaren Gegenwart an. Vgl. 2, 41. 5, 1226. 1303. 1339.

darum mit der vollen Lebendigkeit der Dichtung dem herrschenden Heuchel- oder Aberglauben gegenübertrat und treten durfte.

Als darnieder er sah das Dasein liegen der Menschheit
Jammervoll auf der Erd', erdrückt von der lastenden Gottfurcht,
Die vom Himmelsgewölb ihr Antlitz offenbarend,
Schauerlich anzusehn, hinab auf die Sterblichen drohte,
Wagt' es ein griechischer Mann zuerst das sterbliche Auge
Ihr entgegen zu heben, zuerst ihr entgegenzutreten;
Und die muthige Macht des Gedankens siegte; gewaltig
Trat hinaus er über die flammenden Schranken des Weltalls
Und der verständige Geist durchschritt das unendliche Ganze.

Also eiferte der Dichter die Götter zu stürzen, wie Brutus die Könige gestürzt, und ‚die Natur von ihren strengen Herren zu erlösen‘. Aber nicht gegen Jovis längst eingestürzten Thron wurden diese Flammenworte geschleudert; eben wie Ennius kämpft Lucretius praktisch vor allen Dingen gegen den wüsten Fremd- und Aberglauben der Menge, den Cult der grofsen Mutter zum Beispiel und die kindische Blitzweisheit der Etrusker. Das Grauen und der Widerwille gegen die entsetzliche Welt überhaupt, in der und für die der Dichter schrieb, haben dies Gedicht eingegeben. Es wurde verfafst in jener hoffnungslosen Zeit, wo das Regiment der Oligarchie gestürzt und das Caesars noch nicht aufgerichtet war, in den schwülen Jahren, während deren der Ausbruch des Bürgerkrieges in langer peinlicher Spannung erwartet ward. Wenn man dem ungleichartigen und unruhigen Vortrag die Spannung eines Dichters anzufühlen meint, der täglich erwartete den wüsten Lärm der Revolution über sich und sein Werk hereinbrechen zu sehen, so wird man auch bei seiner Anschauung der Menschen und der Dinge nicht vergessen dürfen, unter welchen Menschen und in Aussicht auf welche Dinge sie ihm entstand. Unter allen in der caesarischen Zeit einem zarten und poetisch organisirten Gemüth möglichen Weltanschauungen war die edelste und die veredelndste diese, dafs es eine Wohlthat für den Menschen ist erlöst zu werden von dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und damit von der bösen die Menschen, gleich wie die Kinder die Angst im dunkeln Gemach, tückisch beschleichenden Furcht vor dem Tode und vor den Göttern; dafs, wie der Schlaf der Nacht erquicklicher ist als die Plage des Tages, so auch der Tod, das ewige Ausruhen von allem Hoffen und Fürchten, besser ist als das Leben, wie denn auch die Götter des Dichters selber nichts sind noch haben als die ewige selige Ruhe; dafs die Höllenstrafen nicht nach dem Leben den Menschen peinigen, sondern wäh-

rend desselben in den wilden und rastlosen Leidenschaften des klopfenden Herzens; dafs die Aufgabe des Menschen ist sein Herz zum ruhigen Gleichmafs zu stimmen, den Purpur nicht höher zu schätzen als das warme Hauskleid, lieber unter den Gehorchenden zu verharren als in das Getümmel der Bewerber um das Herrenamt sich zu drängen, lieber am Bach im Grase zu liegen als unter dem goldenen Plafond des Reichen dessen zahllose Schüsseln leeren zu helfen. Diese philosophisch-praktische Tendenz ist der eigentliche ideelle Kern des lucretischen Lehrgedichts und alle Oede physikalischer Demonstration hat sie nur verschüttet, nicht unterdrückt. Wesentlich auf ihr beruht dessen relative Weisheit und Wahrheit. Der Mann, der mit einer Ehrfurcht vor seinen grofsen Vorgängern, mit einem gewaltsamen Eifer, wie sie dies Jahrhundert sonst nicht kennt, solche Lehre gepredigt und sie mit musischem Zauber verklärt hat, darf zugleich ein guter Bürger und ein grofser Dichter genannt werden. Das Lehrgedicht vom Wesen der Dinge, wie vieles auch daran den Tadel herausfordert, ist eines der glänzenden Gestirne in den sternenarmen Räumen der römischen Litteratur geblieben und wählte billig der gröfste deutsche Sprachenmeister die Wiederlesbarmachung des lucretischen Gedichts zu seiner letzten und meisterlichsten Arbeit.

Lucretius, obwohl seine poetische Kraft wie seine Kunst schon von den gebildeten Zeitgenossen bewundert ward, blieb doch, Spätling wie er war, ein Meister ohne Schüler. In der hellenischen Modedichtung dagegen fehlte es an Schülern wenigstens nicht, die den alexandrinischen Meistern nachzueifern versuchten. Mit richtigem Tact mieden die begabteren alexandrinischen Poeten die gröfseren Arbeiten und die reinen Dichtgattungen, das Drama, das Epos, die Lyrik; ihre erfreulichsten Leistungen gelangen ihnen, ähnlich wie den neulateinischen Dichtern, in ‚kurzathmigen' Aufgaben, welche vorzugsweise den Grenzgebieten der Kunstgattungen, namentlich dem weiten zwischen Erzählung und Lied in der Mitte liegenden, entnommen wurden. Gern schrieb man kleine heroisch-erotische Epen und Lehrgedichte. Noch beliebter war eine diesem Altweibersommer der griechischen Poesie eigenthümliche und für ihre philologische Hippokrene charakteristische gelehrte Liebeselegie, wobei der Dichter in die Schilderung der eigenen vorwiegend erotischen Empfindungen epische Fetzen aus dem griechischen Sagenkreis mehr oder minder willkürlich einflocht. Festlieder wurden fleifsig und künstlich gezimmert; überhaupt waltete bei dem Mangel an innerlich poetischer Empfindung

das Gelegenheitsgedicht vor und namentlich das Epigramm, worin die Alexandriner Vortreffliches geleistet haben. Die Dürftigkeit der Stoffe und die sprachliche und rhythmische Unfrische, die jeder nicht volksthümlichen Litteratur unvermeidlich anhaftet, suchte man möglichst zu verstecken unter verzwickten Themen, geschraubten Wendungen, seltenen Wörtern und künstlicher Versbehandlung, überhaupt dem ganzen Apparat der philologisch-antiquarischen Gelehrsamkeit und der technischen Gewandtheit. Dies war das Evangelium, das den römischen Knaben dieser Zeit gepredigt ward, und sie kamen in hellen Haufen um zu hören und auszuüben: schon um 700 waren Euphorions Liebesgedichte und ähnliche alexandrinische Poesien die gewöhnliche Lectüre und die gewöhnlichen Declamationsstücke der gebildeten Jugend. Die litterarische Revolution war da; aber sie lieferte zunächst mit seltenen Ausnahmen nur frühreife oder unreife Früchte. Die Zahl der ‚neumodischen Dichter', wie Cicero sie nennt, war Legion, aber die Poesie war rar und Apollo, wie immer, wenn es so gedrang am Parnasse hergeht, genöthigt sehr kurzen Prozefs zu machen. Die langen Gedichte taugten niemals etwas, die kurzen selten. Auch in diesem litterarischen Zeitalter war die Tagespoesie zur Landplage geworden; es begegnete wohl, dafs einem der Freund zum Hohn einen Stofs schofler Verse frisch vom Buchhändlerlager als Festtagsgeschenk ins Haus schickte, deren Werth der zierliche Einband und das glatte Papier schon auf drei Schritte verrieth. Ein eigentliches Publicum, in dem Sinne wie die volksthümliche Litteratur ein Publicum hat, fehlte den römischen Alexandrinern so gut wie den hellenischen; es ist durchaus die Poesie der Clique oder vielmehr der Cliquen, deren Glieder eng zusammenhalten, dem Eindringling übel mitspielen, unter sich die neuen Poesien vorlesen und kritisiren, auch wohl in ganz alexandrinischer Weise die gelungenen Productionen wieder poetisch feiern und vielfach durch Cliquenlob einen falschen und ephemeren Ruhm erschwindeln. Ein angesehener und selbst in dieser neuen Richtung poetisch thätiger Lehrer der lateinischen Litteratur, Valerius Cato scheint über den angesehensten dieser Zirkel eine Art Schulpatronat ausgeübt und über den relativen Werth der Poesien in letzter Instanz entschieden zu haben. Ihren griechischen Mustern gegenüber sind diese römischen Poeten durchgängig unfrei, zuweilen schülerhaft abhängig; die meisten ihrer Producte werden nichts gewesen sein als die herben Früchte einer im Lernen begriffenen und noch keineswegs als reif entlassenen Schuldichtung. Indem man in der Sprache und im Mafs weit enger, als je die

volksthümliche lateinische Poesie es gethan, an die griechischen Vorbilder sich anschmiegte, ward allerdings eine gröfsere sprachliche und metrische Correctheit und Consequenz erreicht; aber es geschah auf Kosten der Biegsamkeit und Fülle des nationalen Idioms. Stofflich erhielten unter dem Einflufs theils der weichlichen Muster, theils der sittenlosen Zeit die erotischen Themen ein auffallendes der Poesie wenig zuträgliches Uebergewicht. Es ist weder zu verwundern noch zu bedauern, dafs von dieser zahllosen Dichterschaar uns nur wenige Namen aufbehalten worden sind; und auch diese werden meistens nur genannt als Curiositäten oder als gewesene Gröfsen: so der Redner Quintus Hortensius mit seinen ‚fünfhunderttausend Zeilen' langweiliger Schlüpfrigkeit und der etwas häufiger erwähnte Laevinus, dessen ‚Liebesscherze' nur durch ihre verwickelten Mafse und manierirten Wendungen ein gewisses Interesse auf sich zogen. Selbst das Kleinepos Smyrna des Gaius Helvius Cinna († 710?), so sehr es von der Clique angepriesen ward, trägt doch sowohl in dem Stoff, der geschlechtlichen Liebe der Tochter zu dem eigenen Vater, wie in der neunjährigen darauf verwandten Mühsal die schlimmsten Kennzeichen der Zeit an sich. Eine originelle und erfreuliche Ausnahme machen allein diejenigen Dichter dieser Schule, die es verstanden mit der Sauberkeit und der Formgewandtheit derselben den in dem republikanischen und namentlich dem landstädtischen Leben noch vorhandenen volksthümlichen Gehalt zu verbinden. Es gilt dies, um von Laberius und Varro hier zu schweigen, namentlich von den drei schon oben (S. 303) erwähnten Poeten der republikanischen Opposition Marcus Furius Bibaculus (652—691), Gaius Licinius Calvus (672—706) und Quintus Valerius Catullus (667 — c. 700). Von den beiden ersten, deren Schriften untergegangen sind, können wir dies freilich nur muthmafsen; über die Gedichte des Catullus steht auch uns noch ein Urtheil zu. Auch er hängt in Stoff und Form ab von den Alexandrinern. Wir finden in seiner Sammlung Uebersetzungen von Stücken des Kallimachos und nicht gerade von den recht guten, sondern von den recht schwierigen. Auch unter den Originalen begegnen gedrechselte Modepoesien, wie die überkünstlichen Galliamben zum Lobe der phrygischen Mutter; und selbst das sonst so schöne Gedicht von der Hochzeit der Thetis ist durch die echt alexandrinische Einschachtelung der Ariadneklage in das Hauptgedicht künstlerisch verdorben. Aber neben diesen Schulstücken steht die melodische Klage der echten Elegie, steht das Festgedicht im vollen Schmuck

individueller und fast dramatischer Durchführung, steht vor allem die solideste Kleinmalerei gebildeter Geselligkeit, die anmuthigen sehr ungenirten Mädchenabenteuer, davon das halbe Vergnügen im Ausschwatzen und Poetisiren der Liebesgeheimnisse besteht, das liebe Leben der Jugend bei vollen Bechern und leeren Beuteln, die Reise- und die Dichterlust, die römische und öfter noch die veronesische Stadtanekdote und der launige Scherz in dem vertrauten Zirkel der Freunde. Aber nicht blofs in die Saiten greift des Dichters Apoll, sondern er führt auch den Bogen; der geflügelte Pfeil des Spottes verschont weder den langweiligen Versemacher noch den sprachverderbenden Provinzialen, aber keinen trifft er öfter und schärfer als die Gewaltigen, von denen der Freiheit des Volkes Gefahr droht. Die kurzzeiligen und kurzweiligen, oft von anmuthigen Refrains belebten Mafse sind von vollendeter Kunst und doch ohne die widerwärtige Glätte der Fabrik. Um einander führen diese Gedichte in das Nil- und in das Pothal; aber in dem letztern ist der Dichter unvergleichlich besser zu Hause. Seine Dichtungen ruhen wohl auf der alexandrinischen Kunst, aber doch auch auf dem bürgerlichen, ja dem landstädtischen Bewufstsein, auf dem Gegensatz von Verona zu Rom, auf dem Gegensatz des schlichten Municipalen gegen die hochgebornen ihren geringen Freunden gewöhnlich übel mitspielenden Herren vom Senat, wie er in Catulls Heimath, dem blühenden und verhältnifsmäfsig frischen cisalpinischen Gallien, lebendiger noch als irgendwo anders empfunden werden mochte. In die schönsten seiner Lieder spielen die süfsen Bilder vom Gardasee hinein und schwerlich hätte in dieser Zeit ein Hauptstädter ein Gedicht zu schreiben vermocht wie das tief empfundene auf des Bruders Tod oder das brave echt bürgerliche Festlied zu der Hochzeit des Manlius und der Aurunculeia. Catullus, obwohl abhängig von den alexandrinischen Meistern und mitten in der Mode- und Cliquendichtung jener Zeit stehend, war doch nicht blofs ein guter Schüler unter vielen mäfsigen und schlechten, sondern seinen Meistern selbst um so viel überlegen, als der Bürger einer freien italischen Gemeinde mehr war als der kosmopolitische hellenische Litterat. Eminente schöpferische Kraft und hohe poetische Intentionen darf man freilich bei ihm nicht suchen; er ist ein reichbegabter und anmuthiger, aber kein grofser Poet und seine Gedichte sind, wie er selbst sie nennt, nichts als ‚Scherze und Thorheiten‘. Aber wenn nicht blofs die Zeitgenossen von diesen flüchtigen Liedchen elektrisirt wurden, sondern auch die Kunstkritiker der augusteischen Zeit ihn neben Lucre-

tius als den bedeutendsten Dichter dieser Epoche bezeichnen, so hatten die Zeitgenossen wie die Späteren vollkommen Recht. Die latinische Nation hat keinen zweiten Dichter hervorgebracht, in dem der künstlerische Gehalt und die künstlerische Form in so gleichmäſsiger Vollendung wieder erscheinen wie bei Catullus; und in diesem Sinne ist Catullus Gedichtsammlung allerdings das Vollkommenste, was die lateinische Poesie überhaupt aufzuweisen vermag.

Es beginnt endlich in dieser Epoche die Dichtung in prosaischer Form. Das bisher unwandelbar festgehaltene Gesetz der echten, naiven wie bewuſsten, Kunst, daſs zwischen dem poetischen Inhalt und dem metrischen Gewand eine nothwendige Wahlverwandtschaft stattfindet, weicht der Vermischung und Trübung aller Kunstgattungen und Kunstformen, welche zu den bezeichnendsten Zügen dieser Zeit gehört. Zwar von Romanen ist noch weiter nichts anzuführen, als daſs der berühmteste Geschichtschreiber dieser Epoche Sisenna sich nicht für zu gut hielt die viel gelesenen milesischen Erzählungen des Aristeides, schlüpfrige Modenovellen der plattesten Sorte, ins Lateinische zu übersetzen. Eine originellere und erfreulichere Erscheinung auf diesem zweifelhaften poetisch-prosaischen Grenzgebiet sind die ästhetischen Schriften Varros, der nicht bloſs der bedeutendste Vertreter der lateinischen philologisch-historischen Forschung, sondern auch in der productiven Litteratur einer der fruchtbarsten und interessantesten Schriftsteller ist. Einem in der sabinischen Landschaft heimischen dem römischen Senat seit zweihundert Jahren angehörigen Geschlechte entsprossen, streng in alterthümlicher Zucht und Ehrbarkeit erzogen* und bereits am Anfang dieser Epoche ein reifer Mann, gehörte Marcus Terentius Varro von Reate (638—727) politisch, wie sich von selbst versteht, der Verfassungspartei an und betheiligte sich ehrlich und energisch an ihrem Thun und Leiden. Er that dies theils litterarisch, indem er zum Beispiel die erste Coalition, das ‚dreiköpfige Ungeheuer', in Flugschriften bekämpfte, theils im ernsteren Kriege, wo wir ihn im Heere des Pompeius als Commandanten des jenseitigen Spaniens fanden (S. 362). Als die Sache der Republik verloren

* ‚Mir als Knaben', sagt er irgendwo, ‚genügte ein einziger gemeiner Rock und ein einziges Unterkleid, Schuhe ohne Strümpfe, ein Pferd ohne Sattel; ein warmes Bad hatte ich nicht täglich, ein Fluſsbad selten'. Wegen seiner persönlichen Taperkeit erhielt er im Piratenkrieg, wo er eine Flottenabtheilung führte, den Schiffskranz.

war, ward Varro von seinem Ueberwinder zum Bibliothekar der neu zu schaffenden Bibliothek in der Hauptstadt bestimmt; allein die Wirren der folgenden Zeit rissen den alten Mann noch einmal in ihren Strudel hinein und erst siebzehn Jahre nach Caesars Tode, im neunundachtzigsten seines wohlausgefüllten Lebens rief der Tod ihn ab. Die ästhetischen Schriften, die ihm einen Namen gemacht haben, waren kürzere Aufsätze, theils einfach prosaische ernsteren Inhalts, theils launige Schilderungen, deren prosaisches Grundwerk vielfach eingelegte Poesien durchwirkte. Jenes sind die ‚philosophisch-historischen Abhandlungen' *(logistorici)*, dies die menippischen Satiren. Beide schliefsen nicht an lateinische Vorbilder sich an, namentlich die varronische Satura keineswegs an die lucilische; wie denn überhaupt die römische Satura nicht eigentlich eine feste Kunstgattung ist, sondern diese Benennung zunächst nur negativ bezeichnet, dafs das ‚mannigfaltige Gedicht' zu keiner der anerkannten Kunstgattungen gezählt sein will und darum denn auch die Saturapoesie in jedem ihrer Ausüber wieder einen andern und eigenartigen Charakter annimmt. Es war vielmehr die voralexandrinische griechische Philosophie, in der Varro die Muster für seine strengeren wie für seine leichteren ästhetischen Arbeiten fand: für die ernsteren Abhandlungen in den Dialogen des Herakleides von Herakleia am schwarzen Meer († um 450), für die Satiren in den Schriften des Menippos von Gadara in Syrien (blüht um 475). Die Wahl war bezeichnend. Herakleides, als Schriftsteller angeregt durch Platons philosophische Gespräche, hatte über deren glänzende Form den systematischen Inhalt gänzlich aus den Augen verloren und die poetisch-fabulistische Einkleidung zur Hauptsache gemacht; er war ein angenehmer und vielgelesener Autor, aber nichts weniger als ein Philosoph. Menippos war es eben so wenig, sondern der echteste litterarische Vertreter derjenigen Philosophie, deren Weisheit darin besteht die Philosophie zu leugnen und die Philosophen zu verhöhnen, der Hundeweisheit des Diogenes; ein lustiger Meister ernsthafter Weisheit bewies er in Exempeln und Schnurren, dafs aufser dem rechtschaffenen Leben alles auf Erden und im Himmel eitel sei, nichts aber eitler als der Hader der sogenannten Weisen. Dies waren die rechten Meister für einen Mann wie Varro, der voll altrömischen Unwillens über die erbärmliche Zeit und voll altrömischer Laune auch durchaus nicht ohne plastisches Talent, aber für alles was nicht wie Bild und Thatsache aussah, sondern wie Begriff oder gar wie System, vollständig vernagelt und vielleicht unter den unphilosophischen Rö-

mern der unphilosophischste war.* Allein Varro war kein unfreier Schüler. Die Anregung und im Allgemeinen die Form entlehnte er von Herakleides und Menippos; aber er war eine zu individuelle und zu entschieden römische Natur, um nicht seine Nachschöpfungen wesentlich selbstständig zu halten und ihnen den nationalrömischen Stempel aufzudrücken. Für seine ernsten Abhandlungen, in denen ein moralischer Satz oder sonst ein Gegenstand von allgemeinem Interesse behandelt ward, verschmähte er die fabulirende an die milesischen Mährchen streifende Weise des Herakleides, der sich gefiel in einigermafsen kinderhaften Geschichtchen wie die vom Abaris und von dem nach siebentägigem Tode wieder zum Leben erwachenden Mädchen. Nur selten entnahm er die Einkleidung den edleren Mythen der Griechen, wie in dem Aufsatz ‚Orestes oder vom Wahnsinn'; regelmäfsig gab ihm einen würdigeren Rahmen für seine Stoffe die Geschichte, namentlich die vaterländische seiner Zeit, wodurch diese Aufsätze zugleich, wie sie auch heifsen, ‚Lobschriften' wurden auf geachtete Römer, vor allem auf die Koryphäen der Verfassungspartei. So war die Abhandlung ‚vom Frieden' zugleich eine Denkschrift auf Metellus Pius, den letzten in der glänzenden Reihe der glücklichen Feldherren des Senats; die ‚von der Götterverehrung' zugleich bestimmt das Andenken an den hochgeachteten Optimaten und Pontifex Gaius Curio zu bewahren; der Aufsatz ‚über das Schicksal' knüpfte an Marius an, der ‚über die Geschichtschreibung' an den ersten Historiker dieser Epoche Sisenna, der ‚über die Anfänge der römischen Schaubühne' an den fürstlichen Spielgeber Scaurus, der ‚über die Zahlen' an den fein gebildeten römischen Banquier Atticus. Die beiden philosophisch-historischen Aufsätze ‚Laelius oder von der Freundschaft', ‚Cato oder vom Alter', welche Cicero, wahrscheinlich nach dem Muster der varronischen, schrieb, mögen von Varros halb lehrender, halb erzählender Behandlung dieser Stoffe ungefähr eine Vorstellung geben. — Ebenso originell in Form und Inhalt ward von Varro die menippische Satire behandelt; die dreiste Mischung von Prosa und Versen ist dem

* Etwas Kindischeres giebt es kaum als Varros Schema der sämmtlichen Philosophien, das erstlich alle nicht die Beglückung des Menschen als letztes Ziel aufstellende Systeme kurzweg für nicht vorhanden erklärt und dann die Zahl der denkbaren Philosophien auf zweihundertachtundachtzig berechnet. Der tüchtige Mann war leider zu sehr Gelehrter um einzugestehen, dafs er Philosoph weder sein könne noch sein möge, und hat defshalb als solcher Zeit seines Lebens zwischen Stoa, Pythagoreismus und Diogenismus einen nicht schönen Eiertanz aufgeführt.

griechischen Original fremd und der ganze geistige Inhalt von römischer Eigenthümlichkeit, man möchte sagen von sabinischem Erdgeschmack durchdrungen. Auch diese Satiren behandeln wie die philosophisch-historischen Aufsätze irgend ein moralisches oder sonst für das gröfsere Publicum geeignetes Thema; wie dies schon einzelne Titel zeigen: ‚Herkules Säulen oder vom Ruhm'; ‚der Topf findet den Deckel oder vom Heirathen'; ‚der Krug hat sein Mafs oder vom Zechen'; ‚Papperlapapp oder von der Lobrede'. Die plastische Einkleidung, die auch hier nicht fehlen durfte, ist natürlich der vaterländischen Geschichte nur selten entlehnt, wie in der Satire ‚Serranus oder von den Wahlen'. Dagegen spielt die diogenische Hundewelt wie billig eine grofse Rolle: es begegnen der Hund Forscher, der Hund Rhetor, der Ritter-Hund, der Wassertrinker-Hund, der Hundekatechismus und dergleichen mehr. Ferner wird die Mythologie zu komischen Zwecken in Contribution gesetzt: wir finden einen ‚befreiten Prometheus', einen ‚strohernen Aias', einen ‚Herkules Sokratiker', einen ‚Anderthalb-Odysseus', der nicht blofs zehn, sondern funfzehn Jahre in Irrfahrten sich umhergetrieben hat. Der dramatisch-novellistische Rahmen schimmert in einzelnen Stücken, z. B. im ‚befreiten Prometheus', in dem ‚Mann von sechzig Jahren', im ‚Frühauf' noch aus den Trümmern hervor; es scheint, dafs Varro die Fabel häufig, vielleicht regelmäfsig als eigenes Erlebnifs erzählte, wie zum Beispiel im Frühauf die handelnden Personen zum Varro hingehen und ihm Vortrag halten, ‚da er als Büchermacher ihnen bekannt war'. Ueber den poetischen Werth dieser Einkleidung ist uns ein sicheres Urtheil nicht mehr gestattet; einzeln begegnen noch in unsern Trümmern allerliebste Schilderungen voll Witz und Lebendigkeit — so eröffnet im ‚befreiten Prometheus' der Heros nach Lösung seiner Fesseln eine Menschenfabrik, in welcher Goldschuh der Reiche sich ein Mädchen bestellt, von Milch und feinstem Wachs, wie es die milesischen Bienen aus mannigfachen Blüthen sammeln, ein Mädchen ohne Knochen und Sehnen, ohne Haut und Haar, rein und fein, schlank, glatt, zart, allerliebst. Der Lebensathem dieser Dichtung ist die Polemik — nicht so sehr die politische der Partei, wie Lucilius und Catullus sie übten, sondern die allgemeine sittliche des strengen Alten gegen die zügellose und verkehrte Jugend, des guten Bürgers von altem Schlag gegen das neue Rom, in dem der Markt, mit Varro zu reden, ein Schweinestall ist und Numa, wenn er auf seine Stadt den Blick wendet, keine Spur seiner weisen Ordnung mehr gewahrt. Varro that in

dem Verfassungskampf, was ihm Bürgerpflicht schien; aber sein Herz war bei diesem Parteitreiben nicht — ,warum', klagt er einmal, ,riefet ihr mich aus meinem reinen Leben in den Rathhausschmutz?' Er gehörte der guten alten Zeit an, wo die Rede nach Zwiebeln und Knoblauch duftete, aber das Herz gesund war. Nur eine einzelne Seite dieser altväterischen Opposition gegen den Geist der neuen Zeit ist die Polemik gegen die Erbfeinde des echten Römerthums, die griechischen Weltweisen; aber es lag sowohl im Wesen der Hundephilosophie als in Varro's Naturell, dafs die menippische Geifsel ganz besonders den Philosophen um die Ohren schwirrte und sie denn auch in angemessene Angst versetzte — nicht ohne Herzklopfen übersandten die philosophischen Scribenten der Zeit dem ,scharfen Mann' ihre neu erschienenen Tractate. Das Philosophiren ist wahrlich keine Kunst. Mit dem zehnten Theil der Mühe, womit der Herr den Sclaven zum Kunstbäcker erzieht, bildet er selbst sich zum Philosophen; freilich, wenn dann der Bäcker und der Philosoph beide unter den Hammer kommen, geht der Kuchenkünstler hundertmal theurer weg als der Weltweise. Sonderbare Leute, diese Philosophen! Der eine befiehlt die Leichen in Honig beizusetzen — ein Glück, dafs man ihm nicht den Willen thut, wo bliebe sonst der Honigwein? Der andere meint, dafs die Menschen wie die Kresse aus der Erde gewachsen sind. Der dritte hat einen Weltbohrer erfunden, durch den die Erde einst untergehen wird.

> Gewifs, niemals hat ein Kranker etwas je geträumt
> So toll, was nicht als Lehrsatz bringt ein Philosoph.

Es ist spafshaft anzusehen, wie so ein Langbart — der etymologisirende Stoiker ist gemeint — ein jedes Wort bedächtig auf der Goldwage wägt; aber nichts geht doch über den echten Philosophenzank — ein stoischer Faustkampf übertrifft weit jede Athletenbalgerei. In der Satire ,die Marcusstadt oder vom Regimente', wo Marcus sich ein Wolkenkukuksheim nach seinem Herzen schuf, erging es eben wie in dem attischen dem Bauer gut, dem Philosophen aber übel; der Schnell-durch-ein-Glied-Beweis *(Celer-δι᾽-ἑνὸς-λήμματος-λόγος)*, Antipatros des Stoikers Sohn, schlägt darin seinem Gegner, offenbar dem philosophischen Zweiglied *(Dilemma)* mit der Feldhacke den Schädel ein. Mit dieser sittlich polemischen Tendenz vereinigte sich auf das Glücklichste Varros unvergleichliche Kunde der nationalen Sitte und Sprache, die in den fachwissenschaftlichen Schriften seines Greisenalters collectaneenartig, hier aber in ihrer ganzen unmit-

telbaren Lebendigkeit sich entfaltet. Varro war im besten und vollsten Sinne des Wortes ein Localgelehrter, der seine Nation in ihrer ehemaligen Eigenthümlichkeit und Abgeschlossenheit wie in ihrer modernen Verschliffenheit und Zerstreuung aus vieljähriger eigener Anschauung kannte und seine unmittelbare Kenntnifs der Landessitte und Landessprache durch die umfassendste Durchforschung der geschichtlichen und litterarischen Archive ergänzt und vertieft hatte. Was insofern an verstandesmäfsiger Auffassung und Gelehrsamkeit in unserem Sinn ihm abging, das gewann die Anschauung und die in ihm lebendige Poesie. Er haschte weder nach antiquarischen Notizen noch nach seltenen veralteten oder poetischen Wörtern*; aber er selbst war ein alter und altfränkischer Mann und beinah ein Bauer, die Klassiker seiner Nation ihm liebe langgewohnte Genossen; wie konnte es fehlen, dafs von der Sitte der Väter, die er über alles liebte und vor allen kannte, gar vielerlei in seinen Schriften erzählt ward, und dafs seine Rede überflofs von sprichwörtlichen griechischen und lateinischen Wendungen, von guten alten in der sabinischen Umgangssprache bewahrten Wörtern, von ennianischen, lucilischen, vor allem plautinischen Reminiscenzen? Den Prosastil dieser ästhetischen Schriften aus Varros früherer Zeit darf man sich nicht vorstellen nach dem der fachwissenschaftlichen Werke seines hohen Alters, der die Satzglieder am Faden der Relativa aufreiht wie die Drosseln an der Schnur; dafs aber Varro grundsätzlich die strenge Stilisirung und die attische Periodisirung verwarf, wurde früher schon bemerkt (S. 537), und seine ästhetischen Aufsätze waren zwar ohne den gemeinen Schwulst und die falschen Flitter des Vulgarismus, aber in mehr lebendig gefügten als wohl gegliederten Sätzen unklassisch und selbst schluderig geschrieben. Die eingelegten Poesien bewiesen dagegen nicht blofs, dafs ihr Urheber die mannigfaltigsten Mafse meisterlich wie nur einer der Modepoeten zu bilden verstand, sondern auch dafs er ein Recht hatte denen sich zuzuzählen, welchen ein Gott es vergönnt hat ‚die Sorgen aus dem Herzen zu bannen durch das Lied und die heilige Dichtkunst'.** Schule machte die varronische

* Er selbst sagt einmal treffend, dafs er veraltete Wörter nicht besonders liebe, aber öfter sie brauche, poetische Wörter sehr liebe, aber sie nicht brauche.

** Die folgende Schilderung ist dem ‚Marcussclaven' entnommen:
Auf einmal, um die Zeit der Mitternacht etwa,
Als uns mit Feuerflammen weit und breit gestickt
Der luftige Raum den Himmelssternenreigen wies,

Skizze so wenig wie das lucretische Lehrgedicht; zu den allgemeineren Ursachen kam hier noch hinzu das durchaus individuelle Gepräge derselben, welches unzertrennlich war von dem höheren Alter, der Bauernhaftigkeit und selbst von der eigenthümlichen Gelehrsamkeit ihres Verfassers. Aber die Anmuth und Laune vor allem der menippischen Satiren, welche an Zahl wie an Bedeutung Varros ernsteren Arbeiten weit überlegen scheinen gewesen zu sein, fesselte die Zeitgenossen sowohl wie diejenigen Späteren, die für Originalität und Volksthümlichkeit Sinn hatten; und auch wir noch, denen es nicht mehr vergönnt ist sie zu lesen, mögen aus den erhaltenen Bruchstücken einigermaſsen es nachempfinden, daſs der Schreiber ‚es verstand zu lachen und mit Maſs zu scherzen'. Und schon als der letzte Hauch des scheidenden guten Geistes der alten Bürgerzeit, als der jüngste grüne Sproſs, den die volksthümliche lateinische Poesie getrieben hat, verdienten es Varros Satiren, daſs der Dichter in seinem poetischen Testament diese seine menippischen Kinder jedem empfahl,

Dem da Roma liegt und Latiums Blüthe am Herzen

und sie behaupten einen ehrenvollen Platz auch in der Geschichte des italischen Volkes.*

Umschleierte des Himmels goldne Wölbungen
Mit kühlem Regenflore rascher Wolken Zug,
Hinab das Wasser schüttend auf die Sterblichen,
Und schossen, los sich reiſsend von dem eisigen Pol,
Die Wind' heran, des groſsen Bären tolle Brut,
Fortführend mit sich Ziegel, Zweig' und Wetterwust.
Doch wir, gestürzt, schiffbrüchig, gleich der Störche Schwarm,
Die an zweizackigen Blitzes Gluth die Flügel sich
Versengt, wir fielen traurig jäh zur Erd' hinab.

In der ‚Menschenstadt' heiſst es:

Nicht wird frei dir die Brust durch Gold und Fülle der Schätze;
Nicht dem Sterblichen nimmt von der Seele der persische Goldberg
Sorg' und Furcht, noch thut es der Schatzsaal Crassus des Reichen.

Aber auch leichtere Weise gelang dem Dichter. In ‚der Krug hat sein Maſs' stand folgender zierliche Lobspruch auf den Wein:

Es bleibt der Wein für Jedermann der beste Trank.
Er ist das Mittel, das den Kranken macht gesund;
Er ist der süſse Keimeplatz der Fröhlichkeit,
Er ist der Kitt, der Freundeskreis zusammenhält.

und in dem ‚Weltbohrer' schlieſst der heimkehrende Wandersmann also seinen Zuruf an die Schiffer:

Laſst schieſsen die Zügel dem leiseren Hauch,
Bis daſs uns erfrischenden Windes Geleit
Rückführt in die liebliche Heimath!

* Die Skizzen Varros haben eine so ungemeine historische und selbst

Zu einer kritischen Geschichtschreibung in der Art, wie die Nationalgeschichte von den Attikern in ihrer klassischen Zeit, wie

poetische Bedeutsamkeit und sind doch in Folge der trümmerhaften Gestalt, in der uns die Kunde davon zugekommen ist, so Wenigen bekannt und so verdriefslich kennen zu lernen, dafs es wohl erlaubt sein wird einige derselben hier mit den wenigen zur Lesbarkeit unumgänglichen Restaurationen zu resumiren. — Die Satire ‚Frühauf' schildert die ländliche Haushaltung. ‚Frühauf ruft mit der Sonne zum Aufstehen und führt selbst die Leute auf ‚den Arbeitsplatz. Die Jungen machen sich selber ihr Bett, das die Arbeit ‚ihnen weich macht, und stellen sich selber Wasserkrug und Lampe dazu. ‚Der Trank ist der klare frische Quell, die Kost Brot und als Zubrot die ‚Zwiebel. In Haus und Feld gedeiht Alles. Das Haus ist kein Kunstbau; ‚aber der Architekt könnte Symmetrie daran lernen. Für den Acker wird ‚gesorgt, dafs er nicht unordentlich und wüst in Unsauberkeit und Vernach- ‚lässigung verkomme; dafür wehrt die dankbare Ceres den Schaden von der ‚Frucht, dafs die Schober hochgeschichtet das Herz des Landmannes er- ‚freuen. Hier gilt noch das Gastrecht; willkommen ist, wer nur Muttermilch ‚gesogen hat. Brotkammer und Weinfafs und der Wurstvorrath am Haus- ‚balken, Schlüssel und Schlofs sind dem Wandersmann dienstwillig und ‚hoch thürmen vor ihm die Speisen sich auf; zufrieden sitzt der gesättigte ‚Gast, weder vor- noch rückwärts schauend, nickend am Heerde in der ‚Küche. Zum Lager wird der wärmste doppelwollige Schaafpelz für ihn ‚ausgebreitet. Hier gehorcht man noch als guter Bürger dem gerechten ‚Gesetz, das weder aus Mifsgunst Unschuldigen zu nahe tritt noch aus Gunst ‚Schuldigen verzeiht. Hier redet man nicht Böses wider den Nächsten. ‚Hier rekelt man nicht mit den Füfsen auf dem heiligen Heerd, sondern ehrt ‚die Götter mit Andacht und mit Opfern, wirft dem Hausgeist sein Stückchen ‚Fleisch in das bestimmte Schüsselchen und geleitet, wenn der Hausherr stirbt, ‚die Bahre mit demselben Gebet, mit welchem die des Vaters und des Grofs- ‚vaters hinweggetragen wurde'. — In einer andern Satire tritt ein ‚Lehrer ‚der Alten' auf, dessen die gesunkene Zeit dringender zu bedürfen scheint als des Jugendlehrers. ‚Trügt mich mein Auge oder sehe ich Sclaven in ‚Waffen gegen ihre Herren? — Einst ward, wer zur Aushebung sich nicht ‚stellte, von Staatswegen als Sclave in die Fremde verkauft; jetzt heifst ‚der Censor, der Feigheit und alles hingehen läfst, ein grofser Bürger und ‚erntet Lob, dafs er nicht darauf aus ist sich durch Kränkung der Mitbür- ‚ger einen Namen zu machen. — Einst liefs der römische Bauer sich alle ‚drei Wochen den Bart scheeren; jetzt kann der Ackersclave es nicht fein ‚genug haben, der Herr aber hält sich Pfauenheerden und läfst seine Thü- ‚ren mit africanischem Cypressenholz einlegen. — Einst drehte die Haus- ‚frau mit der Hand die Spindel und hielt dabei den Topf auf dem Heerd im ‚Auge, damit der Brei nicht verbrenne; jetzt' [heifst es in einer andern Satire] ‚bettelt die Tochter den Vater um ein Pfund Edelsteine, das Weib ‚den Mann um einen Scheffel Perlen an. Einst war die Frau vollkommen ‚zufrieden, wenn der Mann ein oder zweimal im Jahre sie in dem ungepolsterten Wagen über Land fuhr'; jetzt — konnte er hinzusetzen (vgl. Cic. *pro Mil.* 21, 55) schmollt die Frau, wenn der Mann ohne sie auf sein Landgut geht, und folgt der reisenden Dame das elegante griechische Bedientengesindel und die Kapelle nach auf die Villa. — In einer Schrift der ernsteren Gattung: ‚Catus oder die Kinderzucht' belehrt Varro den Freund, der

die Weltgeschichte von Polybios geschrieben ward, ist man in Rom eigentlich niemals gelangt. Selbst auf dem dafür am meisten geeigneten Boden, in der Darstellung der gleichzeitigen und der jüngst vergangenen Ereignisse blieb es im Ganzen bei mehr oder minder unzulänglichen Versuchen; in der Epoche namentlich von Sulla bis auf Caesar wurden die nicht sehr bedeutenden Leistungen, welche die vorhergehende auf diesem Gebiet aufzuweisen hatte, die Arbeiten Antipaters und Asellios, kaum auch nur erreicht. Das einzige diesem Gebiete angehörende namhafte Werk, das in der gegenwärtigen Epoche entstand, ist des Lucius Cornelius Sisenna (Praetor 676) Geschichte des Bundesgenossen- und Bürgerkrieges. Von ihr bezeugen die, welche sie lasen, dafs sie an Lebendigkeit und Lesbarkeit die alten trockenen Chroniken weit übertraf, aber auch in einem durchaus unreinen und selbst

ihn defswegen um Rath gefragt, nicht blofs über die Gottheiten, denen nach altem Brauch für der Kinder Wohl zu opfern war, sondern, hinweisend auf die verständigere Kindererziehung der Perser und auf seine eigene streng verlebte Jugend, warnt er vor Ueberfüttern und Ueberschlafen, vor süfsem Brot und feiner Kost — die jungen Hunde, meint der Alte, werden jetzt verständiger genährt als die Kinder —, ebenso vor dem Besiebnen und Besegnen, das in Krankheitsfällen so oft die Stelle des ärztlichen Rathes vertrat. Er räth die Mädchen zum Sticken anzuhalten, damit sie später die Stickereien und Webereien richtig zu beurtheilen verständen, und sie nicht zu früh das Kinderkleid ablegen zu lassen; er warnt davor die Knaben in die Fechterspiele zu führen, in denen früh das Herz verhärtet und die Grausamkeit gelernt wird. — In dem ,Mann von sechzig Jahren' erscheint Varro als römischer Epimenides, der, als zehnjähriger Knabe eingeschlafen, nach einem halben Jahrhundert wieder erwacht. Er staunt darüber statt seines glattgeschornen Knabenkopfes ein altes Glatzhaupt wiederzufinden, mit häfslicher Schnauze und wüsten Borsten gleich dem Igel; mehr noch aber staunt er über das verwandelte Rom. Die lucrinischen Austern, sonst eine Hochzeitschüssel, sind jetzt ein Alltagsgericht; dafür rüstet denn auch der bankerotte Schlemmer im Stillen die Brandfackel. Wenn sonst der Vater dem Knaben vergab, so ist jetzt das Vergeben an den Knaben gekommen: das heifst, er vergiebt den Vater mit Gift. Der Wahlplatz ist zur Börse geworden, der Criminalprozefs zur Goldgrube für den Geschwornen. Keinem Gesetze wird noch gehorcht, aufser dem einen, dafs nichts für nichts gegeben wird. Alle Tugenden sind geschwunden; dafür begrüfsen den Erwachten als neue Insassen die Gotteslästerung, die Wortlosigkeit, die Geilheit. ,O wehe dir, Marcus, über solchen Schlaf und solches Erwachen!' — Die Skizze gleicht der catilinarischen Zeit, kurz nach welcher (um 697) sie der alte Mann geschrieben haben mufs, und es lag eine Wahrheit in der bittern Schlufswendung, wo der Marcus, gehörig ausgescholten wegen seiner unzeitgemäfsen Anklagen und antiquarischen Reminiscenzen, mit parodischer Anwendung einer uralten römischen Sitte als unnützer Greis auf die Brücke geschleppt und in die Tiber gestürzt wird. Es war allerdings für solche Männer in Rom kein Platz mehr.

in das Kindische verfallenden Stil geschrieben war; wie denn auch die wenigen übrigen Bruchstücke eine kleinliche Detailmalerei des Gräfslichen * und eine Menge neu gebildeter oder der Umgangssprache entnommener Wörter aufzeigen. Wenn noch hinzugefügt wird, dafs das Muster des Verfassers und so zu sagen der einzige ihm geläufige griechische Historiker Kleitarchos war, der Verfasser einer zwischen Geschichte und Fiction schwankenden Biographie Alexanders des Grofsen in der Art des Halbromans, der den Namen des Curtius trägt, so wird man nicht anstehen in Sisennas vielgerühmtem Geschichtswerk nicht ein Erzeugnifs echter historischer Kritik und Kunst zu erkennen, sondern den ersten römischen Versuch in der bei den Griechen so beliebten historischen Zwittergattung, welche das historische Grundwerk durch erfundene Ausführung lebendig und interessant machen möchte und es dadurch schal und unwahr macht; und es wird nicht ferner Verwunderung erregen demselben Sisenna auch als Uebersetzer griechischer Moderomane zu begegnen (S. 556). — Dafs es auf dem Gebiet der allgemeinen Stadt- und gar der Welt-Chronik noch weit erbärmlicher aussah, lag in der Natur der Sache. Zwar Gaius Licinius Macer († als gewesener Praetor 688), des Dichters Calvus (S. 554) Vater und ein eifriger Demokrat (S. 86), nahm einen achtbaren Anlauf die Urkunden und sonstige zuverlässige Quellen nach Polybios Vorgang wieder an das Licht zu ziehen und danach die gangbare Erzählung zu rectificiren; und die steigende Regsamkeit der antiquarischen Forschung liefs erwarten, dafs dieser erste Versuch nicht vereinzelt bleiben werde. Allein es trat das gerade Gegentheil ein. Je mehr und je tiefer man forschte, desto deutlicher trat es hervor, was es hiefs eine kritische Geschichte Roms zu schreiben. Schon die Schwierigkeiten, die der Forschung und Darstellung sich entgegenstellten, waren unermefslich; aber die bedenklichsten Hindernisse waren nicht die litterarischer Art. Die conventionelle Urgeschichte Roms, wie sie jetzt seit wenigstens zehn Menschenaltern erzählt und geglaubt ward (I, 303), war mit dem bürgerlichen Leben der Nation aufs innigste zusammengewachsen; und doch mufste bei jeder eingehenden und ehrlichen Forschung nicht blofs Einzelnes hie und da mo-

* ‚Die Unschuldigen', hiefs es in einer Rede, ‚schleppst du, zitternd an allen Gliedern, heraus und am hohen Uferrande des Flusses beim Morgengrauen' [lässest du sie schlachten]. Solche ohne Mühe einer Taschenbuchsnovelle einzufügende Phrasen begegnen mehrere.

dificirt, sondern das ganze Gebäude so gut umgeworfen werden wie die fränkische Urgeschichte vom König Pharamund und die brittische vom König Arthur. Ein conservativ gesinnter Forscher, wie zum Beispiel Varro war, konnte an dieses Werk nicht Hand legen wollen; und hätte ein verwegener Freigeist sich dazu gefunden, so würde gegen diesen schlimmsten aller Revolutionäre, der der Verfassungspartei sogar ihre Vergangenheit zu nehmen Anstalt machte, unter allen guten Bürgern das Kreuzige erschollen sein. So führte die philologische und antiquarische Forschung von der Geschichtschreibung mehr ab als zu ihr hin. Varro und die Einsichtigeren überhaupt gaben die Chronik als solche offenbar verloren; höchstens dafs man, wie Titus Pomponius Atticus that, die Beamten- und Geschlechtsverzeichnisse in tabellarischer Anspruchslosigkeit zusammenstellte. Die Stadtchronikenfabrik stellte aber darum ihre Thätigkeit natürlich nicht ein, sondern fuhr fort zu der grofsen von der langen Weile für die lange Weile geschriebenen Bibliothek ihre Beiträge so gut in Prosa wie in Versen zu liefern, ohne dafs die Buchmacher, zum Theil bereits Freigelassene, um die eigentliche Forschung irgend sich bekümmert hätten. Einzelne derselben zeichneten wohl unter der Menge sich aus: Macers relativ kritische Stadtchronik ward schon erwähnt; die Chronik des Quintus Claudius Quadrigarius (um 676?) war in einem altmodischen, aber guten Stil geschrieben und beflifs in der Darstellung der Fabelzeit sich wenigstens einer löblichen Kürze. Dagegen übertraf Valerius von Antium in der Weitläuftigkeit wie in der kindischen Fabulirung alle seine Vorgänger. Die Zahlenlüge war hier systematisch bis auf die gleichzeitige Geschichte herab durchgeführt und die Urgeschichte Roms aus dem Platten abermals ins Platte gearbeitet; wie denn zum Beispiel die Erzählung, in welcher Art der weise Numa nach Anweisung der Nymphe Egeria die Götter Faunus und Picus mit Weine fing, und die schöne von selbigem Numa hierauf mit Gott Jupiter gepflogene Conversation allen Verehrern der sogenannten Sagengeschichte Roms nicht dringend genug empfohlen werden können, um wo möglich auch sie, versteht sich ihrem Kerne nach, zu glauben. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn die griechischen Novellenschreiber dieser Zeit solche für sie wie gemachte Stoffe sich hätten entgehen lassen. In der That fehlte es auch nicht an griechischen Litteraten, welche die römische Geschichte, und zwar keineswegs blofs die der ältesten, sondern zum Beispiel auch die der hannibalischen Zeit zu Romanen verarbeiteten: solche Schrif-

ten ‚von italischen Dingen‘, ein widerwärtiges Gemisch abgestandener historischer Ueberlieferung und trivialer, vorwiegend erotischer Erfindung, gab es zum Beispiel von dem schon unter den in Rom lebenden griechischen Litteraten erwähnten Polyhistor Alexandros (S. 538) und, charakteristisch genug, von dem mehr genannten Aristeides von Milet, dem gelesensten Romanschreiber der Zeit. — So dringt von verschiedenen Seiten her der historische Roman der Griechen in die römische Historiographie ein; und es ist mehr als wahrscheinlich, dafs von dem, was man heute Tradition der römischen Urzeit zu nennen gewohnt ist, nicht der kleinste Theil aus Quellen herrührt von dem Schlage der Amadis von Gallien und der Fouquéschen Ritterromane — eine erbauliche Betrachtung, welche denjenigen empfohlen sein mag, die Sinn haben für den Humor der Geschichte und welche die Komik der noch in gewissen Zirkeln des neunzehnten Jahrhunderts für König Numa gehegten Pietät zu würdigen verstehen. Neu ein in die römische Litteratur tritt in dieser Epoche neben der Landes- die Universal- oder, richtiger gesagt, die zusammengefafste römisch-hellenische Geschichte. Cornelius Nepos (c. 650—c. 725) lieferte zuerst eine allgemeine Chronik (herausgegeben vor 700) und eine nach gewissen Kategorien geordnete allgemeine Biographiensammlung politisch oder litterarisch ausgezeichneter römischer und griechischer oder doch in die römische oder griechische Geschichte eingreifender Männer. Diese Arbeiten schliefsen an die Universalgeschichten sich an, wie sie die Griechen schon seit längerer Zeit schrieben; und es ist bemerkenswerth, dafs eben diese griechischen Weltchroniken jetzt auch, wie zum Beispiel die im J. 698 abgeschlossene des Kastor, Schwiegersohns des galatischen Königs Deiotarus, die bisher von ihnen vernachlässigte römische Geschichte in ihren Kreis zu ziehen begannen. Polybios Tendenz der localen Geschichte die der Mittelmeerwelt zu substituiren liegt allerdings auch diesen Arbeiten zu Grunde; aber was bei Polybios aus grofsartig klarer Auffassung und tiefem geschichtlichem Sinn hervorging, erscheint in diesen Chroniken vielmehr als ein Product des praktischen Bedürfnisses von Schulmeistern und Dilettanten. Der künstlerischen Geschichtschreibung können diese Weltchroniken, Lehrbücher für den Unterricht oder Handbücher zum Nachschlagen, und die ganze damit zusammenhängende auch in lateinischer Sprache späterhin sehr weitschichtig gewordene Litteratur kaum zugezählt werden; und namentlich Nepos selbst war ein reiner weder durch Geist noch auch nur durch Planmäfsigkeit und Genauigkeit ausgezeichneter

Compilator. — Merkwürdig und in hohem Grade charakteristisch ist die Historiographie dieser Zeit allerdings, aber freilich so unerfreulich wie die Zeit selbst. Das Ineinanderaufgehen der griechischen und der lateinischen Litteratur tritt auf keinem Gebiet so deutlich hervor wie auf dem der Geschichte; hier setzen die beiderseitigen Litteraturen in Stoff und Form am frühesten sich ins Gleiche und die einheitliche Auffassung der hellenisch-italischen Geschichte, mit der Polybios seiner Zeit vorangeeilt war, lernte jetzt bereits der griechische wie der römische Knabe in der Schule. Allein wenn der Mittelmeerstaat einen Geschichtschreiber gefunden hatte, ehe er seiner selbst sich bewufst worden war, so stand jetzt, wo das Bewufstsein sich eingestellt hatte, weder bei den Griechen noch bei den Römern ein Mann auf, der ihm den rechten Ausdruck zu leihen vermochte. Eine römische Geschichtschreibung, sagt Cicero, giebt es nicht; und so weit wir urtheilen können, ist dies nicht mehr als die einfache Wahrheit. Die Forschung wendet von der Geschichtschreibung sich ab, die Geschichtschreibung von der Forschung; die historische Litteratur schwankt zwischen dem Schulbuch und dem Roman. Alle reinen Kunstgattungen, Epos, Drama, Lyrik, Historie sind nichtig in dieser nichtigen Welt; aber in keiner Gattung spiegelt doch der geistige Verfall der ciceronischen Zeit in so grauenvoller Klarheit sich wieder wie in ihrer Historiographie. — Die kleine historische Litteratur dieser Zeit weist dagegen unter vielen geringfügigen und verschollenen Productionen eine Schrift ersten Ranges auf: die Memoiren Caesars oder vielmehr der militärische Rapport des demokratischen Generals an das Volk, von dem er seinen Auftrag erhalten hat. Der vollendetste und allein von dem Verfasser selbst veröffentlichte Abschnitt, der die keltischen Feldzüge bis zum J. 702 schildert, hat offenbar den Zweck das formell verfassungswidrige Beginnen Caesars, ohne Auftrag der competenten Behörde ein grofses Land zu erobern und zu diesem Ende sein Heer beständig zu vermehren, so gut wie möglich vor dem Publicum zu rechtfertigen; er ward geschrieben und bekannt gemacht im J. 703, als in Rom der Sturm gegen Caesar losbrach und er aufgefordert ward sein Heer zu entlassen und sich zur Verantwortung zu stellen.* Der

* Dafs die Schrift über den gallischen Krieg auf einmal publicirt worden ist, hat man längst vermuthet; den bestimmten Beweis dafür liefert die Erwähnung der Gleichstellung der Boier und der Haeduer schon im ersten Buch (c. 28), während doch die Boier noch im siebenten (c. 10) als zinspflichtige Unterthanen der Haeduer vorkommen und offenbar erst wegen

Verfasser dieser Rechtfertigungsschrift schreibt, wie er auch selber sagt, durchaus als Offizier und vermeidet es sorgfältig die militärische Berichterstattung auf die bedenklichen Gebiete der politischen Organisation und Administration zu erstrecken. Seine in der Form eines Militärberichts entworfene Gelegenheits- und Parteischrift ist wohl selber ein Stück Geschichte wie die Bülletins Napoleons, aber ein Geschichtswerk im rechten Sinne des Wortes ist es nicht und soll es nicht sein; die Objectivität der Darstellung ist nicht die historische, sondern die des Beamten. Allein in dieser bescheidenen Gattung ist die Arbeit meisterlich und vollendet wie keine andere in der gesammten römischen Litteratur. Die Darstellung ist immer knapp und nie karg, immer schlicht und nie nachlässig, immer von durchsichtiger Lebendigkeit und nie gespannt oder manierirt. Die Sprache ist vollkommen rein von Archaismen wie von Vulgarismen, der Typus der modernen Urbanität. Den Büchern vom Bürgerkrieg meint man es anzufühlen, dafs der Verfasser den Krieg hatte vermeiden wollen und nicht vermeiden können, vielleicht auch, dafs in Caesars Seele wie in jeder anderen die Zeit der Hoffnung eine reinere und frischere war als die der Erfüllung; aber über die Schrift vom gallischen Krieg ist eine helle Heiterkeit, eine einfache Anmuth ausgegossen, welche nicht minder einzig in der Litteratur dastehen wie Caesar in der Geschichte. — Verwandter Art sind die Briefwechsel von Staatsmännern und Litteraten dieser Zeit, die in der folgenden Epoche mit Sorgfalt gesammelt und veröffentlicht wurden: so die Correspondenz von Caesar selbst, von Cicero, Calvus und Andern. Den eigentlich litterarischen Leistungen können sie noch weniger beigezählt werden; aber für die

ihres Verhaltens und desjenigen der Haeduer in dem Kriege gegen Vercingetorix gleiches Recht mit ihren bisherigen Herren erhielten. Andrerseits wird, wer die Geschichte der Zeit aufmerksam verfolgt, in der Aeufserung über die milonische Krise 7, 6 den Beweis finden, dafs die Schrift vor dem Ausbruch des Bürgerkrieges publicirt ward; nicht weil Pompeius hier gelobt wird, sondern weil Caesar daselbst die Exceptionalgesetze vom J. 702 (S. 308) billigt. Dies konnte und mufste er thun, so lange er ein friedliches Abkommen mit Pompeius herbeizuführen suchte (S. 331), nicht aber nach dem Bruch, wo er die auf Grund jener für Caesar verletzenden Gesetze erfolgten Verurtheilungen umstiefs (S. 436). Darum ist die Veröffentlichung dieser Schrift mit vollem Recht in das J. 703 gesetzt worden. — Die Tendenz der Schrift erkennt man am deutlichsten in der beständigen, oft, am entschiedensten wohl bei der aquitanischen Expedition 3, 11, nicht glücklichen Motivirung jedes einzelnen Kriegsacts als einer unvermeidlichen Defensivmafsregel. Dafs die Gegner Caesars Angriffe auf die Kelten und Deutschen vor allem als unprovocirt tadelten, ist bekannt (Sueton *Caes.* 24).

geschichtliche wie für jede andere Forschung war diese Correspondenzlitteratur ein reiches Archiv und das treueste Spiegelbild einer Epoche, in der so viel würdiger Gehalt vergangener Zeiten und so viel Geist, Geschicklichkeit und Talent im kleinen Treiben sich verflüchtigte und verzettelte. — Eine Journalistik in dem heutigen Sinn hat bei den Römern niemals sich gebildet; die litterarische Polemik blieb angewiesen auf die Broschürenlitteratur und daneben allenfalls auf die zu jener Zeit allgemein verbreitete Sitte die für das Publicum bestimmten Notizen an öffentlichen Orten mit dem Pinsel oder dem Griffel anzuschreiben. Dagegen wurden untergeordnete Individuen dazu verwandt für die abwesenden Vornehmen die Tagesvorfälle und Stadtneuigkeiten aufzuzeichnen; auch für die sofortige Veröffentlichung eines Auszugs aus den Senatsverhandlungen traf Caesar schon in seinem ersten Consulat geeignete Mafsregeln. Aus den Privatjournalen jener römischen *penny-a-liners* und diesen officiellen laufenden Berichten entstand eine Art von hauptstädtischem Intelligenzblatt (*acta diurna*), in dem das Resumé der vor dem Volke und im Senat verhandelten Geschäfte, ferner Geburten, Todesfälle und dergleichen mehr verzeichnet wurden. Dasselbe wurde eine nicht unwichtige geschichtliche Quelle, aber blieb ohne eigentliche politische wie ohne litterarische Bedeutung.

Zu der historischen Nebenlitteratur gehört von Rechts wegen auch die Redeschriftstellerei. Die Rede, aufgezeichnet oder nicht, ist ihrer Natur nach ephemer und gehört der Litteratur nicht an; indefs kann auch sie wie der Bericht und der Brief, und sie noch leichter als diese, durch die Prägnanz des Moments und die Macht des Geistes, denen sie entspringt, eintreten unter die bleibenden Schätze der nationalen Litteratur. So spielten denn auch in Rom die Aufzeichnungen der vor der Bürgerschaft oder den Geschwornen gehaltenen Reden politischen Inhalts nicht blofs seit langem eine grofse Rolle in dem öffentlichen Leben, sondern es wurden auch die Reden namentlich des Gaius Gracchus mit Recht gezählt zu der klassischen römischen Litteratur. In dieser Epoche aber tritt hier nach allen Seiten hin eine seltsame Verwandlung ein. Die politische Redeschriftstellerei ist im Sinken wie die Staatsrede selbst. Die politische Rede fand, in Rom wie überhaupt in den alten Politien, ihren Höhepunct in den Verhandlungen vor der Bürgerschaft: hier fesselten den Redner nicht, wie im Senat, collegialische Rücksichten und lästige Formen, nicht, wie in den Gerichtsreden, die der Politik an sich fremden Interessen der Anklage und Vertheidigung; hier allein schwoll ihm das Herz hoch vor der ganzen

an seinen Lippen hangenden grofsen und mächtigen römischen Volksgemeinde. Allein damit war es nun vorbei. Nicht als hätte es an Rednern gemangelt oder an der Veröffentlichung der vor der Bürgerschaft gehaltenen Reden; vielmehr ward die politische Schriftstellerei jetzt erst recht weitläuftig und es fing an zu den stehenden Tafelbeschwerden zu gehören, dafs der Wirth die Gäste durch Vorlesung seiner neuesten Reden incommodirte. Auch Publius Clodius liefs seine Volksreden als Broschüren ausgehen, eben wie Gaius Gracchus; aber es ist nicht dasselbe, wenn zwei Männer dasselbe thun. Die bedeutenderen Führer selbst der Opposition, vor allem Caesar selbst, sprachen zu der Bürgerschaft nicht oft und veröffentlichten nicht mehr die vor ihr gehaltenen Reden; ja sie suchten zum Theil für ihre politischen Flugschriften sich eine andere Form als die hergebrachte der Contionen, in welcher Hinsicht namentlich die Lob- und Tadelschriften auf Cato (S. 440) bemerkenswerth sind. Es ist das wohl erklärlich. Gaius Gracchus hatte zur Bürgerschaft gesprochen; jetzt sprach man zu dem Pöbel; und wie das Publicum, so die Rede. Kein Wunder, wenn der reputirliche politische Schriftsteller auch die Einkleidung vermied, als seien seine Worte zu den auf dem Markte der Hauptstadt versammelten Haufen gesprochen. Wenn also die Redeschriftstellerei in ihrer bisherigen litterarischen und politischen Geltung in derselben Weise verfällt, wie alle naturgemäfs aus dem nationalen Leben entwickelten Zweige der Litteratur, so beginnt zugleich eine seltsame nicht politische Plaidoyerlitteratur. Bisher hatte man nichts davon gewufst, dafs der Advocatenvortrag als solcher, aufser für die Richter und die Parteien, auch noch für Mit- und Nachwelt zur litterarischen Erbauung bestimmt sei; kein Sachwalter hatte seine Plaidoyers aufgezeichnet und veröffentlicht, wofern dieselben sich nicht etwa dazu eigneten als politische Parteischriften verbreitet zu werden, und auch dies war nicht gerade häufig geschehen. Noch Quintus Hortensius (640—704), in den ersten Jahren dieser Periode der gefeiertste römische Advocat, veröffentlichte nur wenige und wie es scheint nur die ganz oder halb politischen Reden. Erst sein Nachfolger in dem Principat der römischen Sachwalter, M. Tullius Cicero (648—711) war von Haus aus ebenso sehr Schriftsteller wie Gerichtsredner; er publicirte seine Plaidoyers regelmäfsig und auch dann, wenn sie nicht oder nur entfernt mit der Politik zusammenhingen. Dies ist nicht Fortschritt, sondern Unnatur und Verfall. Auch in der attischen Litteratur ist das Auftreten der geschriebenen nicht politischen Advocatenreden unter den Kunstgattungen ein Zeichen der Krankheit; aber

zwiefach ist es dies in der römischen, in der diese Mifsbildung nicht wie in Attika aus dem überspannten rhetorischen Treiben mit einer gewissen Nothwendigkeit erwachsen, sondern willkürlich und im Widerspruch mit den besseren Traditionen der Nation dem Ausland abgeborgt ist. Dennoch kam dieses neue Genre rasch in Aufnahme, theils weil es mit der älteren politischen Redeschriftstellerei vielfach sich berührte und zusammenflofs, theils weil das unpoetische, rechthaberische, rhetorisirende Naturell der Römer für den neuen Samen einen günstigen Boden darbot, wie ja denn noch heute die Advocatenrede und selbst eine Art Prozefsschriftlitteratur in Italien etwas bedeutet. Also erwarb die von der Politik emancipirte Redeschriftstellerei das Bürgerrecht in der römischen Litteratenwelt durch Cicero. Wir haben dieses vielseitigen Mannes schon mehrfach gedenken müssen. Als Staatsmann ohne Einsicht, Ansicht und Absicht, hat er nach einander als Demokrat, als Aristokrat und als Werkzeug der Monarchen figurirt und ist nie mehr gewesen als ein kurzsichtiger Egoist. Wo er zu handeln schien, waren die Fragen, auf die es ankam, regelmäfsig bereits abgethan: so trat er im Prozefs des Verres gegen die Senatsgerichte auf, als sie bereits beseitigt waren; so schwieg er bei der Verhandlung über das gabinische und verfocht das manilische Gesetz; so polterte er gegen Catilina, als dessen Abgang bereits feststand, und so weiter. Gegen Scheinattaquen war er gewaltig und Mauern von Pappe hat er viele mit Geprassel eingerannt; eine ernstliche Sache ist nie, weder im Guten noch im Bösen, durch ihn entschieden worden und vor allem die Hinrichtung der Catilinarier hat er weit mehr geschehen lassen als selber bewirkt. In litterarischer Hinsicht ist es bereits hervorgehoben worden, dafs er der Schöpfer der modernen lateinischen Prosa war (S. 535); auf seiner Stilistik ruht seine Bedeutung und allein als Stilist auch zeigt er ein sicheres Selbstgefühl. Als Schriftsteller dagegen steht er vollkommen ebenso tief wie als Staatsmann. Er hat in den mannigfaltigsten Aufgaben sich versucht, in unendlichen Hexametern Marius Grofs- und seine eigenen Kleinthaten besungen, mit seinen Reden den Demosthenes, mit seinen philosophischen Gesprächen den Platon aus dem Felde geschlagen und nur die Zeit hat ihm gefehlt um auch den Thukydides noch zu überwinden. Er war in der That so durchaus Pfuscher, dafs es ziemlich einerlei war, welchen Acker er pflügte. Eine Journalistennatur im schlechtesten Sinn des Wortes, an Worten, wie er selber sagt, überreich, an Gedanken über alle

Begriffe arm, gab es kein Fach, worin er nicht mit Hülfe weniger Bücher rasch einen lesbaren Aufsatz übersetzt oder compilirt hätte. Am treuesten giebt seine Correspondenz sein Bild wieder. Man pflegt sie interessant und geistreich zu nennen; sie ist es auch, so lange sie das hauptstädtische oder Villenleben der vornehmen Welt wiederspiegelt; aber wo der Schreiber auf sich selbst angewiesen ist, wie im Exil, in Kilikien und nach der pharsalischen Schlacht, ist sie matt und leer, wie nur je die Seele eines aus seinen Kreisen verschlagenen Feuilletonisten. Dafs ein solcher Staatsmann und ein solcher Litterat auch als Mensch nicht anders sein konnte als von schwach überfirnifster Oberflächlichkeit und Herzlosigkeit, ist kaum noch nöthig zu sagen. Sollen wir den Redner noch schildern? Der grofse Schriftsteller ist doch auch ein grofser Mensch; und vor allem dem grofsen Redner strömt die Ueberzeugung oder die Leidenschaft klarer und brausender aus den Tiefen der Brust hervor als den dürftigen Vielen, die nur zählen und nicht sind. Cicero hatte keine Ueberzeugung und keine Leidenschaft; er war nichts als Advocat, und kein guter Advocat. Er verstand es, seine Sacherzählung anekdotenhaft pikant vorzutragen, wenn nicht das Gefühl doch die Sentimentalität seiner Zuhörer zu erregen und durch Witze oder Witzeleien meist persönlicher Art das trockene Geschäft der Rechtspflege zu erheitern; seine besseren Reden, wenn gleich auch sie die freie Anmuth und den sicheren Treff der vorzüglichsten Compositionen dieser Art, z. B. der Memoiren von Beaumarchais, bei weitem nicht erreichen, sind doch eine leichte und angenehme Lectüre. Werden aber schon die eben bezeichneten Vorzüge dem ernsten Richter als Vorzüge sehr zweifelhaften Werthes erscheinen, so mufs der absolute Mangel politischen Sinnes in den staatsrechtlichen, juristischer Deduction in den Gerichtsreden, der pflichtvergessene die Sache stets über dem Anwalt aus den Augen verlierende Egoismus, die gräfsliche Gedankenöde jeden Leser der ciceronischen Reden von Herz und Verstand empören. Wenn hier etwas wunderbar ist, so sind es wahrlich nicht die Reden, sondern die Bewunderung, die dieselben fanden. Mit Cicero wird jeder Unbefangene bald im Reinen sein; der Ciceronianismus ist ein Problem, das in der That nicht eigentlich aufgelöst, sondern nur aufgehoben werden kann in dem gröfseren Geheimnifs der Menschennatur: der Sprache und der Wirkung der Sprache auf das Gemüth. Indem die edle lateinische Sprache, eben bevor sie als Volksidiom unterging, von jenem gewandten Stilisten noch einmal gleichsam zusammengefafst und in seinen

weitläuftigen Schriften niedergelegt ward, ging auf das unwürdige Gefäfs etwas über von der Gewalt, die die Sprache ausübt, und von der Pietät, die sie erweckt. Man besafs keinen grofsen lateinischen Prosaiker; denn Caesar war wie Napoleon nur beiläufig Schriftsteller. War es zu verwundern, dafs man in Ermangelung eines solchen wenigstens den Genius der Sprache ehrte in dem grofsen Stilisten? und dafs wie Cicero selbst so auch Cicero's Leser sich gewöhnten zu fragen nicht was, sondern wie er geschrieben? Gewohnheit und Schulmeisterei vollendeten dann, was die Macht der Sprache begonnen hatte. Cicero's Zeitgenossen waren begreiflicher Weise in dieser seltsamen Abgötterei weit weniger befangen als viele der Späteren. Die ciceronische Manier beherrschte wohl ein Menschenalter hindurch die römische Advocatenwelt, so gut wie die noch weit schlechtere des Hortensius es gethan; allein die bedeutendsten Männer, zum Beispiel Caesar, hielten doch stets derselben sich fern und unter der jüngeren Generation regte bei allen frischen und lebendigen Talenten sich die entschiedenste Opposition gegen Cicero's zwitterhafte und schwächliche Redekunst. Man vermifste in der Sprache Knappheit und Strenge, in den Späfsen das Leben, in der Anordnung Klarheit und Gliederung, vor allen Dingen aber in der ganzen Beredsamkeit das Feuer, das den Redner macht. Statt der rhodischen Eklektiker fing man an auf die echten Attiker, namentlich auf Lysias und Demosthenes zurückzugehen und suchte eine kräftigere und männlichere Beredsamkeit in Rom einzubürgern. Dieser Richtung gehörten an der feierliche, aber steife Marcus Junius Brutus (669—712), die beiden politischen Parteigänger Marcus Caelius Rufus (672—706; S. 437) und Gaius Scribonius Curio († 705; S. 334. 373), beide als Redner voll Geist und Leben, der auch als Dichter bekannte Calvus (672—706), der litterarische Koryphäe dieses jüngeren Rednerkreises, und der ernste und gewissenhafte Gaius Asinius Pollio (678—757). Unleugbar war in dieser jüngeren Redelitteratur mehr Geschmack und mehr Geist als in der hortensischen und ciceronischen zusammengenommen; indefs vermögen wir nicht zu ermessen, wie weit unter den Stürmen der Revolution, die diesen ganzen reichbegabten Kreis mit einziger Ausnahme des Pollio rasch wegrafften, die besseren Keime noch zur Entwickelung gelangten. Die Zeit dazu war kurz gemessen. Die neue Monarchie begann damit der Redefreiheit den Krieg zu machen und unterdrückte die politische Rede bald ganz (S. 308). Seitdem ward wohl noch die untergeordnete Gattung des reinen Advocatenplaidoyers in der Litteratur festgehalten; aber die

höhere Redekunst und Redelitteratur, die durchaus ruht auf dem politischen Treiben, ging mit diesem selbst nothwendig und für immer zu Grunde.

Endlich entwickelt sich in der ästhetischen Litteratur dieser Zeit die künstlerische Behandlung fachwissenschaftlicher Stoffe in der Form des stilisirten Dialogs, wie sie bei den Griechen sehr verbreitet und vereinzelt auch bereits früher bei den Römern vorgekommen war (II, 432). Namentlich Cicero war es, der den Versuch machte rhetorische und philosophische Stoffe in dieser Form darzustellen und das Lehr- mit dem Lesebuch zu verschmelzen. Seine Hauptschriften sind die ‚vom Redner' (geschrieben 699), wozu die Geschichte der römischen Beredsamkeit (der Dialog ‚Brutus', geschrieben 708) und andere kleinere rhetorische Aufsätze ergänzend hinzutreten, und die Schrift ‚vom Staat' (geschrieben 700), womit die Schrift ‚von den Gesetzen' (geschrieben 702?) nach platonischem Muster in Verbindung gesetzt ist. Es sind keine grofse Kunstwerke, aber unzweifelhaft diejenigen Arbeiten, in denen die Vorzüge des Verfassers am meisten und seine Mängel am wenigsten hervortreten. Die rhetorischen Schriften entwickeln einen Schatz von praktischer Sachwaltererfahrung und Sachwalteranekdoten aller Art in leichter und geschmackvoller Darstellung und lösen in der That das Problem einer amüsanten Lehrschrift. Die Schrift vom Staate führt in einem wunderlichen geschichtlich-philosophischen Zwittergebilde den Grundgedanken durch, dafs die bestehende Verfassung Roms wesentlich die von den Philosophen gesuchte ideale Staatsordnung sei; eine Idee, die freilich eben so unphilosophisch wie unhistorisch, übrigens auch nicht einmal dem Verfasser eigenthümlich, aber begreiflicher Weise populär war und blieb. Das wissenschaftliche Grundwerk dieser rhetorischen und politischen Schriften Ciceros gehört natürlich durchaus den Griechen und auch vieles Einzelne, z. B. der grofse Schlufseffect in der Schrift vom Staate, ist geradezu ihnen abgeborgt; doch kommt denselben insofern eine relative Originalität zu, als die Bearbeitung durchaus römische Localfarbe zeigt. Auch die Gesprächsform Ciceros ist zwar weder die echte Fragedialektik der besten griechischen Kunstdialoge noch der echte Conversationston Diderots oder Lessings; aber die grofsen Gruppen der um Crassus und Antonius sich versammelnden Advocaten und der älteren und jüngeren Staatsmänner des scipionischen Zirkels geben doch einen lebendigen uud bedeutenden Rahmen, passende Anknüpfungen für geschichtliche Beziehungen und Anekdoten und geschickte

Ruhepunkte für die wissenschaftliche Erörterung. Der Stil ist ebenso durchgearbeitet und gefeilt wie in den bestgeschriebenen Reden und insofern erfreulicher als diese, als der Verfasser hier nicht leicht einen vergeblichen Anlauf zum Pathos nimmt. Wenn diese philosophisch gefärbten rhetorischen und politischen Schriften Ciceros nicht ohne Verdienst sind, so fiel dagegen der Compilator vollständig durch, als er in der unfreiwilligen Mufse seiner letzten Lebensjahre (709. 710) sich an die eigentliche Philosophie machte und mit ebenso grofser Verdriefslichkeit wie Eilfertigkeit in ein paar Monaten eine philosophische Bibliothek zusammenschrieb. Das Recept war sehr einfach. In roher Nachahmung der populären aristotelischen Schriften, in welchen die dialogische Form hauptsächlich zur Entwickelung und Kritisirung der verschiedenen älteren Systeme benutzt war, nähte Cicero über irgend ein philosophisches Problem die einschlagenden epikureischen, stoischen und synkretistischen Schriften, wie sie ihm in die Hand kamen oder gegeben wurden, zu einem sogenannten Dialog an einander, ohne von sich mehr dazu zu thun als theils irgend eine aus der reichen Sammlung von Vorreden für künftige Werke, die er liegen hatte, dem neuen Buche vorgeschobene Einleitung, theils diejenige Verhunzung, ohne welche ein weder zum philosophischen Denken noch auch nur zum philosophischen Wissen gelangter schnell und dreist arbeitender Litterat dialektische Gedankenreihen nicht reproducirt. Auf diesem Wege konnten denn freilich sehr schnell eine Menge dicker Bücher entstehen — ‚es sind Abschriften', schrieb der Verfasser selbst einem über seine Fruchtbarkeit verwunderten Freunde; ‚sie machen mir wenig Mühe, denn ich gebe nur die Worte dazu und die habe ich in Ueberflufs'. Aber wer in solchen Schreibereien klassische Productionen sucht, dem kann man nur rathen sich in litterarischen Dingen eines schönen Stillschweigens zu befleifsigen.

Unter den Wissenschaften herrschte reges Leben nur in einer einzigen: es war dies die lateinische Philologie. Das von Stilo angelegte Gebäude sprachlicher und sachlicher lateinischer Forschung wurde vor allem von seinem Schüler Varro in der grofsartigsten Weise ausgebaut. Es erschienen umfassende Durcharbeitungen des gesammten Sprachschatzes, namentlich Figulus weitschichtige grammatische Commentarien und Varros grofses Werk ‚von der lateinischen Sprache'; grammatische und sprachgeschichtliche Monographien, wie Varros Schriften vom lateinischen Sprachgebrauch, über die Synonymen, über das Alter der

Buchstaben, über die Entstehung der lateinischen Sprache; Scholien zu der älteren Litteratur, welche besonders für Plautus Sisenna, Varro und Andere lieferten; litterargeschichtliche Arbeiten, Dichterbiographien, Untersuchungen über die ältere Schaubühne, über die scenische Theilung der plautinischen Komödien und über die Aechtheit derselben. Die lateinische Realphilologie, welche die gesammte ältere Geschichte und das aus der praktischen Jurisprudenz ausfallende Sacralrecht in ihren Kreis zog, wurde zusammengefafst in Varros fundamentalen und für alle Zeiten fundamental gebliebenen ‚Alterthümern der menschlichen und der göttlichen Dinge' (bekanntgemacht zwischen 687 u. 709). Die erste Hälfte ‚von den menschlichen Dingen' schilderte die Urzeit Roms, die Land- und Stadteintheilung, die Wissenschaft von den Jahren, Monaten und Tagen, endlich die öffentlichen Handlungen daheim und im Kriege; in der zweiten Hälfte ‚von den göttlichen Dingen' wurde die Staatstheologie, das Wesen und die Bedeutung der Sachverständigencollegien, der heiligen Stätten, der religiösen Feste, der Opfer- und Weihgeschenke, endlich der Götter selbst übersichtlich entwickelt. Dazu kam aufser einer Anzahl von Monographien — zum Beispiel über die Herkunft des römischen Volkes, über die aus Troia stammenden römischen Geschlechter, über die Districte — als ein gröfserer und selbstständigerer Nachtrag die Schrift ‚vom Leben des römischen Volkes'; ein merkwürdiger Versuch einer römischen Sittengeschichte, die ein Bild des häuslichen, finanziellen und Culturzustandes in der Königs-, der ersten republikanischen, der hannibalischen und der jüngsten Zeit entwarf. Diese Arbeiten Varros ruhen auf einer so vielseitigen und in ihrer Art so grofsartigen empirischen Kenntnifs der römischen Welt und ihres hellenischen Grenzgebiets, wie sie nie vor- oder nachher ein anderer Römer besessen hat, und zu der die lebendige Anschauung und das Studium der Litteratur gleichmäfsig beigetragen haben; das Lob der Zeitgenossen war wohlverdient, dafs Varro seinen in ihrer eigenen Welt fremden Landsleuten die Heimath gewiesen und die Römer kennen gelehrt habe, wer und wo sie seien. Kritik aber und System wird man vergebens suchen. Die griechische Kunde scheint aus ziemlich trüben Quellen geflossen und es finden sich Spuren, dafs auch in der römischen der Schreiber von dem Einflufs des historischen Romans seiner Zeit nicht frei war. Der Stoff ist wohl in ein bequemes und symmetrisches Fachwerk eingereiht, aber methodisch weder gegliedert noch behandelt; die Anlehnung an die griechische Philologie besteht mehr im Nachahmen der Män-

gel als der Vorzüge derselben, wie denn vor allem das Etymologisiren auf bloſsen Anklang hin sowohl bei Varro selbst wie bei den sonstigen Sprachgelehrten dieser Zeit sich in die reine Charade und oft geradezu ins Alberne verläuft.* Gegen die Form zeigt der Schreiber vollständige Gleichgültigkeit. In ihrer empirischen Sicherheit und Fülle wie auch in ihrer empirischen Unzulänglichkeit und Unmethode erinnert die varronische lebhaft an die englische Nationalphilologie und findet auch eben wie diese ihren Mittelpunkt in dem Studium der älteren Schaubühne. Daſs die monarchische Litteratur im Gegensatz gegen diese sprachliche Empirie die Sprachregel entwickelte, ward bereits bemerkt (S. 536). Es ist in hohem Grade bedeutsam, daſs an der Spitze der modernen Grammatiker kein geringerer Mann steht als Caesar selbst, der in seiner Schrift über die Analogie (bekanntgemacht zwischen 696 und 704) es zuerst unternahm die freie Sprache unter die Gewalt des Gesetzes zu zwingen. — Neben dieser ungemeinen Regsamkeit auf dem Gebiet der Philologie fällt die geringe Thätigkeit in den übrigen Wissenschaften auf. Was in der Philosophie von Belang erschien, wie Lucretius Darstellung des epikureischen Systems in dem poetischen Kinderkleide der vorsokratischen Philosophie und die besseren Schriften Ciceros, fand seine Bedeutung und sein Publicum nicht durch, sondern trotz des philosophischen Inhalts einzig durch seine ästhetische Form. Die zahlreichen Uebersetzungen epikureischer Schriften und die pythagoreischen Arbeiten, wie Varros groſses Werk über die Principien der Zahlen und das noch ausführlichere des Figulus von den Göttern, lassen sich noch weniger als wissenschaftlich bedeutende Erscheinungen bezeichnen. — Auch in den Fachwissenschaften ist es schwach bestellt. Varros dialogisch geschriebene Bücher vom Landbau und desselben so wie des Servius Sulpicius Rufus (Consul 703) juristische Arbeiten sind so ziemlich das Einzige, was hier Erwähnung verdient; und auch von den letzteren ist kaum etwas weiter zu sagen, als daſs sie zu dem dialektischen und philosophischen Aufputz der römischen Jurisprudenz beitrugen. Daſs Mathematik und Physik

* So leitet Varro *facere* her von *facies*, weil wer etwas macht, der Sache ein Ansehn giebt, Gaius Trebatius, ein philologischer Jurist dieser Zeit, *sacellum* von *sacra cella*, Figulus *frater* von *fere alter* und so weiter. Dies Treiben, das nicht etwa vereinzelt, sondern als Hauptelement der philologischen Litteratur dieser Zeit erscheint, hat die gröſste Aehnlichkeit mit der Weise, wie man bei uns Sprachvergleichung trieb, ehe die Einsicht in den Sprachenorganismus hier den Empirikern das Handwerk legte.

durch die gesteigerten hellenistischen und utilitarischen Tendenzen der Monarchie gefördert wurden, zeigt sich wohl in der steigenden Bedeutung derselben im Jugendunterricht (S. 530) und in einzelnen praktischen Anwendungen, wohin aufser der Reform des Kalenders etwa noch gezählt werden können das Aufkommen der Wandkarten in dieser Zeit, die verbesserte Technik des Schiffbaus und der musikalischen Instrumente und die Ausführung mechanischer Operationen, wie das Zusammenschieben zweier erst als Theater benutzten halbkreisförmigen Bretter-gerüste zu einem kreisförmigen Amphitheater oder das Schlagen einer Pfahlbrücke über einen Strom von der Breite des Rheines. Die Schilderungen merkwürdiger Thiere, die Caesar in seine Feldzugsberichte eingelegt hat, beweist, dafs ein Aristoteles, wenn er aufgetreten wäre, seinen Fürsten wiederum gefunden haben würde. Was aber von litterarischen Leistungen auf diesem Gebiet erwähnt wird, hängt wesentlich an den Neupythagoreismus sich an; so des Figulus Zusammenstellung griechischer und barbarischer, d. h. ägyptischer Himmelsbeobachtungen und desselben Schriften von den Thieren, den Winden, den Geschlechtstheilen. Wenn überhaupt die griechische Naturforschung von dem aristotelischen Streben im Einzelnen das Gesetz zu finden mehr und mehr zu der empirischen Beobachtung des Aeufserlichen und Auffallenden in der Natur abgeirrt war, so konnte die Naturwissenschaft, indem sie als mystische Naturphilosophie auftrat, statt aufzuklären und anzuregen, nur noch mehr verdummen und lähmen; und solchem Treiben gegenüber liefs man es besser noch bei der Plattitüde bewenden, welche Cicero als sokratische Weisheit debitirt, dafs die Naturforschung entweder nach Dingen sucht, die Niemand wissen könne, oder nach solchen, die Niemand zu wissen brauche.

Werfen wir schliefslich noch einen Blick auf die Kunst, so zeigen auch hier sich dieselben unerfreulichen Erscheinungen, die das ganze geistige Leben dieser Periode erfüllen. Das Staatsbauwesen stockte in der Geldklemme der letzten Zeit der Republik so gut wie ganz. Von dem Bauluxus der Vornehmen Roms war bereits die Rede; die Architekten lernten in Folge dessen den Marmor verschwenden — in dieser Zeit kamen die farbigen Sorten wie der gelbe numidische (Giallo antico) und andere in Aufnahme und wurden auch die lunensischen (carrarischen) Marmorbrüche zuerst benutzt — und fingen an die Fufsböden der Zimmer mit Mosaik auszulegen, die Wände mit Marmorplatten zu fourniren oder auch den Stuck marmorartig zu bemalen

— die ersten Anfänge der späteren Wandmalerei. Die Kunst gewann nicht bei dieser verschwenderischen Pracht. In den bildenden Künsten waren Kennerschaft und Sammelei in weiterem Zunehmen. Es war eine bloſse Affectation catonischer Simplicität, wenn ein Advocat vor den Geschwornen von den Kunstwerken ‚eines gewissen Praxiteles' sprach; alles reiste und schaute und das Handwerk der Kunstciceronen oder, wie sie damals hieſsen, der Exegeten, war keines von den schlechtesten. Auf alte Kunstwerke wurde förmlich Jagd gemacht — mehr freilich noch als auf Statuen und Gemälde, nach der rohen Art römischer Prachtwirthschaft auf kunstvolles Geräth und Zimmer- und Tafeldecoration aller Art. Schon zu jener Zeit wühlte man die alten griechischen Gräber von Capua und Korinth der Erz- und Thongefäſse wegen um, die den Todten waren mit ins Grab gegeben worden. Für eine kleine Nippefigur von Bronze wurden 40000 (2860 Thlr.), für ein Paar kostbare Teppiche 200000 Sest. (14000 Thlr.) bezahlt; eine gut gearbeitete bronzene Kochmaschine kam höher zu stehen als ein Landgut. Wie billig ward bei dieser barbarischen Kunstjagd der reiche Liebhaber von seinen Zuträgern häufig geprellt; aber der ökonomische Ruin namentlich des an Kunstwerken überreichen Kleinasiens brachte auch manches wirklich alte und seltene Prachtstück und Kunstwerk auf den Markt, und von Athen, Syrakus, Kyzikos, Pergamon, Chios, Samos und wie die alten Kunststätten weiter hieſsen wanderte alles was feil war und gar manches was es nicht war, in die Paläste und Villen der römischen Groſsen. Welche Kunstschätze zum Beispiel das Haus des Lucullus barg, der freilich wohl nicht mit Unrecht beschuldigt wurde sein artistisches Interesse auf Kosten seiner Feldherrnpflichten befriedigt zu haben, ward bereits erwähnt. Die Kunstliebhaber beklagten sich schon in dieser Zeit über die Verbannung der Kunstschätze auf die Paläste und Landhäuser der vornehmen Herren, wo sie schwierig und nur nach besonders von dem Besitzer eingeholter Erlaubniſs gesehen werden konnten. Die öffentlichen Gebäude dagegen füllten sich keineswegs im Verhältniſs mit berühmten Werken griechischer Meister und vielfach sah man noch in den Tempeln der Hauptstadt nichts als die alten holzgeschnitzten Götterbilder. Von Ausübung der Kunst ist so gut wie gar nichts zu berichten; kaum wird aus dieser Zeit ein anderer römischer Bildhauer oder Maler mit Namen genannt als ein gewisser Arellius, dessen Bilder reiſsend abgingen, nicht ihres künstlerischen Werthes wegen, sondern weil der arge Roué in den Bildern der Göttinnen getreue

Conterfeis seiner jedesmaligen Mätressen lieferte. Die Bedeutung von Musik und Tanz stieg im öffentlichen wie im häuslichen Leben. Wie die Theatermusik und das Tanzstück in der Bühnenentwickelung dieser Zeit zu selbstständigerer Geltung gelangten, wurde bereits dargestellt (S. 547); es kann noch hinzugefügt werden, dafs jetzt auch in Rom selbst auf der öffentlichen Bühne schon sehr häufig von griechischen Musikern, Tänzern und Declamatoren Vorstellungen gegeben wurden, wie sie in Kleinasien und überhaupt in der ganzen hellenischen und hellenisirenden Welt üblich waren.* Dazu kamen denn die Musikanten und Tän-

* Dergleichen ‚griechische Spiele' wurden nicht blofs in den griechischen Städten Italiens, namentlich in Neapel aufgeführt (Cic. *pro Arch.* 5, 10. Plutarch *Brut.* 21), sondern waren auch in Rom, wo sie zuerst 568 gegeben worden waren (Liv. 39, 22), jetzt schon sehr häufig (II, 438; Cic. *ad fam.* 7, 1, 3. *ad Att.* 16, 5, 1. Sueton *Caes.* 39. Plutarch *Brut.* 21). Wenn die bekannte Grabschrift der vierzehnjährigen Licinia Eucharis, die wahrscheinlich dem Ende dieser Epoche angehört, dieses ‚wohlunterrichtete und in allen Künsten von den Musen selbst unterrichtete Mädchen' in den Privatvorstellungen der vornehmen Häuser als Tänzerin glänzen und öffentlich zuerst auf der griechischen Schaubühne auftreten läfst *(modo nobilium ludos decoravi choro, Et Graeca in scaena prima populo apparui)*, so kann dies wohl nur heifsen, dafs sie das erste Mädchen war, das auf der öffentlichen griechischen Schaubühne in Rom erschien; wie denn überhaupt erst in dieser Epoche die Frauenzimmer in Rom anfingen auf der öffentlichen Schaubühne aufzutreten (S. 545). — Diese ‚griechischen Spiele' in Rom scheinen nicht eigentlich scenische gewesen zu sein, sondern vielmehr zu der Gattung der zusammengesetzten zunächst musikalisch-declamatorischen Aufführungen gehört zu haben, wie sie auch in Griechenland in späterer Zeit nicht selten vorkamen (Welcker griech. Tanz. S. 1277). Dahin führt das Hervortreten des Flötenspiels bei Polybios 30, 13, des Tanzes in dem Berichte Suetons über die bei Caesars Spielen aufgeführten kleinasiatischen Waffentänze und in der Grabschrift der Eucharis; auch die Beschreibung des Kitharöden *ad Her.* 4, 47, 60 (vgl. Vitruv. 5, 5, 7) wird solchen ‚griechischen Spielen' entnommen sein. Bezeichnend ist noch die Verbindung dieser Vorstellungen in Rom mit griechischen Athletenkämpfen (Polyb. a. a. O.; Liv. 32, 22). Dramatische Recitationen waren von diesen Mischspielen keineswegs ausgeschlossen, wie denn auch unter den Spielern, die Lucius Anicius 587 in Rom auftreten liefs, ausdrücklich Tragöden mit erwähnt werden; aber es wurden doch dabei nicht eigentlich Schauspiele aufgeführt, sondern vielmehr von einzelnen Künstlern entweder ganze Dramen oder wohl noch häufiger Stücke daraus declamirend oder singend zur Flöte vorgetragen. Das wird denn auch in Rom vorgekommen sein; aber allem Anschein nach war für das römische Publicum die Hauptsache bei diesen griechischen Spielen Musik und Tanz, und der Text mag für sie wenig mehr bedeutet haben als heutzutage die der italienischen Oper in London und Paris bedeuten. Dafs eigentlich dramatische Aufführungen in griechischer Sprache in Rom stattgefunden, ist nicht unmöglich, aber beweisen läfst es sich nicht und es können alle Erwähnungen

zerinnen, die bei Tafel und sonst auf Bestellung ihre Künste producirten und die in vornehmen Häusern nicht mehr seltenen eigenen Kapellen von Saiten- und Blasinstrumenten und Sängern. Dafs aber auch die vornehme Welt selbst fleifsig spielte und sang, beweist schon die Aufnahme der Musik in den Kreis der officiell anerkannten Unterrichtsgegenstände (S. 530); und was das Tanzen anlangt, so wurde, um von den Frauen zu schweigen, auch manchem Consular es vorgehalten, dafs er im kleinen Zirkel sich mit Tanzvorstellungen producirt habe. — Indefs gegen das Ende dieser Periode zeigen mit der beginnenden Monarchie sich auch in der Kunst die Anfänge einer besseren Zeit. Welchen gewaltigen Aufschwung das hauptstädtische Bau wesen durch Caesar nahm und das Reichsbauwesen nehmen sollte, ist früher erzählt worden. Sogar im Stempelschnitt der Münzen erscheint um das J. 700 ein bemerkenswerther Aufschwung: das bis dahin gröfstentheils rohe und nachlässige Gepräge wird von da an feiner und sorgsamer behandelt.

Wir stehen am Ende der römischen Republik. Wir sahen sie ein halbes Jahrtausend in Italien und in den Landschaften am Mittelmeer schalten; wir sahen sie nicht durch äufsere Gewalt, sondern durch inneren Verfall politisch und sittlich, religiös und litterarisch zu Grunde gehen und der neuen Monarchie Caesars Platz machen. Es war in der Welt, wie Caesar sie vorfand, viel edle Erbschaft vergangener Jahrhunderte und eine unendliche Fülle von Pracht und Herrlichkeit, aber wenig Geist, noch weniger Geschmack und am wenigsten Freude im und am Leben. Wohl war es eine alte Welt; und auch Caesars genialer Patriotismus vermochte nicht sie wieder jung zu machen. Die Morgenröthe kehrt nicht wieder, bevor die Nacht völlig hereingebrochen ist. Aber doch kam mit ihm den vielgeplagten Völkern am Mittelmeer nach schwülem Mittag ein leidlicher Abend; und als sodann nach langer geschichtlicher Nacht der neue Völkertag abermals anbrach und frische Nationen in freier Selbstbewegung nach neuen und höheren Zielen den Lauf begannen, da fanden sich manche darunter, in denen Caesars Same aufgegangen war und die ihm ihre nationale Individualität verdankten und verdanken.

griechischer Spiele in Rom sehr wohl gehen auf jene zusammengesetzten Spiele, die in der That mit ihrem wüsten Potpourri sich weit besser als die eigentlich scenischen für das römische Publicum und namentlich für die Aufführungen in Privathäusern eigneten.

Bayerische Staatsbibliothek München

A. Schedl

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mommsen, Theodor, 1817-1903

Römische Geschichte

Bd.: 3

Berlin 1856

H.ant. 278 m-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10432812-0